DIE SCHLESISCHEN KRIEGE UND DAS KURFÜRSTENTHUM HANNOVER, INSBESONDERE...

William L A. von Hassell

Die schlesischen Kriege

und

das Kurfürstenthum Hannover.

Die schlesischen Kriege

und

das Kurfürstenthum Hannover.

Die schlesischen Kriege

und

das Kurfürstenthum Hannover.

Insbesondere

die Katastrophe von Hastenbeck und Kloster Zeven.

Mit Benutzung archivalischer Quellen

von

W. von Hassell.

Nebst einem Plane der Schlacht von Hastenbeck.

Hannover.
Hahn'sche Buchhandlung.
1879.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Vorwort.

Von den drei Katastrophen, die im Verlaufe von wenig mehr als einem Jahrhundert (1757, 1803, 1866) über das hannoversche Land hereingebrochen sind, hat die erste, die von Hastenbeck und Kloster Zeven, deswegen den Anspruch auf ein allgemeineres Interesse, weil sie in ihren Ursachen und Folgen eng mit den seltsamen europäischen Complicationen verwachsen ist, welche der Abschluß des preußisch-englischen Neutralitätsvertrages von Westminster im Januar 1756 im Gefolge hatte.

Jedoch schwebte über den Verhandlungen, welche im Winter 1756 bis 1757 von Hannover aus, einerseits mit dem Kaiserhofe, anderseits mit dem Könige von Preußen geführt wurden, ein eigenthümliches Dunkel. Es war bis jetzt nicht genügend aufgeklärt, welche Motive den britischen Monarchen bewogen, statt der von Wien aus gebotenen verlockenden Neutralität für sein Heimathland, entgegen den Rathschlägen seiner hannoverschen Minister, sich offen auf die preußische Seite zu werfen. Ebenso mangelte es an einer ausreichenden Erklärung für die überraschende Occupation des Bisthums Paderborn durch die Observations-Armee im Mai 1757, die sich mit dem anfänglich überaus vorsichtigen Auftreten derselben in Westfalen durchaus nicht reimen ließ. Und so lange über diese Episode des großen siebenjährigen Krieges im Wesentlichen Nichts weiter vorlag, als die mageren Nachrichten des Generals v. Schmettau (in der von seinem Sohne veröffentlichten Lebensbeschreibung), so

lange war es unmöglich, sich ein richtiges Bild über die Vorgänge zu machen. Man sah in der eigenthümlichen Zurückhaltung der hannoverschen Minister gegen den preußischen Unterhändler Nichts weiter, als eine engherzige Vorsicht und Pedanterie; man glaubte, sie hätten, entgegen den Intentionen ihres Königs, eine kleinliche Kirchthurmspolitik getrieben, und gleichzeitige Historiker sowohl als spätere haben sie deshalb mit herben Vorwürfen überschüttet.

Durch die Liberalität der preußischen Regierung ist es mir nun aber gestattet worden, die reichen Schätze des hannoverschen Staats-Archivs einzusehen. Dort fand ich nicht allein die hannoverschen Gesandtschaftsberichte der damaligen Zeit aus Wien in ihrer ganzen Vollständigkeit, sondern, was noch unendlich wichtiger war, auch den gesammten eigenhändigen Briefwechsel der Könige Friedrich II. und Georg II, den selbst der gründliche Schäfer nur theilweise zu kennen scheint.

Welchen gewaltigen Einfluß die persönliche Ueberredung des preußischen Monarchen auf die Politik Georgs II. gehabt hat, geht aus diesem Schriftwechsel unbezweifelt hervor. Ich habe es mir deshalb nicht versagen mögen, denselben in den Anlagen vollständig zu bringen. Natürlich war es jedoch unmöglich, die eigenthümliche Schreibweise Friedrichs II, seine kleinen fließenden Schriftzüge und seine vollständige Verachtung jeglicher Orthographie, die mit der merkwürdigen Klarheit seines Denkens und der Präcision seines Ausdruckes wunderbar contrastiert, durch den Druck genügend wiederzugeben. Um aber dem Leser wenigstens einen Begriff von der Art zu geben, wie sich der preußische Monarch schriftlich auszudrücken pflegte, habe ich die Wortfügung in den beiden Briefen vom 7. Februar und 11. März 1757 (Anlagen 7 und 10) genau so beibehalten, wie sie im Originale ist.

An der Hand dieser werthvollen Documente, sowie der umfangreichen Correspondenz des Ministers Gerlach Adolf von Münchhausen mit seinem Bruder in London und dem Herzoge von Cumberland war ich nun im Stande, zum ersten Male eine wirklich authen-

tische Darstellung der ganzen Periode der Verhandlungen vor dem Beginne des Feldzuges in Westfalen und der Epoche des Versuches eines hannoversch-französischen Separatabkommens, welche mit der Convention von Kloster Zeven so kläglich endete, zu geben.

Vieles aus dieser traurigen Zeit erscheint danach in einem wesentlich neuen Lichte und das Maß der Verschuldung für die unerhörten Unglücksfälle, die über das Kurfürstenthum Hannover hereinbrachen, vertheilt sich ziemlich gleichmäßig auf den König Georg II, die Minister und den Herzog von Cumberland; — jedoch auch der König Friedrich von Preußen hat sein gutes Theil daran.

Dennoch würde ich mich kaum der Hoffnung hingeben, daß die Geschichtserzählung, welche die nachfolgenden Blätter enthalten, auch für Leser außerhalb meines engeren Vaterlandes Interesse haben würde, wenn sie sich auf diese vergleichsweise engbegrenzte und kurze Periode beschränkte. Deshalb habe ich mich bestrebt, den genauen Zusammenhang der Vorgänge, welche sich während des Jahres 1757 in Hannover und Westfalen abspielten, nicht allein mit den Ereignissen auf den anderen Kriegsschauplätzen, sondern auch mit den Verhandlungen an den Höfen der europäischen Großmächte fortwährend festzuhalten. Ja, ich hielt es für erforderlich, den Verlauf des ganzen österreichischen Erbfolgekrieges, insbesondere aber die parlamentarischen Kämpfe in England während desselben und der nachfolgenden Friedensperiode kurz zu erzählen. Namentlich mußte ich auch die Entstehung des englisch-preußischen und des französisch-österreichischen Neutralitätsbundes weitläuftiger entwickeln, da sonst weder der Entschluß des Königs von Preußen, den siebenjährigen Krieg zu beginnen, noch die gänzlich veränderte Stellung der anderen Mächte zu diesem Riesenkampfe zu verstehen ist.

Wenn ich nun diese geringen Beiträge zur Geschichte des 18. Jahrhunderts der Nachsicht des Publikums übergebe, so hoffe ich, man wird mir wenigstens das Zeugnis nicht versagen, daß ich nach Unparteilichkeit gestrebt habe. Zugleich aber will ich nicht

unterlassen, dem Herrn Archivrath Dr. Janicke zu Hannover für die große Bereitwilligkeit und Gefälligkeit, mit der er mich in meinen Studien unterstützt hat, hiemit öffentlich meinen verbindlichsten Dank zu sagen. Ebenso fühle ich mich meinem alten Freunde, dem Herrn Baron C. von Hake auf Diederssen, für das Vertrauen, mit dem er mir seine Bibliothek und seine Familienpapiere zur Verfügung gestellt hat, zu ganz besonderem Danke verpflichtet.

Dresden, im Februar 1879.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichnis.

Erstes Capitel.

Zweites Capitel.

Drittes Capitel.

Viertes Capitel.

Fünftes Capitel.

Sechstes Capitel.

Siebentes Capitel.

Achtes Capitel.

Neuntes Capitel.

Zehntes Capitel.

Verbesserungen.

Seite 49, Anm., Zeile 12 v. u. statt „aus 6 hannoverschen Bataillonen“ lies „6 hannoversche Bataillone“.

„ 50, Zeile 1 v. o. und 7 v. u. statt „Grammont“ lies „Gramont“.

„ 69, „ 6 v. u. statt „veranlaßte sie gar bald“ lies „veranlaßte sie aber bald“.

„ 79, „ 7 v. u. statt „demonstrierte“ lies „remonstrierte“.

„ 87, Anm., Zeile 3 v. u. statt „Homeyer's“ lies „Hormayr's“.

„ 89, Zeile 15 v. o. statt „Stahremberg“ lies „Starhemberg“.

„ 106, „ 21 v. u. „ „Januar 1754“ lies „Januar 1755“.

„ 181, „ 4 v. o. „ „Frankreichs“ lies „Frankreich“.

„ 185, „ 2 v. u. „ „Brown“ lies „Browne“.

„ 247, „ 3 v. o. „ „— und darf heute — noch“ lies „— und darf heute noch —“.

„ 259, „ 17 v. o. „ „sechszig“ lies „sechszig“.

„ 268, „ 15 v. o. „ „dem Kammerpräsident“ lies „dem Kammerpräsidenten“.

„ 307, „ 6 v. o. „ „Tünderanger“ lies „Tünder-Anger“.

„ 363, „ 16 v. o. „ „den er angreifen sollte“ lies „den sie angreifen sollte“.

„ 372, „ 9 v. o. „ „Zwar öffneten“ lies „Zwar eröffneten“.

„ 374, „ 1 v. o. „ „Hölzungen“ lies „Holzungen“.

„ 393, „ 2 v. o. „ „Spitzen, Jabots“ lies „Spitzen-Jabots“.

„ 394, „ 3 v. o. „ „Marande“ lies „Maraude“.

„ 398, „ 4 v. o. „ „brachen sie“ lies „brach sie“.

„ 436, „ 19 v. o. „ „dieselben“ lies „Dieselben“.

„ 464, „ 17 v. u. „ „befähle“ lies „beföhle“.

Erstes Capitel.

Es war ursprünglich nur ein unbedeutender Conflict zwischen England und Spanien, wegen einiger heikeligen Fragen des Seerechts in Westindien, der jenen Weltbrand veranlaßte, welcher neun lange Jahre hindurch von 1739—1748 Europa erschütterte. Diese geringfügige Differenz war von der sogenannten „Patrioten"-Partei in Großbritannien zu einer Frage der beleidigten Nationalehre aufgebläht worden, in der alleinigen Absicht, den friedliebenden allmächtigen Minister Walpole zu stürzen.

In den Krieg wurden nach und nach fast alle europäischen Staaten hineingezogen. Zunächst erschien Frankreich, erst im Geheimen, dann offen, als Verbündeter Spaniens auf dem Kampfplatze. Bald nachher aber trat noch ein Ereigniß ein, welches nicht allein Oesterreich mit in den Kampf verflocht, sondern auch dem Könige Friedrich II. von Preußen Veranlassung gab, in die Geschicke des Welttheils entscheidend einzugreifen. Der Tod des deutschen Kaisers Karl VI., am 20. October 1740, war es, der den Anstoß gab, und durch das überraschende selbstständige Auftreten des jungen Preußenkönigs ward sodann das ganze alte System der Politik, das mühsam gesuchte Problem des europäischen Gleichgewichts in seinen Grundvesten erschüttert und endlich über den Haufen geworfen. Aus einer, dem Hause Oesterreich ergebenen Macht zweiten Ranges wurde, allerdings erst nach schweren Kämpfen, ein gleichberechtigter, nebenbuhlerischer Gegner.

Mit der neuen Ordnung der Dinge fielen alle früheren sogenannten natürlichen Allianzen zusammen. Es entwickelte sich eine total verschiedene Gruppierung der europäischen Mächte, welche durch den dritten schlesischen oder siebenjährigen Krieg endgiltig befestigt und vorerst abgeschlossen ward. Die Verhältnisse und Ereignisse, welche zu diesem Resultate führten, sind indeß besonders verwickelter Natur. Namentlich die Beziehungen Englands zu Preußen und deren Rückwirkungen auf Hannover

sind ganz seltsam compliciert. Eine gedrängte Uebersicht der kriegerischen und politischen Vorgänge, welche nach vielen Irrungen und Umwegen als schließliches Ergebnis eine innige Allianz und Waffenbrüderschaft zwischen Preußen und England-Hannover herbeiführten, ist deshalb unerläßlich.

Der verstorbene österreichische Kaiser war der letzte des Mannsstammes der Habsburger gewesen. Er hinterließ nur zwei Töchter. Um der ältern, der 23jährigen berühmten geistvollen Maria Theresia, die Succession in den österreichischen Stammlanden zu sichern, hatte er bereits im Jahre 1724 ein neues Erbfolgegesetz verkündet. Danach sollte, den alten Hausbestimmungen entgegen, von nun an die directe weibliche Nachkommenschaft den männlichen Seitenverwandten vorgehen. Um allen Streitigkeiten vorzubeugen, wurden die europäischen Mächte eingeladen, die Ausführung zu sanctionieren. Sie traten sämmtlich, die einen gegen diese, die anderen gegen jene Gegenleistung, bei. Die deutschen Fürsten vor Allem verpflichteten sich, das Recht der Tochter anzuerkennen und zu garantieren. So erhielt dieses berühmte Gesetz unter dem Namen der „pragmatischen Sanction“ europäische Giltigkeit, und Karl VI. starb in der festen Ueberzeugung, der Maria Theresia ihr reiches Erbe gesichert zu haben.

Jedoch kaum war der Vater todt, so zeigte es sich, daß alle solche Verträge und Garantien nicht viel mehr Werth haben, als das Papier, worauf sie geschrieben sind, wenn sie nicht mit den Waffen in der Hand vertheidigt werden können. Für die Ausbildung und Verstärkung des Heeres hatte aber der Kaiser in den letzten Jahren wenig gethan. Die alten berühmten Feldherren waren todt. Auf den Rath des Prinzen Eugen, die pragmatische Sanction lieber durch einen gefüllten Schatz und ein zahlreiches Heer, wie durch Tractate zu garantieren, hatte er nicht gehört. Die anderen Mächte dachten nun durchaus nicht daran, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Im Gegentheil, die junge Fürstin schien ihnen eine Gegnerin von verlockender Schwäche. Der Verfall der österreichischen Heeresmacht war ihnen bekannt. Die reichen Erblande mußten, wie sie glaubten, bei einem plötzlichen Angriff eine leichte Beute werden, und Alle, die irgend welche Seitenverwandtschaft mit dem Mannesstamm der Habsburger nachweisen konnten, traten nun, trotz der früheren Versprechungen, hervor.

Indessen, bevor noch dieser Conflict zum Ausbruch kam, erhob sich der jungen Kaiserin im Innern von Deutschland ein neuer Gegner von einer Seite, wo sie ihn am wenigsten erwartet hatte. Der König Friedrich II. von Preußen hatte nach langen Jahren erbitterter Feindschaft und endlicher widerwilliger Unterwerfung unter die tyrannische

Willkür seines Vaters den Thron bestiegen, kaum fünf Monate bevor der Kaiser Karl VI. starb. Dem jungen thatkräftigen Manne waren dadurch mit einem Male die Mittel zu einer selbstständigen Politik zugefallen. Nun fühlte er die Lust, sie zu gebrauchen. Seinem kühnen feurigen Sinne war schon längst der Widerstand der Habsburger gegen eine Vergrößerung Preußens wie unberechtigte Eifersucht erschienen. —

Daß diese Eifersucht vorhanden war, wird Niemand leugnen. Ob sie aber, vom österreichischen Standpunkte aus gesehen, so ganz unberechtigt war, ist mindestens zweifelhaft. Denn der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg hatte zwar, nach dem Vorbilde seines Schwiegervaters Ernst August von Hannover, die Verpflichtung übernommen, mit seinem Heere stets dem Kaiser beizustehen, um dessen Zustimmung zu erlangen, sich König in Preußen nennen zu dürfen. Trotzdem aber waren von nun an die Bestrebungen der kräftigen hohenzollernschen Fürsten darauf gerichtet, nicht blos den Titel, sondern auch die Macht eines Königs zu besitzen. Das Schicksal und ihr gesunder politischer Sinn wies sie ferner darauf hin, Gebietserweiterungen nur innerhalb Deutschlands zu suchen, während die Kurfürsten von Sachsen und Hannover sich die Königskronen von Polen und England aufs Haupt setzten. Dem Hause Habsburg dagegen war ein kräftiges, stets kriegsbereites Preußen im Norden Deutschlands nur so lange erwünscht, als es keinen gefährlichen Nebenbuhler darin zu fürchten brauchte. In keinem Falle aber durfte es zu einer Macht von europäischer Bedeutung heranwachsen.

Während der König Friedrich Wilhelm I. lebte, gelang es in der That vollständig, die preußische Politik in den engen Schranken zu halten, in denen sie sich bis dahin bewegt hatte. Dieser starre, eigensinnige, wunderliche Mann hing fest an dem alten Bündnis mit dem Kaiser. Der habsburgische Gesandte verstand es dazu meisterhaft, die bizarre Persönlichkeit des Soldatenkönigs für sich und seinen Herrn einzunehmen. Nie kam ihm die Möglichkeit in den Sinn, sich gegen Kaiser und Reich aufzulehnen. Zwar unterbrachen zuweilen kurze Perioden der Verstimmung das gute Einvernehmen zwischen ihm und dem österreichischen Hofe. So bot er einmal 30,000 Mann Hilfstruppen gegen Frankreich, statt der 10,000 stipulierten, wenn man seine Ansprüche auf das Herzogthum Berg mit Düsseldorf unterstützen wollte. Eine große protestantische Macht am Niederrhein erschien dem Kaiser aber zu bedenklich; er lehnte ab. Auch wurden im polnischen Erbfolgekriege die, Preußen für seine Hilfe gemachten, Versprechungen nicht gehalten. Indessen, wenn auch Friedrich Wilhelm es momentan bitter empfand, auf den Dank des Hauses Oesterreich ver-

geblich gerechnet zu haben, seine anererbte Anhänglichkeit war bald wieder gewonnen. Es bedurfte kaum des Entgegenkommens des Wiener Hofes für sein Lieblingskind — die Riesengarde, für welche ihm die Werbung im ganzen Reich gestattet wurde, um ihn wieder in's alte Geleise zurückzubringen. Man hatte in Wien längst erkannt, daß dem König trotz seiner rauhen, ja groben Außenseite die Energie fehlte, einen kräftigen Entschluß zu fassen. So sorgfältig er seine Armee und die Mittel, sie zu gebrauchen, sammelte; so ängstlich wich er jeder Gelegenheit, sie zu verwenden, aus. Seine Nachgiebigkeit gegen den Kaiser wurde immer mehr gehorsame Unterwerfung unter dessen Wünsche.

Man mag über diese Willfährigkeit jetzt vornehm lächeln; damals hatte sie unbezweifelt ihren großen Werth. Denn das Gefühl der Zusammengehörigkeit des gesammten Deutschen Reichs war zu der Zeit allenthalben fast ganz geschwunden. Nur die norddeutschen Höfe von Berlin und Hannover bewahrten noch einen Rest des alten patriotischen Sinnes. Freilich hatte auch deren treue Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, wie jede politische Handlung, in materiellen Interessen ihren Ursprung. Auch ward vielleicht das, was deutsche Politik sein sollte, mehr als nöthig habsburgische Politik. Aber in dem Widerstande, den das Haus Habsburg wieder und immer wieder den Bourbonen entgegensetzte, vertrat es wenigstens ebenso sehr deutsche, wie österreichische Interessen. In dem traurigen Jahrhundert nach dem westfälischen Frieden war die Kraft des Reichs, wenn sie noch irgendwo zu finden war, allein in den Heerlagern Prinz Eugen's und Montecuculi's zu suchen. Und nie fehlten hier, wenn es galt, der drohenden Uebermacht Frankreichs einen Damm entgegenzusetzen, die Heere Preußens und Hannovers.

Mit dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm I. änderten sich alle diese Beziehungen von Grund aus. Der Kronprinz Friedrich hatte die letzten sechs Jahre auf seinem Lieblingsschlosse Rheinsberg gelebt. Mit seinem Vater war er äußerlich versöhnt. Er war ihm in seiner Verheirathung mit der braunschweigischen Prinzessin Elisabeth Christina*) zu Willen gewesen. Er zeigte selbst für die Armee und die Lieblings-Neigungen seines Vaters mehr Interesse als zuvor. Doch die Charaktere der Beiden waren zu verschieden, als daß das Einverständnis ein inniges und herzliches hätte sein können. Friedrich liebte nach wie vor die schönen Künste, insbesondere die Musik. Seine Verehrung für die französische

*) Sie war eine Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht II. von Braunschweig-Bevern und eine Schwester des regierenden Herzogs Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel und des berühmten Herzogs Ferdinand.

Literatur und ihren berühmtesten Vertreter Voltaire namentlich waren der derben, echt deutschen Natur des Königs gründlich zuwider. Nur im Verborgenen durfte Friedrich sich daher seinen Passionen hingeben. Aber er hätte mehr wie ein Mensch sein müssen, wenn von der traurigen Zeit des offenen Zwistes, der sich einst bis zu dem unerhörten Scandal eines Fluchtversuches des Sohnes und eines Todesurtheils durch den eigenen Vater verschärft hatte, nicht ein Stachel in seinem Innern zurückgeblieben wäre, der ihn ernster und bitterer stimmte. Das trieb ihn, die Handlungen seines Vaters mit einer schärferen Neigung zum Tadel anzusehen, wie er es sonst vielleicht gethan hätte. Dessen Willfährigkeit gegen den habsburgischen Hof sah er insbesondere mit stillem Aerger. Sie erschien ihm wie unwürdige Nachgiebigkeit. Er war Zeuge, wie bei mehr als einer Gelegenheit die Hoffnung auf Dank für die geleisteten Dienste auf's bitterste betrogen wurde. Denn es ging, wie es eben immer bei einem Bündnisse des Schwächeren mit dem Mächtigen zu gehen pflegt: der Starke nimmt die Hilfe wie ein ihm gebührendes Recht in Anspruch; der Schwache dagegen findet seine Leistungen nie nach Gebühr gewürdigt und gelohnt. Insbesondere sah Friedrich mit wachsendem Groll die preußische Armee unter seines Vaters musterhafter Verwaltung von 40,000 allmählich auf 80,000 Mann anwachsen. Er sah, wie sie durch ausgezeichnete Führer, Leopold von Dessau, Schwerin und Andere, auf einen nie vorher geahnten Grad tactischer Vollkommenheit gebracht ward, wie sie an straffer Disciplin und glänzender Ausrüstung alle Heere Europa's übertraf, und wie, trotz der gefüllten Kassen, dennoch Friedrich Wilhelm nie zu bewegen war, diese Kriegsmittel zu benutzen, während der feurige Sohn die Macht Preußens längst für genügend hielt, um sich der Bevormundung des habsburgischen Kaiserhauses zu entziehen. Mit Ungeduld erwartete dieser daher den Moment, wo er selbstständig in die Händel der Welt eingreifen könnte. Und nun, fünf Monate nach dem Tode seines Vaters, der am 31. Mai 1740 erfolgte, bot sich die Gelegenheit, mit Oesterreich, wie er es nannte, Abrechnung zu halten.

Die Nachricht von dem Ableben des Kaisers Karl VI. traf den jungen König bettlägerig. „Jetzt ist es nicht Zeit, krank zu sein!" rief er aus. Sein Siechthum wich seiner Willenskraft. Er erhob sich von seinem Lager und ging unverzüglich daran, die längst gefaßten Pläne auszuführen. Truppen wurden mobilisiert und zusammengezogen, die Wege nach dem Rhein und Westfalen recognosciert und verbessert, um den Glauben zu verbreiten, es sei auf eine Geltendmachung der alten Ansprüche auf das Herzogthum Berg abgesehen. Friedrichs wahre Ab-

sicht war jedoch eine ganz andere. Er wußte sehr wohl, daß er bei einer Eroberung am Rhein zwei Großmächte, Oesterreich und Frankreich, zu Gegnern haben würde. Dagegen eröffneten ihm die Verwickelungen, welche die Durchführung der pragmatischen Sanction haben mußte, ganz andere Aussichten. Es war mehr als wahrscheinlich, daß die junge Kaiserin große Schwierigkeiten haben würde, ihr Erbe zu verfechten. Zwar konnte der König selbst sich keiner Verwandtschaft mit dem Kaiserhause rühmen. Auch war es zu der Zeit noch nicht Gebrauch, sich für einen Eroberungskrieg einfach auf das Nationalitätsprincip zu berufen. Aber jedes Kabinet besaß damals einen gewissen Vorrath von alten Erbverträgen, zu dem Zwecke, um sie bei passender Gelegenheit geltend zu machen.

Solche Actenstücke, welche ein etwas zweifelhaftes Erbrecht auf einzelne Theile von Schlesien begründeten, bewahrte Friedrich in seinem Archive. Die Zeit ist nunmehr vorüber, wo Juristen und Gelehrte mit einem bewundernswerthen Aufwand von Scharfsinn sich darüber stritten, ob diese alten Verträge, die theils von Oesterreich anerkannt, dann theilweise widerrufen und nochmals anerkannt, wirklich discutierbare Ansprüche auf die schöne Provinz begründeten. Niemand wußte besser als Friedrich, daß es keinen Staats-Gerichtshof gab, der ihm auf Grund dieser vergilbten Papiere die Provinz zusprechen würde, daß dieselben kaum mehr Werth hatten, wie etwa die, welche 1864 eine Succession Preußens in den Herzogthümern Schleswig und Holstein begründen sollten. Sein gesunder Sinn sagte ihm damals, wie in neuester Zeit den Kronjuristen, daß solche Ansprüche erst dann wirkliche Rechte werden, wenn sie mit Waffengewalt verfochten und im Friedensschluß anerkannt sind. Auch macht der König in seinen eigenen Bekenntnissen und in den Briefen an seine vertrauten Freunde aus seinen wahren Gedanken durchaus kein Hehl. Er gesteht, daß er sich zumeist durch die Begierde, seinen Namen demnächst in den Zeitungen und später in der Geschichte glänzen zu sehen, hinreißen ließ.*) Wenn er hätte voraussehen können, welchen unendlichen Jammer und welches Elend dieser erste Schritt innerhalb der folgenden fünfundzwanzig Jahre nicht allein über seine eigenen Unterthanen, sondern über ganz Deutschland bringen würde, so hätte er gewiß der eitlen Begierde nach Kriegsruhm nicht die schöne Ruhe geopfert, die er genießen konnte.

Man kann es aber nicht anders wie einen unerhörten Gewaltschritt bezeichnen, wenn Friedrich im December 1740 ohne vorherige Kriegs-

*) S. „Histoire de mon temps", chap. 2, und von Dohm's Denkwürdigkeiten meiner Zeit, IV, S. 155 ff., sowie Friedrichs Briefe an Jordan, auszüglich mitgetheilt in demselben Werke, V, S. 160.

erklärung seine Armee in Schlesien einrücken ließ und gleichzeitig durch seinen Gesandten am Wiener Hofe die Abtretung nicht einzelner Theile, auf welche er ein Erbrecht behauptete, sondern der ganzen Provinz verlangte. Es klang fast wie Hohn, als er der jungen Kaiserin dagegen zur Vertheidigung ihrer übrigen Erblande die Unterstützung seiner Armee und die Zahlung von zwei Millionen Gulden in Aussicht stellte. Es ist zwar in neuerer Zeit auch dagewesen, daß ein Staat dem andern im voraus eine Provinz cediert, um sich dessen mächtige Hilfe für einen beschlossenen Eroberungskrieg zu sichern; aber daß ein Nachbar an den andern im Frieden das Ansinnen stellt, einen Landestheil als Pfand für eine zur Vertheidigung des Rechts künftig zu leistende Hilfe, wozu er außerdem schon vertragsmäßig verpflichtet ist, vorweg abzutreten, dafür giebt es wohl kaum ein zweites Beispiel. Auch nimmt Friedrich für diesen ersten Schritt keineswegs unsere Bewunderung in Anspruch, wenn er sie auch durch die Geschicklichkeit und Kühnheit erzwingt, mit welcher er seine Eroberung, trotz der Eifersucht der anderen Mächte, in Sicherheit zu bringen wußte. An der Thatsache selbst wird jedoch dadurch nichts geändert, daß die Schlesier sich vielleicht unter dem österreichischen Scepter nicht glücklich fühlten. Ebensowenig wird sie dadurch entschuldbar, daß aus diesem ersten Anfange sich im Verlaufe eines Jahrhunderts ein neues deutsches Reich unter der Führung der Hohenzollern entwickelt hat. Damals vernichtete dieses Vorgehen unzweifelhaft den letzten Rest von Achtung, den das alte Reich, wenigstens im Norden Deutschlands noch besaß. Preußen gab diesem zum ersten Male das verhängnisvolle Beispiel einer Allianz mit Frankreich. Und wenn im dritten, schwersten Kriege die französischen Heere als Feinde Friedrichs und seines Bundesgenossen auftraten und ihn als Vorkämpfer gegen den Erbfeind Deutschlands erscheinen ließen, so geschah das durchaus gegen des Königs eigene Voraussetzungen und Absichten.

Zu der Zeit sahen alle europäischen Mächte das Auftreten Friedrichs in demselben bedenklichen Lichte. Sie fürchteten, dem ersten Gewaltschritt würden nur zu bald andere nachfolgen. Selbst seine eigenen Generale waren über die Verwegenheit des Beginnens bestürzt. Sie hielten die Macht Preußens der des gewaltigen Oesterreich nicht entfernt gewachsen, und die wahrscheinliche Niederlage schien ihnen gleichbedeutend mit dem Untergange der jungen Monarchie. Der alte Fürst Leopold von Dessau, welcher schriftliche Vorstellungen gewagt hatte, erhielt aber höchst ungnädige Antworten; denn des Königs Entschluß stand fest.

Anfangs December 1740 hatte es zuerst verlautet, worauf die Rüstungen und Truppenbewegungen in Preußen abzielten. Die Gesandten aller Mächte versuchten Remonstrationen zu machen, aber nur die wenigsten konnten wirklich dazu gelangen. Es war in dieser Zeit, als der gewissenhafte, fleißige Sir Guy Dickens, Großbritanniens Bevollmächtigter, verzweiflungsvoll schrieb*): „Niemand wagt, den jungen Fürsten zu warnen, obgleich Jeder die Verwirrung voraussieht, die unausbleiblich aus seinen Maßregeln folgen muß. Ein Monarch, der im geringsten Gefühl für Ehre, Wahrheit und Gerechtigkeit hat, könnte nicht so handeln wie er. Er will uns alle betrügen; niemals gab es eine größere Verstellungskunst, als die seine.“ Auch die junge Kaiserin schickte einen außerordentlichen Gesandten, den Marquis von Botta, nach Berlin. Am 1. December dort angekommen, gelang es demselben indeß erst am 5., seine Antritts-Audienz zu machen. Zögernd und auf Umwegen suchte er des Königs Absichten zu erforschen. Er lenkte sehr fein die Unterhaltung auf den schlechten Zustand der Straßen in Schlesien, die er passiert habe. Er meinte, im Winter seien sie vollständig grundlos. Friedrich aber blieb vollkommen gleichmüthig und meinte: „Das Schlimmste, was kommen kann, ist etwas Schmutz.“ Dann ging man zu Anderem über. Am folgenden Tage (6. December) erlangte auch der britische Gesandte endlich seine längst ersehnte Audienz. Er betonte die Nothwendigkeit der Untheilbarkeit der österreichischen Monarchie, den festen Willen seines Souverains, die pragmatische Sanction aufrecht zu erhalten. Der König wurde ungeduldig: „Wenn England diesen Vertrag unterstützen will; ich will es nicht“, sagte er. Dickens wagte zu äußern: „Was soll ich denn nach England schreiben — England und Holland werden sich sehr wundern über die Maßregeln, die Ew. Majestät nehmen.“ Da brauste Friedrich gewaltig auf; seine Augen blitzten, sein Gesicht röthete sich vor Zorn: „Wie kommen Sie dazu, solche Fragen zu stellen? England hat kein Recht, sich nach meinen Absichten zu erkundigen. Frage ich denn, zu welchem Zweck die ungeheuren Rüstungen zur See dienen sollen, die in Großbritannien gemacht werden?“ Dann wurde er ruhiger. Er meinte, Oesterreich sei allerdings eine Macht, die erhalten werden müsse, „um die Türken im Zaume zu halten“. Aber daß es auch in Deutschland ein Uebergewicht haben müsse, wollte er nicht zugeben. „Warum“, sagte er, „sollte es nicht eben so gut sein, wenn drei Kurfürsten vereinigt im Stande wären, ihm die Stange zu halten?“ Ueber diese Gesichts-

*) S. Carlyle, Hist. of Fr. the Great, Tauchn. ed. VI, S. 163 ff.

punkte war offenbar keine Einigung möglich. Endlich gab der Gesandte noch den Wink, daß England vielleicht geneigt wäre, die preußischen Ansprüche auf Jülich und Berg zu unterstützen, aber auch ohne Erfolg. Die Aussicht auf diese Hilfe wog Friedrich die sichere Feindschaft Frankreichs und Hollands nicht auf, der er in dem Falle begegnen mußte. Er wolle seine Grenze lieber nach einer andern Seite ausdehnen, wo weder Frankreich noch Holland daran Anstoß nehmen könnten, erwiderte er.

Damit waren seine Pläne klar enthüllt. Daß deren Ausführung Frankreich zu seinem Alliierten machen würde, wußte er — und er wünschte es. Gegen den Marquis Beauvau, welcher am 10. vorgelassen wurde, um sich zu beurlauben, war er außerordentlich gnädig und liebenswürdig. „Ich werde Ihr Spiel spielen, glaube ich", sagte er; „wenn ich die Asse bekomme, so theilen wir!"

Am nächsten Tage, den 11. December, erhielt auch der Marquis von Botta seine Abschieds-Audienz. Der König machte nunmehr aus seinen Absichten kein Geheimnis mehr. Er sagte offen, was seine Truppenbewegungen bedeuteten, welche Forderungen er an die österreichische Kaiserin stellen wollte. Botta war außer sich. „Sire", rief er aus, „vielleicht werden Sie das Haus Oesterreich stürzen; aber sich selbst müssen Sie zu derselben Zeit zu Grunde richten!" „Und", so fügte er mit ironischem Lächeln hinzu, „Ew. Majestät Truppen sind schön, ich gebe es zu. Die unserigen haben nicht dasselbe glänzende Aeußere; aber sie haben den Wolf gesehen. Bedenken Sie, was Sie thun!" Der Spott über die preußische Armee, die man nur zu Paraden gut hielt, stachelte des Königs Zorn. „Sie finden meine Truppen schön", erwiderte er, „vielleicht kann ich Ihnen beweisen, daß sie auch gut sind." Der Rubicon war überschritten.

Maria Theresia nahm die preußische Sommation ungefähr so auf, wie es der König Wilhelm aufgenommen haben würde, wenn im Sommer 1870 Baiern die 1866 abgetretenen Gebietstheile an der hessischen Grenze wieder besetzt und die Leistung seiner vertragsmäßigen Hilfe von der Rückcession derselben abhängig gemacht hätte. Das stolze Blut der Habsburgerin empörte sich über die unerhörte Zumuthung. Sie erinnerte sich des abhängigen Gehorsams, in dem Friedrich Wilhelm stets jedem Wunsche ihres Vaters entgegengekommen war. Vielleicht gedachte sie auch noch eines andern Umstandes. Es war vorzüglich die Fürsprache des Kaisers Karl VI. gewesen, welcher der damalige Kronprinz Friedrich sein Leben verdankte. Daß nun dieser selbe Friedrich jetzt mit viel mehr Geschicklichkeit wie Großmuth ihre bedrängte Lage benutzte, um ihr eine

Provinz zu entreißen, das verletzte ihre Gefühle auf's tiefste. Wer will mit ihr, der hochherzigen, edlen Frau, darüber rechten, wenn ihr weibliches Gemüth diesen Schlag nie vergessen konnte, wenn fortan der brennende Durst nach Rache an diesem einen ihrer Gegner mehr wie die kühlen Combinationen der Nützlichkeitspolitik ihre Handlungen bestimmte. Sie war eben ein Weib, aber ein Weib mit einer Energie des Hassens, die der Genialität ihres Gegners vollkommen ebenbürtig war.

In diesem Zeitpunkte waren indeß sämmtliche Minister der Kaiserin derselben Ansicht, daß man die trotzigen Forderungen des preußischen Königs zurückweisen müsse. Auch konnten sie nicht wohl anders rathen. Denn mit Recht war zu besorgen, daß ein Nachgeben gegen diese erste versuchte Bedrohung den Kaiserstaat in der Achtung seiner Nachbaren zu sehr sinken lassen würde. Insbesondere aber ist es eine Verkennung der damaligen Zustände, wenn einige Historiker dem Könige von England einen Vorwurf daraus machen, daß er nicht sofort Friedrichs Ansprüche der Maria Theresia gegenüber energisch vertrat.*) Es ist wahr, Georg II. war ein wunderlicher, eigensinniger Mann, und trotz seines Stolzes auf die britische Krone nur zu geneigt, über sein kleines deutsches Kurfürstenthum sein großes Königreich zu vergessen. So unangenehm das für die Engländer sein mochte, so natürlich war es. Denn als er mit seinem Vater nach England hinüberkam, war er bereits einunddreißig Jahre alt, als er 1727 den Thron bestieg, dreiundvierzig.**) Wie sollte er, der bis zum reifen Mannesalter in den beschränkten Umgebungen des hannoverschen Hofes gelebt hatte, sich sofort in die verwickelten Verhältnisse der englischen Verfassung, in den weiten Gesichtskreis der englischen Politik finden?

In Hannover dagegen beherrschte Georg in patriarchalischer Weise seine Unterthanen. Obgleich Niemand dort in seine Anordnungen hineinzureden hatte, geschah Nichts, ohne daß er die Meinung seiner erfahrenen Geheimräthe einholte. Wie seit Jahrhunderten seine Vorfahren, war er mit seinen Vorzügen und seinen Fehlern dort geachtet und geliebt. Die

---

*) S. unter Anderen die sonst ausgezeichnete Schäfer'sche Geschichte des siebenjährigen Krieges, I. S. 16 ff.

**) Georg II. (August) war am 30. October 1683 zu Hannover geboren. Er war der einzige Sohn des damaligen Kurprinzen Georg Ludwig, des nachherigen Königs Georg I. und seiner schönen Gemahlin, der Prinzessin Sophie Dorothea von Celle, die als unglückliche Staatsgefangene in dem Schlosse von Ahlden enden sollte. Seine Schwester, die wie ihre Mutter Sophie Dorothea hieß, heirathete im Jahre 1706 den Kronprinzen von Preußen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm I. Georg II., nach der Thronbesteigung seines Vaters Pair von England und Herzog von Cambridge, succedierte ihm am 11. Juni 1727.

Fürsorge für sein Stammland, wegen der ihn die Engländer haßten, machte ihn seinen hannoverschen Unterthanen doppelt theuer. Seit dem westfälischen Frieden hatten die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg wie ihre größeren Nachbaren, die Kurfürsten von Brandenburg, stets treu zu dem österreichischen Kaiserhause gehalten. Sein eigener Großvater war deshalb mit dem Kurhut belohnt worden. Persönliche Antipathie und gegenseitiger Neid erbitterten zwar, trotz der nahen Verwandtschaft, Georg II. und Friedrich Wilhelm gegeneinander bis zu offener Feindschaft: aber in der deutschen Politik gingen auch sie stets denselben Weg. Indeß, wenn der Kurfürst von Hannover jetzt noch, wie sein Vater und Großvater, in jeden Kampf eintreten wollte, den das Haus Habsburg gegen den Erbfeind führte, so fand er sich meist durch die Stimmung des englischen Volkes in seinen Absichten gehemmt, und bald sah man jede seiner Handlungen mit dem Argwohn an, daß sie um Hannovers willen geschähe.

Unglücklicherweise war auch die äußere Erscheinung des Königs wenig geeignet, auf die Briten Eindruck zu machen. Georgs II. Gestalt war klein, aber er liebte es, eine affectiert würdevolle Haltung anzunehmen. Namentlich pflegte er den einen Fuß coquettierend vorzusetzen. Seine Züge zeichneten sich keineswegs durch Schönheit aus. Seine Gesichtsfarbe war gelblich, die Nase klein, der Mund groß und die hellblauen Augen reichlich stark hervortretend. Das hellblonde Haar trug er stets stark gepudert, so daß man die ursprüngliche Farbe nicht erkennen konnte. Dazu endlich hatte er eine abgebrochene hastige, prustende Manier zu sprechen, so sehr auch seine Gewandtheit, sich schriftlich auszudrücken, gerühmt wird. Die geistige Begabung des Monarchen war überhaupt nicht unbedeutend. Er liebte das Studium wissenschaftlicher Schriften, namentlich solcher, die die Staatskunst behandelten. Trotzdem bewog ihn sein hitziges, auffahrendes Temperament oft zu politischen Entschlüssen, die er bei ruhiger Ueberlegung für verkehrt erkannte. Aber selbst Horace Walpole, der am Anfang seiner Memoiren ein wahres Zerrbild von ihm entwirft*), muß am Ende zugeben,

*) Er schreibt: Der König hat den Hochmuth Heinrichs VIII., ohne seinen Geist, die Unwürdigkeit Karls I. ohne die Eifersucht auf seine Prärogative, die Sucht zu Nörgeleien Wilhelms III., mit ebenso wenig Geschicklichkeit, die Parteien zu dirigieren, die plumpe Galanterie seines Vaters, ohne seine Gutmüthigkeit oder seine Ehrlichkeit; — er möchte vielleicht ehrenwerth gewesen sein, wenn er nie seinen Vater gehaßt, oder je seinen Sohn geliebt hätte. (Siehe Memoirs of the last ten years of the reign of George II. by Horace Walpole, I, S. 156. Vergl. damit II, S. 454 ff.

daß er die eingeschränkte Macht, die er als englischer Monarch besaß, mit großer Mäßigung gebrauchte, und daß er gegen die Interessen und die Zuneigung seiner englischen Unterthanen durchaus nicht gleichgiltig war. Er sparte keine Belohnungen für die, welche dem Vaterlande dienten. Obgleich seine britischen Minister sich selten seiner Gunst erfreuten, so unterwarf er sich doch meistens ihrer Entscheidung, während er sich von seinen Kindern und seinen Maitressen nie in politische Dinge hineinreden ließ. Ja auch der geringe Rest von königlicher Autorität, den man ihm ließ, war ihm gleichgiltig, wenn nur der äußere Schein einigermaßen aufrecht erhalten blieb. Oft kam er im Laufe seiner langen Regierung in erniedrigende Stellungen, aber dennoch riß ihn die Rachsucht selten fort, wenn die Macht, Rache zu üben, wiederkehrte. Auch für die zahlreichen Bluturtheile nach dem Aufstande des jungen Prätendenten trifft die Schuld weit weniger ihn, als die englischen Gerichte und das englische Volk. Seine Fehler waren mehr die eines Privatmannes, als die eines Königs. Wenn er mit seinem Vater uneins war, wenn er das Geld ungewöhnlich liebte, und deshalb mit seinen Kindern in Unfrieden lebte, wenn er sich in seinen Neigungen für das andere Geschlecht wenig Beschränkungen auferlegte, so hatte das auf seine Handlungsweise als Monarch keinen Einfluß.

In den ersten Jahren seiner Regierung wurde der König Georg II. durch den berühmten Minister Sir Robert Walpole und die Königin Caroline*) vollständig beherrscht. Das schien den Zeitgenossen im Anfang um so wunderbarer, da er im höchsten Grade eitel auf seine Charakterstärke und seinen persönlichen Muth war. Erst in der Folge zeigte es sich, daß alle, die mit ihm in Berührung kamen, mit Ausnahme seiner Kinder und Maitressen, ihn auf die eine oder die andere Weise beherrschten. Von der göttlichen Macht der Könige hatte Georg ur-

*) Diese ausgezeichnete, kluge Frau (geb. 1683) war eine Prinzessin von Brandenburg-Anspach. Sie hatte früh ihren Vater, den Markgrafen Johann Friedrich, verloren. Ihre Mutter, die sich zum zweiten Male mit dem älteren Bruder des nachherigen Kurfürsten August des Starken, Johann Georg IV., verheirathete, starb aber auch schon im Jahre 1696. Deshalb ward die junge, geistreiche, schöne Waise unter der Vormundschaft des Königs Friedrich I. am Berliner Hofe erzogen. Einundzwanzig Jahre alt, sollte sie zuerst den nachmaligen Kaiser Karl VI., den Kronprätendenten von Spanien, heirathen (1704). Die gescheidte Prinzessin konnte sich jedoch nicht entschließen, zur katholischen Kirche überzutreten. Am 2. September 1705 vermählte sie sich sodann mit dem Kurprinzen Georg August von Hannover, und ihre Schwiegermutter, die große Kurfürstin Sophie, ward am Hofe von Herrenhausen ihre treue Freundin und Beschützerin. (Vergl. Vehse, Geschichte des Hofes von Braunschweig-Lüneburg, I. S. 249 ff. V., 191. Carlyle, Hist. of Frederic the Great, Tauchn. ed. II, S. 298 rc.)

sprünglich keine geringere Meinung, wie Ludwig XIV. sie gehabt haben mochte. Die Beschränkungen, welche Ministerium und Parlament ihm auferlegten, waren ihm deshalb im höchsten Grade lästig. Er pflegte zu sagen, Karl I. sei durch seine Frau, Karl II. durch seine Maitressen, Jacob II. durch seine Priester, Wilhelm III. durch seine männlichen, Anna durch ihre weiblichen Günstlinge beherrscht worden. Sein Vater habe gar auf Jeden gehört, der zu ihm Zutritt erhielt. Zum Schluß fragte er dann mit selbstzufriedenem Lächeln: „Wer aber beherrscht mich?" Nichts wäre ihm daher empfindlicher gewesen, als der Verdacht, daß seine Frau ihn beeinflussen könnte. Um seine Unabhängigkeit von ihr zu zeigen, war er sogar vor dem Hofe gegen sie unfreundlich und fuhr sie oft heftig an. Natürlich ahmte er auch die Sitten des damaligen französischen Hofes nach und hielt sich mehrere Maitressen.*) Ein körperliches Leiden der Königin, welches schließlich auch ihr Ende herbeiführte, hat seine Neigung zu außerehelichen Liebschaften vielleicht vermehrt. Aber die kluge Frau duldete in weiser Nachgiebigkeit die Untreue ihres

*) Die bekannteste unter diesen ist die berühmte Frau von Wallmoden, welche er bei seinem Aufenthalt in Herrenhausen im Jahre 1735 zuerst kennen lernte. Diese Frau verstand es, den alternden Mann gänzlich für sich einzunehmen, so daß sie nach dem Tode seiner Gemahlin fast das Ansehen und die Rechte einer rechtmäßigen Gattin genoß. Sie war eine Tochter des hannoverschen Generals von Wendt und seit 1730 mit dem Drosten von Diepenau, Adam Gottlieb von Wallmoden, vermählt. Sie war eigentlich nicht schön, aber sie besaß ein sehr einnehmendes Aeußere. Der Glanz und das Feuer ihrer Augen waren unvergleichlich; ihr blendender Teint und ihre volle üppige Büste reizten die Sinne. Mit ausnehmendem Verstande erwarb sie sich allmählich sogar die Liebe der Hannoveraner und der Engländer, die sie anfänglich verspottet und gehaßt hatten; denn sie mischte sich nie in Staatsangelegenheiten und war im höchsten Grade uneigennützig und zugleich gefällig für Andere. Der König gab ihr nur in den allerersten Jahren einige Male Grund zur Eifersucht. Nachher bis zu seinem Tode genoß sie seine Gunst allein und ungetheilt. Sie begleitete ihn auf allen seinen deutschen Reisen und saß bei Tische stets an seiner linken Seite. Im Jahre 1739 gebar sie ihm einen Sohn, dem Georg II. merkwürdiger Weise die Vornamen seines Vaters „Georg Ludwig" gab. Ihr Gemahl, der damals noch als Oberhauptmann in Coldingen lebte, legte gar aus Gefälligkeit dem Knaben seinen Familiennamen „von Wallmoden" bei. Das Kind ward auf des Königs Kosten erzogen, der auch später für sein Fortkommen Sorge trug. Das ist jener Graf von Wallmoden, der 1765 hannoverscher Gesandter in Wien ward und der als hannoverscher Feldmarschall die Armee seines Heimathlandes während der Katastrophe des Jahres 1803 befehligte. – Der Gemahl der Frau von Wallmoden lebte bis zum Jahre 1752; sie selbst starb, allgemein bedauert, am 19. October 1765 in Hannover, wohin sie nach dem Tode des Königs im April 1763 übergesiedelt war. Ein schmerzhaftes Krebsleiden an der Brust war die Ursache ihres Todes. Das Leichenbegängnis war überaus prächtig. In der Gartenkirche zu Hannover liegt sie begraben.

Gatten, um ihn desto sicherer zu dirigieren. Eifersucht zeigte sie nie; im Gegentheil, sie war die Vertraute aller, selbst der intimsten Liebes-Intriguen ihres Gemahls, und ohne daß er es sich selbst klar machte, war sie so dennoch seine treueste Freundin, seine wirkliche wahre Geliebte. Sie aber, die Beschützerin der Literatur und Wissenschaften, fühlte sich trotz Allem glücklich im Besitze „der schönsten Krone der Welt, die in Hannover einen Leibniz, in England einen Newton zu ihren Unterthanen zählte".*)

In der Umgebung des Monarchen durchschaute Walpole allein dieses Verhältnis. Die Königin hatte er ursprünglich für sich dadurch zu interessieren gewußt, daß er ihr eine größere Apanage verschaffte, wie sie je eine Königin von England vor ihr besessen. Sie war ihm dankbar; sie erkannte seine große Geschicklichkeit in der Handhabung des Parlaments, und das machte ihr wiederum seine Erhaltung als ersten Minister wünschenswerth. Walpole's Sucht nach Reichthümern dagegen war schon befriedigt; aber er schätzte nichts mehr, als die Macht, und wollte unter allen Umständen im Amte bleiben. So war sein Interesse dasselbe, wie das der Königin. Denn auch ihre vorherrschende Leidenschaft war der Stolz, und ihr höchstes Seelenvergnügen war Macht. Beiden gelang es wirklich, den König lange Jahre durch die heftigsten Stürme des Parlaments hindurchzubringen, ohne daß er nöthig hatte, einen Minister-Wechsel vorzunehmen. Es war im Anfang um so schwerer, den König zu beeinflussen, da er im höchsten Grade rechthaberisch war. Widerspruch machte ihn zornig, und dann traten seine barschen und rauhen Umgangsformen doppelt schroff hervor. Wollte man ihn mit Gründen überzeugen, so blieb er desto hartnäckiger bei seiner Ansicht. Nicht mit Unrecht sagte man von ihm, daß sein Charakter dem des Eisens gerade entgegengesetzt sei. Eisen läßt sich am besten bearbeiten, wenn es heiß ist. Georg II. war aber vollkommen unlenksam, wenn der Zorn ihn erhitzte, und das kam sehr oft vor. Seine Gemahlin und Walpole wußten das sehr gut. Sie warteten deshalb stets den Moment ab, wo er ganz kühl und ruhig war. Dann aber brachte die Königin ihm ihre Ansichten in einer Weise bei, daß er stets glaubte, es wären seine eigenen. Seinen Behauptungen, und waren sie noch so unvernünftig, gab sie im Anfange stets nach. Im Laufe des Gesprächs formte sie dieselben jedoch vollständig nach ihrem Sinne um, während er nur die seinigen nachträglich verbessert zu haben meinte.**)

---

*) Vergl. Vehse, Der Hof von Braunschweig-Lüneburg I, S. 256.

**) Die Geschicklichkeit und diplomatische Kunst der Königin waren ganz ungewöhnlich. Wenn irgend Jemand gegenwärtig war, so nahm sie die Miene eines unter-

So gelang es, des Königs Meinungen, sogar über Selbstregierung, in wenig Jahren so total zu verändern, daß er bei jeder Gelegenheit seinen ersten Minister zu Rathe zog und öffentlich anerkannte, er besitze mehr Geist wie irgend ein Mann seiner Bekanntschaft. Nur in zwei Dingen ließ sich Georg II. nie hineinreden. Jedes Jahr ging er auf mehrere Monate nach Herrenhausen, die Regierungsgeschäfte in England mochten so dringend sein, wie sie wollten. Und dann hielt er sich für einen bedeutenden Militair, und die Sucht, in der englischen Armee die straffe Zucht einzuführen, durch welche Friedrich Wilhelm die preußische Armee zu einer allgemein bewunderten Mustertruppe gemacht hatte, verließ ihn nie.

Zwar stand Walpole in der Gunst seines Monarchen bis zum Ende unerschütterlich fest. Aber im Lande und im Parlamente nahm seine Popularität allmählich ab. Indeß die Opposition fand es unendlich schwer, die Stellung eines Staatsmannes, wie er, zu erschüttern. Er war zu vorsichtig, sich eine Blöße zu geben, und nur seine eigene ungemessene Herrschsucht brachte ihn schließlich zum Fall. Er wollte ganz allein regieren. Niemand gönnte er einen Theil seiner Machtfülle. Pulteney, einst einer der talentvollsten Anhänger seiner Partei, gab er in seinem Ministerium keine Stelle. In Folge dessen trat derselbe zur Oppositions-Partei über und wurde der talentvollste Führer, den dieselbe im Unterhause je gehabt hat. Auch der geistreiche Lord Carteret mußte bald wieder aus dem Amte weichen, in das Walpole ihn mit Widerstreben aufgenommen hatte. Lord Townsend, sein eigener Schwager, und Lord Chesterfield folgten nach wenigen Jahren. Endlich ward noch der mächtige einflußreiche Herzog von Argyll auch auf die Seite der Opposition getrieben.

Diese Männer bildeten nun den Kern der sogenannten „Patrioten"-Partei. Erst schwach, dann immer lauter erhoben sie ihre Stimme gegen den „allmächtigen", gegen den „käuflichen" Minister. Sie selbst vertraten, wie sie sagten, gegen ihn die unveränderlichen Principien der Freiheit. Die jungen Talente und aufstrebenden Ehrgeizigen schlossen

---

thänigen, unwissenden Weibes an. Kam aber Sir Robert Walpole in's Zimmer, so stand sie auf und that, als wenn sie hinausgehen wollte — denn sie wußte sehr wohl, daß der König sie bitten würde, zu bleiben. Und wenn dieser dann scherzend zu dem Minister sagte: „Da sehen Sie, wie ich von meiner Frau beherrscht werde; ja ja, es ist eine schöne Sache, unter dem Pantoffel zu stehen", — dann antwortete sie mit gut gespielter Bescheidenheit: „O Sire, es wäre doch eine zu eitle Anmaßung, zu behaupten, daß ich Ew. Majestät beherrschen könnte." (Siehe Walpole, Memoirs I, S. 156, Anmerkung.)

sich ihnen an, aber dennoch blieben sie bei den Abstimmungen des Parlaments noch lange in der Minderheit, denn die Disciplin, welche Walpole über die Versammlung ausübte, war damals noch unerschüttert. Um diese aufrecht zu erhalten, schreckte er vor keiner Maßregel zurück, selbst nicht vor einer solchen, die wir heute als unerlaubt bezeichnen würden. Es ist aber unrecht, wenn man besonders diesem Staatsmanne die Bestechungen zum Vorwurf macht, durch welche er sich die Majorität sicherte. Dieses verwerfliche Mittel konnte zu der Zeit kein Minister entbehren; denn die Sitzungen und namentlich die Abstimmungen waren nicht öffentlich. Die Volksstimme bildete deshalb nicht das nothwendige Correctiv für die Handlungen der Deputierten. Zweifellos ist jedoch, daß Walpole das Geld mit weit mehr Geschick und Erfolg gebrauchte, wie alle seine Vorgänger und Nachfolger.

Außerdem gab es fast keine Frage, in der die Opposition der Tories oder der wenigen Jacobiten mit den Patrioten zusammengehen konnten. Diese durften daher fürerst auf keine Aenderung der bestehenden Zustände hoffen. Es fehlte ihnen ein Mittelpunkt, ein sichtbares Oberhaupt. Da kam ihnen der unglückliche Zwist zwischen dem Könige und seinem ältesten Sohne, dem Prinzen Friedrich von Wales, zu Hilfe. Deren Verhältnis war schon lange ein unfreundliches gewesen; aber, wie in den meisten Familienstreitigkeiten, verursachte die unglückselige Frage des Geldes den offenen Bruch. Mit selbstsüchtiger, unedler Sparsamkeit verweigerte der Vater dem Sohne bei seiner Verheirathung die Mittel, sich einen eigenen Haushalt zu gründen. Auch wollte er ihm keines der vielen Schlösser überweisen, die ihm zur Verfügung standen. Die Opposition nahm sich nun des Prinzen an. Lord Carteret trat im Hause der Lords für seine Forderungen auf, Pulteney im Unterhause. Dennoch erfocht Walpole mit der ihm ergebenen Majorität noch einmal einen glänzenden Sieg und der Prinz wurde mit seiner Klage abgewiesen.

Die Regierungspartei hatte jedoch Ursache, ihren Sieg zu beklagen; denn der öffentliche Haß wandte sich nun mit um so größerer Erbitterung gegen den Minister, der sich dazu hergab, den König in einer so gehässigen Sache zu vertreten. Georg II. war nie populär gewesen. Diese unglückliche Angelegenheit brachte ihn nunmehr fast um den letzten Rest von Achtung, den er noch im Volke besaß. Insbesondere verzieh man es ihm nicht, daß er es nicht einmal der Mühe werth hielt, während der Verhandlungen in England zu bleiben, sondern wie alljährlich Monat nach Monat sich in Hannover in den Armen der Frau von Wallmoden von den Regierungssorgen erholte. Indeß Walpole und die Königin die Staatsgeschäfte

besorgten, erschienen Flugschriften von höchst beleidigendem Inhalt. An das Thor des St. James-Palastes selbst heftete man ein Placat, welches demjenigen eine Belohnung von 4 sh. 6 pence zusicherte, der Nachricht über den Aufenthalt eines Mannes geben könne, welcher seit einigen Monaten mit Hinterlassung von einer Frau und sechs Kindern verschwunden sei. Eine Nachschrift besagte, daß die Belohnung nicht vergrößert werden könne, weil der Verschwundene keine „Krone" werth sei.

Die Menge kannte den wenig achtungswerthen Charakter des Prinzen von Wales nicht.*) Aber da er eifrig nach Popularität strebte und, wo er sich öffentlich zeigte, eine Verehrung gegen seine Eltern affectierte, welche mit seinen wirklichen Gefühlen und Handlungen durchaus nicht übereinstimmte: so ist es natürlich, daß das Volk leidenschaftlich für ihn Partei nahm. Man sah in ihm das Opfer tyrannischer Härte und eines schmutzigen Geizes. Die Führer der Opposition benutzten diese Stimmung und schoben den Prinzen immer mehr in den Vordergrund. Carteret ging so weit, ihn dem Lordmayor von London und einer Deputation von Bürgern der Hauptstadt als den Mann vorzustellen, auf den sie fest bauen könnten, denn er sei unerschütterlich wie ein „Fels".

Der allgemeine Haß gegen den Minister und gegen die Königin, in welchen man die Haupturheber dieser unerquicklichen Familienzustände sah, nahm von Tage zu Tage zu. Auch verzieh man der letzteren die Nachsicht gegen die Ausschreitungen ihres Gemahls nicht. So war es vielleicht ein Glück für sie, daß sie im November 1737 nach monatelangen, in Geduld ertragenen Leiden starb.**) Der König und Walpole waren die Einzigen gewesen, welche die vortrefflichen Eigenschaften der

*) Lord Hervey, der übrigens eine persönliche Antipathie gegen ihn hatte, sagt: „Er war falsch aus Grundsatz, aufrichtig nur in schwachen Momenten. Er begehrte die Gunst der Weiber, ohne sie zu lieben. Er konnte lachen, ohne daß er sich amüsierte, und weinen, ohne betrübt zu sein. So kam es, daß seine Maitressen niemals in ihn verliebt, seine Gesellschafter niemals mit ihm zufrieden waren, und die, welche er zu bemitleiden schien, niemals von ihm unterstützt wurden. Er war verschwenderisch mit fremdem Gelde, mit seinem eigenen geizig. Er machte sich viele Freunde und viele Feinde; denn Niemand war ihm zu niedrig oder zu schlecht, um ihm Aufmerksamkeiten zu erzeigen, Niemand so hoch oder so gut, daß er ihn nicht betrog. Seine Unentschlossenheit ließ ihn Jedermanns Rath suchen. Doch war er besorgt, daß man glauben könne, er werde von Anderen beeinflußt." — Vergl. auch Vehse, Geschichte des Hofes von Braunschweig-Lüneburg II, S. 62.

**) Ueber alle diese Verhältnisse vergl. die höchst interessanten: Lord Hervey's Memoirs of the first ten years of the reign of George II. Vehse, Geschichte des Hofes von Braunschweig-Lüneburg I, S. 239—286.

Dahingeschiedenen nach ihrem wahren Werthe geschätzt hatten. Nach ihrem Tode erkannten sie nur zu bald, was sie verloren hatten. Denn nun erhoben die „Patrioten" im Parlamente ihre Stimmen heftiger als zuvor, und wenn auch der „eigenmächtige", der „schlechte", der „käufliche" Minister auf den König noch immer den alten Einfluß hatte, es fehlte das vermittelnde Glied, welches dessen heftiges, aufbrausendes Gemüth immer rechtzeitig von unüberlegten Schritten zurückgehalten hatte.

Dennoch wären die Versuche, Walpole zu stürzen, vielleicht noch lange Jahre ohne Erfolg geblieben, wenn es ihm gelungen wäre, wie bisher, England von kriegerischen Verwickelungen fern zu halten. Man hat des Ministers Liebe für den Frieden ihm als ein besonderes Verdienst angerechnet; denn es ist nicht zu leugnen, daß in den zwanzig Jahren seiner Verwaltung Handel und Manufacturen in einer nie geahnten Weise aufblühten. Der Volkswohlstand hatte in unglaublichem Maße zugenommen, und der Ruhm eines Ministers, der nur, um diese Zwecke zu erreichen, eine Politik des Friedens inaugurierte und durchführte, würde nicht genügend gepriesen werden können. Aber Walpole's Gründe dafür waren leider von einer selbstsüchtigeren Natur. Einer kriegerischen Politik widersetzte er sich allein deshalb, weil er die damit verbundene Erregung fürchtete, die ihn nur zu leicht von seinem hohen Posten wegfegen mochte. Er befolgte damit nur seinen allgemeinen Grundsatz: „quieta non movere". Die Sucht, Reichthümer zu erwerben, welche in der Bevölkerung eingerissen war, unterstützte ihn in seinen Plänen. Noch ein anderer Umstand kam ihm zu Hilfe. Der König wollte in alle Streitigkeiten auf dem Continent mit eingreifen. Seine geliebten hannoverschen Truppen sollten stets sofort dem Hause Habsburg zu Hilfe eilen, wenn es in Noth war. Das machte die Menge des Volkes und die Patrioten-Partei doppelt blind gegen die englischen Interessen, welche in den Kämpfen am Rhein gleichzeitig mit den hannoverschen gefährdet waren.

In dem Kriege, den Oesterreich gegen Frankreich wegen der polnischen Thronfolge führte, sah man allgemein nur einen „hannoverschen Krieg". Walpole hatte zwar für continentale Angelegenheiten nicht viel Verständnis. Sein feines staatsmännisches Gefühl wird ihm aber gesagt haben, daß auch England es nicht gleichgiltig sein konnte, wenn Oesterreich, von den Seemächten verlassen, schließlich gegen die Anerkennung der pragmatischen Sanction Lothringen an Frankreich abtrat. Auch wollten der König und die Königin bei dieser Gelegenheit durchaus den Krieg. Der erstere beneidete namentlich seinen „bübischen Bruder", den König von Preußen, der sein ganzes Leben im Lager zubrächte, und trotz-

dem nicht einmal die Gelegenheit aufsuchte, sich persönlich Kriegsruhm zu erwerben. Georgs Sehnsucht, an der Spitze seiner hannoverschen Truppen gegen den Erbfeind zu Felde zu ziehen, war kaum zu besänftigen. Dennoch rieth Walpole dringend und mit Erfolg zum Frieden. Er warnte mit Schlauheit vor dem Auftreten des Prätendenten, das bei einer Betheiligung Englands ohnfehlbar stattfinden würde, und erreichte seinen Zweck. Da er aber damit zugleich das that, was die überwiegende Mehrheit des englischen Volkes wollte, so nahm er den Patrioten die Gelegenheit, ihn wegen „hannoverscher Politik“ zur Rechenschaft zu ziehen.

Wenige Jahre nachher, im Frühling 1739, that der Minister ganz das Entgegengesetzte. Die öffentliche Meinung war gegen Spanien schon länger wegen gewisser zweifelhafter Fragen des Seerechts erregt. Endlich, als ein unglücklicher Schiffscapitain, Namens Jenkins, dem die Spanier Nase und Ohren abgeschnitten hatten, im Parlamente erschien, erreichte die Aufregung einen solchen Grad, daß zum Frieden reden vollkommen vergeblich gewesen sein würde. Schon wurden die Stimmen bedenklich laut, welche den Minister beschuldigten, daß er viel zu lange um des Friedens Willen die Ehre des Landes preisgegeben habe. Da machte er gegen seine bessere Ueberzeugung*) die Klagen des Parlaments zu den seinigen, und der Krieg gegen Spanien wurde erklärt. Der Anfang des Kampfes war ganz so, wie ihn sich die Engländer von damals wünschten. Der Admiral Vernon nahm die Stadt Porto-Bello im Golf von Mexico und rief einen allgemeinen Sturm der Begeisterung hervor. Man träumte schon eine Eroberung sämmtlicher spanischer Colonien in Central-Amerika. Dabei lebte man auf der britischen Insel sicher, wie im Frieden; Handel und Wandel hatten ihren ungestörten Fortgang.

Der Tod des Kaisers Karl VI. und die erst heimliche, dann öffentliche Hilfe, welche die Franzosen den Spaniern leisteten, begannen aber bald, dem Kampfe unerwünschte Dimensionen zu geben. Endlich verwickelte das ganz unerwartete Auftreten des Königs von Preußen die ganze Situation noch mehr.

Inmitten aller dieser auswärtigen und inneren Stürme hatte Georg II., wie gewöhnlich, im Herbst 1740 einige Monate in Hannover zugebracht, zu derselben Zeit, als der junge König von Preußen die Huldigung seiner westlichen Provinzen entgegennahm. Allgemein glaubte man, der Neffe würde auf seiner Rückreise den Onkel aufsuchen, dem er nie im

*) Er pflegte nachher zu sagen: es sei ein Krieg „der Ohren“, aber nicht des Kopfes gewesen.

Leben wieder so nahe sein sollte.*) Aber Friedrich vermied das Zusammentreffen, obgleich er am 6. November wenige Meilen von Hannover vorbeikam. Es ist also sehr begreiflich, daß Georg II. das bittere, neidische Gefühl, das er gegen Friedrich Wilhelm empfunden hatte, nun auch auf den Sohn übertrug. Wenige Wochen später überraschte ihn dann die Sommation, welche Friedrich an die junge Kaiserin stellte, abermals in unangenehmster Weise. Er hielt, dieser gegenüber, nichts Anderes für möglich, wie festes Halten an der versprochenen pragmatischen Sanction. Friedrichs Forderungen, die sich nicht einmal auf verwandtschaftliche Beziehungen zum Kaiserhause gründeten, stellten plötzlich Alles in Frage.

Nun konnte Georg aber damals ebensowenig, wie irgend Jemand wissen, welche Geisteskraft und welches Genie in dem jungen Preußenkönig steckten. Denn bis dahin hielt man ihn allgemein nur für einen Schöngeist. Nach dem Urtheil seiner leiblichen Schwester war er in den ersten Monaten seiner Regierung sogar nahe daran, im eigenen Lande höchst unpopulär zu werden.**) Nicht einmal seine körperliche Erscheinung machte zu der Zeit einen vortheilhaften Eindruck. Er war ungewöhnlich mager und schien frühzeitig gebrochen. Der englische Monarch hätte also einen wahrhaft prophetischen Blick haben müssen, wenn er im Widerspruch mit allen seinen Zeitgenossen in der gewaltsamen Besetzung Schlesiens etwas Anderes gesehen hätte, wie die tollkühne That eines jungen, ruhmsüchtigen Mannes, der die Existenz seines eigenen Reichs in die höchste Gefahr brachte. Es ist daher natürlich, daß auch er durch seinen Gesandten in Wien rathen ließ, Friedrichs ungemessene Forderungen abzulehnen. Frankreich war zwar bereits der geheime und wahrscheinlich bald der offene Feind Englands. Aber dennoch war eine andere Politik unmöglich. Es schien undenkbar, daß Oesterreich in die Abtretung willigte, um sich dann mit England und Preußen gegen Frankreich zu alliieren. Daß Friedrich Frankreichs Spiel spielte, darüber täuschte sich zu der Zeit Niemand, auch wenn er es dem Marquis de Beauveau vor dem Abmarsch nach Schlesien nicht offen gesagt hätte. Um so weniger hatte Georg II. Veranlassung,

*) Der Herzog von Luynes (Mémoires XIV, S. 219 ff.) erzählt, daß später (wahrscheinlich im Jahre 1753) der König Friedrich auf einer Reise nach Wesel die hannoverschen Lande passiert habe und so nahe an dem Platze vorbeigekommen sei, wo der König Georg gerade eine Truppen-Revue abhielt, daß die hannoverschen Officiere mit Erlaubnis ihres Monarchen sich ihm vorstellen konnten. Dennoch habe auch bei dieser Gelegenheit keine persönliche Begegnung zwischen Onkel und Neffen stattgefunden. Diese Erzählung habe ich indeß nirgends sonst bestätigt gefunden.

**) S. Auszug aus Wilhelmina's Brief in Carlyle XI. Buch, 7. Cap. Tauchn. ed., VI. S. 132.

in demselben Augenblicke wie der König von Preußen mit den Principien einer fast hundertjährigen Politik zu brechen.

Der Kaiserin drohte aber die Gefahr einer directen Einmischung des Versailler Hofes damals noch nicht unmittelbar. Im Gegentheil, sie durfte hoffen, mit dem kleinen Gegner fertig zu werden, ehe der große zum Losschlagen bereit war. Sie entschied sich also für den Krieg. Während Friedrich im Winter 1740 auf 1741 Schlesien fast ohne Schwertstreich besetzte, zog Maria Theresia in Mähren und Böhmen alle disponiblen Truppen zusammen, um es ihm wieder zu entreißen. Der ersten dringenden Geldnoth half Georg II. durch Zahlung einer Summe von 100,000 Pfd. St. — Andere sagen 200,000 Pfd. — ab. Es ist bis zum heutigen Tage noch nicht aufgeklärt, woher der König und Walpole dies Geld genommen haben. Das Parlament war nicht zusammen, und die Geschichte, welche Voltaire*) erzählt: nämlich daß die alte Wittwe des Herzogs von Marlbourough unter den vornehmen Damen Londons gesammelt und selbst 40,000 Pfd. beigesteuert habe, klingt zu unwahrscheinlich.

Friedrich ward durch die Unterstützung, welche Georg seiner Freundin leistete, sehr erzürnt. Er behauptete sogar, schon damals von einem „detestablen Project"**) erfahren zu haben, welches nichts weniger als einen zwischen England, Oesterreich, Sachsen und Rußland verabredeten Theilungsplan seiner Staaten enthielte. Bis auf den heutigen Tag ist indeß noch kein Actenstück in den geheimen Archiven der betheiligten Staaten aufgefunden, welches die Angabe bestätigte. Es ist deshalb im höchsten Grade wahrscheinlich, daß das ganze Project nicht mehr existiert hat, wie der famose Theilungsvertrag, den man 1866 nach dem Einmarsch in Hannover dort gefunden haben wollte.

Der Verdacht gegen Georgs Politik gab aber Friedrich Veranlassung, seinerseits militairische Vorkehrungen zu treffen. Unter dem Befehle des alten Fürsten Leopold von Dessau wurden 36,000 Mann in einem Lager bei Göttin in der Nähe von Magdeburg zusammengezogen. Anfangs April 1741 rückte die erste Division dort ein. In Hannover rief diese Maßregel nicht geringe Bestürzung hervor. Man fing an, zu mobilisieren. 6000 Dänen und ebensoviel Hessen waren bereits in englischem Sold; sie erhielten Befehl, mit den hannoverschen Truppen ein Lager bei Nienburg, ein anderes bei Hameln zu beziehen.***)

*) S. Voltaire. Siècle de Louis XV., c. 6.

**) S. Oeuvres de Frédéric II, II, p. 68.

***) Die Dänen lagerten bei Verden, die Hessen bei Grohnde. Das hannoversche Lager bei Hameln stand unter dem Befehle des Generals de Pontpietin und be-

Mittlerweile gewannen nun auch die französischen Pläne eine greifbare Gestalt. Cardinal Fleury, welcher die auswärtige Politik dieses Reiches fast ganz allein dirigierte, war zu der Zeit bereits ein Greis von fast 90 Jahren. Er hatte das seltene Schicksal gehabt, in einem Alter zu dem hohen Posten eines Premierministers berufen zu werden, wo Andere von der politischen Bühne abzutreten pflegen. Im Jahre 1726, als er die Geschäfte übernahm, die er mit hohem Ruhm noch 17 Jahre leitete, war er schon 73 Jahre alt. Zwar war er weder ein großes Genie, noch besaß er besondere glänzende Fähigkeiten. Aber er war fleißig und rechtlich und hatte ein uneigennütziges warmes Interesse für Frankreichs Wohl. Er liebte den Frieden.

Unter seiner Verwaltung erholte sich das Reich allmählich von den schweren Schlägen, die ihm Ludwigs XIV. unaufhörliche Kriege und des berüchtigten Regenten Philipp von Orleans Misregierung zugefügt hatten. Dabei verstand er es mit großem Geschick, politische Constellationen zu benutzen, um sein Vaterland zu vergrößern. Aus dem Kampfe um die polnische Erbfolge brachte er den Erwerb von Lothringen heim, die schönste Abrundung, die Frankreich noch gefehlt hatte. Fleury's weise Vorsicht und Mäßigung verhinderte es außerdem, daß dieser Krieg größere Dimensionen annahm, namentlich daß England und Holland in denselben eintraten. Nie war der französische Hof unter der langen Regierung Ludwigs XV. mehr geachtet und von bedeutenderem Einfluß, wie in der Periode der Regierung dieses Staatsmannes.

Der Tod des Kaisers Karl VI. schien abermals wie eine besonders günstige Gelegenheit, um Frankreich zu vergrößern und Oesterreich zu schwächen. Vielleicht war es sogar möglich, diesen Zweck zu erreichen, ohne daß man selbst am Kriege Theil nahm. Wenn man Alle, die auf die österreichische Erbschaft Ansprüche erhoben, insgeheim unterstützte; so mochte es ohne große Mühe gelingen, die Macht des Hauses Habsburg in Deutschland zu zertrümmern. Wenn sich dann gar der Traum der eifersüchtigen Reichsstände erfüllte und mehrere rivalisierende Kurfürstenthümer an seine Stelle traten, so mußten diese in der Folge sämmtlich von Frankreich mehr oder weniger abhängig werden. Daß Ludwig XV. selbst die pragmatische Sanction garantiert hatte, war selbstverständlich kein Hindernis des Planes. Ebenso wenig kam es in Betracht, daß die Erbberechtigungen

---

stand aus 18 Schwadronen, 11 Bataillonen und 32 Geschützen. Das Lager bei Nienburg befehligte der General-Lieutenant von Wendt. Es enthielt 13 Schwadronen, 9 Bataillone und 20 Pontons. Vergl. v. Sichart, Gesch. d. hann. Armee, II, S. 378.

der Betheiligten nicht allein mit einander in Widerspruch standen, sondern zum Theil sich gegenseitig aufhoben.

Da war zunächst der Kurfürst Carl Albert von Baiern, ein hoher, vornehm aussehender Mann mit einer Adlernase, aber von schwachem, unruhigem Geist, ein Sohn jenes unglücklichen Kurfürsten Maximilian, den sein Ehrgeiz und die französische Hilfe in den Zeiten des spanischen Erbfolgekriegs an den Rand des Verderbens gebracht hatten. Das hielt den Sohn nicht ab, das gleiche Spiel zu versuchen. Sein brennender Ehrgeiz erinnerte ihn nicht allein an seine Verwandtschaft mit dem Hause Habsburg, sondern auch daran, daß mehre seiner Vorfahren einst die deutsche Kaiserkrone getragen hatten, und sehr mit Unrecht traute er sich auch die Fähigkeiten zu, sie zu tragen. Seine Ansprüche auf das österreichische Erbe gründete er auf ein altes Testament Kaisers Ferdinand I., von dem er in weiblicher Linie abstammte. Zugleich war er mit der jüngeren Tochter Josephs I., welcher bekanntlich der ältere Bruder Karls VI. gewesen war, vermählt.

Die Gemahlin des Kurfürsten August III. von Sachsen, Königs von Polen, dagegen war die älteste Tochter desselben Josephs I. Hatte also die neue Erbfolgeordnung für das Haus Habsburg, wie die pragmatische Sanction sie festsetzte, rückwirkende Kraft, so war die Kurfürstin unbezweifelt die Erbin. Namentlich Karl Alberts Ansprüche konnten nicht gleichzeitig damit bestehen. August indessen hatte die pragmatische Sanction unterschrieben, während sein Schwager seine Unterschrift frühzeitig wieder zurückgezogen hatte. Erst die Bedrängnis der jungen Kaiserin und französische Einflüsterungen bewogen auch ihn, den nachgiebigen, unbedeutenden Mann, sich von dem Vertrage loszusagen und gleichfalls mit seinen Ansprüchen hervorzutreten.

Fast lächerlich erscheint es aber, wenn selbst der schwache Philipp V., welcher auf dem spanischen Königsthron saß, oder vielmehr seine herrschsüchtige Gemahlin Elisabeth von Parma als Erbe des ausgestorbenen Mannesstammes der Habsburger auftrat. Denn, sagte er, die spanischen Bourbonen sind die weiblichen Nachkommen und Rechtsnachfolger der spanischen Habsburger; deren Anrechte an die österreichische Monarchie sind also auch auf uns übergegangen.

Endlich beanspruchte noch der König Karl Emanuel von Sardinien das Mailändische Gebiet.

Die Lage Maria Theresia's war also keine beneidenswerthe, wenn es gelang, alle diese Gegner in einem Bunde zu vereinigen. Dieser Aufgabe unterzog sich der französische Hof mit vielem Geschick. Die Per-

sönlichkeit insbesondere, welche auserſehen ward, als außerordentlicher Gesandter an den deutschen Reichstag zu gehen, — „um den guten Nachbarn, wie es Seiner Allerchristlichsten Majestät und gutem Nachbar geziemte, mit Rath und That bei der bevorstehenden Kaiserwahl zu helfen!“ — konnte wohl nicht passender gewählt sein. Es war Karl Louis August Fouquet, Graf von Belleisle, ein Großsohn des berühmten Intendanten Fouquet zur Zeit Ludwigs XIV., den man mit der schwierigen diplomatischen Mission betraute. Dieser Mann, nach seiner bald darauf erfolgten Ernennung, gemeiniglich unter dem Namen Marschall von Belleisle bekannt, ist jetzt fast vergessen. Damals aber hielt er mit seinen großartigen Entwürfen, seiner unglaublichen Thätigkeit und seinem gewaltigen Ehrgeiz jahrelang ganz Europa in Aufregung.

Man mag jetzt die Projecte, welche er vertrat und wonach die österreichische Monarchie im voraus unter die verschiedenen Bewerber vertheilt wurde, für phantastisch erklären. Zu der Zeit war es aber nahe genug daran, daß Böhmen, Ober-Oesterreich, Tyrol und der Breisgau an Baiern, Mähren an Sachsen, und Schlesien an Preußen kam. Auch die deutsche Kaiserkrone sollte an Baiern, die italienischen Provinzen dagegen an die Krone Spanien fallen. Endlich hoffte man im Geheimen, die Niederlande für Frankreich selbst zu gewinnen. Nur Ungarn, Nieder-Oesterreich, Steiermark, Krain und Kärnthen gedachte man der Maria Theresia zu lassen.

Nie, nicht zur Zeit Ludwigs XIV., selbst nicht von dem gewaltigen Kaiser Napoleon ist eine so ausgedehnte Einmischung in deutsche Angelegenheiten versucht worden. Aber auch nie, weder vorher noch nachher, hat sich eine so große Anzahl deutscher Fürsten dazu hergegeben, Frankreich in seinem Plane, das Reich zu einem Conglomerat französischer Vasallenstaaten zu machen, zu unterstützen. Und leider darf eine unparteiische Geschichtsschreibung nicht verschweigen, daß es die Bundesgenossenschaft des preußischen Staates war, welche die französischen Absichten am kräftigsten förderte.

Der Graf von Belleisle stand schon im 65. Jahre, als er Anfangs März 1741 seine diplomatische Reise antrat. Seine Gestalt war auffallend lang und hager. Aber trotzdem, daß er in Folge des Alters oft von Rheumatismus und Gicht geplagt wurde, bewegte er sich mit ausgezeichneter Anmuth und Würde. Als Staatsmann besaß er eine ganz ungewöhnliche Begabung. Seine Fähigkeit, die verschiedensten Persönlichkeiten für seine Pläne zu gewinnen und die widersprechendsten Interessen zu seinen Zwecken nutzbar zu machen, ist kaum wieder erreicht,

geschweige denn übertroffen worden. Je nach seiner Umgebung verstand er es, den weisen Philosophen, den vornehmen Marquis, den gewiegten Minister zu spielen. Auch als General operierte er eine Zeit lang mit Glück. Selbst der König Friedrich erklärte ihn offen für einen großen Feldherrn, „für den einzigen Franzosen, der ein Genie für den Krieg hätte". Als Abgesandter des „großen" Königs war es natürlich für ihn erforderlich, mit möglichstem Pomp aufzutreten. Nicht weniger als sechsunddreißig Herren der ersten Geschlechter Frankreichs und ein Gefolge von einhundert und zehn Personen begleiteten ihn auf seiner Reise.

Die geistlichen Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln besuchte er zuerst. Sie waren sämmtlich mit Karl Albert von Baiern verwandt und deshalb leicht gewonnen.

Vielleicht würde er auf seiner ferneren Tour mehr Schwierigkeiten gefunden haben, wenn nicht zu derselben Zeit des Preußenkönigs Sieg bei Mollwitz (am 10. April 1741) alle Gegner Oesterreichs mit gewaltigen Hoffnungen erfüllt hätte. Wie immer, war die Wirkung dieses ersten unerwarteten Erfolges eine wahrhaft elektrische. Ebensosehr wie man vorher Friedrichs Auftreten mit zweifelnder Besorgnis angesehen und seine Kräfte unterschätzt hatte, so überschätzte man jetzt seine Macht und seinen Einfluß. Wohl kaum hat es jemals einen schrofferen Uebergang von der Stellung eines wenig beachteten Mittelstaates zu der einer von allen Seiten umworbenen und gefürchteten Militairmacht gegeben. Während der nächsten Monate wurde das preußische Lager ein Rendezvous französischer, spanischer, englischer, holländischer, hannoverscher, baierischer und sächsischer Gesandten, die alle des Königs Gunst und Bündnis suchten.

Noch jäher war der Wechsel, den Friedrich persönlich erfuhr. Denn um Mittag des Schlachttages, als die Reiterei und der rechte Flügel seiner Armee vollständig geschlagen schienen, war er auf Anrathen des Marschalls Schwerin vom Schlachtfeld geflohen. Möglichst schleunig suchte er auf das rechte Oderufer zu gelangen, um vor Verfolgung geschützt zu sein. In Oppeln entging er mit genauer Noth der Gefangennahme durch eine österreichische Streifpartei. Dem alten Dessauer schickte er Befehl, zu retten, was zu retten sei; denn Alles sei verloren. Nicht allein die geträumte Machtstellung Preußens, die ganze Existenz des Staates schien in äußerster Gefahr. Man kann sich also Friedrichs Freude und Ueberraschung denken, als er am andern Morgen ganz in der Frühe, fast verzweifelnd nach dem Städtchen Löwen hineinritt und dort zuerst die Nachricht von dem Siege erhielt, welchen des alten Dessauers

eiserne Ladestöcke und seines Vaters eiserne Disciplin dennoch schließlich erkämpft hatten. Aus einem geschlagenen flüchtigen Manne war er mit einem Male zu einem von ganz Europa bewunderten Sieger geworden.

Schon am 26. April erschien der Marschall Belleisle mit dem gewöhnlichen Pomp und in Begleitung des französischen Gesandten Valori im preußischen Lager. Doch seine Vorschläge erschienen dem nüchternen König zu phantastisch.*) Er zog es vor, fürerst direct mit dem Cardinal Fleury zu verhandeln, und verhielt sich zurückhaltend. Der Plan indeß, Sachsen durch die Aussicht auf Mähren zu ködern, ist wahrscheinlich in diesen Unterredungen entstanden. Damit kehrte Belleisle nach Dresden, woher er gekommen war, zurück. Und es gelang in der That, den einfachen August III. durch die Aussicht auf die Würde eines „Königs von Mähren" zu verblenden. Man erzählt sogar, der Kurfürst hätte sich von da an vor seinem intimsten Vertrauten diesen Titel beigelegt. Ja, es sollen einzelne seltene Manifeste existieren, welche diese Bezeichnung neben August's Unterschrift tragen.

Von Dresden ging Belleisle nach München. Am 18. Mai schon schloß er mit Karl Albert in dem Lustschlosse Nymphenburg einen definitiven Vertrag ab. In dem Tractat, der vorerst geheim bleiben sollte, wurden dem Kurfürsten die oben erwähnten österreichischen Provinzen und die Königswürde garantiert; auch sollte er deutscher Kaiser werden. Französische Hilfsgelder und eine französische Hilfsarmee von 80,000 Mann wurden versprochen.

Um die Kaiserwahl selbst durchzusetzen, hatte Belleisle jedoch noch viele Schwierigkeiten zu überwinden. Zwar erreichte er es, daß der Termin dafür, der eigentlich schon im Februar abgelaufen war, bis zum Herbst hinausgeschoben wurde. In der Zwischenzeit war er geschäftiger als je. Ende Juni zog er zum ersten Male mit ungewöhnlichem Prunk in Frankfurt ein. In den folgenden Sommermonaten war er dann abwechselnd in Versailles, in Dresden und an anderen deutschen Höfen. Bei den drei geistlichen Kurfürsten gelang es ihm am ersten, die Besorgnisse vor den Folgen zu beschwichtigen, welche die gänzliche Ausschließung des Gemahls der Maria Theresia von dem deutschen Kaiserthrone haben mußte. Auch der Kurbaiern nahe verwandte Hof von Kurpfalz ward leicht überredet.

*) S. Oeuvres de Frédéric, II, S. 79. 80 ff. Friedrich erzählt, er habe eines Morgens Belleisle mit ungewöhnlich sorgenvoller ernster Miene gefunden und ihn mitleidig gefragt, ob er vielleicht schlechte Nachrichten von zu Hause erhalten hätte. „Nein", hätte der Marschall geantwortet, „das nicht, aber es macht mir Sorge, daß ich nicht weiß, was wir mit Mähren (!!) machen sollen."

Mit des ersteren eigener Stimme verfügte Belleisle also schon über fünf. Die Aussicht auf Mähren vermochte ferner dem schwachen August III. nach monatelangem Zögern die kursächsische Stimme zuzusichern. Unmöglich aber war es offenbar, die Kur-Böhmens zu gewinnen. Doch der gewandte französische Diplomat wußte auch dafür einen Ausweg. Auf seinen Antrieb mußte August, der zeitherige Reichsverweser, diese Krone für ein Kunkel-Lehn, also unfähig zur Wahl erklären, da sie von einer Frau getragen wurde. Zur Einstimmigkeit des Kurfürsten-Collegiums fehlten also nur noch Kur-Brandenburg und Kur-Hannover.

Der König von Preußen sah mit innerer Befriedigung das Ungewitter, das sich über der jungen Kaiserin zusammenzog. Doch zögerte er einige Wochen, ehe er sich ihren Gegnern offen anschloß. Er wollte nicht das Gewisse für das Ungewisse opfern. Damals hoffte er noch, die Bedrängnis würde Maria Theresia zwingen, sich mit ihm allein abzufinden. Wenn es ihm so gelang, einen Theil Schlesiens zu gewinnen, so war er bereit, dem Erzherzog Franz seine Stimme und dessen Gemahlin seine Hilfe zuzusichern.

Eine Zeit lang schien es fast, als wenn Friedrich diesen Zweck durch Vermittelung Englands erreichen könnte. Zwar war man dort entschieden Oesterreich günstig gestimmt. Die ganze Nation glaubte die Sache der „Freiheit" zu verfechten, wenn sie das Haus Habsburg unterstützte. Denn unter den Bourbonen war Frankreich, das jetzt die „Civilisation" auf seine Fahne geschrieben hat, für die Briten der verabscheute Vertreter der Tyrannei und des Papismus. Das Interesse der Nation war also ganz dasselbe, wie das des Königs. Dieser aber hielt die Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanction, nach wie vor, für seine heiligste Pflicht und für den Schlußstein des ganzen europäischen Staatensystems, obgleich von den zehn Fürsten, die das berühmte Document feierlich garantiert hatten, er schließlich ganz allein übriggeblieben war. Und es gereicht Georg II. nicht zu geringem Ruhm, daß es nicht politische Erwägungen waren, die ihn zu dieser Handlungsweise bewogen, sondern der Entschluß, das einmal gegebene Wort auch zu halten.

Unter diesen Verhältnissen ist es begreiflich, daß die Subsidien-Forderungen, welche Walpole dem Parlament vorlegte, keinen heftigen Widerstand fanden. Am 19. April, noch bevor der Sieg Friedrichs bei Mollwitz bekannt wurde, ward eine Adresse an die Krone votiert und eine Subsidienzahlung von 300,000 Pf. St. für die Königin von Ungarn bewilligt. Die Nachricht von dem bedrohlichen preußischen Lager von Göttin schürte die erbitterte Stimmung gegen Friedrich noch mehr.

Namentlich bewirkte es aber die leidenschaftliche Rede eines Mr. Viner, des Deputierten für Pupholm in Lincolnshire, daß man des Königs Erbansprüche auf Schlesien nach ihrem wahren geringen Werthe erkannte. An dieser Sachlage hätte auch das Bekanntwerden des Ausgangs der ersten Schlacht, den man freilich erst am 25. April erfuhr, wahrscheinlich Nichts geändert.

Der König Georg segelte also am 12. Mai 1741 in der festen Absicht nach Hannover hinüber, um selbst „für die bedrohten Freiheiten Europas" das Schwert zu ziehen. In seiner Begleitung befand sich Lord Harrington. Zu seinem bittern Kummer sah er aber bald ein, daß seine Truppenmacht zu einem Continental-Kriege gänzlich unzureichend war. Zwar hatte man in England begonnen, einzelne Regimenter in einem Lager von Herham zusammenzuziehen. Auch hoffte er, die Generalstaaten zu einer Betheiligung bewegen zu können. Gar zu gern wäre der britische Monarch das Haupt einer mächtigen protestantischen Coalition gewesen, wie sie der große Oranier einst zusammengebracht hatte. Doch die feurige Energie Wilhelms III., welcher dem schwerfälligen Organismus der holländischen Republik einst neues Leben eingehaucht hatte, war mit ihm in's Grab gesunken. Resultatlos schleppten sich die Unterhandlungen von Monat zu Monat hin. Auch war Georg nicht die Persönlichkeit, alle die inneren und äußeren Hemmungen, welche sich ihm entgegenthürmten, zu überwältigen, und so blieben ihm für die Ausführung seiner großen Ideen vorläufig Nichts, wie die kleine hannoversche Armee und die wenigen Tausende Hessen und Dänen im englischen Solde.

Diese Streitmacht indeß, so gering sie war, hätte vielleicht trotzdem eine für die Kaiserin nützliche Diversion machen können, wenn nur die bedrohliche Nähe des Lagers von Göttin nicht gewesen wäre. Diese Gefahr mußte auf alle Fälle erst beseitigt werden. Jetzt, nach dem Siege von Mollwitz, mochte es aber gelingen, den König Friedrich mit theilweisen Zugeständnissen zu beschwichtigen, ja ihn am Ende ganz auf die Seite der „Freiheit" herüberzuziehen. In jedem Falle erfuhr man durch eine diplomatische Einmischung etwas Sicheres über die preußischen Pläne.

In der That nahm Friedrich das Anerbieten einer englischen Vermittlung zwischen ihm und Oesterreich an. Am 7. Mai 1741 bewilligte er dem britischen Bevollmächtigten an seinem Hofe, Lord Hyndford, im Lager bei Mollwitz eine Audienz. Da er aber mittlerweile von der heftigen Debatte im Parlamente am 19. April erfahren hatte, so war dessen Empfang nicht sehr gnädig. Er vermuthete, nicht mit Unrecht,

Georgs Anerbieten sei nicht ganz aufrichtig und machte dem Gesandten bittere Vorwürfe. Dennoch erklärte er sich am Ende bereit, Frieden zu schließen, ja selbst die Kaiserin mit Geld und Truppen zu unterstützen, wenn ihm der Besitz von Niederschlesien mit Breslau garantiert würde. Auch zu einem sofortigen Waffenstillstand, aber für nicht weniger, als sechs Monate, war er erbötig.

Zum förmlichen Abschluß dieser Verhandlungen kam es jedoch nicht. Wenige Tage nach der Conferenz erschien vielmehr der holländische Gesandte Gynkel in Breslau und benachrichtigte den Lord Hyndford von dem eben erfolgten Abschluß einer Convention zwischen den Generalstaaten und England, welche so ziemlich Alles auf den Kopf stellte. Der englische Bevollmächtigte erfuhr zu seinem Schrecken, daß, fast gleichzeitig mit seinem Vermittlungsversuch, in den letzten Tagen des April, beide Staaten sich zu einem „gemeinschaftlichen, energischen" Vorgehen im Interesse des Hauses Habsburg geeinigt hatten. Das was er Friedrich eben proponiert hatte, stand aber mit der Aufrechterhaltung der Integrität der österreichischen Staaten im vollkommensten Widerspruch. Denn Gynkel verlangte im Namen der Verbündeten, daß der König von Preußen nunmehr aufgefordert werden solle, Schlesien zu räumen, ehe von einer Vermittlung zu seinen Gunsten die Rede sein könne. Lord Hyndford sah die Gefahren und Verwickelungen voraus, die dieser Schritt nothwendig haben mußte. Er konnte sich daher nicht entschließen, sogleich die Drohnote zu übergeben, die seine Regierung und ihn selbst auf's äußerste blosstellen mußte. In seiner Noth schickte er einen Courier nach London und bat flehentlich um Abänderung seiner Instruction. Vierzehn Tage mußten aber wenigstens vergehen, bis dieser wieder zurück sein konnte.

Diese Zwischenzeit verstand der französische Hof vortrefflich zu benutzen. Namentlich der Gesandte Valori war unerschöpflich in seinen Bemühungen. Er stachelte Friedrichs Argwohn gegen die Aufrichtigkeit der englischen Politik immer heftiger an und mit Erfolg. „Ich würde mich schämen, wenn der schlaueste Italiener mich betrügen könnte; aber wenn ein Tölpel von Hannoveraner das thäte —", schrieb der König in diesen Tagen an seinen vertrauten Minister Podewils.*) So reifte in ihm der bedeutungsvollste Entschluß, den er vielleicht in seinem Leben gefaßt hat. Für den Gang des französisch-baierischen Kriegs jedenfalls war das Bündnis, das er nun mit Frankreich einging, ent-

---

*) S. Carlyle XIII. Buch, 2. Cap. Tauchn. ed. VII. S. 24.

scheidend. Ueber ein Jahrhundert hat man den Allianz-Tractat, welcher am 5. Juni 1741 zwischen Friedrich und dem französischen Bevollmächtigten abgeschlossen wurde, in den Staatsarchiven vergraben. Ja man scheint preußischerseits sogar die ganze Existenz desselben möglichst im Dunkeln haben lassen zu wollen. Denn bis vor Kurzem ist es nicht möglich gewesen, auch nur das Datum der Unterzeichnung präcise festzustellen. Erst Ranke hat die betreffenden Documente eingesehen, und auch das, was er darüber mittheilt, ist nicht ganz klar.*) Wie immer bei derartigen Verträgen war eine Defensiv-Allianz auf fünfzehn Jahre der ostensible Inhalt. Beide Staaten garantierten sich für diesen Zeitraum ihren Besitzstand. In den geheimen Paragraphen verpflichtete sich aber Frankreich, Preußen auch den Besitz von Niederschlesien mit Breslau zu garantieren. Deren Erwerbung durch Verhandlungen mit der Kaiserin gab Friedrich damit auf. Dagegen verzichtete er auf alle Ansprüche an die Herzogthümer Jülich und Berg zu Gunsten des Hauses Pfalz-Sulzbach. Frankreich seinerseits versprach, eine Armee zur Unterstützung der baierischen Erbansprüche nach Deutschland marschieren zu lassen. Endlich wollte man noch Schweden zu einem Kriege mit Rußland veranlassen, damit diese letztere Macht nicht im Stande wäre, Maria Theresia beizustehen. Die beiden Contrahenten hatten sich also die freieste Hand gelassen, jeder für sich, die Glücksfälle nach den Umständen auszubeuten. Namentlich konnte Friedrich sich damals noch nicht entschließen, den Bruch mit Oesterreich durch Unterstützung der baierischen Kaiserwahl unheilbar zu machen. Vorsichtiger Weise wartete er damit, bis der Erfolg selbst die ausschweifendsten Pläne seines neuen Alliierten zu begünstigen schien.

Wenige Tage waren nach dem Abschlusse dieses verhängnisvollen Bündnisses vergangen, da kam der nach London geschickte Courier zurück. Die Entscheidung, die er mitbrachte, lautete jedoch ganz anders wie Lord Hyndford gehofft hatte. Zwar war die englische Regierung noch immer bereit, zu vermitteln, aber es sollte bei der mit den Generalstaaten vereinbarten Bedingung der zuvorigen Räumung Schlesiens bleiben. Demgemäß erhielten die beiden Excellenzen Hyndford und Gynkel im Lager von Grottkau abermals Audienz und übergaben feierlich ihre gemeinsame Note. Jetzt konnte dieselbe freilich keinen Erfolg mehr haben. Friedrichs Antwort war allgemein und ausweichend: „Ich werde den Inhalt in Erwägung ziehen", sagte er. Der englische Gesandte, der nicht ahnte,

*) S. Ranke, Neun Bücher preußischer Geschichte II, S. 271, 275, 280.

daß die Würfel bereits gefallen waren, wagte noch zu äußern, wie groß und edel es von dem Könige sein würde, wenn er auf billige Bedingungen einginge und mit der Kaiserin Frieden schlösse. „Sprechen Sie mir nicht von Großmuth", antwortete Friedrich, „ein Fürst soll für seine Entschlüsse an erster Stelle nur sein Interesse zu Rathe ziehen."

Von preußischer Seite war für die pragmatische Sanction offenbar nichts mehr zu erwarten. Indeß Georg II. kannte die Abmachungen zwischen Friedrich und Frankreich noch nicht. Und so lange die active Einmischung der letzteren Macht nicht entschieden schien, durfte er hoffen, mit seinen bisherigen Alliierten allein etwas zu erreichen. Er schloß also am 24. Juni 1741 in Hannover eine Convention, wonach nicht allein die 12,000 Dänen und Hessen im englischen Sold unverzüglich in Marsch gesetzt, sondern auch die bewilligten Subsidien sofort gezahlt werden sollten. Dabei bestimmte man, daß von dieser letzten Summe nur ein Drittel baar an die Kaiserin zu verabfolgen sei, der Rest sollte zur Ausrüstung von 10,000 Hannoveranern dienen — fernere 3000 verpflichtete sich der König auf eigene Kosten zu stellen.

Aber diese kühnen Pläne gelangten bald genug wieder in's Stocken. Denn schon in den nächsten Wochen schwand jegliche Illusion. Georg konnte sich nun nicht mehr über die gewaltigen Gefahren täuschen, die gegen sein theures Hannover heraufzogen. Während die Generalstaaten trotz aller energischen Beschlüsse mit ihren Kriegsvorbereitungen nicht weiter kamen, verbreiteten sich immer unheimlichere Nachrichten über die Rüstungen Frankreichs. Anfangs August überschritten sodann zwei französische Heere, jedes 40,000 Mann stark, den Rhein.*) Das eine, über welches der Marschall Belleisle selbst den Oberbefehl übernahm, rückte nach Baiern, das andere unter dem Marschall Maillebois überschritt den Strom unterhalb Düsseldorf und wälzte sich durch Westfalen auf die Grenzen Hannovers zu. Dieses Unwetter, was von allen Seiten gegen sein geliebtes Kurfürstenthum heranzog — denn auch das Lager von Göttin stand noch in bedrohlicher Gefahr — regte Georg II. auf's furchtbarste auf. Der heiße Wunsch, von seinem Erblande die

*) Merkwürdig ist, daß es nach dem damals geltenden Staatsrecht außer kriegführenden und neutralen Mächten auch Subsidiarmächte gab. So erfolgte von französischer Seite noch lange Jahre keine Kriegserklärung gegen Oesterreich und England. Die Heere Ludwigs legten vielmehr, sowie sie den Rhein überschritten, baierische Feldzeichen an und waren baierische Hilfstruppen — obgleich nicht allein sie, sondern auch die Armee ihres nominellen Kriegsherrn aus dem französischen Staatsschatze bezahlt wurden.

Schrecknisse des Kriegs fern zu halten, zugleich mit dem Drange, trotz allem die pragmatische Sanction aufrecht zu erhalten, rief in seinem Innern einen Sturm seltsam complicierter Gefühle wach. Zunächst versagte er dem Vertrage vom Juni die Ratification. Dann mußten seine Gesandten von neuem versuchen, wenigstens den preußischen König zum Frieden zu vermögen. Nicht allein der englische Gesandte am Wiener Hofe, Robinson, sondern der Bevollmächtigte bei Friedrich, Lord Hyndford, waren im Lager von Strehlen geschäftiger als je. Sie verlangten jetzt nicht mehr ein Bündnis, sondern waren schon zufrieden, wenn Friedrich als Preis für die Abtretung von Niederschlesien mit Breslau Neutralität bewilligen wollte.

Anfangs September jedoch begannen die beiden Gesandten endlich zu argwöhnen, daß ein Tractat zwischen Frankreich und Preußen abgeschlossen sein möchte. Denn so sehr sich auch Robinson beeilte, die Zustimmung Maria Theresia's zu den englischen Vorschlägen zu erlangen, Friedrich erklärte am 14. September: „es sei nun zu spät, er könne seine früheren Engagements nicht brechen".*) Hyndford gab aber trotzdem das Spiel nicht verloren. Neben den officiellen Vermittlungs-Verhandlungen liefen vielmehr andere vertrauliche her, die mehr Erfolg versprachen. Geheime Andeutungen und Briefe, die ihm durch einen gewissen Herrn von Goltz zugingen, bestätigten seine ursprüngliche Vermuthung, daß des Königs Abweisung nicht ernst gemeint sei. Er faßte also Hoffnung, denselben auf die andere Seite hinüberziehen zu können — wenn er ihm mehr böte.

Die Bedrängnis der Kaiserin dagegen war nun schon zu einer solchen Höhe gestiegen, daß sie fast unter jeder Bedingung sich einen Gegner vom Halse schaffen mußte. Denn bereits hatten die Baiern und Franzosen die Grenzen ihres Reichs überschritten. Karl Albert war gar am 15. September in Linz eingezogen. Der englische Gesandte in Wien, Robinson, berichtete ferner, daß Maria Theresia jetzt bereit wäre, außer Niederschlesien noch Glatz und Neisse abzutreten, wenn sie von Friedrich den Frieden erkaufen könnte.

Indessen der Wiener Hof erkannte die Nothwendigkeit, die Verhandlungen, die man auf Grund dieser Stimmungen und Berichte anknüpfte, mit dem größten Geheimnis zu umhüllen. Die Correspondenz ging deshalb, ohne Vorwissen Robinson's, durch den österreichischen Comman-

*) S. Friedrichs Brief an Hyndford vom 12. Sept. 1741 in Carlyle. Tauch. ed. VII, S. 69.

danten in Schlesien, Feldmarschall-Lieutenant Neipperg. Von diesem beförderte Hyndford die Depeschen in's preußische Lager. Um die Mitte des September war man dem Abschluß nahe; da verursachte eine Erkrankung des britischen Bevollmächtigten eine unerwünschte Verzögerung.

Georg konnte aber nicht länger warten. Die Armee des Marschalls Maillebois kam immer näher und Hannover war verloren, wenn er nicht auf eine oder andere Weise das übermächtige französische Heer zum Halt brachte. Seine eigene Truppenmacht war zu gering, um erfolgreichen Widerstand zu leisten; so sah er sich, von den Holländern verlassen und von allen Seiten gedrängt, gezwungen, eine Neutralitäts-Convention abzuschließen. Am 27. September 1741 unterzeichnete er mit schwerem Herzen den betreffenden Vertrag. Die Neutralität des Kurfürstenthums in dem Kriege ward von allen Mächten anerkannt. Aber der Preis, für den sie erkauft wurde, war für Georg II. besonders groß und schmerzlich, denn er mußte sich verpflichten, Karl Albert seine Stimme zur Kaiserwahl zu geben.

Sofort nach Abschluß der Convention reiste der König, auf's äußerste verstimmt über die Enttäuschungen, die er erfahren hatte, nach England zurück. Zum Schluß wäre er noch fast von den Franzosen gefangen worden. Eben hatte er Osnabrück durch das Westthor verlassen, da drangen schon Maillebois' Soldaten in das östliche ein. In St. James erwarteten ihn neue Schwierigkeiten und Verwickelungen. Die Session des Parlaments, das Walpole noch immer durch die ihm gefügige Majorität gelenkt hatte, war nun zu Ende. Die Patrioten, die zwar den Krieg hatten, den sie gewollt, die aber den allmächtigen Minister trotzdem nicht hatten stürzen können, erhoben von neuem ihr Geschrei gegen dessen Verwaltung. Dazu fing der Druck des Krieges an sich fühlbar zu machen. Auf den glänzenden Sieg bei Porto Bello folgte die Nachricht von dem Fehlschlagen der Unternehmung gegen Carthagena in Südamerika. Die Geschäfte stockten, das Auftreten Frankreichs rückte das Ende des Kampfes in unabsehbare Ferne. Nun sollte mit einem Male Walpole allein die Ursache aller Leiden des Landes sein. Seine Misregierung allein verschuldete das Darniederliegen des Handels und die übermäßige Ausfuhr englischer Wolle. Alle Mitglieder der Opposition, die Tories, die unzufriedenen Whigs, die jungen Enthusiasten, vereinigten sich in dem Rufe: „Nieder mit Walpole!" Von seinem Rücktritt erwartete man eine Periode des allgemeinen Glücks. Es war klar, daß vor einem Parlamente, welches unter diesen Auspicien gewählt wurde, seine Stellung unhaltbar werden mußte. Ebenso natürlich ist es,

daß in den Monaten voll innerer Wirrnisse und Streitigkeiten, wie diese Umstände sie herbeiführten, man sich in England um den Fortgang der Angelegenheiten auf dem Continent wenig kümmerte.

Hier hatten zunächst die geheimen Verhandlungen, welche Lord Hyndford vermittelte, zum Abschluß der Convention von Klein-Schnellendorf geführt. Dieser Vertrag ist einer der dunkelsten Punkte in der Geschichte Preußens und erst die neueste Geschichtsforschung hat einiges Licht darüber verbreitet. Jetzt scheint es sicher, daß von den drei Parteien, welche diese geheime Uebereinkunft abschlossen, England allein aufrichtig und im guten Glauben handelte. Friedrich dagegen wollte wahrscheinlich nur für den Augenblick die günstige Stimmung der Kaiserin benutzen, um einen größeren Ländererwerb in Sicherheit zu bringen, als ihm das französische Bündnis gewährte. Namentlich wußte er, daß diese Regierung ihm die Grafschaft Glatz nicht gönnte.*) Er nahm also das Gebotene an. Doch gedachte er dabei keineswegs die Chancen aufzugeben, welche ihm der Fortgang der Belleisle'schen Pläne bieten mochte. Dies Verfahren war vielleicht praktisch; aber großmüthig oder streng gewissenhaft gegen seine Verbündeten kann man es nicht gerade nennen. Oesterreich endlich hatte den augenblicklichen Nutzen im Auge. Für jetzt war daher die Neigung, mit Friedrich, wenn auch unter schweren Opfern, Frieden zu schließen, gewiß aufrichtig gemeint. Wer mag aber beurtheilen, ob das Abkommen, das die Noth erzwang, unter den Wechselfällen der Zukunft Bestand gehabt haben würde?

Der Inhalt des merkwürdigen Tractats aber, den der König, der Feldmarschall Neipperg und Lord Hyndford am 19. October 1741 abschlossen, ist folgender:

1) Die österreichische Armee soll vom 15. October an Schlesien räumen und unbelästigt sich nach Mähren zurückziehen. Nur Scheinangriffe dürfen auf ihre Arrieregarde gemacht werden.

2) Neisse wird von Seiner preußischen Majestät eingeschlossen und belagert. Auch diese Unternehmung wird nur zum Schein geführt und die österreichische Besatzung hat nach 14 Tagen zu capitulieren.

---

*) S. Oeuvres de Frédéric II, S. 90. Bei den Verhandlungen, welche zu der Allianz vom 5. Juni führten, war dem französischen Gesandten unbemerkt ein Papierzettel aus der Tasche gefallen. Friedrich setzte seinen Fuß darauf, bis Valori das Zimmer verlassen hatte. Dann nahm er ihn auf und sah, daß er eine Notiz des französischen Ministers Amelot enthielt, mit der Weisung, „Sr. Majestät, wenn es irgend möglich wäre, Glatz nicht zu geben."

3) Ein vollständiger Friedensvertrag, welcher die stipulierten Abtretungen garantiert, soll vor Ende des Jahres abgeschlossen werden. Die Feindseligkeiten in Böhmen zum Schein sind aber bis dahin fortzusetzen, damit die Franzosen keinen Argwohn schöpfen.

Endlich verpflichteten sich sämmtliche Parteien zu vollständigster Geheimhaltung. Hyndford mußte sogar einen Brief an den König schreiben, worin er klagt, daß dieser taub gegen alle seine Vorschläge gewesen sei, um den französischen Gesandten zu täuschen.

Der englische Bevollmächtigte war sehr glücklich. Er sah das Ziel seiner langen beharrlichen Bemühungen erreicht. Endlich schien das schwerste Hindernis aus dem Wege geräumt zu sein, was dem Auftreten seines Monarchen für die pragmatische Sanction sich in den Weg gestellt hatte. Denn unmittelbar nach dem Abschluß der Convention sagte Friedrich zu ihm: „Lassen Sie Sr. britannischen Majestät wissen, daß ich nie Böses gegen ihn im Schilde führte. Auch habe ich den Regimentern im Lager bei Göttin bereits Befehl gegeben, nach Brandenburg zurückzukehren.“*)

Doch es sollte ganz anders kommen. Wenige Tage vorher, am 2. October, hatte mittlerweile Karl Albert in Linz die Huldigung der Stände Ober-Oesterreichs entgegengenommen. Gegen Ende des Monats, nach sechswöchentlichem zwecklosen Stillliegen, setzte sich sodann seine Armee nordwärts nach Böhmen in Bewegung. Dort hoffte er, sich mit dem großen französisch-baierischen Heere, welches Belleisle selber auf directem Wege heranführte, und den 20,000 Sachsen, die über das Erzgebirge hereinbrachen, zu vereinigen. Zu gleicher Zeit räumte Neipperg, der Convention gemäß, Schlesien. Am 1. November besetzten die Preußen Neisse und Friedrich ließ sich in Breslau feierlich als Herzog von Niederschlesien huldigen. Soweit ging Alles, wie es verabredet war.

Doch der König beabsichtigte durchaus nicht, sich mit dem Gewonnenen zu begnügen und schon jetzt Frieden zu schießen. Von der Kaiserin hatte er zwar erlangt, was möglich war. Aber wenn er sich jetzt, wo deren Verderben unausbleiblich schien, seinen alten Freunden wieder anschloß, so durfte er fast mit Bestimmtheit darauf rechnen, bei der Theilung der Beute noch mehr zu erlangen. An demselben Tage

*) Ueber den merkwürdigen Tractat von Klein-Schnellendorf siehe Näheres in Carlyle, Hist. of Fr. the Great, Tauchn. ed. VII, S. 82 ff. — Schäfer, Geschichte des siebenjährigen Krieges I, S. 26, ist nicht ganz unparteiisch. Denn was hätte Oesterreich veranlassen sollen, nicht definitiv Frieden zu schließen, da es die abzutretenden Gebietstheile thatsächlich bereits geräumt und seine Bedrängnis im steten Zunehmen begriffen war?

schon, wo Neisse in Folge der Klein-Schnellendorfer Uebereinkunft die Thore öffnete, unterzeichnete sein Bevollmächtigter in Frankfurt ein neues engeres Bündnis mit Frankreich. Am 4. November, dem Tage der Breslauer Huldigung, trat er sodann in allen Stücken dem französisch-baierischen Vertrage bei. Nun versprach er endlich auch, Karl Albert zur Kaiserwahl seine Stimme zu geben. Dagegen gestand ihm Frankreich den Besitz der Grafschaft Glatz zu. Der Erfolg schien so gewiß, daß er in dem Allianz-Tractat, den er mit dem Kurfürsten August III. von Sachsen wenige Tage später (am 8. Nov.) abschloß, diesen schon als König von Mähren ansah, und die Grenzen zwischen dessen zukünftigem Königreiche und Oberschlesien bereits förmlich festsetzte!

Von diesen Vorgängen hatte der ehrliche Vermittler Lord Hyndford nicht die leiseste Ahnung. Man kann sich daher dessen Erstaunen denken, als gegen Ende des Monats November der König, in dessen Gefolge er mittlerweile nach Berlin zurückgekehrt war, ihm bei einer flüchtigen Begegnung sagte: „Mylord, unser Geheimnis ist durch unverantwortliche Indiscretion des Wiener Hofes allgemein bekannt geworden." Und dabei zuckte Friedrich in einer Weise mit den Achseln und machte eine so beleidigte Miene, daß der erschrockene Gesandte nichts Gutes für Oesterreich und den Frieden ahnte. Nur zu bald sollte er erfahren, daß er davon weiter entfernt war als je. Am 25. November nahmen die Franzosen und ihre Verbündeten Prag mit Sturm; eine Entsatzarmee, die der Erzherzog Franz heranführte, kam zu spät. Im nächsten Monat brachen dann die preußischen Truppen in Mähren ein und besetzten Olmütz (27. December). Noch einen Monat später (31. Januar 1742) hielt Karl Albert seinen feierlichen Einzug in Frankfurt und am 12. Februar ward er mit unermeßlichem Pompe als Karl VII. zum römischen Kaiser gekrönt. Die Monarchie Ludwigs XV. stand auf dem Zenith ihrer Macht: in einem Jahre waren fast sämmtliche deutsche Fürsten ihr dienstbar geworden.

Damit war aber die französische Politik am Culminationspunkte ihres Glückes angelangt. Von jetzt an ging es, erst langsam, dann immer rascher abwärts. Zuerst fingen die österreichischen Rüstungen an, sich bemerkbar zu machen. Namentlich die ungarische Nation machte für ihre schöne, von allen Seiten bedrängte Fürstin begeisterte Anstrengungen. Eine allgemeine Aushebung wurde votiert. Tausende von Freiwilligen strömten zu den Fahnen. So konnten Habsburgs Heere im Anfange des neuen Jahres in achtungswerther Stärke auf dem Kampfplatze erscheinen. Zu spät bereueten seine Feinde, daß sie die ersten Erfolge nicht

benutzt hatten, um nach Wien vorzudringen. Schon am 25. Januar fiel Linz wieder in die Hände der Kaiserlichen, die sodann in Baiern eindrangen. Gleichzeitig besetzte eine andere Heersäule, welche mitten im Winter von Tyrol über Berchtesgaden hereinbrach, München.

Auch Friedrichs Versuch, das sächsisch-französische Offensiv-Bündnis zur That werden zu lassen, lief unglücklich ab. Zwar war er selbst mit einigen Verstärkungen in den letzten Tagen des Januar in Olmütz angekommen. Hier vereinigten sich, wie verabredet, am 5. Februar etwa 16,000 Sachsen und 5000 französische Reiter mit ihm. Jedoch die Operationen gingen nur langsam vorwärts. Zwischen den Verbündeten entstanden bald unerquickliche Misverständnisse, dann offene Streitigkeiten. Der Franzosen Hauptzweck war, Böhmen für Karl Albert zu behaupten; für Mähren und August III. glaubten sie genug gethan zu haben, wenn sie die Pässe dahin geöffnet hatten. Die directen Verhandlungen zwischen Friedrich und dem Kurfürsten hatten Belleisle zudem verletzt. Kaum war daher Iglau genommen, so rief er das kleine französische Hilfscorps wieder nach Eger zurück.

Dann belagerten die Sachsen Brünn, während Friedrichs Truppen sich weiter nach Süden ausbreiteten. Ende Februar streiften die preußischen Husaren bis nach Stockerau, wenige Meilen von Wien. Aber nun wandte sich das Blatt. Der Herzog Karl von Lothringen, Schwager der Kaiserin, hatte mittlerweile am 4. März das Commando über eine neuformierte österreichische Armee übernommen. Er drang bald mit Uebermacht vor, und suchte eine Entscheidungsschlacht. Den Verbündeten mangelte es indessen an schwerem Geschütz; ungeachtet wiederholter Ermahnungen in Dresden hatte man es nicht rechtzeitig herangeschafft. Auch war das Wetter äußerst ungünstig geworden. Mit der Belagerung von Brünn ging es daher nicht vorwärts. Trotzdem hoffte Friedrich, sich so lange behaupten zu können, bis die Verstärkungen, die er von Preußen heranbeordert hatte, eingetroffen wären. Auch erwartete er einen preußischen Belagerungspark. — Da aber erklärte am 30. März der Chevalier de Saxe, welcher die sächsischen Hilfstruppen befehligte, er habe Befehl, unverzüglich nach Böhmen zurückzukehren, um sich mit dem Marschall Broglio bei Prag zu vereinigen. Damit war Alles vorbei, und der einzige Versuch, den Friedrich in seinem Leben gemacht hat, eine alliierte Armee zu befehligen, war mit einem kläglichen Fiasko geendet. Anfangs April zogen die Sachsen nach ihrer Heimath zu ab. Die Preußen dirigierten sich gegen die Ober-Elbe und am Ende des Monats vereinigte Friedrich alle Abtheilungen seiner Armee in einem Lager bei Chrudim.

Der augenblickliche Mißerfolg war indessen nicht das Schlimmste, was diese unglückliche Unternehmung im Gefolge hatte. Verfolgende Croaten und Panduren ereilten die Sachsen auf ihrem Rückzuge. Ganze Compagnien der Arrieregarde fielen den wilden Söhnen der Theiß-Niederung in die Hände und wurden erbarmungslos niedergemetzelt. Wenig mehr als die Hälfte der gesammten Streitmacht, nur etwa 8000 Mann, erreichte die heimathlichen Grenzen wieder. Nun warf man alle Schuld des Unglücks auf Friedrich. Er allein hatte die Unglücklichen zu Tode marschiert; er hatte sie hungern lassen, während seine Soldaten im Ueberfluß lebten. Der schwache, einfache Kurfürst selbst war auf's äußerste aufgebracht, und von da an datiert sich der bittere Haß, den er und seine Minister von nun an gegen den Preußenkönig fühlten. Dieser war indessen kaum weniger auf die Sachsen erzürnt. Der französische Gesandte Valori, der ihn in den Tagen nach der Rückkehr aus Mähren sah, meint, sein Blick sei „farouche“ gewesen. Friedrich selbst sagt: „Die Franzosen handelten wie die Narren, die Sachsen aber wie Verräther“, wenn er von dieser Unternehmung spricht.*)

So waren die Angelegenheiten Oesterreichs im Frühjahr 1742 überall im Steigen. Die Ereignisse, welche sich mittlerweile in England zugetragen hatten, sollten sie aber auf eine ganz unerwartete Höhe bringen. Im Februar hatte nämlich endlich der Minister Walpole der allgemeinen Opposition weichen müssen. Mit schwerem Herzen gewährte der König ihm die erbetene Entlassung und ernannte ihn, zum Zeichen seines unveränderten Wohlwollens, zum Grafen von Orford.

Jetzt zeigte sich die Lücke, die durch den Sturz dieses gewaltigen Mannes entstanden war, in ihrer ganzen Größe. Zwar wurde Lord John Carteret, der langjährige Führer der Opposition im Oberhause, erster Minister; aber für die meisten Mitglieder des Cabinets wußten die „Patrioten“ keine passenden Persönlichkeiten an die Stelle zu setzen. Sie blieben einfach im Amte. Carteret war unzweifelhaft ein ungewöhnliches Talent. Er verdient mehr, wie mancher berühmt gewordene Minister die Bezeichnung eines wahrhaft staatsmännischen Genies. Doch fehlte ihm, wie den meisten Genies, die Beharrlichkeit zur Durchführung seiner großartigen Pläne, in deren Conception er vielleicht unerreicht dasteht. Seine Persönlichkeit war ansprechend und offen, seine Beredsamkeit im Parlamente zugleich scharf und glänzend, wenn auch gelegentlich mit etwas zuviel Bombast vermischt. Er besaß einen ungewöhnlichen Schatz von

*) S. Oeuvres militaires de Frédéric II, I, S. 4 ff.

seltenen Kenntnissen und Talenten. In der Politik fremder Staaten war er nicht weniger, wie in der des eigenen Landes erfahren. Die Angelegenheiten des Continents kannte und durchschaute er, wie Keiner in England. Den König endlich wußte er bald noch mehr für sich zu gewinnen, wie Walpole. Er konnte sich sogar in seiner Muttersprache mit ihm unterhalten, eine Eigenschaft, wegen deren schon Georg I. ihn im Jahre 1724 mit Bedauern aus dem Cabinet hatte scheiden sehen. Dabei war er ein Freund des heitern Lebensgenusses. Leider läßt sich aber nicht leugnen, daß er dem Burgunder und Champagner oft mehr zusprach, als es sich mit seiner hohen Würde vertrug. Seinen Collegen im Amte war er hinsichtlich seiner Begabung so überlegen, daß seine Zeitgenossen sagten, „sie wären das Mehl nicht werth, mit dem er seine Perrücke bestreute". Unglücklicherweise war er sich aber dieser Ueberlegenheit zu sehr bewußt. Namentlich in der Weinlaune behandelte er den Herzog von Newcastle, den Staatskanzler, und den Lord Harrington, die zufrieden gewesen wären, seine unterthänigen Diener zu sein, mit unbeschreiblicher Verachtung und reizte sie, seine Herrschaft abzuschütteln. Der allgemeinen Stimme des Landes glaubte er ganz sicher zu sein, weil er sie lange Jahre eigentlich allein dirigiert hatte. Der Opposition im Parlamente begegnete er mit lustiger Heftigkeit und gut gelauntem Uebermuth. Denn er wußte aus eigener Erfahrung, daß sie viel weniger der Sache, wie seiner Person galt, und die hielt er für unersetzlich. Er war so hochmüthig, daß er für Niemanden Freundschaft oder Feindschaft fühlte. Nie versuchte er, sich an seinen Feinden zu rächen oder seinen Freunden zu dienen.*)

Seine gewaltigen Pläne in der auswärtigen Politik nahmen ihn bald so vollständig in Anspruch, daß er sich um die Interessen des Parlaments gar nicht mehr kümmerte. Umsomehr wandten sich die anderen Minister näher liegenden und praktischen Dingen zu. Namentlich der Herzog von Newcastle und sein jüngerer Bruder Henry Pelham, selbstsüchtige und kräftige Charaktere, die sich um das übrige Europa gar nicht kümmerten, begannen bald wie Maulwürfe zu Hause seine Stellung zu untergraben und suchten im Unterhause immer mehr Einfluß zu gewinnen.

Carteret begann seine Thätigkeit als Minister damit, daß er eine Versöhnung zwischen dem König und dem Prinzen von Wales zu Stande brachte. Dann ging er sofort daran, dem Kriege mit Spanien und Frankreich einen andern Charakter zu geben. Die kleinen Waffenerfolge

*) Ueber die Persönlichkeit Lord Carteret's s. Walpole, Memoirs I, S. 146 ff.

in dem fernen Amerika genügten seinem hochfliegenden Geiste nicht. Er wollte das Haus Bourbon mit wuchtigen Schlägen auf dem Continente demüthigen, und „der Sache der Freiheit" durch kräftige Unterstützung der Kaiserin von Oesterreich zum Siege verhelfen. Ihm schwebten die gewaltigen Triumphe, welche das große Whig-Ministerium Marlborough-Godolphin in ähnlicher Lage einst errungen hatte, als Vorbild vor Augen. Aber er sollte nur zu früh erfahren, daß das, was unter der „englischen Königin" patriotisch genannt wurde, unter dem „hannoverschen König" verabscheuungswürdig war und — daß Lord Stair durchaus nicht seinem Lehrer, dem Herzog von Marlborough, glich.

Schon in den ersten Wochen der Carteret'schen Amtsführung begann die Ueberschiffung englischer Truppen nach Holland. Zugleich mußte Lord Hyndford die Versuche, den König von Preußen zum Frieden zu bewegen, erneuern. Friedrich war nach dem mährischen Miserfolge auf seine Verbündeten sehr erzürnt. Er nahm also die Eröffnungen günstig auf. Der Wiener Hof aber konnte sich nicht sogleich entschließen, jetzt, da die Aussichten sich aufhellten, ganz Schlesien abzutreten. Wenigstens noch eine Schlacht sollte der Prinz Karl von Lothringen wagen. Siegte derselbe, so mochte Friedrich sich am Ende mit weniger begnügen. Am 17. Mai 1742 erfolgte die gewünschte Entscheidung. Aber sie fiel ganz anders aus, als die Kaiserin gehofft hatte. Die Oesterreicher griffen die Preußen im Lager bei Chotusitz an und — wurden gänzlich geschlagen. Nun endlich ließ sich Maria Theresia bewegen, Schlesien zu opfern, um wenigstens diese unbesiegbaren Preußen sich vom Halse zu schaffen.

Der Aufmerksamkeit des französischen Ministers Fleury waren indessen die durch Hyndford gepflogenen geheimen Verhandlungen nicht entgangen. Er schöpfte rechtzeitig Verdacht. Auf seinen Befehl machte Belleisle noch in den ersten Tagen des Juni verschiedene Versuche, um Friedrich bei dem französischen Bündnis zu erhalten und einen neuen Operationsplan zu verabreden. Aber Alles war vergeblich. Am 11. Juni wurden in Breslau die Präliminarien, am 28. Juli zu Berlin der definitive Friede zwischen Oesterreich und Preußen unterzeichnet. Die Kaiserin trat ganz Schlesien und die Grafschaft Glatz an Friedrich ab. Dieser verpflichtete sich dagegen, die schlesische, für den polnischen Krieg in London contrahierte Schuld von 1,700,000 Thalern zu übernehmen. Die preussischen Armeen räumten Böhmen und der erste Act des großen Krieges war zu Ende.

Cardinal Fleury begriff sofort, als er von dem nahe bevorstehenden Friedensschluß erfuhr, wie schwer dieser Schritt in die Waage fiel. Durch

den Abfall des Alliierten ward insbesondere die Lage der französischen Armee, die um Prag stand, eine wahrhaft verzweifelte. Dem erfahrenen Minister entging das nicht. Obgleich im Innersten erbittert, zwang er sich daher, dem König ebenso schmeichelhaft, wie aufrichtig zu schreiben: „Ew. Majestät werden der Schiedsrichter von Europa." Zugleich bat er ihn, auch für Frankreich den Frieden vermitteln zu wollen, aber ohne Erfolg.

Hundert Meilen von der Heimath, ohne Unterstützung, war Belleisle mit seinem Heere nunmehr ganz allein auf sich selber angewiesen. Vergeblich wies Fleury den Marschall an, mit dem kaiserlichen Feldmarschall Königseck über freien Abzug aus Böhmen zu verhandeln. Die Siegeshoffnung des österreichischen Hofes war so angeschwollen, daß man auf Nichts eingehen wollte. Man verlangte unbedingte Uebergabe. Dies Ansinnen wies Belleisle stolz zurück und beschloß, sich zum Aeußersten zu wehren.

Nun begann jene berühmte Vertheidigung von Prag, welche während des Sommers und Herbstes des Jahres 1742 ganz Europa in Spannung hielt. Obgleich sie jetzt fast vergessen ist, so bildete sie dennoch, in Verbindung mit dem wunderbaren Rückzuge, der sie beschloß, eine der glänzendsten Waffenthaten der französischen Armee. Deshalb mag sie hier, wenn auch nur in großen Zügen, erzählt werden.

Der Versuch des französischen Marschalls, der im Juni persönlich in Dresden sich um Stellung eines sächsischen Hilfscorps bemüht hatte, war eben so vergeblich gewesen, wie bei Friedrich. Wenige Tage nach seiner Rückkehr fand er sich in Prag eingeschlossen. Am 17. August begann ein wüthendes Bombardement. Bald fingen dazu den Belagerten an die Lebensmittel auszugehen. Schon hatten sie einen großen Theil der Cavalleriepferde verzehrt. Da schwiegen, am 14. September, mit einem Male die Batterien. Die österreichischen Lager waren leer. Entsatz nahte. Es war der Marschall Maillebois, welcher mit seinen 40,000 Mann, die seit einem Jahre in Westfalen gelegen hatten, zur Hilfe herankam. Schon im Mai, als die ersten englischen Truppen in Belgien landeten, hatte er sich südlich, nach Dünkirchen zu, in Marsch gesetzt. Aber die Noth, in welcher sich die Belleisle'sche Armee befand, überwog bald alle anderen Bedenken. Anfangs August ging's mit allen verfügbaren Kräften nach Osten zu. In den letzten Tagen des Monats passierte man Frankfurt. Hier traf Maillebois auch mit dem unglücklichen Kaiser Karl VII. zusammen. Es ist peinlich zu erzählen, wie verächtlich der französische Marschall und seine Officiere die kaiserliche Majestät,

„ihren Kriegsherrn", bei dieser Gelegenheit behandelten. Es war so arg, daß der Volkswitz von diesem sagte: „Er wollte Kaiser sein, oder Nichts, nun ist er Kaiser und Nichts."

Von Frankfurt wälzte sich die französische Heersäule durch Baiern weiter nach Böhmen. Unterwegs vereinigte sie sich mit einer andern Abtheilung unter dem Marschall von Sachsen. Eine Menge Edelleute aus den edelsten Geschlechtern Frankreichs eilten herzu, um an diesem Feldzuge freiwillig theilzunehmen. Um die Mitte des Septembers gelangte man bis an den Böhmer Wald. Hier fand man jedoch alle Gebirgspässe von österreichischen Truppen besetzt. Nun wartete Mallebois vergeblich, daß Belleisle's Truppen ihm die Hand reichen sollten. Ebenso hoffte dieser oder vielmehr Broglio, der von Prag entsandt war, daß das Entsatzheer direct nach der böhmischen Hauptstadt vordränge. Aber nur bis Eger wagten sich dessen äußerste Spitzen; dann zögerten sie, standen still und endlich drehten sie um.

Broglio hatte indessen mit einem Theil der Prager Armee sich merkwürdigerweise nach Sachsen zu in Bewegung gesetzt. Denn man hoffte noch immer, diesen Hof zu einem erneuten Auftreten gegen Oesterreich zu bewegen und dadurch einen Umschlag hervorzurufen. Wenigstens auf Zufuhr von Proviant von dort rechnete man mit Bestimmtheit. Zu seinem Schrecken erfuhr der französische Heerführer aber, daß er die Verhältnisse am Dresdener Hofe, wohin er sich persönlich begab, ganz falsch taxiert hatte. Denn der Kurfürst August oder vielmehr der allmächtige Brühl hatte soeben (am 11. September) mit der Kaiserin Frieden geschlossen. Nun war ihm sogar der Rückweg zu seinen Waffengefährten abgeschnitten, und er konnte mit seinem Gefolge auf Umwegen nur die „Entsatz"-Armee in Baiern erreichen. Deren Mißerfolg und ihr Umkehren aber gab man jetzt allein Mallebois schuld, welcher dann auch abberufen und durch ihn ersetzt ward.

Die Hälfte der Truppen, welche Broglio bis Leitmeritz mitgenommen hatte, mußte sich gefangen geben, die andere gelangte mit genauer Noth nach Prag zurück. Hier sah sie sich mit dem Rest der Belleisle'schen Truppen bald genug von neuem eingeschlossen. 17,000 Mann waren jetzt Alles, was von dessen ehemaliger glänzender Armee noch übrig war. In den nächsten Wochen kamen noch viele vor Hunger und Elend um. Der Marschall sah ein, daß ein noch längeres Ausharren ihn vollständiger Vernichtung aussetzen würde. Auf Entsatz konnte er kaum noch rechnen. Er mußte also versuchen, sich nach Frankreich durchzuschlagen. Am 16. December brach er plötzlich mit dem Rest seiner Truppen, circa

12,000 Mann, auf, sprengte die feindlichen Linien und erreichte trotz schauderhaften Winterwetters auf verschneieten Wegen glücklich am 26. Eger. Hier gab er seiner Schaar eine achttägige Ruhe. Dann ging's weiter und am 5. Februar 1743 gingen die traurigen Ueberbleibsel seines Heeres wieder über den Rhein. Nicht der achte Theil derer, die den Strom im August 1741 siegesgewiß überschritten hatten, kehrte in die Heimath zurück.

So errangen die österreichischen Armeen im Sommer 1742 allenthalben große Erfolge. Ihre Verbündeten gelangten aber trotz aller Anstrengungen zu keinem activen Eingreifen. Der Transport der englischen Truppen nach dem Continent scheint ungewöhnliche Schwierigkeiten und Umstände gemacht zu haben. Fünf Monate, von Mai bis September, vergingen, bis 16,000 Mann glücklich hinübergeschafft waren, die sich dann, trotz des abgeschlossenen Neutralitäts-Vertrages, mit eben so viel Hannoveranern*) und 6000 Hessen und Dänen bei Gent vereinigten. Ueber die gesammte Armee übernahm Lord Stair den Oberbefehl, ein prachtliebender, großartiger Mann, der sich rühmte, ein Schüler des großen Marlborough zu sein. Seine Streitkräfte allein hielt er aber für ungenügend, um etwas zu unternehmen. Er versuchte also, die Generalstaaten zu einer gemeinsamen Unternehmung zu veranlassen. Zuerst dachte man an eine Belagerung von Dünkirchen. Dann, als Maillebois nach Prag zu abgezogen war, wurden die Pläne hochfliegender — aber wirklich begonnen wurde Nichts.

Diplomatische Verhandlungen füllten die Zeit aus. Der König von Preußen hielt sich damals zur Kur in Aachen auf. Doch hatte der schüchterne Versuch, ihn ganz auf die Seite der Kaiserin hinüber zu ziehen, den Lord Stair durch einen geheimen Emissair machen ließ, keinen Erfolg. Die Angelegenheiten kamen nicht vom Fleck. Endlich erschien der Premierminister Lord Carteret selbst im October im Haag, und ihm gelang es wirklich, wenigstens die Staaten zu energischen Maßregeln zu überreden.

Aber mittlerweile fing die Opposition im eigenen Lande gegen diesen an, höchst unangenehm zu werden. Der Minister hatte vergeblich gehofft, daß der Tod Sir William Windham's und die Erhebung Pulteney's zum Lord Bath ihm Ruhe verschaffen sollte. Mit Schrecken sah er nun, daß es viel leichter ist, einen Sturm heraufzubeschwören, als ihn zu beschwichtigen. Früher hatte er selbst bei jedem öffentlichen Auftreten

*) Das hannoversche Hilfscorps bestand aus 31 Schwadronen, 13 Bataillonen und der zugehörigen Artillerie, im Ganzen = 16,461 Köpfe. Vergl. v. Sichart, Geschichte der hannoverschen Armee, II, S. 379 ff.

über „hannoversche" Politik und „hannoversche" Minister gescholten. Trotzdem hielt er sich bisher in seiner Stellung so sicher, daß er geglaubt hatte, ohne Gefahr die frühere Politik in noch größerem Maßstabe als sein Vorgänger fortführen zu können. Auch wäre es nach Lage der Dinge vollkommen unmöglich gewesen, ein neues System an die Stelle des alten zu setzen. Und eine gewaltige Waffenthat möchte in der That die öffentliche Meinung mit sich fortgerissen haben. Doch Monat nach Monat verging, ohne daß die englischen Kriegsthaten für „die Sache der Freiheit" in etwas Anderem bestanden, wie in Zahlung von Subsidien.

Namentlich gegen die Bezahlung der hannoverschen Truppen richtete sich nun die allgemeine Stimme. Der nachherige Minister William Pitt machte sich zum Dolmetscher der Unzufriedenheit. Er war bald der entschiedene Führer der Opposition und, wenn er mit seiner klangvollen Stimme, die hell und klar, wie eine Glocke, bis in die entferntesten Räume des Sitzungssaales wiederhallte, mit seiner bilderreichen Sprache, mit seinem scharfen Sarcasmus die Regierung angriff, so riß er alle Zuhörer unwiderstehlich mit sich fort.

Als das Parlament im December 1742 zusammenkam, richteten sich die Hauptangriffe sofort gegen die Subsidien-Verträge. Pitt namentlich fand es unerhört, daß man 16,000 Hannoveraner in Sold genommen habe. Er meinte, hannoversche Interessen würden durch den Krieg ebensosehr berührt, wie die englischen; das Kurfürstenthum möge also seine Truppen selber bezahlen. Die Hitze der Debatte riß leider den kühnen Redner noch weiter fort. Er benutzte den Anlaß, über die braven hannoverschen Truppen die Schale seines Zornes in unerhörter Weise auszugießen und sie mit ungerechten und ungegründeten Vorwürfen zu überschütten. Trotz aller seiner Beredsamkeit blieb jedoch die Oppositionspartei für dieses Mal noch in der Minorität. Die Beleidigung seines Lieblingskindes empfand der König Georg II. aber besonders tief und schmerzlich, und für das ganze Leben blieb ein Stachel bitteren Gefühls gegen Pitt in ihm zurück.

Der Sieg, den die Regierung erfochten, war nur ein Pyrrhussieg. Wenn auch Carteret dem Parlament in der Thronrede schon den Abschluß neuer Allianzverträge mit Holland, Rußland und Preußen anzeigen konnte*), seine auswärtige Politik fand dennoch keinen anhaltenden

*) Der Vertrag von Westminster zwischen Preußen und Großbritannien vom 29. September 1742 war ein rein defensiver. Beide Mächte garantierten sich ihren

Beifall mehr. Er selbst freilich hielt sich der schließlichen Zustimmung sicher. In hochmüthiger Verblendung unterschätzte er die Intriguen, welche jetzt schon die Mitglieder seines eigenen Kabinets mit der Opposition anknüpften. Auch gegen den Gesandten Frankreichs, dem nunmehr ein Gefühl von der Gefahr aufdämmerte, die die neue englische Politik für Frankreich haben mußte, war er von einer erstaunlichen Selbstüberhebung und Offenheit. Auf die Frage: „Also Mylord, Sie wollen uns nöthigen, einen schimpflichen Frieden einzugehen?“ antwortete er: „Ohne Zweifel, das ist meine einzige Beschäftigung seit ich Minister bin, und ich schmeichle mir auch, daß es damit glücken soll.“*)

Doch es glückte nicht. Zwar brach die sogenannte „pragmatische Armee“, welche durch 20,000 Holländer und ein Contingent Oesterreicher von Luxemburg her auf 60- bis 70,000 Mann anwuchs, im März 1743 in der That von den Niederlanden gegen den Mittelrhein auf. Lord Stair befehligte sie.

Die Stimmung in England war aber dem activen Eingreifen nach wie vor sehr entgegen. Carteret's eigene Collegen schürten die Stimmung. Der Herzog von Newcastle und namentlich sein jüngerer Bruder, Henry Pelham, benutzten mit Geschick die Umstände und den aufstrebenden Ehrgeiz Pitt's. Dieser wünschte nichts sehnlicher, wie ein öffentliches Amt, sie, den ersten Minister zu stürzen. Carteret selbst kam ihren selbstsüchtigen Absichten durch sein eigenes Betragen entgegen. Er war von seinen hochfliegenden Plänen in der Politik ganz eingenommen. So wie er selbst der Bestechung unzugänglich war, so verzichtete er auch auf dies kleinliche Mittel, um Andere zu gewinnen. Personen, die sich an ihn um Beförderung wandten, erklärte er, daß er für solche Bagatellen keine Zeit hätte, „sein Geschäft wäre, Könige und Kaiser zu machen und das Gleichgewicht von Europa aufrecht zu erhalten“. Das europäische Gleichgewicht war den Pelham's dagegen sehr gleichgiltig. Aber wer Etwas erlangen wollte, wandte sich nun an sie und fast nie ohne Erfolg.

Besitzstand. In einem geheimen Artikel aber wurden die englischen Besitzungen in Spanien und im Mittelmeere ausgenommen. Gegen Frankreich insbesondere wollte Friedrich nicht weiter gehen, als bis zur Neutralität. Nach wie vor sah er darin seinen natürlichen Verbündeten. Noch im September versicherte er Voltaire, der als geheimer Emissair Fleury's bei ihm in Aachen erschien, „daß er leidenschaftlich wünsche, Böhmen in des Kaisers Karl VII. Händen zu sehen“, und gab Rathschläge für die Fortführung des Kriegs. (Oeuvres de Voltaire LXXII, S. 5.) Carteret's Politik mußte ihm also sehr unsympathisch sein.

*) Bericht des preußischen Gesandten Andrié vom 4. December 1742 nach Schäfer's Geschichte des siebenjährigen Krieges I, S. 30.

Ihnen überließ Carteret in seiner großartigen Weise die Bestechungen und mit den Bestechungen auch deren Früchte. Nach und nach verfügten sie über die größere Zahl der Mitglieder des Unterhauses. Und bald kam es dahin, daß sie sicher sein konnten, die Majorität würde zu ihnen stehen, wenn sie sich in irgend einer Frage von dem Premier trennten. Es ist wahr, sie besaßen wenige Talente; aber unbezweifelt verstanden sie die Kunst, den zu verleumden, den sie stürzen wollten, vorzüglich. Sie entzündeten nach und nach eine solche allgemeine Flamme des Hasses in der Nation gegen Carteret, daß der König, der wegen seiner Politik ganz besonders an ihm hing, ihn dennoch schließlich entlassen mußte. Man kann sich jetzt kaum noch ein richtiges Bild von dem Grade der Erbitterung machen, welche zu der Zeit über die Art, wie der Krieg auf dem Continent geführt ward, in England herrschte. Es erschienen Broschüren, die in den heftigsten, unfläthigsten Ausdrücken gegen den verderblichen, „absurden" Landkrieg eiferten. Es war ein „hannoverscher" Krieg, Carteret war der „hannoversche" Minister. In öffentlichen Blättern bezeichnete man ihn als „John the carter", (carter = Kärrner), den gegenwärtigen Favoriten des Gutsherrn von „Mumme-Land"!*)

Es schien unmöglich, daß er sich in seiner Stellung bis zum Zusammentritt des Parlaments behaupten könnte. Da rief ein großer Sieg, den die „pragmatische Armee" im Sommer über die Franzosen erfocht, noch einmal einen kurzen Umschwung hervor. Lord Stair war mit dem Heere der Alliierten gegen Ende April 1743 bis in die Gegend von Frankfurt a. M. und Hanau gelangt. Während des Monats Mai wartete sodann ganz Europa mit Spannung, wohin sich diese neue Streitmacht wenden würde. Die einen glaubten, sie würde nach Baiern vordringen, um im Verein mit den Oesterreichern den Marschall Broglio, der dort unthätig stand, zu vernichten. Andere meinten, sie würde der neuen französischen Armee von 70,000 Mann entgegengehen, welche der alte erfahrene Marschall Noailles über den Rhein heranführte. Aber es geschah von alledem Nichts. Zwistigkeiten unter den Befehlshabern der verschiedenen Contingente, namentlich zwischen Lord Stair und dem österreichischen Commandanten, Prinz von Ahremberg, hinderten lange jeden Entschluß.

Man legte zunächst ein gewaltiges Magazin bei Hanau an. Dann endlich, in den ersten Tagen des Juni, setzte sich das Heer südwärts in

*) S. Auszug aus dem Westminster-Journal vom 12. Februar 1743 in Carlyle, Hist. of Frederic the Great, Tauchn. ed. VII, S. 254.

Bewegung. Es waren 16,000 Engländer, 16,000 Hannoveraner, 8—12,000 Oesterreicher, im Ganzen über 40,000 Mann. Eine Reserve von 6000 Hessen und noch 6000 Hannoveranern rückte nach. Man ging über den Main, dem Marschall Noailles entgegen und bot ihm eine Schlacht an. Der französische Feldherr zeigte aber keine Neigung zum Kampfe. Dann, als Lord Stair heftig zum sofortigen Angriff trieb, verweigerte Prinz Ahremberg seine Zustimmung. Dieser meinte, man sei zu schwach; wenigstens möge man erst die 12,000 Mann Reserve herankommen lassen. Man beschloß also, wieder über den Main zurückzugehen, und am 16. Juni lagerte die ganze Armee von neuem auf dem rechten Ufer bei Aschaffenburg. Wenn aber die Alliierten geglaubt hatten, nach Belieben die dortige Brücke wieder zum Ueberschreiten des Flusses benutzen zu können, so hatten sie sich arg verrechnet. Die Franzosen legten vielmehr auf dem dominierenden linken Ufer Verschanzungen an, welche jeden derartigen Versuch unmöglich machten.

Zu der damaligen Zeit, wo die Heere ihre Verpflegung fast ausschließlich aus Magazinen bezogen und wo Eisenbahnen gar nicht, Kunststraßen nur wenig existierten, waren die Wassercommunicationen von besonderer Wichtigkeit. Der Main hatte den Alliierten sowohl von oberhalb aus Franken, wie von unterhalb aus Hanau die Lebensbedürfnisse zugeführt. Nun besetzte der Marschall Noailles aber plötzlich stromaufwärts Miltenberg mit einem Detachement und abwärts fiel das Städtchen Seligenstadt in seine Hände. Die Verhältnisse der „pragmatischen Armee" waren daher keine beneidenswerthen, als der König Georg II. mit seinem zweiten Sohne, dem Herzog von Cumberland, und dem Minister Carteret am 19. Juni im Hauptquartier eintraf.*) In den nächsten Tagen ward es noch schlimmer. Die Lebensmittel wurden knapp; die Soldaten fingen an, die umliegenden Ortschaften zu plündern. Die Generale gaben einer dem andern die unglückliche Situation Schuld, ohne Rath zur Abhilfe zu wissen. Indessen vorwärts konnte man nicht. Der Rückzug auf Hanau blieb schließlich der einzige Ausweg und ward in der Nacht vom 26. zum 27. Juni definitiv beschlossen. Dafür stand aber nur die eine Straße, welche unmittelbar am rechten Mainufer abwärts führt, zur Verfügung; denn

*) Der König hatte sich mit seinem Sohne seit dem 15. Mai in Herrenhausen aufgehalten, wo Lord Carteret, der unterwegs im Haag thätig gewesen war, sich mit ihm vereinigte. Sein Auftreten bei der Armee geschah mit großem Pomp. Allein 500 Pferde wurden aus den königl. Marställen für ihn und sein Gefolge mitgeführt.

das unwegsame Spessartgebirge verbot ein Ausweichen nach Norden. Die Lage Georgs II. und seiner Armee war also nicht viel besser, wie die des Marschalls Mac Mahon, als er in der Nacht zum 1. September 1870 sich entschließen sollte, von Sedan nach Mezières abzuziehen.

Am frühen Morgen, Donnerstag den 27. Juni 1743, trat die alliierte Armee ihren Marsch an.*) Kaum hatte sie Aschaffenburg geräumt, so besetzten die Franzosen die Stadt und suchten die Nachhut zu drängen. Doch die entschlossene Haltung der Briten, die durch die stete Gegenwart ihres Königs an gefahrvollster Stelle noch gehoben ward, und das wirksame Geschützfeuer hielten sie in respectvoller Ferne. Fünf feindliche Batterien belästigten vom linken Flußufer aus den Marsch in empfindlichster Weise, konnten aber die feste Ordnung der Truppen nicht stören. Gegen 9 Uhr Morgens waren die Alliierten noch etwa 2000 Schritt von dem Dorfe Dettingen entfernt. Vor ihnen ergoß sich, vom Spessartwalde her, inmitten sumpfiger Niederungen, der kleine Forchbach in den Main. Zu ihrer Ueberraschung fanden sie hinter diesem eine feindliche Armeeabtheilung in Schlachtordnung aufgestellt. Der Herzog von Gramont, welchen der Marschall Noailles mit 25,000 Mann von Seligenstadt aus auf das rechte Ufer entsendet hatte, verlegte ihnen den Weg. Die pragmatische Armee schien verloren; die „Mausefalle", wie der französische Feldherr seinen Operationsplan nannte, war geschlossen.

Aber Noailles hatte die unerschütterliche Ruhe, die todesverachtende, beharrliche Tapferkeit des britischen und niedersächsischen Blutes, das sich durch nichts außer Fassung bringen läßt, nicht in Rechnung gezogen. Und hier unter den Augen ihres Königs, der, wie alle Mitglieder des Stammes der Welfen, unerschütterliche Bravour und Kaltblütigkeit im höchsten Maße besaß, zeigten sich diese glänzenden Eigenschaften des englischen und hannoverschen Soldaten in besonders hellem Lichte.

Der Uebergang von der Marsch- zu der Gefechtsform erforderte damals stets eine beträchtliche Zeit. Namentlich eine aus verschiedenen Contingenten zusammengesetzte Armee konnte die Präcision der Bewegungen nicht besitzen, welche die preußische Armee in so hohem Grade

---

*) Nach von Sichart, Geschichte der hannoverschen Armee II, S. 383, setzte sich das verbündete Heer folgendermaßen zusammen:

Engländer	26 Schw.	15 Bat.	30 Geschütze,
Oesterreicher . . .	10 „	16½ „	24 „
Hannoveraner . .	32 „	13 „	26 „
	68 Schw.	44½ Bat.	80 Geschütze,

im Ganzen: 36,000 Mann incl. 8000 Reiter.

auszeichnete. Das Spessartgebirge verengte außerdem den disponiblen Raum und machte den Aufmarsch noch complicierter. So vergingen fünf Stunden mit dem Aufstellen von Batterien und Contrebatterien, und es wurde gegen zwei Uhr Nachmittags, ehe man in dem lichten Gehölze, das fast allenthalben den Boden bedeckte, eine Art von Schlachtordnung oder vielmehr eine Masse, die zum Theil sechs bis acht Glieder tief war und in der die Cavallerie hinter der Infanterie stand, gebildet hatte.*) Die feindlichen Geschosse schlugen vom linken Mainufer und von Dettingen her fortwährend in die manövrierenden Truppen. Der sechzigjährige König ritt dazwischen hin und her und sprach den Soldaten Muth zu. In englischer Sprache hörte man ihn rufen: „Ruhig, meine Burschen! Feuert, meine braven Burschen! Bald werden sie davon laufen!“

Das Feuer wurde indessen so heftig, daß sein Pferd schließlich scheu ward und davon rannte. Er stieg in Folge dessen ab und setzte sich zu Fuß an die Spitze des rechten Flügels, wo die Hannoveraner standen.**)

---

*) Auf dem rechten Flügel standen:
im 1. Treffen 4 englische Bataillone,
„ 2. „ 4 hannoversche Bataillone,
„ 3. „ 16 Schwadronen Hannoveraner,
„ 4. „ 7 hannoversche Bataillone.
Das Centrum ward gebildet aus:
im 1. Treffen 5 österreichischen Bataillonen,
„ 2. „ 5 „ „
„ 3. „ 6 englischen Bataillonen,
„ 4. „ 2 englischen und 8 österreichischen Bataillonen.
Der linke Flügel bestand gar aus sechs Linien:
die 1. enthielt 18 englische Schwadronen,
„ 2. „ 9 „ „
„ 3. „ 5 hannoversche Bataillone,
„ 4. „ 10 österreichische und 4 hannoversche Schwadronen,
„ 5. „ 6 hannoversche Schwadronen,
„ 6., welche Front gegen den Main machte, aus 6 hannoverschen Bataillonen. (Vergleiche von Sichart, Geschichte d. hannoverschen Armee, II, S. 384 ff.)

**) Es ist bedauerlich, daß der König Friedrich an der Thätigkeit seines alten Onkels in der Schlacht von Dettingen seinen scharfen Witz übt. Er erzählt, der König Georg habe zu seinem Erstaunen den Weg zu dem Orte, wo er zu frühstücken gedachte, verlegt gefunden. Aber dahin habe er gewollt und deshalb einfach, ohne jeden Plan, zu kämpfen beschlossen. Das Pferd sei, erschreckt von dem Kanonenfeuer, fortgelaufen, als er vorgeritten, sich umzusehen. Dann sei er rasch abgestiegen und habe sich zu Fuß vor die Front des hannoverschen Flügels gestellt, in der Position eines Fechtmeisters, den rechten Fuß vorgesetzt, den Degen in die Auslage, — bis Alles vorüber war und die Schlacht gewonnen! — Friedrich scheint sehr schnell vergessen zu haben, wie weit ihn sein eigenes flüchtiges Pferd vom Schlachtfelde von Mollwitz

Mittlerweile hatte Grammont unthätig den Aufmarsch der Briten beobachtet. Doch führte er unvorsichtiger Weise, den Instructionen des Marschalls entgegen, einen Theil seiner Truppen über den Bach hinüber, der seine Front geschützt haben würde. Bestimmte Befehle verboten ihm ferner den Angriff. Trotzdem konnte er seine Ungeduld nicht zügeln und ließ die Reiterei gegen die feindlichen Massen los. Nach anfänglichem Erfolge ward die Maison du Roi aber mit großen Verlusten zurückgeworfen. Ein Angriff, den die französischen Fußgarden von Dettingen aus gegen den linken Flügel unternahmen, ward gleichfalls glänzend abgewiesen und die Franzosen in den Main gedrängt.

Wie nun die Alliierten aus dem Gehölze, in dem sie sich formiert hatten, debouchierten, erweiterte sich das Terrain. Die hinteren Linien gelangten nach und nach in die vorderen Treffen, und es entspann sich ein unregelmäßiges Schießgefecht zwischen den beiderseitigen Infanterien. Lord Stair machte demselben schließlich ein Ende. Er befahl ein Einstellen des Feuers und des wilden, unordentlichen Geschreies bis auf ein gegebenes Zeichen. Dann aber brach auf einmal die ganze Linie, auf dem linken Flügel die Briten, auf dem rechten die Hannoveraner, mit nervenerschütterndem Hurrah gegen die feindliche Stellung vor. Da war es vorbei. Das französische Fußvolk, schon erschüttert durch die Flucht der eigenen Reiterei, hielt dem Ansturm nicht Stand; es wich und wo es sich auch wieder setzen wollte, hinter dem Bruch bei Welzheim, in Kahl, ward es von neuem vertrieben. Immer mehr löste sich die Ordnung und endlich rannte Alles in unbeschreiblicher Verwirrung, Gepäck und Waffen wegwerfend, davon. Die beiden Pontonbrücken bei Seligenstädt konnten die Masse der Flüchtigen nicht fassen; Tausende stürzten sich kopf- und besinnungslos in den Strom, um sich watend und schwimmend zu retten. Zwar ertranken Viele; jedoch war die englische Reiterei nicht zur Hand, welche die Niederlage zur Vernichtung hätte steigern können.

So blieb die „pragmatische Armee“ bis Abends auf dem Schlachtfelde stehen, und Noailles, welcher in unthätiger Wuth Grammont's Zersprengung vom linken Ufer mit angesehen hatte, konnte einen großen Theil der Flüchtigen um sich sammeln. Sein materieller Verlust war daher nicht sehr beträchtlich. Er hatte im Ganzen nicht 3000 Mann verloren. Auch die Verbündeten beklagten fast ebenso viel Todte und Verwundete; davon kamen 550 auf die Hannoveraner. Den Herzog von Cumberland hatte eine Flintenkugel am Fuß gestreift.

trug!! — S. Oeuvres de Frédéric III, S. 14; Vehse, Hof von Braunschweig-Lüneburg I, S. 307.

Der moralische Eindruck des Sieges war aber ein ungeheurer. Es war das erste Mal in diesem Kriege, daß die Franzosen in offener Feldschlacht eine große Niederlage erlitten hatten. Ganz Deutschland jubelte dem Sieger zu. Die Dichter besangen ihn. Der Magistrat der Stadt Frankfurt verehrte ihm ein Stückfaß besten Rheinweins nebst — 50 Malter Hafer. Die Kaiserin Maria Theresia selbst übersandte ein eigenhändiges Gratulationsschreiben.*) In England rief die Nachricht einen gewaltigen Sturm der Begeisterung hervor. Der Monarch, der an der Spitze britischer Truppen den verhaßten Erbfeind geschlagen hatte, war mit einem Male ein gefeierter Mann. Alle Parteien verherrlichten ihn. Der große Tondichter Händel componierte eine Hymne zur Feier des Sieges. Selbst der Haß und die Erbitterung gegen den Minister Carteret war auf eine kurze Zeit vergessen; man wollte ihm den Dank des Parlaments votieren.

Inzwischen hatten auch auf dem baierischen Kriegsschauplatz die Angelegenheiten eine für Frankreich höchst ungünstige Wendung genommen. Der Marschall Broglio sah sich durch drei österreichische Armeen, die concentrisch gegen ihn anrückten, auf's äußerste bedroht. Er erbat sich also von seinem Hofe die Erlaubnis zum Rückzuge nach Frankreich, und gegen Ende Juni trat er ihn wirklich an.

Kaiser Karl VII., der nominelle Oberbefehlshaber, gerieth nun in die peinlichste Lage. Von seinem mächtigen Alliierten im Stiche gelassen, mußte er für seine eigenen baierischen Truppen einen Waffenstillstand abschließen. Hilfe und Geld suchend, eilte er selbst nach Frankfurt. Auf dem Wege traf er am 3. Juli den Marschall Noailles und erfuhr zu seiner Bestürzung die Niederlage bei Dettingen. Das Darlehn von 40,000 Kronen, welches der französische Feldherr der „Kaiserlichen Majestät“ großmüthig auf eigene Verantwortung gewährte, konnte seine Lage jedoch wenig bessern; denn auch diese letzte französische Armee setzte sich nun rückwärts gegen den Rhein in Bewegung.

---

*) S. dasselbe in „v. Sichart, Geschichte der hannoverschen Armee“ II, S. 396. Daselbst findet sich auch die Einleitung eines dichterischen Ergusses des fürstlich Nassau-Usingenschen Leibmedicus Dr. Triller, welchen derselbe unter dem Titel „Poetische Gedanken“ bei dieser Gelegenheit verfaßte:

„Sprich, großer König, nicht, es wäre mein Gesang
Für Deine Majestät zum Lesen viel zu lang;
Du bist die Ursach' selbst; für Deine großen Thaten
Kann freilich mein Gedicht unmöglich kurz gerathen.“

Die einzige Aussicht auf Rettung für den unglücklichen Kaiser war, wenn er die Vermittlung des englischen Monarchen anrief. Er begab sich also nach Hanau, wo Georg auf dem gräflichen Schlosse des ausgezeichneten Landgrafen Wilhelm von Hessen sein Hauptquartier genommen hatte. Schon am 7. Juli begannen hier Friedens-Conferenzen, an denen auch der Gesandte Friedrichs, Klinggräff, theilnahm. Lord Carteret führte natürlich die erste Stimme, und da alle Parteien nichts sehnlicher wünschten, als für Kaiser und Reich den Frieden wieder herzustellen, so einigte man sich rasch. Der Kaiser Karl verpflichtete sich, dem französischen Bündnis und den französischen Subsidien zu entsagen. Auch alle Ansprüche auf die österreichische Erbschaft war er bereit aufzugeben, wenn man ihm nur den Besitz von Baiern und eine jährliche Summe, genügend, um seinem hohen Range entsprechend leben zu können, zusicherte. Oesterreich war hinsichtlich der Subsidien von England abhängig. Es erschien daher kaum zweifelhaft, daß man dasselbe zum Beitritt würde bewegen können, wenn man dem Gemahl der Maria Theresia die Würde eines „römischen Königs“ oder Nachfolgers des Kaisers garantierte.

Soweit ging Alles gut. Der Landgraf insbesondere war sehr befriedigt, denn seiner Fürsprache verdankte der gesalbte Kaiser seine Rettung. Carteret aber sah das Ziel seiner kühnsten Wünsche erreicht. Die verwickelte Frage der deutschen Kaiserwahl war endlich aus dem Kriege „für die Sache der Freiheit“ eliminiert. Auch des Königs von Preußen Zustimmung erlangte er. Nun konnten England und Oesterreich, durch keine Nebenrücksichten mehr gehindert, vereint mit ganzer Macht sich gegen Frankreich wenden. Am glücklichsten endlich war der König Georg selbst; er stand auf dem Zenithpunkt seiner Macht; seinem Schiedsrichterspruch gehorchte, wie er glaubte, nunmehr das gesammte deutsche Reich.

Doch diese glänzende Lage der Dinge hielt nur wenige Tage an. Am 16. Juli sollte der Vertrag unterzeichnet werden. Da erinnerte sich der englische Minister noch eben rechtzeitig seiner constitutionellen Verantwortlichkeit. Er verweigerte seine Unterschrift, bis er die Zustimmung seiner Collegen erhalten hätte und verlangte einen vierzehntägigen Aufschub. Ein Courier wurde nach England geschickt, um den Mitgliedern der Regentschaft den Entwurf vorzulegen. In dieser führten die Brüder Pelham die entscheidende Stimme. Sie verstanden von continentalen und deutschen Angelegenheiten so gut wie Nichts. Sie sahen aber, daß in dem ganzen Tractat zwar viel von dem deutschen Kaiser, aber durchaus nichts von der „Sache der Freiheit“ und auch nicht von der pragmatischen Sanction die Rede war, die doch England allein angingen. Die prag-

matische Armee hatte also ihren Sieg, wie sie meinten, im Wesentlichen nur für „hannoversche Interessen“ erkämpft. Daß die öffentliche Meinung es wenigstens so auffassen würde, war klar; denn zum Unglück wurde es nun bekannt, daß der König und sein Sohn während der Schlacht hannoversche Feldzeichen getragen hatten. Der erste Enthusiasmus war daher rasch verraucht, und als man noch die näheren Umstände erfuhr, unter welchen der Sieg von Dettingen erfochten war, da war es mit der Begeisterung für den König ganz wieder vorbei. Die Pelham's hatten daher keine Lust, den Vertrag vor dem Parlamente zu vertreten und verweigerten ihre Zustimmung. Ihre ablehnende Antwort traf am 1. August in Hanau ein.

Hier waren inzwischen Verhältnisse eingetreten, welche den Abschluß der Convention noch leichter und vortheilhafter erscheinen ließen. Der kluge, umsichtige Cardinal Fleury war nämlich bereits am 29. Januar 1743 im 91. Lebensjahre gestorben. Die Staatsmänner aber, welche in den ersten Monaten nach seinem Tode die politischen Geschicke Frankreichs dirigierten, standen dem überwältigenden Misgeschick, welches von allen Seiten auf sie hereinbrach, ziemlich rath- und thatlos gegenüber. Vor Allem fühlten sie die Nothwendigkeit, sich aus den Angelegenheiten des deutschen Reichs herauszuziehen. Am 26. Juli erschien ein Abgesandter Ludwigs in Frankfurt und gab im Auftrage seiner Allerchristlichsten Majestät eine demüthige Erklärung ab: „Nichts läge dem französischen Monarchen ferner“, sagte er, „wie eine Invasion Deutschlands, seiner eigenen Interessen wegen. Im Gegentheil, seine Absicht sei allein gewesen, dem Reiche zu helfen. Unter gegenwärtigen Umständen habe er deshalb seinen Armeen befohlen, über den Rhein zurückzugehen. Auch wünsche er Nichts sehnlicher, als einen Frieden mit Oesterreich und hoffe, daß man ihn unter mäßigen Bedingungen bewilligen würde.“

Die Kaiserin Maria Theresia jedoch war nun, da ihre Angelegenheiten so glänzend im Steigen begriffen waren, keineswegs gewillt, sich so leichten Kaufs mit Frankreich abzufinden. An demselben Tage, wo der französische Bevollmächtigte in Frankfurt um Frieden bat, erschienen der Prinz Karl von Lothringen und andere österreichische Generale in Hanau beim Könige Georg. Sie gratulierten zu dem Siege von Dettingen und man verabredete eine gemeinsame Invasion des Elsaß, die nach Abschluß der Hanauer Convention sofort in's Werk gesetzt werden sollte.

Als nun aber am 1. August nach Rückkehr des Couriers von London Lord Carteret plötzlich seine Unterschrift zu dem Vertrage verweigerte, den er selbst entworfen hatte, schöpften alle anderen Betheiligten Verdacht

gegen die Aufrichtigkeit seiner Politik. Sie sahen in seiner unbegreiflichen Handlungsweise eine List, um den Kaiser Karl VII. mit seinem mächtigsten Alliierten, dem Könige von Frankreich, zu verfeinden. Hinter den Verabredungen zwischen Oesterreich und England vermutheten sie geheime Pläne von unberechenbarer Tragweite. Alle schrieen über „das perfide Albion“. Der Landgraf von Hessen war so erbittert, daß er sich ganz von seinem Subsidien-Vertrage mit England zurückzog. Namentlich aber den König Friedrich, dem schon die großartige Persönlichkeit Carteret's stets unsympathisch gewesen war und der das Auftreten der pragmatischen Armee von vornherein mit Mistrauen beobachtet hatte, erfüllten die weitaussehenden Pläne der Alliierten mit großer Besorgnis.

Das officielle hochmüthige Auftreten des habsburgischen Hofes am Frankfurter Reichstag verschärfte seinen Argwohn. Denn in einer Declaration, die am 15. August durch den Kur-Erzkanzler von Mainz überreicht wurde, bezeichnete Maria Theresia Karl stets nur als den „sein sollenden“ Kaiser. Die gesammte Kaiserwahl war in ihren Augen, wegen der fehlenden böhmischen Stimme, ungiltig. Auch war in kaum miszuverstehender Weise von Compensationen die Rede, die man für die Wiederherausgabe des eroberten Baiern fordern müsse.

Zunächst kam es aber in diesem Jahre noch zu Nichts. Die Oesterreicher machten zwar im Herbste einige vergebliche Versuche, den Rhein zu überschreiten, wurden aber bald in Schwaben in weitläufige Cantonnements verlegt. Die pragmatische Armee ging noch einmal über den Strom, blieb jedoch wieder unthätig bei Worms stehen.

Carteret entfaltete währenddem eine ungemeine diplomatische Thätigkeit. Das Gesammtergebnis seiner Bemühungen war indeß höchst unbedeutend. Es gipfelte in der Unterzeichnung des Vertrags von Worms am 13. September 1743. Derselbe enthielt im Wesentlichen nichts weiter, als eine Erhöhung der jährlichen Subsidien für Karl Emanuel von Sardinien von 150,000 auf 200,000 Pf. St. Dadurch knüpfte man diesen Monarchen, der Lust verspürt hatte, auf französische Seite überzutreten, von neuem an die „Sache der Freiheit“. Wenige Wochen nachher bezogen die Alliierten Winterquartiere in den Niederlanden, und der König Georg mit seinem Minister kehrten nach England zurück. Hier erwarteten sie hitzigere Kämpfe, als die, welche sie auf dem Continent durchgefochten hatten. Denn das Parlament, welches im December zusammenkam, war in einer keineswegs friedfertigen Stimmung. Die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung befand sich in einem jetzt kaum begreiflichen Zustand der Aufregung über die „hannoversche“ Politik,

den „hannoverschen" König, den „hannoverschen" Minister. Die Pelham's geboten schon damals über eine große Zahl Stimmen. Pitt aber machte sich an der Spitze der Opposition von neuem zum Dolmetscher der allgemeinen Unzufriedenheit. Mit unerhörter Heftigkeit griff er Carteret als den „alleinigen", den „verabscheuungswürdigen" Minister an, der — wie er mit bitterem Sarcasmus hinzusetzte — „von dem Tranke genossen zu haben schiene, der das Vaterland vergessen macht". Mit viel mehr Schärfe als Sachkenntnis tadelte er dessen äußere Politik. Er rügte, daß man versäumt habe, den König von Preußen auf englische Seite herüberzuziehen, obgleich an dieser Unterlassung nicht Carteret, sondern die Pelham's Schuld waren. Er meinte, man habe den Wiener Hof gereizt, Friedrichs Anerbieten zu verwerfen, und diesen in Frankreichs Arme getrieben. Ja die active Theilnahme Hollands an dem Bunde gegen Frankreich war in seinen Augen ein verhängnisvoller Irrthum; denn dessen Neutralität würde die Franzosen von dem Angriff auf Flandern zurückgehalten haben. Den Vertrag von Worms und was damit zusammenhing, erklärte er gleichfalls für total fehlerhaft. Trotzdem siegte das Ministerium noch einmal, wenn auch mit geringer Majorität und die Verbündeten gingen mit weitgreifenden Entwürfen in das Jahr 1744 hinüber, deren Durchführung jedoch an einer Menge unvorhergesehener Umstände scheiterte.

Zunächst war die auswärtige Politik Frankreichs wieder eine einheitlichere und energischere geworden. Seit dem August 1743 lag sie in den Händen des Cardinals Tencin. Die Geschichte ist den Eigenschaften dieses Staatsmannes nicht vollständig gerecht geworden. Man hatte ihm, ehe er an den Hof kam, mehr Geist zugeschrieben, als er besaß. Nachher, als er im Amte war, beurtheilte man ihn zu gering. Als Erzbischof von Lyon hatte er sich durch Schmeicheleien die Gunst des Cardinals Fleury zu erwerben gewußt und dieser verschaffte ihm 1739 selber den Cardinalshut. In Rom lernte Tencin sodann die Königsfamilie der Stuarts kennen und bemühte sich sehr um sie. Der Papst hatte ihn gern und mit dem französischen Hofe blieb er in fortwährendem Verkehr. Er war sanft einschmeichelnd und von selten gefälligen Formen. In Frauen-Intriguen war er unübertrefflich, er glänzte durch witzige Unterhaltung. Es ist also natürlich, daß nach Fleury's Tode sich des Königs Ludwig XV. Augenmerk auf ihn richtete. Zwar sagten seine Zeitgenossen von ihm, er sei falsch wie ein Rechenpfennig und unwissend wie ein Dorfprediger. Auch wußte er Nichts von französischer Geschichte und in der Geographie versetzte er Paraguay an die Küste von Coro-

mandel. Dennoch gab er dem unglücklichen Kriege, in welchem Frankreich bei seinem Amtsantritt verwickelt war, bald eine andere Wendung. Namentlich in dem Auftreten gegen England war er voll weitaussehender gewaltiger Pläne. Er wollte eine französische Armee unter dem Marschall von Sachsen von Flandern nach England übersetzen lassen. Der älteste Sohn des Prätendenten, Prinz Karl Eduard Stuart, ein hoffnungsvoller Jüngling von 24 Jahren, sollte sich mit der Flotte einschiffen und erhielt schon Ende December 1743 eine Einladung, nach Frankreich zu kommen. Die Unternehmung misglückte zwar in Folge eines heftigen Sturmes (im März 1744); aber der neue kräftige Geist, welcher die französische Staatsleitung beseelte, ließ darum nicht nach. Am 15. März 1744 ward (nun endlich) gegen England, am 26. April gegen Oesterreich förmlich der Krieg erklärt. Der König Ludwig XV. übernahm, dem Namen nach, persönlich den Oberbefehl der großen Armee, welche in Flandern operieren sollte. Seine Maitresse, die schöne Marquise von Chateauroux, und ein unzähliges Gefolge begleiteten ihn.

Für den Krieg gegen Oesterreich erhob sich aber nun im Innern von Deutschland von neuem ein alter mächtiger Verbündeter. Der König Friedrich hatte seit der Hanauer Conferenz die Politik der Alliierten mit dem äußersten Argwohn angesehen. Wer sicherte ihn davor, daß die Kaiserin, wenn ihr Kriegsglück andauerte, sich nicht mehr an die Bestimmungen des Berliner Friedens gebunden hielt, hatte er selbst doch einst in ähnlicher Lage den Tractat von Klein-Schnellendorf für ungiltig erklärt. Der Inhalt eines Briefes Georgs II. an Maria Theresia, von dem er die Abschrift besaß, und welcher die mysteriösen Worte enthielt: „Madame, ce qui est bon à prendre, est bon à rendre“*), vermehrte seine Besorgnis. Rettung sah er nur, wenn er sich von neuem an Frankreich anschloß. Brach er aber, wenn Oesterreichs Heere am Rhein gefesselt waren, gegen Böhmen vor, so schien ihm der Sieg gewiß, umsomehr, da die Erfolge des ersten Krieges ein vielleicht übermäßiges Vertrauen auf die Ueberlegenheit der preußischen Armee in ihm erweckt hatte. Es mochte sogar gelingen, noch einen werthvollen Gebietszuwachs zu erlangen; denn die jetzigen Grenzen Schlesiens, welche die Gebirgspässe sämmtlich in Oesterreichs Händen ließen, gefielen ihm durchaus nicht.

Am 21. Februar 1744 sandte der König also den Grafen Rothenburg nach Paris, um mit dem französischen Hofe im Geheimen Verbindungen anzuknüpfen. Zu gleicher Zeit bot die schnöde Abfertigung,

*) S. Oeuvres de Frédéric III, S. 27.

welche die Versuche Ludwigs, Frieden zu schließen, in Frankfurt erfahren hatten, einen willkommenen Anlaß, den Verhandlungen einen deutschen Mantel umzuhängen. Friedrich nahm sich nun des unglücklichen Kaisers Karl VII. energisch an, — vor diesem selber ward aber das, was in seinem Interesse geschah, möglichst lange geheim gehalten, da er die unglückliche Gewohnheit hatte, Alles auszuschwatzen!

Endlich, nach langem Diplomatisieren, kam die berühmte „Frankfurter Union" zu Stande (22. Mai 1744). Darin verpflichteten sich die Unterzeichner — es waren aber außer den beiden Hauptcontrahenten Friedrich und Karl nur noch zwei: der erbitterte Landgraf von Hessen und der Kurfürst von der Pfalz —, „ihre guten Dienste anzuwenden", um des Kaisers Würde und Rechte zu wahren und das Haus Oesterreich zu veranlassen, daß ihm seine Erblande, sowie die Reichsinsignien und Archive ausgeliefert würden. In einem geheimen Artikel, der für den Kriegsfall gelten sollte, versprach Friedrich ferner, dem Kaiser zur Wiedereroberung von Böhmen seine Hilfe zu leihen. Für sich selbst nahm er die Kreise Königgrätz, Bunzlau und Leitmeritz in Anspruch. Wenige Tage nachher, am 5. Juni 1744, wurde die französische Offensiv-Allianz, welche diese böhmische Unternehmung sanctionierte und ihr den materiellen Rückhalt gab, unterzeichnet.*)

Während dieser Verhandlungen, welche dem Könige Friedrich neue Eroberungen in Aussicht stellten, war ihm von anderer Seite ein Landerwerb zugefallen, den er darum für ganz besonders werthvoll ansah, weil er seine Macht bis an die Nordsee ausbreitete. Der letzte der Fürsten von Ostfriesland, Karl Edzard, ein schwachsinniger Mann, war nämlich am 25. Mai 1744 kinderlos gestorben. Er war der letzte des Fürstengeschlechts gewesen, welches etwa 300 Jahre das kleine Land regiert hatte.**) Alte Reichsbestimmungen (1683—1694) sicherten die Nachfolge den Hohenzollern bereits zu. Dem König Friedrich Wilhelm war sie durch den Kaiser Karl VI. 1732 zum Ueberfluß nochmals feierlichst versprochen. Indessen der Kurfürst von Hannover Ernst August hatte mit dem Vorgänger des

*) Das Nähere über diese Unterhandlungen s. in Ranke, Neun Bücher preußischer Geschichte, III, S. 74—137.

**) Ostfriesland war im Mittelalter in viele kleine Herrlichkeiten getheilt, die von Hauptlingen beherrscht wurden. Die Häuptlinge von Greetsiehl aus dem Stamme der Cyrksena waren im 14. Jahrhundert von allen mächtig, und im Jahre 1430 erkannte der größte Theil des Fürstenthums den Grafen Edzard Cyrksena als seinen Oberherrn an. Dessen Nachkommen wurden 1454 in den Reichsgrafen- und 1654 in den Reichsfürstenstand erhoben. Vergl. Büsching's Erdbeschreibung VI, S. 289 ff.

letzten Fürsten Christian Eberhard 1692 eine geheime Erbverbrüderung geschlossen, wonach seine Nachkommen allein succedieren sollten. So kam es, daß als Preußen, rasch und entschlossen wie immer, einen Tag nach dem Tode Karl Edzards das Fürstenthum in Besitz nahm, Georg II. nachträglich, aber erfolglos Protest erhob. Auch die Anbringung einer Klage beim Reichskammergericht führte zu Nichts, als zu einer steigenden Erbitterung zwischen Onkel und Neffen.

Mittlerweile nahm der Krieg am Rhein eine für Frankreich höchst bedenkliche Wendung. In den letzten Tagen des Juni (19.) ging Prinz Karl von Lothringen mit einer Armee von 70,000 Mann über den Rhein. Kurze Zeit nachher fielen die Linien von Weißenburg in seine Hände. Die Franzosen wichen allenthalben zurück. Der König Ludwig selber eilte mit Verstärkungen von Flandern nach Metz, um, wenn es noch möglich war, die äußerste Gefahr abzuwenden. Die „Sache der Freiheit“ war jetzt auf dem Gipfelpunkte ihres Glücks. Nichts, so schien es, hinderte die Rückgewinnung des Elsaß und der drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun von Frankreich. Diese in Aussicht genommene Compensation für Schlesien konnten Oesterreich kaum noch entgehen. Prinz Karl war der von ganz Europa bewunderte Feldherr. Dazu hatte er die von ihm lange verehrte junge schöne Schwester der Kaiserin geheirathet und erwartete Vaterfreuden; — es hat also wohl kaum je einen glücklicheren Mann gegeben, als er es in dieser Zeit war.

Doch der Umschlag kam rasch. Friedrich hatte nicht sobald von den Erfolgen der Oesterreicher jenseits des Rheins erfahren, als er einzuschreiten beschloß. Es schien ihm zu bedenklich, wenn Frankreich durch den Verlust der im vorigen Jahrhundert dem deutschen Reich entrissenen Provinzen geschwächt würde. In Oesterreichs Hände durften sie in keinem Fall kommen. Er benachrichtigte deshalb den König Ludwig, daß er in der Mitte des August den Feldzug, dem Bündnis gemäß, eröffnen werde. Dann plötzlich, am 7. August, erschien sein Gesandter, Graf von Dohna, am Wiener Hofe, gab Kenntnis von der Frankfurter Union und verlangte auf Grund derselben, daß dem gewählten Kaiser sein Recht geschehe.

Diese unerwartete Sommation kam wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel und rief die unbeschreiblichste Verwirrung hervor. König Georg II. war auf's äußerste bestürzt, Maria Theresia im Innersten verletzt; denn alle Verhältnisse mußten durch diesen neuen Conflict mit einem Schlage sich von Grund aus verändern. Nicht allein die am Rhein gewonnenen Vortheile entschlüpften den Händen der Alliierten, sondern

der britische Monarch hatte nun auch noch einen offenen Krieg zwischen England-Hannover und Preußen zu bestehen.

In der öffentlichen Meinung Englands war an dem Allen nur der eigenmächtige „hannoversche" Minister Carteret Schuld. Alles Unheil, was Pitt von seiner Politik vorausgesagt hatte, war eingetroffen. Sogar der Gefahr einer Invasion, mit dem jungen Prätendenten an der Spitze, war man nur mit genauer Noth entgangen. Der allgemeine Haß und das Geschrei gegen den einst so hoch verehrten Staatsmann wuchs von Tag zu Tag. Seine eigenen Collegen verließen ihn. Es kam soweit, daß er in ganz Großbritannien Niemand mehr für sich hatte, als den König, den Prinzen von Wales und den Lord Bath, den früheren Mr. Pulteney. Er sah ein, daß er unter diesen Verhältnissen sich nicht dem Unwillen des Parlaments aussetzen durfte. Deshalb bat er noch vor der Zusammenkunft desselben um seine Entlassung, die ihm Georg II. mit schwerem Herzen am 5. December 1744 gewährte.

Nun kam die langjährige Regierung der Gebrüder Pelham. Der ältere, der Herzog von Newcastle, war ein unwissender, unbedeutender Mensch. Der König, dem er besonders unsympathisch war, sagte von ihm, daß seine Begabung nicht ausreichte, um eine Kammerherrnstelle an einem kleinen deutschen Hofe zu bekleiden. Aber sein ungeheures Vermögen von 30,000 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte, das ihm schon früher zugefallen war, sicherte ihm stets einen bedeutenden Einfluß. Seine Persönlichkeit war nicht unangenehm, aber seine Unfähigkeit und die allgemeine geringe Meinung, die man von ihm hatte, machte sie zuletzt lächerlich. Er gab sich stets den Anschein einer Ueberhäufung mit Geschäften, obgleich er nichts zu Ende brachte. Mit seiner Eile im Gehen, seiner gewissen affectierten Wichtigkeit der Mienen glich seine Erscheinung der eines Gerichtsanwalts. Von ihm circulierte das Bonmot Lord Wilmington's: „Der Herzog von Newcastle verliert immer eine halbe Stunde des Morgens, hinter welcher er den ganzen übrigen Tag herläuft, ohne sie einzuholen." Sein jüngerer Bruder Henry Pelham dagegen war ein wirklicher Staatsmann, zwar nicht genial wie Carteret, aber praktisch und rechtlich, jedoch mit einer bedeutenden Dosis von Egoismus. Er besaß alle Eigenschaften Robert Walpole's, wenn auch in geringerem Grade. Walpole liebte die Macht so sehr, daß er keinen Rivalen dulden wollte. Pelham liebte sie so sehr, daß er Alles für sie ertrug. Der erste, welcher das größte Selbstvertrauen besaß, war durchaus nicht stolz. Pelham dagegen, welcher gleichfalls nicht die geringste Selbstgenügsamkeit hatte, zeigte bei jeder Gelegenheit einen ungemessenen Hochmuth.

Er verstand es aber dennoch, die Parteien im Parlament mit großer Geschicklichkeit zu dirigieren, so daß unter seiner Verwaltung fast jede Opposition erstarb und es fast eine Schande war, jemals der „Patrioten"-Partei angehört zu haben. Auch lebte er, ohne seine Macht zu misbrauchen, und starb arm.*)

Die Unglücksfälle in der äußeren Politik, welche England unter seiner Verwaltung trafen, gab das Land seinen Vorgängern Schuld. Auch Pitt, obgleich er wegen der Abneigung des Königs jetzt noch keine Stelle im Ministerium erhielt, gab jede Opposition auf. Der Umstand, daß die französischen Staatslenker nun die Frage der Dynastie mit in den Conflict verflochten, machte aus dem „hannoverschen" Kriege einen „englischen" Krieg. Alle Parteien einigten sich, die Regierung zu unterstützen und die Lust an dem Parteihader besänftigte sich allmählich so, daß man dem Minister am Ende den wenig glänzenden Friedensschluß vergab. Ehe es jedoch dahin kam, war Europa noch während fünf langer Jahre der Schauplatz erbitterter Kämpfe.

Der König Friedrich schien zunächst durch die Eröffnung der Feindseligkeiten gerade das Verhängnis auf sich gezogen zu haben, was er dadurch hatte vermeiden wollen. Zwar war er Ende August 1744 mit 100,000 Mann durch Sachsen unerwartet nach Böhmen eingedrungen, und die Hauptstadt Prag capitulierte nach 14tägiger Belagerung bedingungslos. Aber als er dann weiter Moldau-aufwärts seine Eroberungen fortsetzen wollte, trat ihm unerwartet die in aller Eile zurückbeorderte österreichische Rheinarmee entgegen. Die Franzosen hatten nämlich, den Verabredungen entgegen, dieses Heer gar nicht verfolgt, sondern Wochen in einer nutzlosen Belagerung von Freiburg im Breisgau verschwendet, — an welcher der König Ludwig selbst theilnahm. Auch das vereinigte baierisch-hessische Corps unter Seckendorff belästigte den Rückmarsch der Oesterreicher nicht. Man war zufrieden, den Kaiser Karl VII. wieder in seine Hauptstadt München zurückgeführt zu haben. So sah sich Friedrich am Ende October plötzlich einer überlegenen Streitmacht gegenüber. Der Führer derselben, der alte tüchtige Feldmarschall Traun, operierte dazu so geschickt, daß die Preußen, ohne ihn zu einer Schlacht zwingen zu können, aus ganz Böhmen wieder hinaus manövriert wurden. Sogar Prag mußten sie mit bedeutenden Verlusten wieder räumen (November und December 1744). Der König selbst gesteht, daß er

*) Näheres über die Charaktere der Gebrüder Pelham siehe in Walpole, Memoirs I, S. 141 ff., 199 ff. und 302.

nie mehr Fehler begangen habe, als in diesem Feldzuge. Das Verfahren seines Gegners bezeichnet er als ein Muster von Vollkommenheit, welches er jedem Soldaten, der sein Handwerk liebt, zum Studium empfiehlt.*)

Im nächsten Jahre wurde die Situation auch nicht besser. Zwar erfochten Friedrichs Verbündete am 11. Mai 1745 unter des Königs Ludwig XV. nomineller und des Marschalls von Sachsen wirklicher Führung bei Fontenoi einen großen Sieg über die alliierte englisch-holländisch-hannoversche Armee, welche der zweite Sohn des Königs Georg, der Herzog William von Cumberland, befehligte, und dieser erste glänzende Schlachterfolg in diesem Kriege rief in Frankreich eine ebenso große Begeisterung hervor, wie er in England Bestürzung, Schrecken und Niedergeschlagenheit erweckte.

Aber Friedrichs precäre Lage ward dadurch um Nichts geändert. Er empfand es schmerzlich, daß die Franzosen keinen gemeinschaftlichen Operationsplan mit ihm verabredet hatten. Dem Marschall Belleisle, welcher sich nach der Capitulation von Freiburg im verflossenen Winter zu diesem Zwecke nach Berlin hatte begeben sollen, war es besonders schlecht ergangen. Auf Anrathen des Kaisers Karl VII., den er in München aufsuchte, um seine letzten Instructionen zu empfangen, hatte er die Poststraße über Kassel und Halberstadt eingeschlagen, welche im Harzgebirge einen schmalen Streifen hannoverschen Gebiets passiert. Auch der König Friedrich, der ihn mit großer Ungeduld erwartete, hatte ihm durch seinen Gesandten rathen lassen, diesen kürzesten Weg zu wählen. Am 19. December 1744 Abends erreichte Belleisle in der That ohne Unfall das Kloster Walkenried im Braunschweigschen am südlichen Fuße des Gebirges, wo er mit großer Aufmerksamkeit empfangen und bewirthet ward. Ein Courier eilte voraus, um für die zwanzig Equipagen der Ambassade die nöthigen Extrapostpferde zu bestellen. Vergeblich rieth der Prior dem Marschall, er möge einen geringen Umweg machen und das hannoversche Gebiet vermeiden. Da die Escorte von weitem jede verdächtige Bewegung auf der Straße beobachten konnte, so erschien diesem eine solche Vorsichtsmaßregel überflüssig.

Am nächsten Morgen, Sonntag den 20. December, ging es also auf engen, holperigen Wegen in das wilde Harzgebirge hinein. Keuchend zogen die Pferde die schweren Reisewagen bergauf. Es ward 5 Uhr Nachmittags und schon finster, ehe man das kleine hannoversche Städtchen Elbingerode erreichte. Vor dem Posthause, das dem König von Preußen

*) S. Oeuvres de Frédéric le Grand III, S. 76. 77.

in Erbpacht gehörte, stand dichtgedrängt eine neugierige Menschenmenge, die dem ungewöhnlichen Schauspiel zusah. Geschäftig liefen die Postknechte mit Laternen hin und her, um die ermüdeten Pferde abzuschirren und frische vorzuhängen. Plötzlich trat aus dem Gedränge der hannoversche Amtmann des Orts an den Marschall heran und fragte ihn nach seinem Paß. „Ich habe keinen und brauche auch keinen" war die Antwort; aber, ehe er sich es versah, war sein Wagen von 20 hannoverschen Jägern umringt und er selbst ein Gefangener. Trotz aller Remonstrationen schaffte man ihn noch denselben Abend nach dem benachbarten Städtchen Osterode. Unterwegs gelang es ihm jedoch glücklich, alle Papiere, die er bei sich hatte, zu vernichten. Ja der Officier, welcher das kleine Jägerdetachement befehligte, war so höflich, ihm auch noch seine Cassette wieder auszuhändigen, deren Inhalt er dann in einem unbewachten Moment verbrannte.

In England freute man sich sehr über den Fang. Der Admiral Byng ward nach Stade geschickt, um den wichtigen Gefangenen abzuholen, mit dem er am 1. März 1745 in Harwich ankam. Von Frankreich aus erfolgten heftige Reclamationen, aber es dauerte dennoch bis zum August, ehe man ihn wieder frei ließ.*)

Der Kaiser Karl VII. hatte eine große Zuneigung zu dem Marschall Belleisle, dem er Alles verdankte. Als er das Unglück erfuhr, schrie er laut auf. Die Gicht stieg ihm zu Kopfe und zwölf Tage nachher starb er, am 20. Januar 1745. Damit war die ganze Frankfurter Union gegenstandslos geworden. Die Versuche, welche der Marschall Maillebois, der Oberbefehlshaber der französischen Oberrhein-Armee, im Frühjahr noch machte, andere deutsche Fürsten zur Theilnahme an dem Bunde zu bewegen, hatten jetzt gar keine Aussicht auf Erfolg. Friedrich selbst suchte sich nun aus der Sache herauszuziehen. Er erklärte durch seinen Gesandten in London seine Bereitwilligkeit, Frieden zu schließen, wenn man ihm den Besitz von Schlesien, gemäß dem Vertrage von Dresden, garantierte. In England fand er in der That Neigung, mit ihm zu verhandeln. Doch bald erkannte er zu seiner Bestürzung, daß er bei den anderen Mächten nicht darauf rechnen dürfte. Sein erneuter Friedens-

*) Die Erzählung dieses merkwürdigen Ereignisses ist nach Carlyle, History of Frederic the Great XV, Cap. V; Valori, Mémoires I, S. 203 ff. Luynes (s. Mémoires XVI, S. 223 ff.), dem Belleisle dies Abenteuer selbst erzählt hat, ist in der Angabe der Daten ungenau, wie sich durch Vergleich mit den anderen Quellen leicht ergiebt. Der Marschall leugnet aber bestimmt, daß die Gefangennahme auf ausdrücklichen Befehl des Kammer-Präsidenten von Münchhausen geschehen sei.

bruch und die Gelegenheit, welche er damit den Franzosen gegeben hatte, abermals sich in deutsche Reichsangelegenheiten zu mischen, hatte ein allgemeines Mistrauen und eine gewaltige Erbitterung gegen ihn entzündet. Wie er zu spät einsah, war nun seine eigene Existenz auf's höchste gefährdet.

Zunächst schloß der junge Kurfürst von Baiern am 22. April 1745 zu Füssen mit Oesterreich Frieden. Gegen Anerkennung der pragmatischen Sanction und das Versprechen seiner Stimme zur Kaiserwahl für den Gemahl der Kaiserin Maria Theresia erhielt er sein Land zurück. Sodann hatte sich schon vorher (Ende März) auch der Landgraf von Hessen von der Frankfurter Union losgesagt, sich neutral erklärt, und stellte im nächsten Jahre von neuem 6000 Mann der englischen Regierung gegen Subsidien zur Verfügung.

So blieb Friedrich für die Fortführung des Krieges gegen Oesterreich auf sich allein angewiesen. Um das Maß des Unglücks voll zu machen, begannen nun auch seine Geldmittel knapp zu werden. Der berühmte massive silberne Musikbalkon im Berliner Schloß wanderte zur Nachtzeit in die Münze und ward eingeschmolzen.*) Des Königs Stimmung unter diesen Umständen war eine sehr gedrückte. In seinen vertrauten Briefen an den Minister Podewils, die uns der große Geschichtsschreiber Ranke auszugsweise mittheilt, macht er aus seiner verzweiflungsvollen Auffassung der Lage kein Hehl. „Nie war ich in größerer Gefahr", schreibt er. „Nichts bleibt mir übrig, als mich in Geduld zu fassen. Und sollten alle Verhandlungen fehlschlagen, so ziehe ich vor, mit Ehren unterzugehen, als ein entehrtes Leben zu führen." Und dann wieder: „Möge die Vorsehung entscheiden, wie sie will; weder unsere Vorsicht, noch unser Muth soll zu tadeln sein; nur die Umstände, die uns nicht begünstigen wollten."**)

Die meiste Sorge machte dem Könige aber die zweifelhafte Haltung Sachsens. Zwar kannte er den ungefähren Inhalt der am 8. Januar 1745 zwischen Oesterreich, Sachsen, England und Holland abgeschlossenen **Union von Warschau**. Er wußte, daß der Kurfürst August 30,000 Mann Hilfstruppen zu dem Heere der Kaiserin stellen sollte, und daß die Seemächte sie zu bezahlen übernommen hatten. Friedrich wußte ferner, daß dieses Bündnis nur defensive Zwecke hatte und ein Gegengewicht gegen die Frankfurter Union sein sollte. Aber er hatte keine

---

*) S. Ohrlich II, S. 126—128.
**) S. Ranke, Neun Bücher preußischer Geschichte III, S. 236—242.

Ahnung davon, welche Summe von Haß sich gegen ihn am sächsischen Hofe angesammelt hatte. Seit dem unglücklichen gemeinschaftlichen Feldzuge in Mähren war die Misstimmung des schwachen Kurfürsten August III. stets gewachsen. Die Kurfürstin und namentlich der Minister Brühl schürten seine Erbitterung und die Hinneigung zu Oesterreich. Und als nun gar das preußische Heer im Sommer 1744 ohne vorherige Anfrage Sachsen passierte, mit einer Erlaubnis zum Durchmarsche vom Kaiser Karl VII. als einziger Legitimation, da kannte der Zorn des misachteten Königs von Polen keine Grenzen mehr. Es war vergeblich, daß nun Friedrich Mitte Februar 1745 den französischen Gesandten Valori nach Dresden schickte, um August durch Aussicht auf die deutsche Kaiserkrone auf seine Seite hinüberzuziehen. Der Kurfürst war taub für die verlockendsten Anerbietungen. Er dachte nur, wie er sich an dem Preußenkönig am empfindlichsten rächen könnte. Gar zu gern gab er daher den Vorschlägen Gehör, welche ihm zu gleicher Zeit von Oesterreichs Seite zukamen. So kam nach monatelangen, ganz im Geheimen betriebenen Verhandlungen am 18. Mai 1745 der berühmte Vertrag zu Stande, der unter dem Namen des **Tractats** von Warschau in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so viel Staub aufgewirbelt hat. Er enthielt nichts weniger, als einen Plan zur Theilung der preußischen Monarchie. Die Kaiserin und der König von Polen verpflichteten sich nicht allein, Friedrich Schlesien zu entreißen; nein, er sollte wieder auf die alten Grenzen des Kurfürstenthums Brandenburg zurückgedrängt werden und der größte Theil der Beute (Magdeburg, Halberstadt, der Saale-Kreis, der Schwiebusser Kreis) ward Sachsen versprochen.*) Auch die Czarin Elisabeth nahm an diesen Verhandlungen lebhaften Antheil. Ihr waren gewisse sarcastische Aeußerungen über ihre Persönlichkeit hinterbracht worden, die Friedrich unvorsichtiger Weise im Kreise von Vertrauten gemacht hatte. Ihre ursprüngliche Verehrung für den König hatte sich in Folge dessen in den bittersten Haß verwandelt, wenngleich ihr für diesmal noch die Zeit fehlte, in die Welthändel activ einzugreifen.

Friedrich wußte von diesen Vorgängen Nichts. Auch erfuhr er die Existenz des Tractats von Warschau erst viele Jahre später. Bis Ende April schmeichelte er sich vielmehr mit der Hoffnung, daß die Sachsen wenigstens nicht an einem Angriffe auf seine Staaten theilnehmen würden; denn sie hatten ihm nicht den Krieg erklärt. Aber bald schwand auch diese Aussicht. Am 30. April traf der Prinz Karl von Lothringen in

---

*) S. Ranke a. a. O. III, S. 231.

Olmütz ein und übernahm das Commando.*) Wenige Wochen nachher brach sodann die vereinigte österreichisch-sächsische Armee in Schlesien ein. Doch des Königs Feldherrnkunst machte diesen Einfall zu Schanden. Am 4. Juni erfocht er den glänzenden Sieg bei Hohenfriedberg oder Striegau, nicht weit von Schweidnitz. Es ist wohl die bedeutendste Schlacht, die bis jetzt in dem Kriege ausgekämpft wurde. Auf beiden Seiten fochten über 70,000 Mann, und Friedrich hatte nicht Unrecht, wenn er an seine Mutter schrieb: „solch eine entschiedene Niederlage ist seit Blenheim nicht dagewesen.“ **)

Die dringendste Gefahr war damit beseitigt; dennoch schlugen die Versuche, zum allgemeinen Frieden zu gelangen, abermals fehl. Zwar der König Georg II. hatte gar keine Neigung mehr, den Krieg fortzusetzen. Die Niederlage bei Fontenoi und noch gar die seiner Alliierten bei Hohenfriedberg erschütterten seine Zuversicht vollständig. Außerdem stand der alte Dessauer mit einem Beobachtungscorps bei Magdeburg und bedrohte Hannover selbst; und das war um so störender, weil der König mit dem Minister Harrington sich während der Sommermonate in Herrenhausen aufhielt. Er machte deshalb das Anerbieten, auf der Basis des Breslauer Vertrags den Frieden zu vermitteln, und fand bei Friedrich ein geneigtes Ohr. Dieser verpflichtete sich sogar, während vier Wochen Nichts zu unternehmen.***) Er stand mit seinem Heere während der Zeit auf jener Höhe von Chlum, die in unsern Tagen bei der Schlachtentscheidung von Königgrätz eine so gewaltige Bedeutung erlangen sollte.

Des britischen Gesandten Robinson Versuche aber, die Kaiserin zum Frieden zu bewegen, waren ebenso vergeblich, wie im Jahre 1741. Sie wollte durchaus Schlesien wieder gewinnen. Sie verlangte für ihre Kriegsoperationen Zeit bis zum October — wenigstens eine Schlacht mußte noch gewagt werden! „Dussé-je conclure avec lui le lendemain, je lui livrerais bataille ce soir“, sagte sie.†)

So war für Georgs Vermittelung keine Aussicht auf Erfolg. Aber er selbst bedurfte des Friedens dringender denn je. Das Ereigniß, das er im vorigen Jahre fürchtete und wegen dessen er damals nicht gewagt hatte, nach Hannover zu kommen, war nun eingetreten. Der junge heldenmüthige Prinz Karl Eduard war Ende Juli an der westlichen

*) Der Feldmarschall Traun commandierte in diesem Feldzuge die österreichischen Streitkräfte in der Gegend von Frankfurt a. M.

**) S. Oeuvres de Frédéric XXVI, S. 71.

***) S. Ranke III, S. 277—281.

†) S. Ranke III, S. 287.

zerrissenen Felsenküste Schottlands gelandet und hatte am 19. August in der wilden Schlucht von Glenfinnan das königliche Banner der Stuarts entfaltet. Aus allen Thälern strömten ihm Anhänger zu, und jetzt war er im vollen Anmarsch auf Edinburg. Die Nachricht davon überraschte den König auf's unangenehmste. Er beschloß, unverzüglich nach London zurückzukehren. Und um wenigstens einen Gegner los zu sein, schloß er mit Preußen rasch jenen Separatfrieden, der unter dem Namen der „Convention von Hannover" bekannt ist (26. August 1745). Darin erkannte er die alten Bestimmungen des Breslau-Berliner Vertrags von neuem an und garantierte Friedrich, allen anderen Mächten gegenüber, den Besitz von Schlesien. Unmittelbar nachher reiste er ab. Schon am 31. August traf er in seiner Hauptstadt ein, froh, daß er wenigstens das Kurfürstenthum gegen feindliche Einfälle sicher gestellt hatte.

Friedrichs Lage ward inzwischen nicht besser. Er sah ein, daß seine Gegner unversöhnlich waren. Oesterreich und Sachsen schlossen fast gleichzeitig mit der hannoverschen Convention, am 29. August, ein noch engeres Bündnis. Am 13. September ward dann der Gemahl der Maria Theresia, Franz von Lothringen, zum römischen Kaiser gewählt. Die Kaiserin selbst begleitete ihn nach Frankfurt. Von neun Kurstimmen hatte er sieben für sich; ihm fehlten nur die von Brandenburg und Kurpfalz. Von diesen beiden war der König von Preußen gar nicht aufgefordert, mitzustimmen; der Kurfürst von der Pfalz aber war baierischer gesinnt, als der Nachfolger Karl Alberts selber; er enthielt sich in innerem Grimme der Abstimmung.

Ein Sieg über den „bösen Mann" sollte die Kaiserwahl verherrlichen, wie Maria Theresia hoffte. In jenen Gebirgspässen, die durch die Kämpfe der preußischen Garden im Jahre 1866 eine erneute Berühmtheit erhalten haben, kam es zur Schlacht. Doch abermals erfocht Friedrich durch seine überlegene Tactik am 30. September bei Sohr einen glänzenden Erfolg.

Wenige Tage nachher erhielt er in Trautenau die Ratification des englischen Vertrags. Damit war er eine schwere Sorge los; denn die wochenlange Zögerung des englischen Ministeriums hatte nachgerade angefangen, ernste Bedenken zu erregen. Die Unterschrift trug das Datum des 22. September. Das ist besonders bedeutungsvoll; denn am 20. war die bestürzende Kunde nach London gelangt, daß die schottische Hauptstadt am 17. in die Hände des jungen Prätendenten gefallen war. Nun wurden alle verfügbaren britischen Truppen eilig vom Festlande zurückgerufen. Man mußte froh sein, wenn man Flandern behaupten konnte,

und es war klar, daß man englischerseits fürerst darauf verzichten mußte, in Deutschland ein entscheidendes Wort mitzusprechen.

Wenn jedoch der König von Preußen gehofft hatte, daß seine anderen Gegner nun nach der Niederlage von Sohr ebenso friedfertige Gesinnungen haben würden, wie Georg II., so war er in großem Irrthum: im Gegentheil, sie sannen ernstlicher denn je auf seine Vernichtung. Der Minister Brühl insbesondere war unermüdlich. Vorzüglich auf sein Anstiften ward ein neuer Operationsplan vereinbart, der viel weitaussehender war, als alle vorhergehenden. Man hoffte zunächst, Friedrich durch Einrücken in die Winterquartiere in Sicherheit zu wiegen. Prinz Karl bezog Cantonnements im nördlichen Böhmen, die Sachsen in ihrer Heimath. Mitten im Winter sollte sodann die österreichische Hauptarmee unerwartet durch's Gebirge nach Schlesien hereinbrechen. Zu gleicher Zeit wollte man die Sachsen mit einem andern Corps, welches der General Graf Grünne von Frankfurt heranführte, vereinigen und mit dieser combinierten Armee dachte man direct auf Berlin zu marschieren.

Friedrich war jedoch wachsamer, als seine Gegner glaubten. Einige unvorsichtige Aeußerungen, die dem Minister Brühl entschlüpft waren und die man ihm hinterbrachte, gaben ihm rechtzeitig Verdacht. Sein Genie ließ ihn errathen, was er nicht erfuhr. Rasch concentrierte er seine Armee und ereilte zunächst die österreichische Hauptarmee. Das siegreiche Gefecht von Katholisch-Hennersdorf am 30. November 1745 (südwestlich von Naumburg a. d. Gneis) zwang den Prinzen Karl zum eiligen Rückzuge nach Böhmen. Der alte Dessauer aber fand die mit dem Corps des Generals Grünne vereinigten Sachsen unter dem Feldmarschall Rutowsky in starker Stellung bei Kesselsdorf, unweit Wilsdruff. Am Nachmittage des 15. December griff er sie an, und nach blutigem, wechselvollem Kampfe erfochten die Preußen auch hier einen glänzenden Sieg.

Der König selbst war während der Schlacht bis Meißen gelangt und zog nun als Sieger in Dresden ein. Ganz Sachsen war in seinen Händen. Seine Gegner verzweifelten jetzt endlich am Erfolge. Alle Versuche, ihn zu besiegen, hatten mit schmählichen Niederlagen geendet. Es schien fast, als wenn gegen seine Feldherrnkunst menschliche Kraft ohnmächtig wäre. So begegneten sich Alle in dem Wunsche nach Frieden, und schon am Weihnachtstage (den 25. December) konnte der Vertrag unterzeichnet werden. Friedrich ward im Besitz von Schlesien bestätigt und der Kurfürst von Sachsen erhielt sein Land zurück.

Nach dem Dresdener Frieden hat der Fortgang des europäischen Krieges für uns nur noch ein untergeordnetes Interesse. Deutschland hörte auf, der Kriegsschauplatz für die anderen Nationen zu sein, und konnte nach fünf schreckensvollen Jahren endlich beginnen, aufzuathmen. Niemand war froher, als Friedrich selbst. Zu oft war er am Rande des Verderbens gewesen, um nicht den Werth des Friedens, der ihn im Besitz von Schlesien ließ, zu schätzen. Es ist ungerecht, seine Aeußerung, daß er nie wieder sein Land den Wechselfällen des Kriegsglückes aussetzen wolle, für unaufrichtig zu halten. Zu schwer hatte er es empfunden, daß die best combinierten Angriffspläne oft an unvorhergesehenen Zufälligkeiten scheitern. „Ich will von nun an nie mehr eine Katze angreifen, ausgenommen, wenn ich mich vertheidigen muß“, sagte er.*) Damals ahnte er wahrlich nicht, daß noch sieben schwere Jahre hindurch er und sein Land, in Folge seiner ersten jugendlichen Angriffspolitik, die unerhörtesten Drangsale erdulden sollte.

In England war man froh, die Offensiv-Allianz zwischen Frankreich und Preußen gesprengt zu haben. Aber die unerwarteten glänzenden Erfolge des jungen Prätendenten, welcher das Heer des Generals Cope bei Preston Pans vernichtete (21. September 1745) und dann nach England selbst einbrach, machten die Zurückberufung fast aller Streitkräfte aus Flandern nöthig. Dennoch gelangte der Prinz Karl Eduard bis Derby, kaum 30 Meilen von London, ohne Widerstand zu finden. In der Hauptstadt herrschte panischer Schrecken, und bis heute hat sich die Erinnerung an jenen schrecklichen Tag unter dem Namen des „schwarzen Freitags“ erhalten.

Der Thron der Welfen wankte, und wahrscheinlich hätte es an jenem verhängnisvollen 6. December nur eines geringen Vorrückens über Derby hinaus bedurft, um eine abermalige Restauration der Stuarts herbeizuführen. Doch das Schicksal hatte es anders beschlossen. Die hochmüthigen hochländischen Häuptlinge ertrotzten von Karl die Umkehr nach Schottland, und damit war das Schicksal des Aufstandes besiegelt. Der Sieg bei Falkirk am 17. Januar 1746 warf zwar noch einen letzten sinkenden Schimmer auf die Waffen des Prätendenten, aber mit dem Rückzuge nach Inverneß und der Uebernahme des englischen Obercommandos durch den Herzog von Cumberland ging die Unternehmung unrettbar dem Untergange entgegen.

*) S. den Brief des Sieur d'Arget an den franz. Gesandten Valori, d. d. Dresden (ohne Datum) 1745, in Valori. Mémoires I. S. 290 ff.

Der König Georg war nun seines Erfolges so sicher, daß er von neuem daran dachte, in Deutschland mit Heeresmacht für „die Sache der Freiheit" aufzutreten. Zu dem Zwecke wollte er die ihm verhaßten activen Minister entfernen und abermals den Earl von Granville und Lord Bath in seine Umgebung ziehen. Den kräftigen und selbstsüchtigen Pelham's blieb dies Intriguenspiel nicht lange verborgen. Sie durchkreuzten es, indem sie und alle ihre Collegen auf einmal ihre Stellen niederlegten (13. Februar 1746). Carteret und Pulteney, denen die nöthige Zeit gefehlt hatte, sich im voraus eine lebenskräftige Partei zu bilden, wurden dadurch gezwungen, schon nach 40 Stunden die eben erhaltenen Staatssiegel in die Hände des Monarchen zurückzugeben. Diesem blieb nun keine Wahl. Mit Widerstreben mußte er die Pelham's von neuem berufen und dazu in Alles willigen, was sie verlangten. Eins empfand er besonders schmerzlich: er konnte nun die Aufnahme Pitt's unter die Mitglieder der Regierung nicht länger verweigern; derselbe wurde Viceschatzmeister von Irland und bald nachher Zahlmeister des Heeres.

Der Sieg des Herzogs von Cumberland bei Culloden am 16. April vernichtete das Heer des Prinzen Karl Eduard und machte dem Aufstand ein Ende. Jetzt konnten die Verbündeten von neuem ihre volle Macht gegen Frankreich wenden. England und Holland und einige österreichische Hilfstruppen kämpften in Flandern aber trotzdem nur mit geringem Erfolg. Am 11. October 1746 wurde Prinz Karl von Lothringen bei Roucoux geschlagen und dann brachen gar die Franzosen in Holland ein. — Nun erhob man auf englischen Antrieb den Schwiegersohn Georgs II. als Wilhelm IV. von Oranien zum Erbstatthalter der Niederlande. Der Sieger von Culloden übernahm den Oberbefehl über das verbündete Heer. Aber auch er erlitt am 27. Juli 1747 bei Laffeld eine totale Niederlage, und die unerwartete Einnahme der Festung Bergen-op-Zoom durch die Franzosen machte seine Lage noch precärer.

Die Oesterreicher dagegen warfen nach dem Ende des schlesischen Krieges ihre Hauptmacht nach Italien und erzielten dort ziemlich bedeutende Erfolge. Im Frühling 1747 brachen sie gar in das südliche Frankreich ein. Ein Aufstand in Genua veranlaßte sie gar bald wieder zur Umkehr und Alles blieb schließlich ziemlich unentschieden. Mittlerweile hatte man österreichischerseits den Haß der Kaiserin Elisabeth von Rußland gegen Friedrich immer mehr geschürt. Im Sommer 1746 gelang es, ein Bündnis zwischen beiden Kaiserinnen zu Stande zu bringen, worin sie sich für den Fall einer neuen Waffenerhebung Preußens gegen-

seitig ihre Hilfe zusicherten.*) Die Czarin war aber von dem Verlangen gequält, möglichst bald activ in die Händel Europa's einzugreifen. Sie verpflichtete sich deshalb in einem geheimen Artikel, den Seemächten 24,000 Mann gegen niedrige Subsidien zu überlassen. Zu Gunsten Oesterreichs sollten sie noch um weitere 6000 Mann verstärkt werden. Im nächsten Jahre (1747) setzten sich sodann 36,000 Russen in der That in Marsch, um zum ersten Male auf den Schlachtfeldern Westeuropa's aufzutreten. Doch für dieses Mal kam es noch nicht dazu. Zwar gelangten Elisabeths Heere im Sommer 1748 bis nach Franken; aber hier ward ihnen durch die inzwischen am 30. April 1748 zu Aachen abgeschlossenen Friedenspräliminarien Halt geboten, dem bald die Umkehr folgte.

Ludwig XV. war nämlich trotz seiner Erfolge in Flandern des Krieges müde, denn zur See und in Amerika behaupteten die Engländer allenthalben das Uebergewicht. Deshalb einigten sich die Seemächte mit Frankreich rasch und zwar auf der Basis der gegenseitigen Rückgabe der Eroberungen und der Garantie des Besitzes von Schlesien für Friedrich II. Oesterreich und seine anderen Verbündeten sahen sich außer Stande, den Krieg fortzusetzen, denn England drohte, die Subsidien einzustellen. So mußte sich die Kaiserin Maria Theresia mit schwerem Herzen endlich entschließen**), ihren Widerspruch fallen zu lassen. Am 18. October 1748 unterzeichneten auch ihre Bevollmächtigten das Friedensdocument und der lange erbitterte Kampf war zu Ende. Mit Ausnahme der Vergrößerung durch Schlesien, welche Preußen erlangt hatte, war das Ergebnis des wechselvollen Krieges höchst unbedeutend. Die Gegensätze, welche dieser Conflict unentschieden gelassen hatte, mußten also früher oder später einen neuen Krieg herbeiführen.

---

*) S. Arneth, Maria Theresia's erste Regierungsjahre, III, S. 333 ff.

**) Gegen den britischen Gesandten brach sie in bittere Klagen aus, als dieser ihr den bevorstehenden Abschluß der Präliminarien mittheilte. „Meine Feinde werden mir bessere Bedingungen gewähren, als meine Freunde", sagte sie. „Euer König von Sardinien muß Alles haben, ohne die geringste Rücksicht und Fürsorge für mich. Guter Gott, wie bin ich von dem britischen Hofe behandelt worden! Da ist Euer König von Preußen! Wahrlich, alle diese Umstände reißen alle Wunden auf und schlagen neue!" (Schäfer I, S. 44.)

Zweites Capitel.

Während der Friedensverhandlungen in Aachen war eine gewisse Verstimmung zwischen Oesterreich und Großbritannien eingetreten. England wollte vor Allem den Frieden, die Kaiserin dagegen verlangte mehr, als die anderen Mächte ihr zugestehen wollten. Um dem Uebermaß der habsburgischen Forderungen gegenüber einen Druck auszuüben, suchten die britischen Staatsmänner daher mit dem Könige von Preußen ein besseres Einverständnis herzustellen. Auf Betreiben der Pelham's wurde zunächst die Garantie Schlesiens in den allgemeinen Frieden aufgenommen. Dann sandte man im Januar 1748 den Mr. Henry Legge, einen jüngeren Sohn des Lord Dartmouth, als Gesandten nach Berlin. Derselbe war ein ausgezeichneter Geschäftsmann und genoß wegen seines rechtschaffenen und tüchtigen Charakters große Achtung. Aber obgleich ihm eine gewisse Art von Witz und Schlauheit nicht abging, war er ein trockener Gesellschafter und schlechter Redner.*) In seiner Antrittsaudienz, die erst im Mai stattfand, debutierte er mit einem ziemlich schwülstigen Sermon. „Ich bin der Abgesandte eines Ministeriums", sagte er, „das durch allgemeinen Beifall stark ist, und einer Nation, die den König von Preußen liebt und ehrt als einen großen Fürsten und Helden, seinen Thaten eine unaussprechliche Bewunderung widmet und ihm die Garantie aller seiner Staaten verschaffen will." Aus Friedrichs Antworten schöpfte der britische Gesandte die Ueberzeugung, daß dieser denselben Wunsch guten Einvernehmens hegte. Er glaubte sogar, „des Königs Herz sei noch deutsch, trotz der französischen Schnörkel an der Oberfläche".**) Ob Legge's Ansicht richtig war, ist jetzt schwer zu entscheiden. In England nahm man aber damals allgemein an, er sei von Friedrich dupiert worden. Und dieser Verdacht erscheint nur zu begründet; denn trotz der unbestimmten Zustimmung zu einem definitiven Bündnis mit den

*) S. Walpole's Memoirs I, S. 166.

**) S. Raumer's Beiträge II, S. 227 ff.

Seemächten, erklärte der König schließlich: „es sei für ihn Ehrensache, nicht gegen Frankreich Partei zu ergreifen."

Sei dem, wie ihm wolle, der britische Gesandte hatte wenigstens das Tempo seiner Verhandlungen zu rasch genommen. Denn je mehr die Aachener Conferenzen sich dem Abschluß näherten, desto weniger konnte man sich darüber täuschen, daß der Friede zwischen Frankreich und England eigentlich nur ein Waffenstillstand war. Für die Erneuerung des Kampfes mußte Großbritannien sich deshalb frühzeitig den Bundesgenossen zu sichern suchen, auf den die seit Jahrhunderten bestehenden Verhältnisse vorzugsweise hinwiesen. Dagegen erschien es von untergeordneter Bedeutung, wie sich die Beziehungen zu Preußen gestalteten. Wollte und konnte Friedrich sich demnächst auch einem Bündnisse gegen Frankreich anschließen, so war das freilich um so besser. Aber bei der bekannten Erbitterung Maria Theresia's gegen diesen war wenig Aussicht, daß die Beiden activ auf derselben Seite stehen würden. Außerdem machte ein unvorsichtiger Schritt Legge's seine Stellung unhaltbar, noch ehe die künftige Stellung Preußens zu England genügend geklärt war. Es schien nämlich im Frühjahr 1748, als wenn der Kurfürst Clemens August von Cöln, der auch das Bisthum Osnabrück besaß, seinem Tode entgegenginge. Der englische Gesandte wußte, daß es seinem Monarchen sehr angenehm sein würde, wenn dessen zweiter Sohn, der Herzog von Cumberland, eintretenden Falls das Bisthum erhielt. Auch scheint er sich im Einverständnis mit britischen Ministern befunden zu haben, als er den König Friedrich für diesen Plan zu interessieren suchte. Aber Georg II. hatte mittlerweile ganz im Geheimen dieselbe Sache durch seine hannoverschen Minister angelegentlichst betrieben. Die selbstständige Einmischung in seine kurfürstlichen Angelegenheiten nahm er deshalb äußerst übel auf. Er beschied den unglücklichen Gesandten zu sich nach Hannover (im Sommer 1748) und überhäufte ihn mit Vorwürfen. Er wollte ihn sogar auf der Stelle aus der Gesandtschaft und dem Schatzamte entfernen. Mit Mühe verhinderte der Herzog von Newcastle diese harte Maßregel. Aber Legge ward dennoch formell abgerufen, noch bevor der König nach England zurückkehrte (25. November 1748), und von nun an blieb die Stelle eines britischen Bevollmächtigten in Berlin volle anderthalb Jahre unbesetzt.

Währenddem machte die englische Regierung die größten Anstrengungen, um den kaiserlichen Hof wieder fest an sich zu knüpfen. Robert Keith, der neue Gesandte in Wien, war ein milder, leutseliger Charakter und ganz dazu geschaffen, die gereizte Stimmung Maria Theresia's zu beschwichtigen. Und in den ersten Jahren hatte es in der

That den Anschein, als ob er auf sie überwiegenden Einfluß gewönne; ihre gelegentliche Aeußerung, „Georg II. sei trotz Allem ihr ältester und bester Freund", vermehrte die Hoffnungen.

So schien Alles in die alten Verhältnisse zurückzulenken. Mit Schmerzen erinnerte sich jedoch der König Georg noch immer jener glänzenden Zeit der Hanauer Conferenzen. Damals hatte er fast als Dictator Deutschland beherrscht. Und wie er zu der Zeit dem unglücklichen Kaiser Karl VII. in der Person des Ehegemahls der Maria Theresia einen Nachfolger zur Seite setzen wollte, so gedachte er nun, durch eine ähnliche Maßregel dem deutschen Reich für lange Zeit die Ruhe zu sichern, durch die zugleich den ehrgeizigen Absichten Preußens ein Riegel vorgeschoben werden mochte.

Es war des Königs „eigenster" Gedanke*), den jungen neunjährigen Erzherzog Joseph schon jetzt zum römischen König wählen zu lassen. Zwar war dazu Einstimmigkeit der neun Kurstimmen erforderlich; indeß mit britischem Gelde hoffte er über diese Schwierigkeit hinwegzukommen. Die Opposition in England, welche einst Carteret's ähnliche Pläne kläglich scheitern machte, war nicht mehr zu fürchten. Die Pelham's, früher die erbittertsten Gegner hannoverscher Politik, legten jetzt ohne Bedenken dem Parlament Subsidien-Verträge mit Baiern, Sachsen und anderen deutschen Staaten vor, wodurch man diese verpflichten wollte, „mit Hannover zu stimmen" und — in dem gehorsamen Parlamente erhob sich kein Widerspruch. Umsonst warnte Pitt die Minister auf's eindringlichste. „Ihr verpflichtet euch für Subsidien, ohne den Betrag zu kennen, zu Allianzen, ohne auch nur die Bedingungen zu wissen", sagte er, aber Niemand hörte auf ihn.

Baiern und Kursachsen empfingen in den Jahren 1750—1756 ungeheure Geldsummen von den Seemächten, und dennoch stellte sich bald genug heraus, daß sie rein vergeudet waren. Vergeblich betrieb der König selbst während seines alljährlichen Aufenthalts in Hannover die unglückliche Angelegenheit; sie kam nicht vom Fleck. Es würde ermüdend sein, wenn ich alle Phasen, welche sie durchlief, weitläufig erzählen wollte. So sehr auch die Sache damals alle politischen Kreise beschäftigte, jetzt ist sie mit Recht der Vergessenheit anheimgefallen.

Die Thätigkeit aber, welche der neue britische Gesandte am preußischen Hofe, Sir Charles Hanbury Williams — er ward daselbst am 1. Juli 1750 beglaubigt — für diesen Zweck entwickelte, verdient eine besondere Erwähnung. Dieser Mann war gegen das Ende von Sir

*) S. Coxe, Pelham II, S. 340.

Robert Walpole's Herrschaft kurze Zeit Secretair des Staatsschatzes gewesen. Auch nach dem Sturze des gewaltigen Ministers blieb er sein warmer Anhänger. Dessen Rivalen, Lord Bath, verfolgte er mit satirischen Oden und trug nicht wenig dazu bei, ihn unpopulär zu machen. Er war ein Freund der Dichtkunst; doch war die Schärfe seiner Satire dem dichterischen Werthe seiner Poesie weit überlegen. Die Eitelkeit verlockte ihn, seinen Witz an Persönlichkeiten mehr und öfter zu üben, als es für seine eigene Stellung gut war. Man fürchtete seinen Spott und fühlte sich durch seinen Hochmuth beleidigt. Eine Ode, die er gelegentlich der Hochzeit der Herzogin von Manchester mit einem Mr. Hussey verfaßt hatte, erregte besonders unangenehmes Aufsehen. Lord Bath schürte die allgemeine Erbitterung und der unglückliche Dichter mußte fliehen. Er suchte und fand Schutz vor den Verfolgungen in der Heimath dadurch, daß er sich mit Erfolg um eine Stelle in der auswärtigen Diplomatie bewarb.*)

Vom Dresdener Hofe kam Sir Hanbury Williams im Juni 1750 nach Berlin. Der König Georg war um die Zeit in Herrenhausen und Alles ließ sich für sein Project günstig an. Es schien damals gerade wahrscheinlich, daß man auch Preußen dafür gewinnen könnte; denn Frankreich, verstimmt über Friedrichs selbstständige Politik, hatte soeben den langjährigen Gesandten Valori abberufen und an seiner Stelle den Irländer Tyrconnel in Berlin beglaubigt. Um die Mißstimmung noch mehr zu markieren, war sogar Valori angewiesen worden, während des Sommers 1750 bei dem Könige Georg in Hannover zu verweilen, der ihn natürlich mit offenen Armen empfing. Dennoch fanden Williams' Vorschläge bei Friedrich keine günstige Aufnahme. Dieser hielt trotz Allem fest an der Ueberzeugung, daß die Umstände ihn stets wieder mit Frankreich zusammenführen müßten; auch war ihm die Persönlichkeit des Gesandten von vorherein unsympathisch. Seinem Scharfblick entging es nicht, daß derselbe an den Zuständen und Personen, insbesondere aber an der autokratischen Regierungsform in Preußen seinen Witz übte und sarkastische Bemerkungen als diplomatische Berichte nach London schickte.**) Derartige

*) S. Walpole's Memoirs I. S. 178.

**) Williams erzählte alles Ernstes, daß Niemand in Preußen Land verkaufen dürfe, ohne des Königs Erlaubnis, und daß, wenn es gestattet wäre, er binnen Jahresfrist keine 10 Unterthanen mehr haben würde. Diese Unglücklichen hätten nur die Freiheit zu denken, es würde ihnen nicht einmal erlaubt, nach ihren Landsitzen sich zurückzuziehen, wenn sie wollten. Er berichtet ferner schreckliche Geschichten über Gesandte befreundeter Höfe, die eingekerkert seien — daß das ganze Land ein Ge-

Kritiken waren dem Ohre Georgs II., auch einiger seiner Minister vielleicht angenehm; aber das ohnehin unfreundliche Verhältnis zwischen Onkel und Neffen verschärften sie unnöthiger Weise. Es kam endlich so weit, daß Friedrich seinen eigenen Gesandten in London im November 1750 beurlaubte. Auf sein Verlangen wurde Williams gleichfalls abberufen (22. Januar 1751). Mit Mühe konnte derselbe (am 4. März) dazu gelangen, das Abberufungsschreiben zu überreichen. Während der nächsten fünf Jahre waren die beiden nahe verwandten Höfe sodann ohne jegliche Vertretung. Nur der in London zurückgebliebene Gesandtschafts-Secretair Michell vermittelte den nothwendigen Verkehr.

Mit der römischen Kaiserwahl ging es indessen auch an anderen Höfen nicht vorwärts. Sogar Georgs eigene nahen Verwandten, wie der Markgraf von Anspach, der Landgraf von Hessen und der Herzog von Sachsen-Gotha, erklärten sich dagegen (1752). Endlich bei den Minister-Conferenzen im Sommer 1753 konnte der König sich über das gänzliche Fehlschlagen seiner Pläne nicht mehr täuschen. Auf's tiefste verstimmt, reiste er nach England zurück und besuchte Herrenhausen in den nächsten zwei Jahren nicht wieder.

Es ist natürlich und begreiflich, daß er das Scheitern seiner Entwürfe nun zumeist dem preußischen Könige schuld gab. In ganz England dachte man damals ebenso, und die Erbitterung stieg noch, als man erfuhr, daß Friedrich in einem seiner Rescripte Georg, den er als den „letzten und jüngsten der Kurfürsten" bezeichnete, beschuldigt hatte, „seinen Eid und die goldene Bulle verletzt zu haben".*) Jetzt ist es indeß kaum mehr zweifelhaft, daß es hauptsächlich französische Einflüsse und Gelder gewesen sind, die das famose Project im Sande verlaufen ließen. Friedrich ist demselben, allerdings gegen die „Reichsgarantie" des Dresdener Friedens, wenigstens eine Zeit lang nicht abgeneigt gewesen.**)

Häusliches Misgeschick trug in dieser Periode dazu bei, Georgs üble Launen zu vermehren und wirkte in seinen Folgen störend selbst auf die politischen Complicationen ein. Am 31. März 1751 starb plötzlich der Prinz Friedrich von Wales im 45. Jahre. Eine ursprünglich un-

fängnis sei ꝛc. „Es kommen eben so grausame Executionen hier vor", schreibt er, „wie je unter sicilianischer Tyrannei — allerdings nicht öffentlich, sondern ganz im Geheimen. Zur Zeit meiner Ankunft in diesem verfluchten Lande ward in Potsdam eine alte Frau geviertheilt, welche zwei Soldaten hatte desertieren helfen"! S. Walpole's Memoirs I, Appendix, S. 515 ff.

*) S. ebendas. I, S. 178.

**) S. Adelung's Staaten-Geschichte Europa's VII, S. 217 ff.

bedeutende Erkältung, die er nicht achtete, führte seinen Tod herbei. Er war zwar kein besonders achtbarer Charakter gewesen, aber er hatte sich höchst populär zu machen verstanden. Seit jenen Tagen, wo die Patriotenpartei im Kampfe gegen Walpole ihn zu ihrem officiellen Führer erhob, sah die Bevölkerung in ihm den Vertheidiger ihrer Freiheiten gegen die tyrannische Willkür seines Vaters, und obgleich er sich in der letzten Zeit von dem politischen Kampfplatz fast ganz zurückgezogen hatte, ersehnten noch immer Tausende im Stillen den Augenblick, wo er seines Vaters Thron besteigen möchte. Nun war diese Hoffnung mit einem Schlage vernichtet. Außerdem war der Sohn des Prinzen, der nachmalige Georg III., noch ein unmündiges Kind. Bei dem hohen Alter des Königs stand also eine lange Regentschaft in Aussicht, und diese mußte nach menschlicher Berechnung dessen zweitem Sohne, dem Herzog William von Cumberland, zufallen. Dieser war aber zu der Zeit in England nichts weniger als beliebt. Seine derbe deutsche, wenig ansprechende Außenseite schien überhaupt nicht dazu geschaffen, sich die Liebe der Menge zu erwerben, noch weniger sie sich zu erhalten. Er verachtete es, um die Gunst des Volkes zu buhlen; auf öffentlichen Ruhm legte er wenig Werth — vielleicht, weil er seine eigenen Verdienste zu hoch anschlug. So war er, dem vor wenig Jahren ganz England als Befreier zujubelte, der das Vaterland von der schwersten Gefahr gerettet hatte, die je die neue Dynastie und die britische Freiheit bedroht hatte, der bestgehaßte Mann in Großbritannien geworden. Der ältere Bruder hatte den Herzog stets im Geheimen um seine Kaltblütigkeit in der Gefahr beneidet; den Kriegsruhm, so unerreichbar er für ihn war, gönnte er ihm nicht; ja, er scheute sich nicht, durch kleinliche Mittel ihn in der allgemeinen Achtung herabzusetzen. Die Jacobitenpartei und die Schotten aber konnten dem Herzog die blutdürstige Härte nicht vergeben, mit der er die besiegten Rebellen behandelt hatte. Auch die Masse des Volkes, die einst jauchzend die unglücklichen Schlachtopfer des Aufstandes auf dem Schaffot hatte enden sehen, die Beifall brüllte, als man die gehängten Officiere des Manchester-Regiments vom Galgen schnitt und den noch Zuckenden die Eingeweide aus dem Leibe riß, hatte ihre eigene Mitschuld an den damaligen Gräuelthaten rasch vergessen. Man sah jetzt in dem Herzog den alleinigen Urheber all des Jammers, der in jener unseligen Zeit über Schottland gekommen war.

Die Bestürzung bei dem Tode des Prinzen von Wales war deshalb allgemein. Walpole sagt, sie wäre größer gewesen, als an jenem furchtbaren 6. December 1745, als die Rebellen bei Derby standen. Man fürchtete —

sonderbare Wendung der Dinge! — die Regentschaft des Herzogs jetzt mehr, als damals die Restauration der Stuarts. Die Menge rottete sich in den Straßen der Hauptstadt zusammen. Es wurden Stimmen laut, welche riefen: „O wenn es doch der Bruder wäre, der gestorben ist, wenn es doch der Schlachter wäre!"

Vielleicht war der eigene Vater in ganz England der, welcher den Tod des Sohnes am gleichmüthigsten aufnahm. Trotz der äußerlichen Versöhnung hatte er nie den Groll ganz verwunden, den einst die Opposition seines ältesten Sohnes in ihm erweckte. Liebe zu seinen Kindern war nie eine hervorstechende Eigenschaft bei ihm gewesen. Was er zuerst und vor Allem verlangte, war unbedingte Unterwerfung unter seinen Willen. So empfand er den Schlag des Schicksals, der ihm diesen Sohn nahm, nicht sehr hart, da er ihn von einem lebenden Erben und widersetzlichen Nachfolger befreite. Ein Edelknabe brachte dem König die Trauernachricht, als er gerade in Leicester-House beim Kartenspiel saß. Er erhob sich gelassen, ging nach dem Spieltisch, an welchem die Frau von Wallmoden — die er im Jahre 1740 zur Gräfin von Yarmouth erhoben hatte — saß, lehnte sich über ihren Stuhl und sagte ganz ruhig: „Fritz ist todt." Dann zog er sich in sein Kabinet zurück. Doch das menschliche Herz ist ein wunderliches und unbegreifliches Ding: die Zuneigung, die Georg dem Sohne versagt hatte, gewährte er dessen Kindern in reichem Maße. Er war ihnen ein zärtlicher Großvater und für seine Schwiegertochter voll der rührendsten Aufmerksamkeit.

Sechs Monate nachher traf ihn ein zweiter Schlag. Am 3. October starb der Gemahl seiner ältesten Tochter, der Prinz von Oranien.*) Erst wenige Jahre vorher, gegen Ende des Krieges, war es gelungen, denselben zum Erbstatthalter der Niederlande zu machen. Dieser Wilhelm IV. ähnelte seinem großen Vorgänger Wilhelm III. aber nur darin, daß er die Regierung fast unter ebenso traurigen Verhältnissen angetreten hatte, wie dieser. Die Republik war wie damals von allen Seiten von französischen Heeren überfluthet; — aber diesmal verdankte sie nicht ihrem Statthalter ihre Befreiung. Dennoch sah man in England seine

*) Er war so abschreckend häßlich, daß selbst der egoistische Georg II., als er ihn gesehen hatte, seiner Tochter nicht befehlen mochte, ihn zu heirathen. Ihre brennende Herrschsucht machte sie aber blind gegen Alles. Sie meinte, sie wolle ihn heirathen und „wenn er aussähe, wie ein Affe". Nachher wurde sie gegen seine abstoßende Außenseite ganz blind und äußerte öfter gegen Andere: nicht Jede könne einen so einnehmend aussehenden Gatten haben, wie sie.

Erhebung als ein sehr günstiges Ereignis an. So lange er lebte, glaubte man für künftige Verwickelungen mit einiger Sicherheit auf Hollands Hilfe zählen zu können. Nun, nach seinem Tode, schwand so gut wie jede Aussicht auf eine active Allianz der Seemächte. Zwar ward die ehrgeizige Wittwe Vormünderin des unmündigen Sohnes; auch besaß sie mehr Herrschsucht und Thatkraft, als ihr verstorbener Gemahl; aber es war vorauszusehen, daß der hohe Rath, der ihr zur Seite stand, sich jeder energischen Politik widersetzen würde. Und wie schwerfällig auch ohne das schon der Mechanismus dieser Staatsmaschine war, hatte der letzte Krieg nur zu deutlich bewiesen.

So ging für den stets drohenden neuen Conflict mit Frankreich England ein Verbündeter verloren, während gleichzeitig die Beziehungen zu dem nahe verwandten preußischen Königshause immer gespanntere wurden. Außer den eben erwähnten persönlichen Einwirkungen der Monarchen und der unglücklichen Wahl des britischen Gesandten verbitterte noch eine andere Angelegenheit das Verhältnis zwischen den beiden Staaten. England, eifersüchtig auf seine unbestrittene Herrschaft zur See, beanspruchte das Recht, auch auf neutralen Schiffen Kriegscontrebande zu confiscieren. Die Frage aber, welche Gegenstände dazu gehören und welche nicht, war zu der Zeit ebenso schwer zu entscheiden, wie heute. Für Preußen hatte die ganze Sache indeß kaum Bedeutung gehabt, so lange sich sein Seehandel auf die wenigen Küstenplätze der Ostsee beschränkte. Im Laufe des österreichischen Erbfolgekrieges war nun aber Friedrich in Besitz Ostfrieslands gelangt. Und mit dem ersten festen Fuß, den er an der Nordsee faßte, sah er den ganzen überseeischen Handel Nord-Deutschlands bereits in seinen Händen. Seinem Feuereifer schien es ein Leichtes, den transatlantischen Verkehr in ganz neue Bahnen zu lenken. Das englische Untersuchungsrecht der Handelsschiffe war ihm daher äußerst lästig und umsomehr, da es mit Härte und Rücksichtslosigkeit ausgeübt wurde. Im letzten Kriegsjahre 1748 waren nun gar zwei preußische Schiffe aufgebracht worden, welche Planken und Hanf führten. Die britischen Behörden erklärten diese Gegenstände ohne weiteres für Kriegscontrebande und belegten die Fahrzeuge mit Beschlag. Friedrich demonstrierte und verlangte Schadenersatz, jedoch ohne Erfolg. Mittlerweile ward Frieden geschlossen, doch die Beschlagnahme hob man nicht auf. Es half ebensowenig, daß der König selbst ein Schiedsgericht niedersetzte, welches einstimmig erkannte, Hanf und Planken seien keine Kriegscontrebande. Die englische Regierung übergab nun ihrerseits die Angelegenheit auch einem Prisengericht und einer Special-Commission. Indeß jahrelang

kamen diese zu keiner Entscheidung, während Friedrich immer dringender die Herausgabe seiner Schiffe verlangte.

So stand die Sache, als der junge Preußenkönig zum ersten Male seine neue Provinz besuchte (Juli 1751). Der festliche Empfang, den er hier fand, berührte Georg II. auf's empfindlichste, der sich selber für den rechtmäßigen Erben des Landes hielt, das ihm, wie er meinte, der eigene Neffe gewaltthätiger Weise entrissen hatte. Nun mußte er gar noch erfahren, wie derselbe durch eine Menge gemeinnütziger und weitaussehender Unternehmungen seine neuen Unterthanen an sich fesselte und einen Geist in ihnen erweckte, der sie selbst überraschte. Insbesondere setzte Friedrich große Hoffnungen auf das Aufblühen des Handels nach Ostasien. Er erklärte Emden zum Freihafen. Unter seiner Protection entstanden dort die „asiatische Handelsgesellschaft" und die „bengalische Handelsgesellschaft". Jede von diesen beiden ließ in den nächsten Jahren zwei Schiffe auslaufen. Sie hatten aber kein Glück; es gelang nicht, die Concurrenz der Holländer auf diesem Felde zu besiegen. Eins der Fahrzeuge hatte außerdem im Kanal Weiterungen mit einem englischen Kriegsschiffe. Die See-Officiere, welche es durchsuchten, entdeckten unter der Mannschaft einige britische Unterthanen und reclamierten sie. Trotz der lebhaftesten Protestationen wurden sie weggeführt und zu Flottenmatrosen gemacht, auf Grund einer Parlamentsacte, wie man sagte. So traten den neuen Unternehmungen überall Hemmnisse in den Weg und der bald nachher ausbrechende siebenjährige Krieg brachte sie ganz zu Ende. Nur die zahlreichen Stücke alten chinesischen Porzellans, welche man vor vierzig Jahren noch in Ostfriesland fand, zeugten von diesem verunglückten Versuch, den asiatischen Handel hierher zu ziehen. Damals sah man im Besitz reicher friesischer Marschbauern, selbst auf entlegenen „Plaatzen", jene kostbaren rothen Vasen mit wunderlichen erhabenen goldenen Figuren, jene durchscheinenden weißen köstlichen Tafel-Service und jene kleinen Tassen mit verschnörkelten unnachahmlichen Arabesken. Jetzt sind diese Kostbarkeiten äußerst selten geworden, und für den geringsten Rest, den Sammler und jüdische Händler übrig gelassen haben, müssen Liebhaber ungeheure Preise zahlen.*)

*) Man erzählt (ob es wahr ist, kann ich nicht verbürgen), die Provinz habe ein prächtiges Tafelservice eigens für den König in China anfertigen lassen. Auf jedem Teller und jeder Schüssel sei der preußische Adler eingebrannt gewesen; das Schiff aber, welches das kostbare Geschenk von Canton herübergebracht habe, sei Angesichts der ostfriesischen Küste gestrandet. Nur einzelne Teller sollen gerettet sein und sich noch im Besitz von Sammlern befinden.

Es ist natürlich, daß die Ostfriesen den kurzen Aufschwung, den nach der Vereinigung mit Preußen der Handel und Wohlstand nahm, nie vergessen haben und daß sie von der zweiten Besitznahme im Jahr 1866 Wunder erwarteten. Denn das frische Leben, das damals durch alle Kreise pulsierte, als an der Stelle eines verkommenen Fürstengeschlechts und nach Jahrhunderte langen inneren Streitigkeiten ein junger geistreicher König die Zügel der Regierung ergriff, riß Alles mit fort. Die Bewohner fühlten sich plötzlich als Glieder eines großen Staates, und dies Gefühl wurde nicht durch die Auflage neuer drückender Lasten getrübt. Friedrich vermied es vielmehr mit weiser Rücksicht, von der neuen Provinz die alljährliche Stellung von Rekruten zu fordern, eine Maßregel, die bei den „freien Friesen“, wie er wußte, mit besonderem Widerwillen aufgenommen sein würde. Er begnügte sich statt dessen mit der Zahlung einer jährlichen Geldsumme.

Trotz alledem muß aber eine unparteiische Geschichtsschreibung sagen, daß die Gründe, weshalb die Reichthümer nicht wieder in die alten Bahnen zurückfluthen wollten, weshalb die blühenden Zeiten der Hansa nicht wiederkehrten, tiefer lagen, als der König und die Bevölkerung glaubten. Die glänzenden Hallen des Emdener Rathhauses blieben nach wie vor leer, und durch die Säle, wo in verflossenen Jahrhunderten Kaufherren aller Länder und Zonen sich gedrängt hatten, strömt jetzt alljährlich nur der Schwarm von Touristen, der im Sommer den Nordseebädern zueilt, und bewundert die seltenen mittelalterlichen Waffenstücke und reich verzierten Rüstungen, welche man dort geschmackvoll zusammengestellt hat. Der Hafen verschlammte und auch auf den Inseln Ostfrieslands zeugen merkwürdige Umzäunungen von Walfischrippen allein noch von den zahlreichen Handelsschiffen, die einst von hier nach den nördlichen Meeren ausliefen. Es ist unrichtig, für dieses traurige Ergebnis nur den Krieg verantwortlich zu machen, der Friedrichs Thätigkeit in andere Richtung zog. Es war keineswegs dieser Umstand allein, der seine geistreichen Entwürfe kläglich scheitern ließ. Insbesondere ist es aber ungerecht, gegen die spätere hannoversche Regierung einen Vorwurf deshalb zu erheben, weil die Handelsunternehmungen aus der Zeit der ersten preußischen Herrschaft sich nicht weiter entwickelt haben. Friedrich sowohl wie die Ostfriesen überschätzten den Einfluß, den der Gewinn des lange ersehnten Seehafens für das ferne Preußen haben würde. Sie übersahen beide, daß die Verbindungsstraßen fehlten, um den Waaren den genügenden Absatz in dem Hinterlande zu verschaffen. Außerdem beherrschten die Seemächte England und Holland seit der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien den Handel nach dem

Orient fast unbeschränkt. Den geringen überseeischen Verkehr Deutschlands aber hatten Hamburg und Bremen seit lange an sich gezogen. Es mußte deshalb in jedem Falle geraume Zeit vergehen, ehe die großen Handlungshäuser auf dem Continent sich entschlossen, ihren Waaren andere Verkehrswege und Bezugsquellen anzuweisen. Auch hatte des Königs Eingreifen in die bestehenden Verhältnisse zwar den Charakter der Genialität; aber es war zu plötzlich überstürzend und zu einseitig persönlich, um nachhaltige Erfolge zu erzielen. Die weniger glänzende und systematisch langsame, aber gründliche und praktische hannoversche Verwaltung hat mehr für Ostfrieslands wahren Wohlstand gethan, als die erste preußische. Sie wandte ihre Aufmerksamkeit näherliegenden Gegenständen zu und ihr verdankt die Provinz ihr Straßennetz, den neuen Emdener Schifffahrtskanal, die Eisenbahn, die Hebung des Leerer und Papenburger Handels, das erneute Aufblühen der Rhederei. Insbesondere aber die Nutzbarmachung der Moore durch das System der Vehne ist ganz allein das Verdienst der hannoverschen Verwaltung.

Dennoch ist eine, vielleicht die segensreichste aller Verbesserungen unbezweifelt König Friedrichs Werk. Er war es, der dem Volke zuerst lehrte, wie man durch Eindeichungen dem Meere weite Strecken fruchtbaren Landes wieder abgewinnen könne, welche es bei früheren Ueberfluthungen fortgerissen hatte. Die zahlreichen blühenden „Polder" an der Küste der Dollarts und der Nordsee sind sprechende Denkmäler seiner Thätigkeit. Mit demselben Eifer ging er daran, die weiten Strecken Moores, welche er auf seiner Festreise nach Aurich passierte, zu cultivieren, aber nicht mit demselben Erfolg. Wer mag jedoch mit ihm darüber rechten, daß er bei der Ausführung dieses Entwurfes manche Fehlgriffe machte. Er hatte noch nicht die Vorbilder einer ersprießlichen Moorcolonisierung vor Augen, wie wir sie jetzt in der Landdrostei Stade und selbst in anderen Theilen Ostfrieslands sehen können. Insbesondere waren die Parcellen, welche er den Colonisten zur Urbarmachung gab, zu klein. Der Ertrag der Landwirthschaft auf dem unergiebigen Boden konnte keine Familie ernähren, und daher bilden noch heute die Nachkommen der Unglücklichen, die er aus fernen Provinzen hierherzog, ein verkommenes Proletariat, das mit Betteln an den Landstraßen kümmerlich sein Leben fristet. Wenn man aber liest, zu welchen Verbesserungen in der Landwirthschaft, in der innern Verwaltung, selbst in dem Familienleben*), Friedrichs kurzer Besuch den Anstoß gab, so

*) Es war unter Anderem in Ostfriesland nicht gebräuchlich, Vor- und Familien-Namen zu kennen. Hieß der Vater Geert Jansen, so hieß der Sohn Jansen

muß man über den Scharfblick und die unermüdliche Thätigkeit dieses Mannes und seine stete Sorge für seine Unterthanen staunen. Durch das Gewirre der officiellen Empfangsfeierlichkeiten hindurch erkannte sein Auge die Uebelstände, und die wenigen Stunden der Muße, die ihm blieben, benutzte er, Abhülfe zu suchen und zu schaffen.*)

In England sah man diese Thätigkeit mit Mistrauen, und der plötzliche Aufschwung, welchen der Emdener Handel nahm, erweckte Neid und Besorgnis. Nicht allein der König Georg war erzürnt, als eine Provinz, die er hatte erwerben wollen, sich mit vollem Enthusiasmus seinem Neffen in die Arme warf; das ganze britische Volk theilte seine Erbitterung. Man glaubte in Friedrichs Sorge für das Aufblühen dieses Landestheils nur ein Glied einer langen Kette von Feindseligkeiten gegen England zu erkennen. Die unglückliche Angelegenheit der gekaperten Schiffe schwebte dazu noch immer und vermehrte die Misstimmung. Der Notenwechsel zwischen beiden Kabinetten wurde immer schärfer und beleidigender. Endlich, im Jahre 1752, beschloß Friedrich, die Sache zum Schluß zu bringen. Er ließ durch seinen Geschäftsträger erklären, es schiene ihm, als wenn die englischen Gerichte in böswilliger Absicht die Entscheidung in's Unendliche hinausziehen wollten; er könnte und wollte aber nicht länger warten und müsse seine Unterthanen auf andere Weise zu entschädigen suchen. Deshalb würde er nach sechs Monaten (23. April 1753) aufhören, ferner die Zinsen der schlesischen Schuld, deren Titel meist in englischen Händen waren, zu zahlen.

Nun brach in England ein gewaltiger Sturm der Entrüstung los. Der Herzog von Newcastle durfte, auch wenn er gewollt hätte, nicht nachgeben. Vergeblich suchte Friedrich in einer neuen Note (12. April), die in der Form äußerst milde war, seinen Schritt zu rechtfertigen. Bei der

---

Geert und der Großsohn wieder Geert Jansen. So entstand bei Führung der Taufregister die heilloseste Verwirrung, der erst jetzt durch die Königliche Verfügung abgeholfen wurde.

*) Auf der Fahrt nach der officiellen Hauptstadt Aurich besuchte Friedrich auch den berühmten „Upstals Boom", jene alte Eiche, in deren Schatten der Sage nach vormals die freien Friesen ihre Rathsversammlungen abgehalten haben sollen. Vielleicht war es bei dieser Reise, wo einer der „biederen" Friesen dem Könige für ein paar Eier, die er sich hatte geben lassen, 100 Thaler abforderte und auf die Frage: „Sind denn die Eier hier so sparsam?" naiv erwiderte: „Nein, die Eier nicht, aber die „Koninge". Dieselbe Geschichte erzählt Vehse von König Georg I. von England, dem sie auf der Durchreise durch Holland passiert sein soll. (Vergl. Vehse, Der Hof von Braunschweig-Lüneburg I, S. 213.)

Stimmung des Volkes in London war eine Versöhnung unmöglich. Die angedrohte Zwangsmaßregel aber ward wirklich ausgeführt. Durch ganz Großbritannien erhob sich jetzt ein Wuthschrei gegen den „ungerechten“, den „eigensinnigen“, den „boshaften“ König von Preußen. Es gab keine Schlechtigkeit, die man ihm nicht zutraute. Seine Absicht war nur, England zu ruinieren; er stand im geheimen Bündnis mit Frankreich und den jakobitischen Verschwörern. Die Ernennung Keith's zum preußischen Gesandten in Paris, die Berufung Tyrconnel's nach Berlin bewiesen es genügend. Während der allgemeinen Erregung hielt man es selbst nicht für unmöglich, daß er 15,000 seiner Krieger in Schottland an's Land setzte, um die vertriebene Dynastie wieder zurückzuführen. In dem unglücklichen Dr. Archibald Cameron, einem Bruder des berühmten Lochiel, der um diese Zeit in des Laird von Glenbucket's Landen ergriffen wurde, sah man einen jakobitischen Emissair Friedrichs, und volle sechs Jahre nach dem Aufstande Karl Eduards mußte der edelherzige Mann unter dem Beifalljauchzen der Menge am Galgen enden. Spottgedichte und Carricaturen auf den König von Preußen circulierten in England. Und wie man in unseren Tagen eine Zeitlang in Allem, was geschah, erst die Hand Louis Napoleon's, nachher die Bismarck's witterte, so glaubten zu der Zeit selbst hochgestellte und einflußreiche Personen in England an die ausschweifendsten politischen Pläne Friedrichs. Diese Auffassung ist sehr natürlich und entschuldbar. Denn daß eine weise Beschränkung in den Zielen und eine seltene Gabe, das praktisch Naheliegende und Erreichbare in der Politik von dem Fernliegenden zu unterscheiden, des Königs größte Eigenschaft war, konnten die Zeitgenossen damals noch nicht wissen. Im Gegentheil, nach seinen Anfängen schien es nicht so unwahrscheinlich, daß er sich zu einem ziel- und maßlosen Eroberer, wie es Napoleon I. allmählich ward, entwickeln würde. Selbst die nüchternsten Politiker aber waren überzeugt, daß er im Bunde mit Frankreich wenigstens auf eine Besitzergreifung Hannovers sänne. Als nun der römische Königswahl-Plan etwa um dieselbe Zeit zu Wasser ward, sah man auch darin die Folge preußischer Intriguen, und es kam im Sommer 1753 so weit, daß fast Niemand mehr an einem baldigen Kriegsausbruch zwischen England und Preußen zweifelte.

Um so dringender machte sich für Georg II. die Nothwendigkeit geltend, das alte Bündnis mit Oesterreich fester zu knüpfen. Aber zu seiner Enttäuschung und Ueberraschung erfuhr er, daß die Eröffnungen seines Gesandten am Wiener Hofe immer kühler aufgenommen wurden. Maria Theresia zeigte jetzt nicht einmal mehr für die römische Königs-

wahl ihres eigenen Sohnes besonderes Interesse. Der König Georg war offenbar kaiserlicher, als die Kaiserin und Mutter selbst. Diese Gleichgültigkeit des „natürlichen" Alliierten reizte den leicht erregbaren Zorn des britischen Monarchen. Er fühlte sich in seiner Würde als Kurfürst und in seiner Größe als König von England auf's tiefste verletzt. Gegen seine Umgebung entschlüpften ihm zornige Worte über den Kaiser, „diesen hergelaufenen Fremden, dem er zum Throne verholfen habe!"*) Aber er so wenig, wie seine Staatsmänner durchschauten die wahren Ursachen dieser auffallenden Kälte; sie ahnten nicht, daß sich ein vollständiger Systemwechsel in der Wiener Hofburg vollzogen hatte.

Daß man dort daran war, ein intimes und vollständiges Einvernehmen mit Frankreich herzustellen, schien lange Zeit zu unwahrscheinlich, um es zu glauben. Und doch war es so. Die Kaiserin Maria Theresia selbst war seit dem Frieden von Aachen stets im Geheimen bestrebt gewesen, sich an die Bourbonen anzuschließen. In langem, blutigem Kriege hatte sie sich, mit einer einzigen Ausnahme, das vielbestrittene Erbe ihres Vaters erkämpft; mit einer einzigen Ausnahme war sie gegen alle ihre Feinde siegreich gewesen. Und es wurmte sie, die stolze Habsburgerin, doppelt tief, daß gerade der kleine Kurfürst von Brandenburg es war, der seinen Raub siegreich in Sicherheit gebracht hatte. Gerade der, der durch sein Auftreten alle ihre Gegner aufgestört hatte, war ihrer Rache entschlüpft, als seine Vernichtung gewiß schien. Wie dem menschlichen Gemüth das stets am werthvollsten erscheint, was man verloren hat, so schien ihr jetzt die verlorene Provinz das größte Juwel ihrer Krone. Sie klagte, „wenn sie Schlesien nicht wieder habe, sei das Kaiserthum eine leere Würde"; sie weinte, wenn sie einen Schlesier sah.**) Bald wurde die leidenschaftliche, hochmüthige Frau nur von der einen Sehnsucht beherrscht, die verlorene Provinz wieder zu erlangen. Ein Mann hätte vielleicht den Verlust verschmerzt oder ihn über einer andern Thätigkeit vergessen, wie der jetzige Kaiser von Oesterreich sich in die Abtretung des lombardisch-venetianischen Königsreichs gefunden hat; Frauen aber werden von ihren Gefühlen stets mehr beeinflußt, als von den Einwirkungen eines kühlen, berechnenden Verstandes. Dazu erschien der König Friedrich der frommen Maria Theresia noch als ein liederlicher, gottloser Mensch, ein Spötter ohne Religion und Treue. Sie nannte ihn nur den „bösen

---

*) S. Coxe, Pelham I, S. 229. 368.

**) S. Raumer's Beiträge zur neuen Geschichte. Leipzig 1836. II, 160. 211—213.

Mann". Ruhe für ihr Reich und für Deutschland sah sie nur in seiner Demüthigung. Das bittere Gefühl der Kränkung, das sie empfand, ließ sie in der Abtretung Schlesiens einen Schimpf erblicken, der ihrem ganzen Reiche angethan war. Den Rachedurst, der ihre ganze Seele erfüllte, indentificierte sie nach und nach mit den politischen Interessen ihres Volkes, so unendlichen Jammer die Befriedigung desselben auch über Millionen bringen mußte. Und dennoch hat wohl kaum je eine Fürstin ein wärmeres Gefühl für ihre Unterthanen gehabt, als diese Frau; nie war, wie sie, eine Herrscherin eine wahre Landesmutter im besten und vollsten Sinne des Wortes.

Ueberhaupt können nur oberflächliche Beobachter glauben, daß die Politik weniger, als andere menschliche Dinge von menschlichen Stimmungen und Leidenschaften abhängig sei. Auch auf den Höhen der Menschheit, da, wo die Geschicke der Nationen und Staaten gelenkt werden, sind Haß und Furcht vielleicht noch mehr, als in den engen Kreisen des Familienlebens, die Hauptbeweggründe der Handlungen. Nur selten bestimmen die kühlen Erwägungen der Nützlichkeit allein den Gang der Politik. Wir haben es erlebt, wie der Unwille über eine dem Kaiser Napoleon III. widerfahrene Geringschätzung den Krimkrieg herbeiführte, wie die Besorgnis vor dem Dolche früherer Mitverschworener denselben Mann wenige Jahre später veranlaßte, den italienischen Einheitsstaat zu begründen; und endlich waren wir Zeugen, wie die unbezähmbare Sucht der ganzen gallischen Nation nach Revanche für eine Niederlage, die **Oesterreich** erlitten hatte, Frankreich in den tollsten und unüberlegtesten Kriegstaumel hineintrieb, den die Geschichte kennt. Aber es ist wohl kaum je dagewesen, daß das persönliche Gefühl des Hasses einer Herrscherin nicht allein ihr eigenes Reich in einen blutigen Krieg verwickelte, sondern daß es fast ganz Europa willenlos mit in die Kreise ihrer Politik hineinzog.

Freilich erleichterte der Umstand, daß Rußland officiell und Frankreich durch den Einfluß, welchen die berüchtigte Marquise von Pompadour auf den schwachen König Ludwig XV. übte, von Frauen beherrscht wurde, diese Aufgabe sehr. Doch ist der vollständige Erfolg der habsburgischen Politik das Werk eines ausgezeichneten Diplomaten, vielleicht des größten, den Oesterreich je besessen hat, des Grafen Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg. Dieser Mann vertrat zuerst die Kaiserin bei den Friedensverhandlungen in Aachen. Hier zeigte er schon seine seltenen Fähigkeiten und die wichtigere Eigenschaft, den innersten Gedankengang seiner Fürstin zu durchschauen. Er sah, wie sie dem englischen Monarchen

grollte, der sie stets im Stiche gelassen hatte, wenn sie glaubte, den preußischen König zermalmen zu können. Immer hatte der schwache Georg dem König Friedrich den Besitz von Schlesien garantiert, wenn dessen Verbündeter von Oesterreich abließ und sich gegen Hannover wandte. „Ich bin weder ein Kind noch eine Närrin, mich so von England behandeln zu lassen“, klagte Maria Theresia, als Preußens Erwerb von allen Mächten anerkannt wurde. Im Vergleich mit der Unzuverlässigkeit der englischen Politik erschienen ihr die Früchte, welche Friedrich von dem französischen Bündnis geerntet hatte, doppelt groß. Es war klar, daß man nur hoffen durfte, dermaleinst den verhaßten Preußenkönig mit Uebermacht zu erdrücken, wenn es gelang, diese beiden Alliierten von einander zu trennen. An eine active Allianz mit Frankreich dachte man vorläufig noch nicht; vielmehr schien es möglich, die alte englische Freundschaft gleichzeitig zu bewahren. Ein erneuter Conflict zwischen diesen beiden Mächten hatte für die Kaiserin daher von nun an bloß ein secundäres Interesse; denn der unversöhnlichste Gegner Oesterreichs war nicht mehr Frankreich, sondern Preußen. Wie man jetzt die Dinge in Wien ansah, hielt man es durchaus nicht für nothwendig oder wahrscheinlich, daß ein neuer französisch-englischer Krieg gleichzeitig mit dem Conflicte zwischen Oesterreich und Preußen ausgefochten werden müsse.

Dem Grafen Kaunitz ward die heikelige Aufgabe zu Theil, eine herzliche Versöhnung zwischen Oesterreich und Frankreich anzubahnen. Unmittelbar nach dem Friedensschluß ging er als Gesandter nach Paris. Wohl selten hat ein Diplomat ein schwierigeres Werk unternommen und mit größerem Erfolg zu Ende geführt. Während dieser Mission legte er den Grund zu der hohen einflußreichen Stellung, in der er nachher fast vierzig Jahre nicht allein Oesterreichs Politik, sondern die von fast ganz Europa beherrschte. Wer diesen Mann in späteren Jahren mit seiner langen magern Gestalt und unbeschreiblich vornehmer hochmüthiger Haltung, die tiefen Verbeugungen der Höflinge kaum beachtend, durch die Säle der kaiserlichen Hofburg schreiten sah, der hätte nicht geglaubt, daß hinter einer so blasierten Außenseite, die nur zu oft die Unbedeutendheit versteckt, eine Fülle wirklich großer und seltener Charakter-Eigenschaften verborgen waren. Wenn man auch zugestehen muß, daß das politische Ziel, das Kaunitz verfolgte, für Oesterreich vielleicht nicht das richtige war, so erscheint gerade deshalb die Beharrlichkeit und Geschicklichkeit um so größer, mit der er fast alle Mächte Europas diesem falschen System dienstbar machte. Mit Recht wirft man ihm vor, daß es nicht österreichische Politik war, die er betrieb, sondern habsburgische Familien-Politik;

aber diese trieb er mit einer erstaunlichen Energie und Umsicht. Selbst Friedrich, der ihn spottend „den Vezier“ nannte, fürchtete ihn. Als Diplomat war indeß Kaunitz größer, wie als Staatsmann. Deshalb waren die militairischen Vorbereitungen selten im Einklang mit dem Gange seiner Politik. Er spitzte die Verwickelungen zu einem Bruche zu; aber im entscheidenden Augenblicke fehlten die Mittel, um den Conflict durchzukämpfen.

Kaum je ist aber wohl in demselben Manne Geckenhaftigkeit mit Ueberlegung und Thatkraft in solch seltsamer Weise gemischt gewesen. So bildete er sich ein, er könne die frische Luft nicht vertragen; jedem Luftzug ging er ängstlich aus dem Wege. Er ritt, obgleich er diese Körperübung sehr liebte und ein guter Reiter war, nie anders, als in einer glasbedeckten Manege. Sogar die Kaiserin war gezwungen, auf diese Eigenthümlichkeit Rücksicht zu nehmen. Wenn er zur Audienz kam, pflegte sie gutlaunig die großen Fenster ihres Arbeitszimmers zu schließen. Auch für seinen Magen war Kaunitz in steter Sorge. Zwar gab er opulente Abendfeste und versammelte häufig die Crême der Wiener Gesellschaft um sich, die er mit unbeschreiblich verächtlicher Miene und hochgetragener Nase empfing und bewirthete. Er selbst aber begnügte sich mit dem Genuß eines gebratenen Hühnchens, und trotzdem glaubte er stets, an Verdauungsstörungen zu leiden.*)

Es würde unnatürlich gewesen sein, wenn der französische Hof das auffallende Entgegenkommen Oesterreichs zuerst anders, als mit Mistrauen aufgenommen hätte. Nach der Politik, die das Kaiserhaus seit dreihundert Jahren stets beibehalten hatte, mußte man es in Versailles für den unversöhnlichsten Gegner halten. Die Aufmerksamkeiten der Kaiserin Maria Theresia gegen den französischen Gesandten in Wien hatten daher lange keinen Effect. Mochte der Marquis de Hautefort bei seinem Hofe noch so dringend ein Annäherung an Oesterreich befürworten, der französische Minister des Auswärtigen wollte von dem preußischen Bündnis nicht lassen. Er glaubte, man wolle ihn durch falsche Freundschafts-Vorspiegelungen irre führen.

Auch Kaunitz gewann in Versailles nur ganz allmählich und schrittweise Terrain. Aber über Eins täuschte der gewiegte Menschenkenner sich nicht: er sah bald, daß es schwierig, wenn nicht unmöglich sein würde, die wirklich politischen Köpfe am Hofe Ludwigs von der

*) Ueber die Persönlichkeit Kaunitzens s. u. a.: Homeyer's Oesterreichischer Plutarch IV, Cap. 3, S. 231—283 ff., und Carlyle, Frederic the Great, Tauchn. ed., IX, S. 160—161.

Nützlichkeit einer österreichischen Allianz zu überzeugen. Deshalb suchte er wenigstens die einflußreichsten Personen zu gewinnen. Vielleicht half der geheime Einfluß der Jesuiten dazu, Ludwig XV. selbst schließlich zu der Meinung zu bringen, in Preußen könne ein der Kirche feindlicher Staat niedergedrückt werden. Auch besorgten in maßgebenden Kreisen Frankreichs Einzelne, die kleinen deutschen Staaten möchten, wenn Friedrich noch mächtiger würde, künftig in ihm und nicht in Frankreich ihre Stütze gegen das Kaiserhaus suchen.

Lange Zeit hielten sich indeß die österreichische und preußische Partei am französischen Hofe die Waage. Aber gegen Ende des Jahres 1753 war das Kabinet von Versailles schon so weit umgestimmt, daß die neue und alte Bündnisstellung in Wien ernstlich erwogen werden konnte. Um diese Zeit ward Kaunitz von seinem Gesandtschaftsposten abberufen und trat als jüngstes Mitglied in das Ministerium ein. Die entscheidende Sitzung des Conferenzrathes ist von hohem, dramatischem Interesse. Zuerst redeten der Oberst-Hofkanzler Graf Uhlefeld und die fünf älteren Minister. Mit großer Wärme vertheidigten sie einstimmig die alte Politik; sie sahen Heil für Oesterreich nur in dem Festhalten an dem Bündnis mit den Seemächten. Kaunitz, der jüngste der Gesellschaft, hörte mit Gleichgiltigkeit den breitspurigen Deductionen zu. Wie wenn ihn Alles nichts anginge, schnitzte er Federn, spitzte Bleistifte und blies gelassen den Staub von den Aermeln. Dann kam die Reihe an ihn. Zu Aller Erstaunen trat er für ein ganz entgegengesetztes System auf. „Das katholische Deutschland“, so sagte er, „neigt sich nur zu gern auf Frankreichs Seite. Die Franzosen können uns mit Leichtigkeit Belgien nehmen, während sich Friedrich gleichzeitig auf Böhmen wirft. Im letzten Kriege haben wir gesehen, daß England weder hier noch dort kräftigen Beistand leisten kann. Der gefährlichste und drohendste Gegner für Oesterreich ist aber nicht Frankreich, sondern Preußen. Vom König Friedrich allein droht uns ein Angriff. Ziehen wir nun Frankreich in unsern Bund mit den alten Alliierten, so sind wir nicht allein am Rhein, in Italien und in den Niederlanden gedeckt, sondern wir sind auch gegen Spanien, Dänemark und Schweden gesichert. Dazu ist der französische Einfluß in Stambul überwiegend und wird uns vor unsern Erbfeinden, den Türken Ruhe verschaffen. Endlich werden wir Rußland mit Leichtigkeit zum Anschluß bewegen können. Solch überlegener Macht kann der König von Preußen nicht widerstehen.“

Die alten Räthe hörten mit wachsendem Staunen diesen Auseinandersetzungen zu. Die Kühnheit, mit der der Jüngste von ihnen sich ver-

maß, ein Jahrhunderte altes politisches Axiom über den Haufen zu stoßen, erschreckte sie. Der Kaiser selbst konnte seinen Aerger und seine Ungeduld nicht bemeistern; noch während der Rede erhob er sich. In aufwallendem Zorn schlug er auf den Tisch und rief: „Das Bündnis ist unnatürlich!" Dann ging er hinaus und ließ die Minister mit offenem Munde und bleich vor Schrecken zurück. Kaunitz aber fuhr unbewegt und ruhig fort. Als er endete, erhob sich Maria Theresia, die bis dahin schweigend zugehört hatte. Sie erklärte sich laut für seine Meinung, reichte ihm die Hand zum Kusse und der Conferenzrath erkannte, auf's äußerste verblüfft, zu spät, woher der Wind wehte. Drei Wochen später stand Kaunitz als Geheimer Haus-, Hof- und Staatskanzler an der Spitze des Ministeriums und befragte in den Dingen der auswärtigen Politik seine Collegen nicht mehr.*)

Nun wurden die Bemühungen um Frankreichs Freundschaft mit erneuter Energie aufgenommen. Der Graf Stahremberg ging als Gesandter nach Versailles; aber das, was er erreichen sollte, schien so widersinnig und unnatürlich, daß sich ein günstiges Resultat in kurzer Zeit nicht erwarten ließ.

Dagegen erzielten die österreichischen Bemühungen bei der Czarin Elisabeth einen raschen und günstigen Erfolg. Diese Frau gehört zu den verworfensten ihres Geschlechts. Von Jahr zu Jahr ergab sie sich mehr den gemeinsten sinnlichen Ausschweifungen. Sie liebte nur die stärksten geistigen Getränke und in ihren Liebesgenüssen war sie ebenso wenig wählerisch. Dennoch war sie damals noch nicht ganz in ihren Lastern verkommen; aber in nüchternen Momenten und vielleicht noch mehr in der Trunkenheit fühlte sie eine wilde Lust, ihre Macht als Kaiserin zu zeigen und eine politische Rolle zu spielen. Sie sehnte sich danach, mit der russischen Armee in die Händel Europas einzugreifen. Deshalb war sie den Wünschen der Seemächte im letzten Kriege gern entgegengekommen. Auch dem österreichisch-sächsischen geheimen Theilungs-Tractat von Warschau (22. Mai 1746) hatte sie sich bereitwilligst angeschlossen und nur die rasche Entscheidung des Kriegs verhinderte ihr thätiges Auftreten. Ein Jahr später unterzeichnete sie einen neuen Subsidien-Vertrag mit Oesterreich und England, und die russischen Heere waren bereits bis Franken gelangt, als der Abschluß des Friedens sie zur Rückkehr zwang. Aber Elisabeths Ruhmsucht und

*) Ueber diesen merkwürdigen Wechsel s. Vehse, Geschichte des österreichischen Hofes VII, S. 220—222. 238.

Ländergier war einmal geweckt. Es verdroß sie, daß die preußischen Provinzen, die man ihr in dem alten Theilungs-Tractat zugedacht hatte, ihren Händen entschlüpft waren. Doch war das Versäumte vielleicht noch nachzuholen. Wie man die Dinge damals allgemein ansah und ansehen mußte, war der König Friedrich nichts weiter, als ein abenteuerlustiger, kühner und bis dahin glücklicher Eroberer. Zweimal hatte er freventlich den Frieden gebrochen mit der eingestandenen Absicht, seiner Nachbarin eine Provinz zu nehmen. Freilich war das letzte Mal die Unternehmung gänzlich misglückt; aber wer stand dafür, daß er nicht im Stillen darauf sänne, den Versuch zu gegebener Zeit zum dritten Male zu wiederholen? Nicht allein am Wiener Hofe war man besorgt vor einem neuen Angriff des preußischen Königs; auch in Petersburg gewann dieselbe Anschauung immer mehr Bahn und die Erwartung dieses Ereignisses beherrschte allmählich auch hier die ganze Politik.

Das war der Grund, weshalb man schon im Jahre 1747 den alten Warschauer Vertrag zwischen dem österreichischen und russischen Kaiserhause erneuerte (Tractat von St. Petersburg vom 15. August). Indessen derselbe hätte vielleicht dennoch keine praktische Bedeutung erlangt, wenn nicht auch die Czarin persönliche Gründe gehabt hätte, Friedrich zu hassen. Dessen unglückselige Gewohnheit aber, an anderen gekrönten Häuptern seinen scharfen Witz zu üben, sollte sich auch hier schwer rächen. Haiducken an seinem Hofe hatten gehört, wie er einst im Kreise von Vertrauten Elisabeth „la grande catin du Nord“ nannte, und einer von diesen, der um das Jahr 1750 aus dem Dienste entlassen ward, wandte sich unglücklicher Weise nach Rußland. Hier erzählte er die schlimmen Aeußerungen den Kammerfrauen der Kaiserin, die natürlich nichts eiliger zu thun hatten, als sie ihrer Herrin zu hinterbringen. Von nun an war der Haß dieser Frau gegen den frechen kleinen Preußenkönig, der es gewagt hatte, ihre geheiligte Person zu beleidigen, ebenso heftig und unversöhnlich, wie der der Maria Theresia. Ihre erbitterte Stimmung übertrug sich aber als Ergebnis der Staatsweisheit auch auf die Beschlüsse des großen russischen Conseils. Etwa zu derselben Zeit, als der entscheidende Conferenzrath in Wien stattfand, wurde eine Versammlung der höchsten Würdenträger nach Moskau berufen (14. und 15. Mai 1753). Man setzte bestimmt voraus, daß ein neuer Angriff Friedrichs auf einen oder den anderen Verbündeten Rußlands zu besorgen sei und beschloß einstimmig, es solle von jetzt an Staatsgrundsatz sein, sich jedem weiteren Machtgewinn und Anwachsen des preußischen Staates mit allen Mitteln zu widersetzen. Man müsse sogar, wenn die Gelegenheit sich böte, das

Haus Brandenburg „auf seinen ehemaligen mittelmäßigen Stand zurückbringen". Damit jedoch die russischen Heere der weiten Entfernung wegen nicht wieder zu spät auf dem Kriegsschauplatze erschienen, beschloß man, schon jetzt 65,000 Mann in Liefland zu versammeln.*)

Unter diesen Verhältnissen und Stimmungen war es nicht schwer, ein vollständiges Einvernehmen zwischen den beiden Kaiserhöfen herzustellen. Es hätte wahrscheinlich kaum der intriguirenden Wirksamkeit des sächsischen Ministers Brühl bedurft, um sie zu einem gemeinsamen Vernichtungskriege aufzustacheln. Es ist hier nicht der Ort, auf die Persönlichkeit dieses vielgeschmähten Mannes näher einzugehen. Seine maßlose Verschwendung und die unverantwortliche Weise, wie er nicht nur sein eigenes, sondern das Vermögen seines Königs und das des Landes vergeudete, sind ohne dies bekannt genug. Sie sind Veranlassung gewesen, daß man auch seine politische Thätigkeit stärker verurtheilt hat, als sie es vielleicht verdient. Man muß wenigstens zugestehen, daß er nicht hin und her schwankte, sondern einen festen Plan befolgte. Brühl's unmäßige Sucht nach den Genüssen des Lebens hatte ein Gefühl in ihm nicht übertäubt: das des Hasses gegen Friedrich. Der erste Versuch, sich an diesem für wirkliche und vermeintliche Unbill zu rächen, war zwar kläglich geendet. Die Niederlage von Kesselsdorf hatte dem letzten Auftreten Sachsens als selbstständige Nation ein schleuniges Ende gemacht, und, wenn man auch froh sein mußte, keinen Verlust an Land erlitten zu haben, so war man doch von dem Ziele, Preußen klein zu machen und ein mächtiges Sachsen an seine Stelle zu setzen, ferner als je. Von nun an schlief der brennende Durst nach Vergeltung in der Brust des schwachen Königs von Polen und seines allmächtigen Ministers nie mehr. Indeß so sehr sie beide auch im Geheimen die Vernichtung Preußens wünschten, der Eindruck der letzten verhängnisvollen Ereignisse war ein zu nachhaltiger. Die Furcht vor Friedrich hielt jetzt die eigenen Rachepläne in den engsten Schranken. Brühl wagte nicht einmal, den neuen Petersburger Theilungsvertrag zu unterzeichnen; vielmehr gedachte er, diesmal es den beiden Kaisermächten allein zu überlassen, mit dem verhaßten Gegner fertig zu werden. Und bei der gewaltigen Uebermacht der Alliierten erschien ihr Sieg kaum zweifelhaft. So mochte es vielleicht gelingen, die Früchte der Kriegsarbeit zu ernten, ohne die Mühen und Gefahren derselben zu theilen. Deshalb fühlte der sächsische Minister auch um so weniger Bedenken, die

*) S. Gesammelte Nachrichten rc. I, S. 421. 422.

reichen Einkünfte des Landes und die englischen Subsidien nutzlos durchzubringen, statt sie für die Armee und das Land zu verwenden. Das Heer ward von Jahr zu Jahr vermindert und verkam.

Der Wiener und der Petersburger Hof gaben jedoch dem Kurfürsten August von ihren Verhandlungen stets Kenntnis, wenn sie auch aus Rücksicht auf seine precaire Situation nichts weiter von ihm verlangten. Trotzdem steht es unzweifelhaft fest, daß das Dresdener Kabinet sein Möglichstes that, um den Haß der Czarin Elisabeth gegen Friedrich auf's höchste zu stacheln. So ließ man ihr durch den russischen Gesandten am kurfürstlichen Hofe eines Tages mittheilen, der König habe in Kurland geheime Agenten, durch welche er alle Geheimnisse des Petersburger Hofes erführe. Dann wieder trug man ihr auf Brühl's Anstiften von verschiedenen Seiten die Nachricht zu, Friedrich sendete verkleidete Officiere nach der Ukraine, um zu recognoscieren und eine Rebellion anzuzetteln. Der gewaltsame Aufschwung, den er dem Emdener Handel gab, hätte, so machte man die Elisabeth glauben, nur den Zweck, Danzig zu ruinieren, und sie sah darin ein ferneres Glied in der Kette von Intriguen, die der König in Polen angezettelt haben sollte, um Rußland zu schaden.*)

Wenn Brühl und sein Herr aber glaubten, daß ihre Machinationen dem scharfen Blicke Friedrichs verborgen bleiben würden, so hatten sie sich stark verrechnet. Gerade aus der nächsten Umgebung der russischen Kaiserin kamen diesem die bedrohlichsten Nachrichten zu. Sachsen erschien ihm daher als der thätigste und wegen der Lage als der gefährlichste Gegner. Die bedenkliche Situation, in die er im zweiten schlesischen Kriege vorzugsweise durch Sachsens Auftreten gerathen war, stand ihm stets lebhaft vor Augen. Nach dem, was man ihm zubrachte, mußte er glauben, daß man sich dort auch militairisch auf einen neuen Conflict vorbereite; denn seiner nüchternen Auffassung war eine Gefühlspolitik undenkbar, die sich nur auf Hetzereien beschränkte. So trieb man in Dresden unvorbereitet und ungerüstet einer Katastrophe entgegen, wie sie fast genau aus denselben Ursachen im Jahre 1866 über Hannover hereinbrach.

Während die Staatsmänner Oesterreichs fest und beharrlich ein bestimmtes Ziel verfolgten, trieb die englische Politik wie ein steuerloses Schiff, unsicher schwankend, dem kommenden Unwetter entgegen. Eine Periode fast ohne parlamentarische Stürme war dem kurzen Ministerium Carteret's gefolgt. Den Brüdern Pelham war es gelungen, jede Opposition zum Schweigen zu bringen. Mit derselben Autorität, die sie über den

*) Gesammelte Nachrichten I, S. 424. 425. 475.

alternden König ausübten, beherrschten sie auch das gehorsame Parlament und das Land. Der jüngere der beiden Brüder, Henry, war dem älteren, dem Herzog von Newcastle, in seinen Geistesgaben unendlich weit überlegen. Er war allerdings kein staatsmännisches Genie, aber er verstand es um so besser, alle die Personen von einflußreichen Posten zu entfernen, die ihm gefährlich werden konnten. Durch kleine Kunstgriffe umging er die Hindernisse, die sich seiner Politik in den Weg thürmten; durch geschickte Verwendung von Bestechungen schuf er sich eine gehorsame Majorität. So kam es, daß in der letzten Zeit seiner Amtsführung eine Servilität in allen Klassen Englands eingerissen war, die man in einem Lande, wo ein Jeder sich auf seine persönliche Freiheit übermäßig viel einbildet, für unmöglich halten sollte. Zwar wurde der Edelmuth dieses glücklichen Ministers weit von seiner Selbstsucht übertroffen. Er hatte sogar einst seinen Monarchen zu einer Zeit verlassen, wo die Rebellion den Thron umzustürzen drohte. Indessen man verzieh ihm das und auch den schimpflichen Frieden, den er geschlossen hatte; denn er verminderte die Schuldenlast des Staates — sein einziges und größtes Verdienst. Auch misbrauchte er seine Macht nie und dem König gefiel schließlich ein Zustand, in dem sein eigener Name ein lang entbehrtes Ansehen genoß, obgleich seine Autorität untergraben war.

Der unerwartete Tod Henry Pelham's, der am 6. März 1754 im 61. Jahre plötzlich starb, brachte diese Periode der politischen Windstille zum Abschluß. Der König selbst war von dem Ereignis auf's tiefste betroffen; seufzend rief er aus: „Jetzt werde ich keine Ruhe mehr haben!“ — und prophezeite damit nur zu wahr.*)

Alle politisch Ehrgeizigen sahen nun endlich die langersehnte Gelegenheit, ihre eigene Person wieder in den Vordergrund zu drängen. Der Herzog von Newcastle hatte den Kummer über den Verlust des Bruders bald verschmerzt. Nach wenigen Tagen dachte er nur noch daran, wie er dessen Tod für sich selbst ausbeuten könnte. Er wollte sich zum allmächtigen Minister Englands emporschwingen, wie es einst Robert Walpole gewesen war. Bei allem Hochmuth mußte er sich aber doch sagen, daß seine geistigen Fähigkeiten denen seines großen Vorgängers nicht ebenbürtig seien. Die Wurzeln seiner Kraft lagen, wie er sehr wohl wußte, allein in der Macht, die er über den König ausübte, und in der Fortdauer des Gehorsams, an den er das Parlament gewöhnt hatte. Gefährlich für seine Stellung konnte es also werden, wenn er Männer

*) S. Walpole, Memoirs I, S. 321. 328.

in die Nähe des Monarchen brachte, die auf diesen überlegenen Einfluß gewannen. Noch bedenklicher aber war es, wirklich hervorragenden Persönlichkeiten Ministerstellen zu geben; denn diese konnten sich selbst im Unterhause eine Partei bilden, wie er und sein Bruder es einst mit Erfolg gegen Carteret gethan hatten. Nachgiebige, unbedeutende Charaktere waren es daher, die Newcastle suchte.

Sich selbst aber stellte er zunächst an die Spitze des Staatsschatzes. Der ehrliche, gute Henry Legge übernahm die Stelle des Kanzlers der Schatzkammer. Die Wahl war um so passender, da der König dessen frühere unglückliche Thätigkeit als Gesandter in Berlin nicht vergessen hatte und seiner Ernennung nur unter der Bedingung zustimmte, daß er nie in sein Kabinet kommen solle. So hatte der Herzog zunächst fast die alleinige Verfügung über die finanziellen Hilfsquellen der Nation in seinen Händen. Wenn es ihm nun noch gelang, eine von ihm abhängige Persönlichkeit mit der Leitung des Unterhauses zu betrauen, so war er am Ziele seiner Wünsche und beherrschte England unbeschränkt. Für diesen Posten des Staatssecretairs den geeigneten Mann zu finden, war aber nicht so leicht. Das constitutionelle Leben des Volkes war noch nicht so tief gesunken, daß er es wagen durfte, einen Günstling des Monarchen dazu zu berufen; er mußte zwischen Männern wählen, welche eine parlamentarische oder staatsmännische Vergangenheit hinter sich hatten, und die allgemeine Stimme bezeichnete damals nur drei Personen dafür.

Die erste war William Murray, nachher Graf von Mansfield. Lange schon als ein besonders tüchtiger Jurist bekannt, hatte er sich in der letzten Zeit als geschickter Parlamentsredner gezeigt; er sprach indessen langsam und etwas feierlich, so daß man jede Silbe jedes Wortes genau verstehen konnte; auch besaß er weder die geistreiche Schärfe Pitt's noch die Schlagfertigkeit der Antworten, wie sie Fox auszeichnete. Dabei war er schüchtern und schwankend in seinen Entschließungen und Handlungen. Man warf ihm neuerdings auch vor, er sei zu sehr Höfling, während man ihn in früheren Jahren beschuldigt hatte, seine Grundsätze seien streng schottisch, wenn nicht gar jakobitisch.*) Seine Ernennung würde daher den beiden anderen gefährlicheren Bewerbern Pitt und Fox gleichmäßig Veranlassung zur Opposition gegeben haben.

Es schien dem Herzog deshalb weniger bedenklich, einen von diesen Beiden selbst zum Staatssecretair zu machen. Pitt hatte seit einer Frist

*) S. Lord Mahon, Hist. of England, Tauchn. ed. IV, S. 35 ff.

von neun Jahren den Posten eines Zahlmeisters des Heeres bekleidet. Die hohe Uneigennützigkeit, mit der er dieses Amt verwaltete, richtete immer mehr die Augen des Volkes auf ihn; denn bis dahin war es unerhört gewesen, daß er von den ungeheuren Subsidienzahlungen, die durch seine Hände gingen und die er widerwillig an die Fürsten Deutschlands auszahlte, nichts für sich behielt. Alle seine Vorgänger hatten vielmehr stets ein halbes Procent als ihr rechtmäßiges Deputat in Anspruch genommen. Indeß so sehr diese Uninteressiertheit der Menge gefiel, den König Georg nahm sie nur noch mehr gegen Pitt ein; ihm erschien sie nicht allein wie eine passive Demonstration gegen seine continentale Subsidienpolitik, sondern wie offener Protest dagegen. Ein Stachel bitterer Erinnerung an die maßlosen Philippiken, die Pitt einst gegen die Hannoveraner geschleudert hatte, war außerdem stets in dem Monarchen zurückgeblieben. Zwar hatte er sich in einer Zeit dringender Noth (1746) endlich mit Widerstreben dazu verstanden, ihn unter die Mitglieder der Regierung aufzunehmen; aber auch da hatte er sich geweigert, ihm eine Stellung zu geben, in der er mit ihm hätte persönlich conferieren müssen. Des Herzogs von Newcastle Interessen aber waren genau dieselben, wie die des Königs. Er besorgte von Pitt's überlegenem Geist, von der nur zu bekannten Gewalt seiner Rede Alles für die eigene Position. Die Unabhängigkeit seiner eigenen Meinung hatte derselbe ihm gegenüber — zuletzt bei der unglückseligen römischen Königsangelegenheit — oft genug gezeigt. Wenn er diesem gefährlichen Manne die Führung des Unterhauses gab, so war er selbst verloren. Der Umstand, daß Pitt gerade zu der Zeit in Bath krank lag, erschien daher doppelt günstig.

Newcastle wandte sich also in seiner Noth an Sir Henry Fox.*) Zwar hatte er keinen Grund, diesem persönlich wohl zu wollen, denn er stand seit langem in näheren Beziehungen zu dem dem Minister besonders verhaßten Herzog von Cumberland, mit dem ihn sein Amt als Kriegssecretair in Berührung brachte. Und wenn er auch sich um des verstorbenen Henry Pelham's Gunst stets eifrig beworben hatte, dessen älterem Bruder war er nie näher getreten. Indessen Fox war einer der geschicktesten und kräftigsten Parlamentsredner seiner Zeit und hätte sein Charakter seinen Fähigkeiten entsprochen, so wäre er unbezweifelt berufen gewesen, in der Geschichte seines Landes eine große Rolle zu spielen. Stets

*) Henry Fox war 1705 geboren, also 49 Jahre alt. Er war der jüngere Sohn des Sir Stephan Fox und Bruder des ersten Grafen von Ilchester. 1744 wurde er Lord der Schatzkammer, 1746 Kriegssecretair.

hatte er auf der Seite der Patrioten und Whigs gekämpft. Auch in ihren Augen besaß er daher ein unbestrittenes Recht auf die Nachfolge in dem Amt des Staatssecretairs. Aber trotz seiner bestechenden, ja glänzenden Eigenschaften war Fox leider nichts weiter, als ein politischer Abenteurer — und das wußte der Herzog von Newcastle nur zu gut. Von Jugend auf hatte eine unmäßige Verschwendungssucht ihn zu Ausgaben verleitet, die seine Mittel überstiegen. Seine Grundsätze waren nie in irgend einer Beziehung sehr streng gewesen. Für solche Leute war aber nichts gefährlicher, als das Vorbild Sir Robert Walpole's. Dieser spottete gern über die „jungen Patrioten" und über sich selbst, indem er sagte, er sei „kein Spartaner, kein Weltverbesserer". Dabei sorgte er aber im Stillen mit warmem Interesse für die Größe und das Wohl seines Vaterlandes. Seine Nachahmer dagegen sahen nur den äußeren Schein. Sie gossen über edle und uneigennützige Gefühle ebenso ihren cynischen Witz aus, doch ohne denselben Patriotismus zu besitzen. Fox insbesondere „hatte nicht die geringste Rücksicht für das öffentliche Wohl oder die Verfassung. Er verachtete vielmehr solche Sorgen als die Gegenstände eines beschränkten Geistes."*) Er strebte nach hohen und einflußreichen Stellen nur, um Geld zu verdienen.

Das war ein Mann, wie ihn der Herzog von Newcastle brauchte. Schon am sechsten Tage nach dem Tode seines Bruders sandte er den Lord Harrington zu ihm und bot ihm die Stelle des Staatssecretairs nebst der Führung des Unterhauses an. Fox ging freudig auf den Vorschlag ein. Man verabredete für den nächsten Tag eine persönliche Zusammenkunft. Dort sollten die Details geregelt werden. Aber während dieser wenigen Stunden der Ueberlegung erwachten in dem Premier-Minister neue Bedenken. Die schimpfliche Weise, wie damals die Regierung sich die Majorität des gehorsamen Parlaments sicherte, war zu der Zeit ein öffentliches Geheimniß — oder eigentlich gar keins. Newcastle fürchtete, zu viel aus der Hand zu geben, wenn er dem neuen Staatssecretair auch die Verfügung über den geheimen Fond überließe. Vergeblich stellte dieser vor, es sei unmöglich, die Abstimmungen zu beeinflußen, wenn er nicht einmal wisse, welche Personen für ihr Halten zur Regierung Belohnungen erwarteten (!!). Auch die Besetzung vacanter Stellen wollte der Herzog durchaus für sich behalten. Der Marquis von Harrington wagte zwar schüchtern, an die viel freigebigeren Be-

*) S. Macauley's critical and historical essays: Lord Chatham, Tauchn. ed. II, S. 248 ff.

dingungen zu erinnern, unter denen er seine Mission übernommen hatte. „Die Verwirrung und der Kummer über den Verlust meines Bruders haben meinen Geist so verwirrt, daß ich in der That nicht mehr weiß, was ich gestern gesagt habe", entgegnete Newcastle, und die Conferenz endete resultatlos. Fox selbst, so eigennützig er war, mochte unter derartig unwürdigen Bedingungen den einträglichen Posten, den man ihm anbot, nicht ohne weiteres annehmen. Er berieth sich mit seinem Gönner, dem Herzog von Cumberland; er fragte seine politischen Freunde, Sir Hanbury Williams und Horace Walpole um ihre Meinung; Alle aber waren einstimmig der Ansicht, er müsse ablehnen, und da schrieb er endlich mit einem Herzen, das im Stillen vor Aerger und Enttäuschung blutete, dem Herzog seine Absage, unter der Versicherung, daß er nach wie vor der Regierung treu als Kriegssecretair dienen wolle.

Dem Minister kam diese Weigerung sehr gelegen, denn mit jedem weiteren Tage war sein Ehrgeiz und seine Zuversicht gewachsen. Er hatte nunmehr die Ueberzeugung gewonnen, daß er mit jeder Persönlichkeit, wenn sie nur seinem Willen folgsam wäre, das gehorsame Parlament dirigieren könne, und dazu schien ihm jetzt Sir Thomas Robinson, der frühere Gesandte am Wiener Hofe, der richtige Mann. Dieser war ein schwerfälliger, wunderlicher Herr, aber er besaß die seltene Eigenschaft, daß seine geistigen Fähigkeiten noch geringer waren, als die des Herzogs. Auch wagte er nie einen Widerspruch. Während seines langen Aufenthalts an deutschen Höfen hatte er außerdem eine gewisse Vorliebe für deutsche Politik und deutsche Sitten gewonnen. Deshalb war er dem König besonders angenehm, der mit einem solchen Staatssecretair in seinem Kabinet sich wie „im Elysium von Herrenhausen selbst" fühlen mußte. *)

So war er ein würdiger College des Lord Holdernesse, welchen der Herzog von Newcastle schon einige Jahre vorher (Juni 1751) von dem Posten eines Gesandten in Holland zu derselben hohen Stelle berufen hatte und dessen Name sich unter den politischen Staatsschriften und Memoiren der damaligen Zeit besonders häufig findet. Auch dieser wurde ganz allein aus dem Grunde zu einer so bedeutenden Person gemacht, weil er so unbedeutend war. Eine gewisse Feierlichkeit und Förmlichkeit des Wesens, mit der er die unglaublichsten Dinge zu erzählen pflegte, zeichneten ihn aus; namentlich seine eigenen Thaten trug er mit einem besonderen Ernst vor; aber ehe er, zum allgemeinen Staunen, Staats-

*) S. Horace Walpole's Memoirs I, S. 337.

secretair wurde, wollte Niemand glauben, daß er etwas Außergewöhnliches geleistet habe. Der König hatte seiner wunderbaren Erhebung gern zugestimmt, weil seine Mutter sich einer weitläuftigen Verwandtschaft mit der königlichen Familie rühmen durfte. Sie war nämlich eine Lady Fitzwalter, eine Tochter des Grafen von Schaumburg, und deshalb verkehrten die Königin und die Prinzessinnen nur mit ihr in französischer Sprache (!!), obgleich sie nie aus England herausgekommen war.*)

Die Session des bisherigen Parlaments ging kurz nach Robinson's Ernennung zu Ende. Am 8. April 1754 ward es aufgelöst und bereits am 31. Mai trat die neue Versammlung zu einer kurzen Sitzung zusammen, um sich zu constituieren. Kaum jemals hat wohl der Parteigeist in England so geschlummert, wie bei diesen Wahlen. Es schien, als wenn unter der langen ereignislosen Regierung der Pelham's alles Interesse an öffentlichen Dingen ganz erstorben wäre. So kam es, daß der Charakter des neuen Parlaments sich fast gar nicht von dem des alten unterschied.

Pitt war auf's bitterste enttäuscht und erzürnt, als er die Ernennung Sir Robinson's erfuhr; es kränkte ihn tief, sich einen Mann von solcher Unbedeutendheit vorgezogen zu sehen. „Nachdem ich lange genug üble Nachrede darüber habe ertragen müssen, daß ich des Königs Maßregeln unterstützt habe", so schrieb er in dieser Zeit an Lord Hardwicke, „muß ich mich so belohnt sehen. Die Last der königlichen Ungnade ist zu groß für mich; ich breche unter ihr zusammen. Aller Eifer für das öffentliche Wohl ist in mir erstorben. Ich mag mich nicht im allgemeinen Strom der regelmäßigen langsamen Beförderung forttreiben lassen. Ich will nichts weiter, als einen anständigen Ruheposten." **)

Diese Periode der Verzweiflung ging indeß schnell vorüber. Als er nach London zurückkehrte, nahm der alte, volle, brennende Ehrgeiz heftiger als je von seiner Seele Besitz. Gegen den Herzog von Newcastle bewahrte er jedoch von nun an eine kühle Zurückhaltung. Als dieser ihn einst um seine Meinung über den bedenklichen Stand der amerikanischen Angelegenheiten fragte, wurde er in schneidendem Hohne mit den Worten abgewiesen: „Eure Herrlichkeit wissen, daß ich keine Fähigkeiten für solche Dinge habe!" — Durch seine Verbindung mit Lady Hester Grenville, Schwester des Grafen Temple, schuf Pitt sich zunächst

*) S. Walpole, Memoirs I, S. 171 ff.

**) S. Auszug aus der Chatham correspondence I, S. 105, in Lord Mahon's Hist. of England, Tauchn. ed. IV, S. 40.

eine mächtige Familien-Connexion. Gemeinsame Sucht nach Rache führte ihn endlich noch mit seinem Gegner und Rivalen Fox zusammen. „Ebensogut wie Sir Robinson hätte der Herzog von Newcastle uns auch seinen Reisestiefel schicken können, um uns zu führen", meinte Pitt.*) Und die Beiden beschlossen, dessen Stellung im Parlamente unhaltbar zu machen.

Als dasselbe im November zu seiner ersten Session zusammenkam, zeigte es sich sofort, daß der neue Führer des Unterhauses in der parlamentarischen Debatte gänzlich unerfahren war. Wenn er zu reden versuchte, so konnten selbst die, die ihm wohl wollten, kaum eine ernste Haltung bewahren. Wenn aber Pitt ihn mit der ihm eigenthümlichen geistreichen Gewandtheit und Schärfe verspottete, und Fox mit seiner Schlagfertigkeit sich gegen seine lahmen Angriffe vertheidigte, so machte er sich ganz lächerlich. Nach wenig Wochen ward es klar, daß seine Position unhaltbar war, wenigstens so lange seine beiden Gegner vereint blieben. Robinson selbst wurde seiner gefährdeten und beschämenden Lage müde und bestürmte den Herzog von Newcastle mit Klagen. Erst dachte dieser daran, Pitt aus seinem Amte zu entlassen, aber bald schien es ihm gerathener, den andern Rivalen zu versöhnen. Er machte daher Fox im Geheimen durch Lord Waldegrave neue Anträge und derselbe war schwach genug, darauf einzugehen, obgleich man ihm viel weniger bot als das, was man ihm früher in Aussicht gestellt hatte. Durch persönliche Intervention des Königs ließ er sich sogar bestimmen, nicht den Posten eines Staatssecretairs, sondern den eines „Kabinetsraths" anzunehmen, mit der Verpflichtung, Robinson in den Debatten zu unterstützen. Auch schwor er im Geheimen für künftige Zeiten jede Verbindung mit Pitt ab — und warf damit eine unauslöschliche Schmach auf seinen Namen. Im Januar 1755 wurden diese Veränderungen bekannt, doch der Rest der Session verging ruhig.

Aber es ließ sich jetzt nicht mehr verheimlichen, daß die auswärtigen Beziehungen Großbritanniens sich immermehr verwickelten. Das Reich trieb einem abermaligen schweren Conflicte mit Frankreich entgegen, zu einer Zeit, wo seine Geschicke von Männern gelenkt wurden, die nicht einmal in Zeiten des tiefsten Friedens im Stande waren, das Staatsschiff zu steuern.

Der Ursprung des neuen Kampfes lag in den Verhältnissen der amerikanischen Colonien, die der Frieden von Aachen vollkommen unbestimmt gelassen hatte. Schon lange waren auf dem neuen Continent

*) S. Walpole's Memoirs II. S. 101.

England und Frankreich Rivalen gewesen. Die transatlantischen Niederlassungen der beiden Nationen trugen aber von vornherein einen ganz verschiedenen Charakter. Während der Wander- und Handelstrieb der angelsächsischen Race alljährlich neue Schaaren über das Meer trieb, die sich dort, fast unabhängig von dem Mutterlande, immer mehr ausbreiteten, war die Colonisierung der Franzosen eine von der Regierung veranlaßte und durch Truppenmacht unterstützte militairische Occupation. Der unerschöpfliche Strom englischer Auswanderer hatte aber durchaus keine Neigung, sich in seiner Ausbreitung irgendwie beschränken zu lassen. Wie jetzt noch die Squatter im fernen Westen den Rothhäuten schrittweise ihre Jagdgründe abgewinnen und für die nachfolgenden ackerbauenden Colonisten die Wege ebenen, so drangen auch damals zuerst einige kühne Jäger über die blauen Berge in das Gebiet der „sechs Stämme“. Ihre Erzählungen erweckten bei den Neuankommenden eine unbezwingliche Sehnsucht nach den fruchtbaren Ebenen jenseits der Alleghanies und immer mehr Ansiedler strömten nach den Ufern des Ohio und Mississippi. Die Franzosen dagegen hatten seit Anfang des Jahrhunderts im Süden, an der Mündung des Vaters der Ströme, Fuß gefaßt. Besonders der Actienschwindel des berüchtigten Law hatte Tausende von Colonisten nach dem gesegneten Louisiana gezogen. Im Norden beherrschten sie ebenso unbeschränkt die Ufer des gewaltigen St. Lorenzstromes bis aufwärts zu den großen Seen. Unbestimmt war aber hier die Grenze gegen Süden, gegen die britischen Niederlassungen in den heutigen Bundesstaaten von Maine bis Virginien. Zwischen jener großen Halbinsel dagegen, die wir Neu-Braunschweig nennen, und der schmalen daranhängenden Landzunge, welche heute Neu-Schottland heißt und die damals mit dem Gesammtnamen Akadia bezeichnet wurden, war es leichter, die Gebiete zu trennen. Der Frieden von Aachen hatte bestimmt, daß hier die Grenzen zwischen dem französischen und englischen Gebiet so wiederhergestellt werden sollten, wie sie vor dem Ausbruch des Krieges gewesen waren. Nur die Insel Cap Breton sollte ganz an Frankreich fallen. Die Fundy-Bay dagegen und eine kurze Linie, quer über den schmalen Isthmus, durch welchen Neu-Schottland mit dem Festlande zusammenhängt, schloß die französischen Besitzungen am Lorenzstrome mit einer natürlichen Grenzlinie ab. Auf dem Hauptlande endlich war es der kleine Fluß Missiquash, im heutigen Staate Maine, der die Scheidung bilden sollte.

Aber die Colonisten, welche sich mittlerweile im Innern dieser dünnbevölkerten Gegenden angesiedelt hatten, kümmerten sich wenig darum, ob ihr Blockhaus sich auf der einen oder der andern Seite des farbigen Strichs

befand, der auf den alten unvollständigen Karten die britischen von den französischen Besitzungen trennte. Namentlich die einzelnen Farmer französischen Stammes innerhalb der britischen Grenzen fühlten sich durchaus nicht als Unterthanen einer Regierung, deren Religion und republikanisch freie Formen ihnen gänzlich unsympathisch waren. Sie verwünschten die Forts und Pallisadierungen, die sie von ihren Stammesgenossen trennten und hofften nichts sehnlicher, als daß Se. Allerchristlichste Majestät mit Waffengewalt sein Gebiet bis zu ihnen vergrößern möchte. So entstanden schon bald nach dem Frieden viele kleine Reibereien und Zwistigkeiten, wie sie immer an den Grenzen der Civilisation vorzukommen pflegen. Indessen dieselben hätten wohl kaum eine größere Bedeutung erlangt, wenn nicht auch die französische Regierung jetzt den Zeitpunkt für günstig gehalten hätte, ihre Macht über Gebühr auszudehnen. Sie schlug dazu genau dasselbe Verfahren ein, was sie in neuerer Zeit angewandt hat, um ihre Machtsphäre von der Küste Nord-Afrikas bis zur großen Wüste vorzuschieben. Freilich konnte sie sich nicht verhehlen, daß die Zahl der französischen Colonisten unendlich geringer war, wie die der britischen Einwanderer. Während die ersteren kaum 50,000 Menschen zählten, befanden sich damals bereits über eine Million Ansiedler englischen Stammes auf transatlantischem Boden. Aber eine einheitlich straffe Regierung, wie die französische, durfte mit ihrer großen regulären Truppenmacht um so mehr hoffen, das numerische Misverhältnis auszugleichen, da die Gouverneure es meisterhaft verstanden, die indianischen Stämme in ihr Interesse zu ziehen und für sich zu bewaffnen. Der Gedanke, den unerschöpflichen Strom britischer Einwanderer in den Landstrich zwischen dem Atlantischen Ocean bis zu den Alleghanies einzudämmen, schien deshalb durchaus nicht phantastisch. Eine Anzahl Forts von der Mündung des Mississippi bis zu den Quellen des Ohio sollte künftig die Grenze des französischen Gebiets bezeichnen, und so mochte es zugleich gelingen, die beiden weit getrennten Colonien Louisiana und Canada zu verbinden. Im Jahre 1750 befanden sich bereits über 8000 französische Soldaten auf amerikanischem Boden, um diese Pläne auszuführen.

Ein günstiges Resultat war desto wahrscheinlicher, weil die Pelham's, welche zu der Zeit Englands Politik leiteten, um jeden Preis den Frieden erhalten wollten. Das Beispiel ihres großen Vorgängers Walpole stand ihnen stets warnend vor Augen. Ein Krieg, der die politischen Leidenschaften weckte, konnte sie, wie ihn, leicht von ihrer hohen Stelle wegfegen. Mit eifersüchtigem Eifer wachten sie daher darüber, daß Niemand in England von dem, was in den Colonien wirklich vorging, etwas erfuhr.

Sie besorgten nichts so sehr, als daß einmal ein zweiter Jenkins im Parlamente erschiene und von Gewaltthaten erzählte, die er weit jenseits des Weltmeeres hätte erdulden müssen. Kleinen Mishelligkeiten suchten sie daher durch kleine Mittel zu begegnen oder sie ganz zu vertuschen. Dabei wußte der Herzog von Newcastle, zu dessen Departement die Colonien gehörten, von deren Lage und Verhältnissen so gut wie gar nichts. Als der General Ligonnier ihm einst während des letzten Krieges die Nothwendigkeit auseinandersetzte, Annapolis zu vertheidigen, antwortete er mit seiner gewöhnlichen ausweichenden, lispelnden Manier: „Annapolis, Annapolis — natürlich, Annapolis muß vertheidigt werden — aber bitte, wo liegt Annapolis?"*)

Dem Drange der Auswanderungslustigen kam der Minister Henry Pelham aber in jeder Weise entgegen. Es war ihm nur angenehm, wenn unruhige Geister und Abenteurer jenseits des Weltmeers sich einen Schauplatz für ihre Thätigkeit suchten. Schon im Juni 1749 landete eine Schaar von 1500 Personen, entlassenen Officieren, Soldaten und Seeleuten, an der einsamen Küste Neuschottlands und gründete die Stadt Halifax. Mittlerweile waren auf dem Festlande an der Nordgrenze ernste Streitigkeiten mit den Franzosen entstanden, die sich auch südlich des Missiquash-Flusses festsetzen wollten, da der Gouverneur von Massachusets constitutionelle Bedenken hatte, seinen Landsleuten ohne höhere Autorisation Beistand zu leihen. So kam diesen die Hilfe von einigen Hundert verwegenen Männern, die aus der neuen Colonie herüberschifften, sehr erwünscht. Sie griffen die Franzosen bei dem Dorfe Chignecto ohne weiteres an, und im September 1750 bereits floß das erste Blut. Weitere Repressalien folgten und im November 1751 nahm ein kleiner Kreuzer in den Gewässern von Neufundland eine französische Brigantine. Nun erhob das Kabinet von Versailles ein großes Geschrei über Piraterie, während der Herzog von Newcastle das Verfahren seiner Landsleute berechtigte Nothwehr nannte. In Paris trat eine Commission zusammen, die den Streit schlichten sollte. Der damalige englische Gesandte am französischen Hofe, der Herzog von Albemarle, war aber eine Persönlichkeit, die, wie die meisten Creaturen Newcastle's, sich durch schwachen Geist und Tactlosigkeit auszeichneten. Natürlich kamen also die Verhandlungen nicht vom Fleck. Und noch bevor sich die Bevollmächtigten geeinigt hatten, erhielt man Nachrichten von anderen ernstlichen Zusammenstößen vom fernen Westen. —

*) Memoirs of Horace Walpole I, S. 344.

Um dieselbe Zeit nämlich, wo die neuen Schaaren von Abenteurern in Neu-Schottland landeten (Frühjahr 1749), hatte sich in Virginien eine „Ohio-Compagnie“ gebildet. Die britische Regierung bewilligte derselben bereitwillig 500,000 Acres Land an den südlichen Zuflüssen des Ohio, um sie nach einem festgesetzten Plane zu colonisieren. Und in der That gründete die Gesellschaft bald eine Niederlassung, etwa da, wo heute am Zusammenfluß des Mononghela und Alleghany-Flusses die gewerbthätige Stadt Pittsburg steht. Damals war es aber eine fast undurchdringliche Wildnis voll Urwald und Sümpfen, welche diese kühnen Männer der Arbeit zu cultivieren unternahmen. Regierungs-Commissair bei der Vertheilung der Parcellen war ein gewisser Sir George Washington — der nachherige große Gründer des nordamerikanischen Freistaats. Auch commandierte er als „Oberst“ eine Abtheilung von 150 Soldaten, welche die Ohio-Compagnie ausgehoben hatte.

Dem französischen Gouverneur von Canada war die Gründung der Gesellschaft nicht unbekannt geblieben. Die Instructionen seiner Regierung befahlen ihm außerdem, die weiten Länderstrecken bis zum Becken des Ohio und des Mississippi als französisches Gebiet in Anspruch zu nehmen. Zu einer förmlichen Occupation derselben fehlte ihm aber die Truppenmacht. Auch verspürte unter den canadischen Colonisten niemand Lust, sich in den entlegenen Wildnissen anzusiedeln. Deshalb schickte er, um dennoch für künftige bessere Zeiten den Besitz zu wahren, kleine Soldatentrupps aus, welche die fast unbekannten Gegenden durchstreiften und an jedem Zufluß zum Ohio Bleiplatten vergruben, mit der Inschrift, daß dieser Landstrich Sr. Allerchristlichsten Majestät gehöre. Die bourbonischen Lilien wurden an die Stämme des Urwaldes genagelt und den Indianern jeder Handel mit den Engländern verboten. Duquesne, der neue Gouverneur, fand aber einige Zeit nachher, daß alle diese Maßregeln wenig Beachtung gefunden hatten, und sandte daher nach und nach über 500 Soldaten nach dem Ohio, welche dort an geeigneter Stelle sich festsetzten.

Das englische Ministerium empfand den Widerstand, den die Franzosen ihrem Colonisierungs-Unternehmen entgegensetzten, sehr übel. Zu der Zeit war Pitt Zahlmeister des Heeres. Er bestimmte die Minister zu energischer Gegenwehr. Im August 1753 erging die Instruction nach Amerika, jedes weitere Vordringen der rivalisierenden Nation mit Gewalt zurückzutreiben. Die Ohio-Compagnie entsandte also den Oberst Washington nach der streitigen Gegend, um von dem französischen Commandanten Aufklärung über seine Absichten auf „britischem Grund und Boden“ zu ver-

langen. Nach einem mühsamen Marsche durch unwegsame Wälder und Gebirge gelangte Washington glücklich nach der neuen englischen Niederlassung. Dann wanderte er stromabwärts am Ohio weiter, stieß bald auf ein französisches Fort, und fand innerhalb der pallisadierten Wälle zu seiner Ueberraschung, eine starke Besatzung regulärer Soldaten. Der Commandant ließ sich auf durchaus keine politische Discussion ein; er antwortete auf die Fragen Washingtons kurz und bündig, er sei beauftragt, den Platz gegen, wer es auch sei, zu vertheidigen, und entschlossen, diesen Befehl nach besten Kräften auszuführen. Einige hundert Flußschiffe lagen dazu fertig im Hafen, an anderen zimmerte man fleißig.

Die Ohio-Compagnie konnte sich nun nicht verhehlen, daß ihrer Colonie die größte Gefahr drohte. Sie sandte deshalb in den ersten Tagen des Jahres 1754 eine Abtheilung von dreiunddreißig verwegenen Männern ab, um vorläufig Pallisadierungen und andere Befestigungen anzulegen; Washington mit seinem Regiment sollte als Reserve folgen. Diesem beabsichtigte man noch zwei Kanonen beizugeben. Wochen vergingen jedoch, ehe die kleine Schaar mit Fuhrwerken und Provisionen genügend ausgerüstet war; dann setzte sie sich in Marsch. Am 27. Mai hatte sie nach unendlichen Mühseligkeiten die Höhe der Alleghanies erklommen und schickte sich eben an, in die jenseitige Niederung hinabzusteigen; da begegneten ihr die zuerst entsandten dreiunddreißig — auf dem Rückzuge. Was diese berichteten, war niederschlagend. Bereits vor sechs Wochen, am 17. April, waren die schwachen englischen Pallisadierungen von einer gewaltigen feindlichen Uebermacht angegriffen und genommen, und jetzt bauten die Sieger gar an derselben Stelle eine neue regelmäßige französische Festung, das Fort Duquesne.

Unter diesen Verhältnissen schien es gerathen, schleunigst den Rückzug anzutreten. Aber bald drängten die Verfolger — Franzosen und Indianer — die Nachhut immer heftiger. Es blieb den Engländern nichts übrig, als sich zu verschanzen. Ein Platz, genannt die „großen Weiden", schien dazu besonders geeignet. Dem in der Eile aufgeworfenen Werk gab man den Namen „Fort Necessity". Am 3. Juli wurde Washington hier mit großer Uebermacht angegriffen. Neun Stunden während eines schauderhaften Regenwetters vertheidigte er sich mit der größten Tapferkeit. Aber dann, nachdem er dreißig Mann verloren hatte, sah er ein, daß aller fernere Widerstand nutzlos war; er capitulierte; doch gewährte man ihm und den Seinen freien Abzug.

Die Nachricht von diesem kleinen unglücklichen Gefecht kam im August 1754 nach London.*) Sie rief die größte Aufregung hervor. Es war die Zeit, als Robinson eben zum Staatssecretair ernannt war. Dem beschränkten Geiste des Herzogs von Newcastle dämmerte nur das Eine auf, daß er sich nicht in Gegensatz zur öffentlichen Meinung bringen dürfe. Für den Augenblick plante er daher nichts als militairische Operationen. Daß man unverzüglich die fränzösischen Niederlassungen am Ohio erobern und zerstören müsse, stand für ihn unzweifelhaft fest. Aber so leicht dies auch sein mochte, zur Ausführung des Planes bedurfte er eines militairischen Rathgebers. Dennoch wollte der Minister, erfüllt von kleinlichem Neid, erst den Herzog von Cumberland ganz bei Seite schieben. Er besorgte, ein glücklicher, durch diesen organisierter Kriegszug möchte ihn noch einmal zum gefeiertsten Manne in England machen. Aber bald mußte er einsehen, daß ohne den Rath desjenigen, den man damals für die bedeutendste militairische Capacität in England hielt, sich doch nicht wohl etwas thun ließe; denn, so unpopulär jetzt auch der Herzog war, in Zeiten der Bedrängnis richtete sich von neuem der Blick auf ihn, den erfahrenen Feldherrn, den Retter in der Noth der schottischen Rebellion. Daß er für einen Krieg, wie er in den Wildnissen des fernen Westens geführt werden mußte, kein Verständnis hatte, erkannte man nicht. Zum Unglück war aber bei dem Herzog selber in Folge des leichten Sieges, den er bei Culloden erfochten hatte, die angeborene Verachtung gegen ungedrillte, ungeregelte Haufen, die ihm nicht einmal den Namen von Soldaten zu verdienen schienen, noch gewachsen. Ja, da es ihm in Flandern nachher nie hatte gelingen wollen, die regelmäßigen Schlachtlinien der Franzosen zu durchbrechen, so war er in dieser Ueberzeugung noch mehr bestärkt worden. Seiner Meinung nach brauchte man nur mit einigen Tausend gut exercierter Soldaten ohne weiteres direct nach dem Ohio vorzudringen, um die Schaaren französischer Colonisten, welche sich dort festgesetzt hatten, sowohl, wie die mit ihnen verbündeten Indianerbanden mit Leichtigkeit auseinander zu jagen.

Auch für die Wahl eines Befehlshabers war des Herzogs Meinung entscheidend. Er hielt den General Braddock für die geeignetste Persönlichkeit, um eine solche Expedition zu leiten. Dieser Officier war sein besonderer Günstling. Er sah in ihm ein großes militairisches Genie,

*) Walpole erzählt (I, S. 347), Washington hätte seinen Bericht mit den Worten geschlossen: „Ich hörte die Kugeln pfeifen und Ihr mögt es mir glauben — es ist etwas „charming" in dem Tone." — Er meint, dieser „Prahlhans" würde nicht so sagen, wenn er erst mehre pfeifen gehört hätte!! —

weil er ein vorzüglich brauchbares Werkzeug war. Wie jenen Hawley, dessen Feldherrngaben bei Falkirk so schmählich Schiffbruch litten, hatten eiserne Strenge und eine brutale Außenseite Braddock im ganzen Heere gefürchtet gemacht. Für solche Männer aber, welche die starre Disciplin des preußischen Heeres in der britischen Armee einführen halfen, besaß der Herzog eine erklärte Vorliebe. Grobheit galt ihm für Energie, starre Beobachtung der militairischen Formen für einen Beweis von Feldherrn-Begabung. Dieser Mann, der wie Alle seines Gleichen, gegen einen Feind, der hinter Verstecken und in zerstreuter Ordnung focht, kein besseres Mittel wußte, als ihn einfach zu verachten, wurde daher ausersehen, um den Rachezug gegen die Franzosen in Amerika auszuführen. Zwei Linienregimenter sollten den Kern seines Heeres bilden. Ein ominöser Zufall wollte, daß man gerade die beiden auswählte, die bei Preston-Pans so schmählich auseinandergesprengt waren. Durch Colonialmilizen und befreundete Indianer hoffte man die Streitmacht auf eine überlegene Stärke zu bringen. Mit den Vorbereitungen und Verhandlungen vergingen aber Monate; an dem Erfolge jedoch zweifelte Niemand, als endlich Anfangs Januar 1754 die Expedition unter Segel ging.

Kaum hatte sie die heimathlichen Küsten verlassen, so verbreiteten sich immer bedenklichere Nachrichten über französische Rüstungen. Anfangs Februar schon verlautete, 20,000 Mann seien auf der Insel Rhé versammelt, bereit, auf das erste Signal sich einzuschiffen. Am Ende des Monats erfuhr man, daß ein großes französisches Geschwader in Brest täglich den Befehl zum Auslaufen erwarte. Wahrscheinlich sollte es Verstärkungen nach der Mündung des Lorenzstromes bringen. Gelang das, so lief das kleine Expeditionscorps Gefahr, einer weit überlegenen Truppenzahl zu begegnen. Man rüstete daher in Eile zu Portsmouth noch elf Linienschiffe aus, die fernere zwei Infanterie-Regimenter an Bord nahmen. Der Admiral Lord Boscawen aber, welcher dies Geschwader befehligte, erhielt die Instruction, die französische Flotte zu verfolgen und sie anzugreifen, wo er sie fände. Ende März stach er in See.

Der bedenkliche Zustand der Beziehungen zu Frankreich war nun nicht wohl mehr zu verheimlichen. Am 25. März 1755 verkündigte der Staatssecretair Robinson im Namen des Monarchen dem Hause der Gemeinen, daß die bedrohlichen auswärtigen Angelegenheiten eine Vermehrung der Land- und Seemacht erforderlich machten. Fast ohne Debatte bewilligte das Parlament die geforderte Million Pfd. Sterling.

Damit hatte der Krieg factisch begonnen.

Drittes Capitel.

Der freventliche Leichtsinn, mit dem die Staatsmänner Großbritanniens ihr Vaterland in einen unabsehbaren Kampf mit Frankreich hineinführten, muß uns mit Recht Wunder nehmen. So gänzlich ohne Vorbedacht und ohne Vorbereitungen ist wohl kaum je ein Krieg unternommen worden. Auch Frankreich täuschte sich in eiteler Selbstüberhebung über seine Mittel, als es im Jahre 1870 plötzlich das Schwert erhob. Dieser Irrthum ist aber einigermaßen begreiflich und entschuldbar, sah doch Deutschland selbst dem Kampfe mit der krieg- und sieggewohnten französischen Armee nicht ohne Besorgnis entgegen. Dagegen konnte über die vollständige Unzulänglichkeit der Streitkräfte Englands im Frühling 1755 auch der blödeste Verstand unmöglich sich Illusionen hingeben. Freilich durfte man hoffen, daß die britische Flotte der französischen überlegen sein würde, wenn auch der Hof von Versailles in den letzten Jahren auf diesem Gebiete große Anstrengungen gemacht hatte. Der Landmacht Frankreichs dagegen war die englische nicht entfernt gewachsen. Denn zu der Zeit befanden sich nicht mehr als **drei** Infanterie-Regimenter auf britischem Boden*), und trotzdem wollte der Herzog von Newcastle aus Eifersucht auf den Herzog von Cumberland nicht gestatten, daß neue errichtet würden. Merkwürdigerweise beunruhigte dieser Umstand die Minister durchaus nicht. Die insulare Lage schützte, wie sie meinten, das Land ja vor einem unmittelbaren Angriff; über die unerschöpflichen finanziellen Hilfsquellen des Landes aber verfügten sie fast ohne Einschränkung. Weshalb sollten sich also nicht, wie schon so oft, auf dem Continente Fürsten finden, die für englisches Geld ihre Soldaten englische Streitigkeiten ausfechten ließen? Wenn dann eine verbündete oder Subsidiararmee das französische Landheer auf dem Continent beschäftigte, so konnte man sogar nach den Colonien eine überlegene Macht hinüber-

*) Walpole I, S. 382.

schicken. Und unabhängig von dem Ausgange des Kampfes auf dem Festlande, an dem man kein directes Interesse hatte, mochte es am Ende gelingen, in dem fernen Amerika und in Ostindien die britische Macht auszubreiten.

So hoffte die große Mehrzahl des englischen Volkes, und die englischen Staatsmänner dachten ebenso. Man träumte schon von einer leichten Eroberung der französischen Forts und Niederlassungen am Ohio und an den großen Seen, von einer Besitznahme der reichen Factoreien an der Küste von Coromandel. Aber es kam ganz anders. Sämmtliche Continentalmächte blieben diesmal schließlich taub für die Lockungen des englischen Geldes. Für eine Angelegenheit, die ihnen fern stand, wollte sich keine den Wechselfällen eines Krieges mit Frankreich aussetzen.

Und das war noch nicht das Schlimmste. Wer konnte bei den fast feindlichen Beziehungen zu Preußen voraussagen, ob nicht der unternehmende König Friedrich die isolierte Stellung Englands benutzen würde, um im Bunde mit Frankreich Hannover zu annectieren; hatte er doch einst eine ähnliche bedrängte Lage Oesterreichs benutzt, um Schlesien zu gewinnen. Freilich, das englische Volk kümmerten die Gefahren, die dem Kurfürstenthum drohen mochten, wenig. Aber desto mehr regten sie den König Georg auf. Ihm hatten die Sorgen um die deutschen Angelegenheiten, das Betreiben der römischen Königswahl, die Streitigkeiten mit seinem Neffen kaum Zeit gelassen, sich mit transatlantischen Dingen zu beschäftigen. Nun plötzlich, als der Herzog von Cumberland und die Minister die Braddock'sche Expedition beschlossen, sah er einen neuen Krieg mit Frankreich unabwendbar herannahen und sein theures Erbland, um Großbritanniens willen, in der bedenklichsten Lage. Hannover mußte auf alle Fälle geschützt werden, sei es durch Alliierte oder durch eine garantierte Neutralität; das war sein erster Gedanke. Nach Hannover mußte er, um alte Bündnisse zu befestigen und neue zu knüpfen. Seiner Ungeduld dauerte die Session des Parlaments viel zu lange. Er achtete nicht die Misstimmung, die sich in der Versammlung kund gab, als man seine Reiseabsichten erfuhr. Schon am Tage, nachdem das Boscawen'sche Geschwader von Portsmouth abgesegelt war, am 28. März 1755, schiffte er sich in Harwich nach dem Continente ein. Ihn begleitete von den englischen Ministern nur Lord Holdernesse. Eine Regentschaft, bestehend aus den übrigen, sollte unter dem Präsidium des Herzogs von Cumberland während seiner Abwesenheit die Regierung leiten.

In Herrenhausen begann nun ein geschäftiges diplomatisches Treiben. Seit Jahren hatten verschiedene deutsche Staaten von England bedeutende

Subsidien bezogen. Namentlich an Baiern und Sachsen waren mit Bewilligung des Parlaments unglaubliche Summen bezahlt worden. Der Termin dieser Verträge lief aber in der nächsten Zeit ab. In diesem kritischen Augenblick war es daher von besonderem Werth, daß sie erneuert würden; alles Geld war sonst vergeblich weggeworfen und Hannover stand den beiden mächtigen Feinden mit seinen schwachen Kräften allein gegenüber. Der Münchener sowohl wie der Dresdener Hof waren aber jetzt in politischer Beziehung ganz von dem Kaiserhause abhängig. Für ihr ferneres Verhältnis zu England war also die Haltung Oesterreichs entscheidend.

Indessen Georg II. zweifelte nicht, daß es leicht sein würde, die alten intimen Beziehungen zur Kaiserin Maria Theresia wieder herzustellen. Den geheimen Gedanken der Kaunitz'schen Politik konnte er damals noch nicht wohl durchschauen. Seine Ueberzeugung war vielmehr ganz natürlich, wenn auch nicht sehr scharfsichtig; denn seit Jahrhunderten hatte die Absicht, die Niederlande vor einer Besitznahme durch Frankreich zu schützen, bei jedem ausbrechenden Kriege die Seemächte mit dem Wiener Hofe zusammengeführt. Es war derselbe Grundgedanke, daß die Scheldemündungen in französischen Händen dieser Macht ein unwiderstehliches Uebergewicht zur See geben würden, der in neuerer Zeit Veranlassung zu der Neutralisierung Belgiens gegeben hat. Eine Bedrohung Antwerpens oder Ostende's durch eine französische Armee würde vielleicht jetzt noch die Minister und das Volk Englands aus ihrer Friedens-Lethargie aufrütteln — wenn auch nur soweit, um sie abermals über die Unzulänglichkeit ihrer Kriegsmittel aufzuklären.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war es dasselbe Interesse gewesen, was den Abschluß des sogenannten Barriere-Tractats veranlaßte. Dieser bildete einen Theil der Utrechter Friedens-Stipulationen. Er übergab die ehemaligen spanischen Provinzen der Niederlande als unveräußerlichen Besitz an Oesterreich, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß dasselbe eine ständige starke Garnison von 30—35,000 Mann darin halten sollte. Außerdem ward Holland verpflichtet, fünf Festungen allein, zwei andere mit Oesterreich zusammen zu besetzen, und dafür mußte die kaiserliche Regierung noch bedeutende Subsidien zahlen. England endlich garantierte den Vertrag und versprach Hilfstruppen und Schiffe, — jedoch nur für den Kriegsfall. Unter diesen Bedingungen erschien dem Wiener Hof bald die neue Provinz eher eine Last, als ein Gewinn; denn England, dem der meiste Nutzen aus dem Vertrag erwuchs, leistete am wenigsten. Die Generalstaaten aber, für welche die

Festungen und Garnisonen eine Schutzmauer gegen französische Angriffe bildeten, drückten den Handel ihrer österreichischen Nachbarn durch Vexationen bei der Erhebung des Schelde-Zolles. Es war nur eine natürliche Folge dieser Verhältnisse, wenn in dem österreichischen Erbfolgekriege die Kaiserin Maria Theresia an die Behauptung der Niederlande wenig, an die Wiedergewinnung Schlesiens alle verfügbaren Kräfte setzte. Umgekehrt war es das wohlverstandene Interesse der Seemächte, daß sie gerade in Flandern mit aller Energie, wenn auch mit wenig Glück auftraten. Auch beim Friedensschluß verfolgten die britischen Staatsmänner mit anerkennenswerther Beharrlichkeit dasselbe Ziel und hatten damit besseren Erfolg. Ob Schlesien an Preußen oder an Oesterreich fiele, war ihnen im Ganzen gleichgiltig; aber sie opferten bereitwillig einen Theil ihrer transatlantischen Eroberungen, um in den Niederlanden die alten Verhältnisse wieder herzustellen. Maria Theresia dagegen wollte etwas ganz Anderes. Sie nahm an dem vergleichsweise neuen Besitz nicht entfernt das Interesse, das sie an das alte Stammland Schlesien band. Die Abreißung dieser Provinz schädigte nach ihrer Meinung die österreichische Monarchie viel empfindlicher, als die Ausbreitung der bourbonischen Macht bis an die Schelde hätte thun können. Sie war sogar bereit gewesen, einen Theil der Niederlande gegen die Rückgabe von Schlesien zu opfern. Freilich mochte, wenn das geschah, die französische Flotte über Gebühr anwachsen; aber was war ihr diese entfernte Gefahr gegen die stete Bedrohung durch die benachbarte preußische Monarchie?

Nach dem Aachener Frieden trat der Gegensatz in den Auffassungen der englischen und österreichischen Staatsmänner immer schärfer hervor. Aber es dauerte lange Zeit, ehe die unbedeutenden Capacitäten, welche die Geschicke Großbritanniens lenkten, erkannten, daß ihre Politik nicht mehr in demselben Fahrwasser trieb, wie die des Fürsten Kaunitz. Sie wollten den neuen Krieg mit Frankreich, über dessen Unvermeidlichkeit selbst sie sich bald nicht mehr täuschen konnten, mit möglichster Energie zur See führen. Dazu rechneten sie mit Bestimmtheit auf den alten mächtigen Alliierten auf dem Continente, der die Niederlande schützte.

Das persönliche Eingreifen des Königs Georg II. verwickelte diesen etwas nebelhaften politischen Gedankengang noch mehr. Der britische Monarch fühlte denselben, wenn nicht einen noch heftigeren Haß gegen den König Friedrich von Preußen, wie die Kaiserin. Oberflächliche Beobachter sahen in diesem gemeinsamen Gefühl ein Mittel, die Beiden näher zusammenzubringen. Und dennoch waren bei Beiden die Wirkungen dieses Ingrimmes und Neides unendlich verschieden. Georg besaß durch-

aus nicht den Willen und die Energie, seinen Haß zur That, zum Angriff auf Friedrich werden zu lassen, und auch, wenn er es gewollt hätte, ihm banden die englischen Interessen die Hände. Wie störend aber schon die bloße Bedrohung Hannovers auf den Gang eines englisch-französischen Krieges einwirkte, hatten die britischen Staatsmänner zur Genüge erfahren. Wie ein rother Faden zog sich daher durch alle ihre politischen Pläne der Wunsch, den Schutz, den, wie sie glaubten, die Kaiserin den Niederlanden in Folge des Barriere-Tractats unter allen Umständen leisten mußte, auch für das Kurfürstenthum wirksam zu machen.

Maria Theresia und Kaunitz sahen die Dinge aber in einem diametral entgegengesetzten Sinne. Sie wollten keinen Conflict mehr mit Frankreich. Die Vernichtung Preußens oder wenigstens die Wiedergewinnung Schlesiens war ihr klar vorgezeichnetes politisches Ziel. Einen Angriffskrieg gegen Friedrich, und zwar an der Spitze einer übermächtigen Coalition, war das, was sie beabsichtigten. Alles, was einem solchen Unternehmen störend in den Weg treten konnte, trachteten sie daher frühzeitig aus dem Wege zu schaffen. Besonders hindernd konnte es aber werden, wenn sich der König von Preußen in der Gefahr abermals mit Frankreich alliierte. Deshalb war der Wiener Hof vorzugsweise bemüht, alle alten Gründe des Zerwürfnisses mit dieser letzteren Macht zu beseitigen. Gelang es auch nicht, dieselbe zu einem förmlichen Bündnis zu bewegen, aus ihrer Neutralität durfte sie wenigstens nicht heraustreten.

Die Wirkungen dieser veränderten Anschauung zeigten sich bald. Die Holländer besetzten nach dem Frieden, wie früher, die Waffenplätze, deren Vertheidigung ihnen der Barriere-Vertrag auferlegte. Auch die Oesterreicher zogen in die wiedergewonnene Provinz ein. Aber vergeblich erwarteten die Generalstaaten Jahr nach Jahr die Zahlung der stipulierten österreichischen Subsidien. Außerdem ließ die kaiserliche Regierung die Festungswerke verfallen. Directe Beschwerden und Mahnungen in Wien hatten keinen Erfolg. Da wandten sich die hochmögenden Herren in ihrer Noth an den dritten Unterzeichner des Barriere-Vertrags. Jedoch auch die Vorstellungen des englischen Gesandten, Sir Robert Keith, blieben unbeachtet. Die britischen Minister kamen deshalb auf die Vermuthung, dieser habe es an der nöthigen Energie fehlen lassen. Sie schickten also den Sir Hanbury Williams, dessen sarkastische, aufreizende Persönlichkeit wir schon bei Gelegenheit seiner Mission am Hofe Friedrichs kennen gelernt haben, im Juli 1753 nach Wien. Zu der Zeit war aber die neue Richtung der österreichischen Politik bereits fest beschlossen. Die Pelham's mußten daher bald zu ihrer Ueberraschung erfahren, daß auch

dieser Versuch, die Kaiserin „auf den rechten Weg“ zurückzuführen, vergeblich war. Umsonst setzte Williams der Maria Theresia die Theorien des Barriere-Vertrags und ihre Pflichten auseinander. Sie wollte keine Belehrungen über das annehmen, was sie ihren Unterthanen schuldig sei. Endlich riß ihr die Geduld: „Bin ich nicht Souverainin der Niederlande? Ist es nicht meine Pflicht, meine Unterthanen zu beschützen, die so lange durch den Barriere-Vertrag unterdrückt und ihrer Privilegien beraubt sind?“ rief sie so laut, daß man es im Nebenzimmer hörte.*)

Unter diesen Umständen hieß es nur Oel in's Feuer gießen, wenn der Staatskanzler Lord Holdernesse die alten Vorstellungen um so dringender wiederholen ließ, je drohender die Kriegsgefahr mit Frankreich heraufzog, und wenn immer von neuem Lord Keith der Kaiserin auseinandersetzen mußte, die Niederlande seien „mit dem Gut und Blut der Seemächte oberert und nur als ein Depositum an Oesterreich übergeben“.

Vielleicht hätten beide Theile schon jetzt erkannt, daß ihre Interessen und Absichten nicht mehr harmonierten. Da gab der Tod des Ministers Henry Pelham noch einmal für kurze Zeit Aussicht auf Verständigung. Kaunitz durchschaute die oberflächliche und wichtigthuende Persönlichkeit des Herzogs von Newcastle genau. Er wußte, daß derselbe von der continentalen Politik noch weniger verstand, wie sein verstorbener Bruder. Auch war ihm bekannt, daß er nicht die bedächtige Vorsicht und namentlich nicht die weise Sparsamkeit besaß, die diesen ausgezeichnet hatte. Dagegen durfte man fast mit Sicherheit annehmen, daß er ohne Bedenken auf Alles eingehen würde, was seinem Monarchen angenehm war. Der österreichische Staatskanzler faßte daher die Hoffnung, daß er England jetzt mehr in die deutsche Politik hineinziehen könnte, als es bis dahin möglich gewesen war, und die Ernennung des langjährigen Gesandten am Wiener Hofe, Robinson, zum Staatssecretair, gab dieser Meinung anscheinend noch mehr Begründung. Freilich, die englischen Streitkräfte waren zu unbedeutend, um ein großes Gewicht in die Wagschale zu werfen; aber mit britischem Gelde mochten sich in Norddeutschland Hilfstruppen werben lassen, die man eintretenden Falls gegen Preußen verwenden konnte.

Dennoch war es schwer, einen gemeinsamen Gesichtspunkt für die Politik der beiden Reiche zu finden. Schon die Hoffnungen, welche der Wiener Hof auf den Umstand gebaut hatte, daß die englische Regierung

*) S. Coxe, Pelham II, S. 469 ff., und Williams' Bericht vom 13. Juli 1753.

bereits 1750 dem russisch-österreichischen Bündnis beigetreten war, erwiesen sich als eitel. Es zeigte sich vielmehr bald, wie ganz anders Georg II. diesen Tractat ansah. Ihm war er nur ein willkommenes Schutzmittel gegen einen preußischen Angriff; ja er weigerte sich beharrlich, von der Garantie-Acte zurückzutreten, welche dem König Friedrich Schlesien gewährleistete.

Der drohende Conflict Englands mit Frankreich aber machte eine Einigung noch schwieriger. Er kam dem österreichischen Kabinet im höchsten Grade ungelegen. Ueberwarfen sich jetzt zwei von den großen europäischen Mächten, so war zu besorgen, daß die eine oder die andere sich mit dem König Friedrich verbinden möchte und daß dieser von neuem die Gelegenheit ergriff, seine Macht zu befestigen, wenn nicht zu vergrößern. Deshalb machte Kaunitz zunächst die größten Anstrengungen, um den Bruch zu verhindern; doch er sah bald ein, daß dies Beginnen vergeblich war. Im Gegentheil, die Gefahr, selbst mit in den Strudel der Ereignisse hineingerissen zu werden, trat früh genug an ihn heran. Schon in den ersten Wochen des Jahres 1755 forderte der Herzog von Newcastle eine bestimmte Erklärung darüber, was der Wiener Hof für die Behauptung der Niederlande thun wolle. Das Verhältnis Oesterreichs zu Frankreich war aber damals noch nicht klar; man hoffte zwar, den Hof von Versailles von seinen alten Verbindungen abzuziehen; bei den wechselnden Einflüssen und Strömungen in der Umgebung Ludwigs XV. durfte man jedoch keineswegs sicher auf Erfolg rechnen. Es schien deshalb Kaunitz gerathen, die englischen Anträge nicht ohne weiteres abzuweisen. Durch stricte Neutralität und eine entschlossene Defensive in den Niederlanden mochte es vielmehr gelingen, ohne selbst zu viel zu thun, Frankreich von da fern zu halten und zur Wahl eines andern Kriegstheaters zu veranlassen. Ebenso wenig lag es im Interesse Oesterreichs, wenn die französischen Heere, mit Preußen verbündet, sich gegen Hannover dirigierten. Dem gedachte der Staatskanzler auf andere Weise und mit noch weniger Anstrengung vorzubeugen. Er konnte mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß Georg II. und seine gehorsamen Minister kein Geld sparen würden, um das gefährdete Kurfürstenthum zu retten. Wenn nun mit Hilfe englischer Subsidien im nordwestlichen Deutschland eine starke Armee gebildet wurde, wenn englisches Geld gar ein russisches Hilfscorps auf die Beine brachte, so war Friedrich dermaßen von allen Seiten bedroht, daß er nicht wagen durfte, sich zu einer Offensiv-Unternehmung mit dem Hofe von Versailles zu vereinigen.

Das war der wahre Sinn der Antwort, welche Kaunitz am 7. April 1755 dem Herzog von Newcastle durch den Gesandten Graf Colloredo

überreichen ließ. Er nannte sie schlauer Weise einen „gemeinsamen Operationsplan" gegen Frankreich. Er erklärte, die Kaiserin sei bereit, zur Vertheidigung der Niederlande das volle Contingent von 25,000 Mann zu stellen. Dagegen schiene es angemessen, wenn England die Subsidien-Verträge mit Baiern, Sachsen und Hessen erneuere. Wenn dazu noch ein holländisches und englisches Contingent stieße, so wäre eine Streitmacht von 70,000 Mann vereinigt, genügend, um die Niederlande gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Als besonders wünschenswerth erklärte aber die Kaiserin, daß die englische Regierung 50,000 Russen in Sold nähme. Diese könnten, so meinte sie, vereinigt mit der kaiserlichen Hauptarmee, jedem preußischen Angriffe die Spitze bieten.*)

In der That gingen die englischen Minister auf den letzten Theil dieser Forderungen ein. Die Aussicht auf russische Hilfe war ihnen gar zu verlockend. Sir Hanbury Williams wurde nun zunächst ausersehen, um die Russen zum Schutze des Kurfürstenthums unter die Waffen zu bringen. Noch in demselben Monat (April) reiste er nach Petersburg ab.

So weit ließ sich Alles nach Wunsch an. Maria Theresia sah sich bereits mit Hilfe englischen Geldes und russischer Soldaten nicht allein gegen Friedrich gesichert, sondern zu einem übermächtigen Angriff auf ihn vorbereitet. Die österreichischen Vorschläge gelangten in die Hände des Königs Georg II. gerade um die Zeit, wo er sich mit dem Lord Holdernesse in Hannover aufhielt, und wo die Gesandten aller deutschen Fürsten, die Soldaten zu vermiethen hatten, sich nach Herrenhausen drängten. Aber er und die britischen Staatsmänner, so beschränkt ihr Gesichtskreis war, erkannten dennoch, daß alle diese Maßregeln ihnen für den Kampf gegen Frankreich keine erhebliche Verstärkung zubrachten. Auf einen wirksameren Schutz der Niederlande als Gegenleistung hatten sie wenigstens gerechnet. Sie forderten daher eine Vermehrung der österreichischen Besatzungen um 25,000 bis 30,000 Mann und — eine zweite Armee zum Schutze Hannovers. Darauf durfte aber Kaunitz nicht eingehen. Kriegerische Maßnahmen an der französischen Grenze konnten den eben eingeschläferten Argwohn des Versailler Hofes von neuem wecken. Wer stand dafür, daß dann die mächtige preußische Partei die bourbonische Politik nicht wieder in das altgewohnte Fahrwasser hineintrieb? Er antwortete ausweichend. Die englischen Minister dagegen drängten immer heftiger, und endlich am 17. Juni verstieg sich Georg II.

*) Ueber diese Verhandlungen s. Schäfer's Geschichte des siebenjährigen Krieges I, S. 72 ff.; Coxe, Austria V, und Huschberg-Wuttke LII ff.

gar zu Drohungen. Er erklärte, er könne sich nicht mehr als Verbündeten der Kaiserin ansehen, wenn sie ihren Verpflichtungen in den Niederlanden nicht nachkäme.

Wenn der britische Monarch gemeint hatte, damit einen Druck auf das Wiener Kabinet auszuüben, so hatte er sich arg getäuscht. Seine Vorwürfe machten durchaus keinen Eindruck. Am 19. Juli erklärte vielmehr Kaunitz dem englischen Gesandten sehr kühl, das Aeußerste, was er thun könne, sei eine Verstärkung niederländischer Garnisonen um wenige Tausend Mann. Doch auch diese wolle er nur stellen, wenn England selbst 20,000 Mann dahin schicke; denn — die Unsicherheit dieser Provinz sei nur eine Folge der Unthätigkeit der anderen Theilnehmer des Barriere-Vertrages. Aeußersten Falls könne seine Monarchin sogar, wenn sie diesen Besitz verlieren sollte, „ein geringeres Uebel dem größeren vorziehen“.

Das war deutlich genug. Auch wenn es gewollt hätte, woher sollte England die 20,000 Mann nehmen? Und dann, wenn man wirklich alles Geforderte leistete, wenn Georg in der That 100,000 Russen, Baiern, Hessen in Sold nahm, für wen geschah es? Nicht allein die Niederlande überließ Oesterreich ihrem Schicksal; was noch schlimmer war, auch zur Vertheidigung Hannovers wollte es keinen Mann stellen. Auf die Anfrage Keith's über diesen Punkt gab Kaunitz nicht einmal eine Antwort. Die englischen Staatsmänner standen vor den wahren Absichten des österreichischen Kabinets wie vor einem unlösbaren Räthsel. Bei aller scheinbaren Gleichartigkeit der Anschauungen entschwand die gehoffte Einigung stets in nebelhafter Ferne. Verzweiflungsvoll fragte der britische Gesandte den Staatskanzler endlich direct, auf welchen Grundlagen man sich denn eigentlich verständigen könne. Da platzte dieser mit seinem innersten Gedanken heraus: „Mein Gott, wenn England den König von Preußen angreift!“*) sagte er.

Damit war Alles vorbei. Eine solche Politik war für Georg II. undenkbar. Nie wäre es möglich gewesen, vom Parlamente die Zustimmung zu einem Angriffskriege im Interesse Hannovers zu erlangen. Das Kurfürstenthum selbst aber hätte ein solcher gerade in die Gefahr gebracht, die der König zuerst und vor Allem vermeiden wollte. Seine Enttäuschung war unendlich bitter, als er voll inneren Zorns und verwundeten Stolzes sich sagen mußte, daß das Jahrhunderte alte Bündnis zu Ende war. Und dazu kam noch ein Anderes. Auch die Generalstaaten suchten sich nunmehr von den Verpflichtungen des Barriere-Tractats

*) S. Coxe, Austria V, S. 64; Raumer's Beiträge II, S. 392.

frei zu machen. Britische Versprechungen konnten ihnen die schwindende Aussicht auf die bewaffnete Hilfe Oesterreichs nicht ersetzen. Sie sahen von nun an ihr Heil allein in Beobachtung stricter Neutralität, und England stand seinem mächtigen Gegner allein gegenüber.

Ein Unglück kommt selten allein. Eben hatte Georg II. die Verhandlungen mit dem österreichischen Hofe hoffnungslos scheitern sehen, da erreichte ihn die Kunde, daß der Seekrieg mit Frankreich schon factisch begonnen hatte. Der Admiral Boscawen war nämlich, wie oben erzählt, am Tage vor der Abreise des Königs nach dem Continent von Portsmouth in See gestochen. Ein dicker Nebel verhinderte ihn lange Zeit, die französische Flotte in den Gewässern von Neufundland zu finden. Endlich, am 9. Juni, kamen zwei englische Schiffe der Vorhut unter Capitain Howe zwei französischen so nahe, daß sie sie erkennen und anrufen konnten. Der französische Commandant fragte, ob Krieg oder Frieden sei. Howe, der denn doch die folgenschwere Verantwortung nicht allein auf sich nehmen mochte, holte zunächst die Entscheidung seines Admirals ein. Erst auf dessen bestimmten Befehl: „Er solle unverzüglich angreifen", eröffnete er das Feuer; dann aber mit solchem Erfolg, daß nach wenigen Stunden die zwei französischen Schiffe genommen waren. Der Rest der Flotte rettete sich mit Mühe in den Hafen von Louisburg.

Gegen die Mitte des folgenden Monats (Juli) wurde der Ausgang dieses Gefechts in England bekannt. Durch die französische Gesandtschaft in London erfuhr auch der Hof von Versailles bald die Unglücksbotschaft (am 17. Juli). Der Eindruck derselben war in beiden Ländern ebenso unerwartet wie verschieden. Die meisten Staaten pflegen beim Beginn eines Krieges eine ungemessene Meinung von der eigenen Ueberlegenheit zu haben. In dem damaligen England war aber die Selbstüberschätzung noch weit größer, als anderswo; auf die Seemacht Frankreichs sah man insbesondere mit unbeschreiblicher Verachtung herab. So kam die Freude über die Wegnahme zweier feindlicher Schiffe nicht recht zur Geltung. Die Enttäuschung darüber, daß der Rest der Flotte entkommen war, übertäubte sie weit.

Am Hofe von Versailles dagegen war man über diesen unerwarteten freventlichen Friedensbruch äußerst entrüstet. Der König selbst, so verweichlicht und verkommen er auch sein mochte, empfand für den Augenblick die Niederlage nicht nur wie eine Schmach, die der Nation angethan war, sondern wie eine persönliche Beleidigung. Zum Staunen seiner Minister und der allmächtigen Maitresse brauste er gewaltig auf. „Je ne pardonnerai pas les pirateries de cette insolente nation!" sagte

er und gab unverzüglich Befehl, daß sein Gesandter abberufen werden sollte.*)

Georg II. war der Letzte, um zu erkennen, daß der gewaltige Zorn Ludwigs nur dem plötzlichen Aufflackern eines Strohfeuers glich. Die drohende Sprache erinnerte ihn vielmehr von neuem doppelt dringend an die eigene isolierte Stellung. Namentlich und vor Allem fiel ihm die precaire Situation des Kurfürstenthums schwer auf's Herz. England war durch seine insulare Lage vorerst vor einem Angriff sicher. Hannover dagegen lag einem französischen Invasionsheere schutz- und hilflos preisgegeben. Es galt daher vor Allem, das kleine hannoversche Heer zu verstärken, und Subsidiar-Verträge mit anderen deutschen Fürsten boten dazu das nächste und einfachste Mittel.

Diese Subsidien- und Auxiliar-Verträge sind eine ganz auffallende Erscheinung des 18. Jahrhunderts. Man kann sie nicht anders, als eine schädliche Misgeburt nennen, die von der unbeschränkten Willkürherrschaft der kleinen Potentaten erzeugt ward. Man würde aber sehr irren, wenn man glauben wollte, daß die Gehässigkeit der Thatsache von den Zeitgenossen schon damals in ihrer ganzen Nacktheit erkannt wäre. Im Gegentheil, das System hatte sich im Laufe der Zeit historisch und zu allmählich entwickelt, als daß man die Uebel, die es im Gefolge hatte, sofort hätte empfinden können. Erst die Grundsätze der französischen Revolution und Schiller's begeisterter Klageschrei öffneten dem Volke die Augen über diesen schnöden Misbrauch. Und insbesondere an den Namen eines jetzt untergegangenen Fürstengeschlechts knüpfte sich von da an die Schmach eines besonders entwürdigenden Menschenhandels. Noch im dreißigjährigen Kriege wurden die Truppen von den Obersten oder von dem Oberfeldherrn auf Grund eines Werbebriefes geworben. Ein Contract allein, keine Unterthanenpflicht, band sie an den Fürsten, für den sie kämpften. Nach dem westfälischen Frieden änderte sich dies Verhältnis vollständig. Die Regenten übernahmen nun selber das Geschäft des Werbens. Dabei ging es nirgends, wie bekannt, sehr glimpflich zu. Indessen so gehässig auch die Misbräuche waren, im Anfang wenigstens wählte eine große Zahl Soldaten das Waffenhandwerk in der That freiwillig, wie ein anderes. Denn in jener Zeit, wo der Tagelohn äußerst geringe bezahlt wurde, war es durchaus nicht uneinträglich. Es sicherte doch auf alle Fälle das tägliche Brod und die Kleidung.

*) S. Walpole, Memoirs I, S. 389.

Allmählich entstand ein Zustand, wie er jetzt noch in England existiert. In Großbritannien hält es das Parlament für undenkbar und eines freien Volkes unwürdig, durch ein Gesetz die Blüthe der Nation zum Waffendienst zu zwingen. Man fürchtet außerdem, ein Regent an der Spitze einer starken bewaffneten Macht möchte der Versuchung nicht widerstehen, der einst Cromwell unterlag. Mit eigenthümlicher Beharrlichkeit glaubt man noch immer, daß ein Monarch ein großes stehendes Heer, wie vor Jahrhunderten, dazu benutzen würde und könnte, um seine Prärogative auf Kosten der englischen Freiheiten zu sehr auszudehnen. So kommt es, daß noch heutiges Tags die englische Großmachtstellung mühsam durch eine Armee aufrecht erhalten wird, die in ihrer überwiegenden Mehrzahl aus dem Auswurf der Nation zusammengesetzt ist. In seltsamem Widerspruch überläßt der englische Bürger die Vertheidigung seiner eigenen Freiheit noch heute einem geworbenen Söldnerheere. Seine Abneigung, selbst mit seiner Person dafür einzustehen, ist unüberwindlich. Lieber sieht er Englands Machtstellung nach außen von Jahr zu Jahr schwinden und giebt sich in eitler Selbstüberschätzung den seltsamsten Illusionen hin, als daß er sich entschlösse, die Wehrverfassung der Continentalmächte anzunehmen.

Auf dem Festlande dagegen erkannte man die Mängel, welche dem alten System anklebten, schon bald, ohne jedoch Mittel zur Abhilfe zu finden. Je häufiger die Kriege wurden, je gewaltiger die eine Macht ihre Armeen vergrößerte, um so mehr mußten auch die anderen die ihre vermehren. Rein freiwillige Werbung reichte immer weniger aus; es wollte nie mehr gelingen, die Cadres vollzählig zu erhalten. Namentlich als die zahlreichen Landstreicher, welche sich nach dem westfälischen Frieden in Europa umhertrieben, verschwanden, ging es immer schlechter. Allmählich erstarb auch der abenteuernde Sinn im Volke, der das Waffenhandwerk lockend fand. Das Bedürfnis nach Soldaten dagegen ward immer dringender. Die autokratische Gewalt aber, welche fast alle Landesherren sich mittlerweile erworben hatten, machte sie zu viel gefährlicheren Werbern, als es die alten Landsknecht-Hauptleute und die Feldobersten gewesen waren. Mit immer begehrlicheren Blicken sahen sie sich unter den eigenen Unterthanen nach passendem Menschenmaterial um. Aber so wenig diese damals auch bei der Regierung und Verwaltung des Landes mitzusprechen hatten, eine Ueberzeugung stand bei ihnen ebenso unumstößlich fest, wie heute in dem freien England: für die Lasten und Steuern, die sie zahlten, war der Landesherr verpflichtet, ihre Kriege zu führen. Er mochte, wenn er nicht anders konnte, unter Herumtreibern

und müssigen Händen sich seine Soldaten suchen; dem seßhaften Bürger und Bauer wäre es eine unerhörte Schande gewesen, wenn er selbst hätte Kriegsdienste thun sollen. Zwar machten einzelne Regenten schon früh den Versuch, die nöthigen Recruten durch das Land stellen zu lassen. In Brandenburg unternahm man es zuerst, im Anfange des 18. Jahrhunderts, den Provinzen die Lieferung junger Mannschaften als eine Naturallast aufzugeben. Mit den heutigen Verhältnissen verglichen erscheint die geforderte Leistung höchst unbedeutend, denn sie sollte nur das Fehlende ergänzen, was die Werbung nicht aufbrachte. Aber dennoch rief sie den lebhaftesten Widerstand hervor. Zu dem allgemeinen Widerwillen gegen persönliche Militairpflicht kam die vielleicht unklare, aber durchaus nicht unberechtigte Besorgnis, daß der Landesherr die Blüthe der Bevölkerung ohne Controle und Rücksicht in seinen Privatfehden — wenn nicht gar nur für seinen Geldbeutel — auf fremden Schlachtfeldern opfern möchte.*) Man war also gezwungen, im Wesentlichen immer wieder zum System der Werbung zurückzukehren; denn auf die Reste der alten Landmilizen, die sich noch in den Städten und in den Dörfern fanden, war eben so wenig zu rechnen, wie heutzutage auf die Schützengilden.

Schon im Inlande geschah die Aushebung mit jeder Art von Gewaltthat. Wer einigermaßen groß und stark war, mußte fürchten, zum Dienste gepreßt zu werden, er mochte einziger Sohn seiner Eltern oder Student auf der Universität sein. In Kriegszeiten ging es her, wie bei den Preßgängen für die englische Marine, die uns Marriat so anziehend beschreibt. Es kam so weit, daß die Eltern es für ein Unglück ansahen, wenn ihre Söhne schlank und hoch emporwuchsen. „Wachse nicht, sonst fangen dich die Werber“, war eine gewöhnliche Warnung.

Trotzdem war jeder Staat genöthigt, das Ausland in Anspruch zu nehmen, um die Reihen vollzählig zu halten. Kriegerische Fürsten erbaten sich von ihren Nachbaren die Erlaubnis, ein Werbebureau anzulegen. Nur der Kaiser hatte, kraft seines Amtes, in allen deutschen Staaten dies Recht. Die freien Reichsstädte insbesondere waren es, wo die Werbe-Officiere sich in großer Zahl zusammenfanden. Der beliebteste Ort war Frankfurt a. M. mit seinen großen Messen. Dort war die Menschenernte am reichsten; dort wurden die jungen Burschen

*) Diejenigen, welchen diese Auffassung befremdlich erscheinen sollte, mögen sich erinnern, daß man in den meisten deutschen Bundesstaaten vor 1866 noch die zwangsweise Aushebung von Pferden als einen freventlichen Eingriff in die persönlichen Rechte der Einwohner ansah, zu einer Zeit, wo man dem Staate das Recht der Aushebung der Menschen längst zugestanden hatte.

in lustige Gesellschaft gebracht und ihnen in der Trunkenheit das Handgeld aufgedrängt; kein Protest der wieder nüchtern Gewordenen am nächsten Morgen half; sie blieben den Militairgesetzen verfallen für ihr Leben und strenge unbeugsame Zucht machte allmählich auch den Widerstrebendsten zum pünktlichen, ausgearbeiteten Soldaten. Der einzige Trost, der die Meisten ihre traurige Lage wenigstens auf Stunden vergessen ließ, war der Branntwein. Es ist fast eine Wiederholung eines Zustandes, der damals in Europa allgemein war, wenn man liest, wie heute noch in England schlechte Subjecte von einem Truppentheil desertieren und sich bei einem andern wieder anwerben lassen, und um das doppelte Handgeld zu verdienen. Das einzige Mittel, das es dagegen gab, war, dem Soldaten das Heirathen zu gestatten. Damit fesselte man ihn wenigstens einige Zeit an seine Garnison. Aber eine Unmasse von Soldatenweibern und Kindern belasteten in Folge dessen das Budget.*)

So schreiend indessen die Uebelstände waren, die dem System anklebten, in großen Staaten kämpften die Heere des Regenten in gewissem Sinne doch für die Interessen ihres Vaterlandes. Aber das Kriegsvolk der kleinen deutschen Fürsten galt nach damaliger Auffassung eben so gut als deren Privatbesitz, und in Souverainetätsdünkel standen sie den größten nicht nach. Keiner von ihnen hätte es sich nehmen lassen, ein stehendes Heer auf den Beinen zu halten, nicht sowohl, um das heilige römische Reich zu schützen, sondern um den Glanz der eigenen kleinen Krone zu erhöhen. Die großen Mächte sahen das sehr gern; sie hatten damit ein Mittel, bei ausbrechendem Kriege ihre Heere durch gut ausgebildete Truppen noch ansehnlich zu verstärken, welche ihnen noch dazu im Frieden nichts kosteten.

Die zahlreichen deutschen Hilfstruppen, welche auf den österreichischen Schlachtfeldern kämpften, stritten indeß, auch wenn sie ganz in habsburgischen Sold übertraten, gewissermaßen für Kaiser und Reich. Aber leider blieb es dabei nicht. Auch andere europäische Mächte suchten durch Subsidien-Tractate mit deutschen Fürsten ihren Armeen Verstärkungen zuzuführen. Je größer das Misverhältnis an Macht zwischen dem Vermiether und Miether war, desto weniger Einfluß konnte der Schwächere auf den Gang der Politik üben, die er vertrat. Und in der That unterschieden sich die meisten dieser Verträge durch Nichts von den Capitulationen, durch welche sich die Condottieri des Mittelalters an die Regierungen verdangen, die ihnen das meiste Geld boten.

*) Ueber alle diese Verhältnisse giebt Freitag in seinen „Bildern aus neuerer Zeit", S. 173 ff., eine sehr anziehende Schilderung, welche ich theilweise benutzt habe.

Indeß so lange die Fürsten selbst mit ihren Soldaten in's Feld zogen, bewahrte das Verhältnis noch immer einen gewissen ritterlichen Charakter. So fochten die Truppen der welfischen Herzöge von Calenberg und Celle am Ende des siebzehnten Jahrhunderts unter einem ihrer Prinzen in venetianischem Solde auf Morea und Candia gegen die Türken; auch in dänischen, spanischen und niederländischen Diensten kämpften sie mit Ruhm und Glück. Mit der Gewinnung des Kurhutes durch Ernst August, noch mehr aber, als die englische Krone an Georg I. kam, gewann die kriegerische Thätigkeit derselben einen bestimmteren und einseitigeren politischen Charakter. Von nun an finden wir sie nur unter den Fahnen des deutschen Reichs. Da das Staatsinteresse noch überdem die Regenten von Großbritannien und Oesterreich stets zusammenführte, so war die Beständigkeit dieses Subsidien-Verhältnisses noch mehr gesichert.

In den anderen deutschen Staaten war es aber nicht so. In jenen traurigen Zeiten tiefster Erniedrigung deutschen Sinnes und deutscher Sitte widerstanden nur wenige Fürsten der Versuchung des Geldes. Die Kurfürsten von Brandenburg waren beinahe die einzigen, die eine lobenswerthe Ausnahme machten. Die übrigen verpraßten in sclavischer Nachahmung französischer Sitten die Einkünfte ihrer Länder. Ohne üppige verschwenderische Maitressen und kostbare Porzellan-Fabriken ging's selbst an den kleinsten Höfen nicht. Zu solchen Ausgaben reichten die Erträgnisse der Steuern bei weitem nicht aus, und der Hofjude mußte zu enormen Wucherzinsen Geld herbeischaffen. Der Unterhalt eines zahlreichen Truppen-Contingents erforderte weitere bedeutende Summen. Da ergab sich der Gedanke, wenigstens d i e s e Last theilweise auf andere Schultern abzuwälzen, fast von selbst. Keine Stände-Versammlung, kein Reichstag beschränkte die Souverainetät der kleinen Potentaten; sie hatten auf Niemand Rücksicht zu nehmen, wenn sie sonst ihre Truppen gegen schnödes Geld dem Meistbietenden überlassen wollten. Es kümmerte sie wenig, daß sie, die in hochmüthigem Dünkel auf ihre Unterthanen herabsahen, dadurch in eine entwürdigende Abhängigkeit von fremden Monarchen geriethen; die Unsummen, welche in ihre Taschen flossen, verschlossen ihnen über die Gehässigkeit des Zustandes die Augen. Die Meisten hielten es nicht einmal der Mühe werth, zu dem Abschluß solcher Tractate die Erlaubnis des Kaisers einzuholen. Daß ihre Pflicht gegen das Reich sie in arge Conflicte mit ihrem Soldherrn bringen konnte, kam gar nicht in Betracht. Und auch nicht einmal diesen letzteren gegenüber hielten sie sich immer an die Erfüllung ihrer Versprechungen gebunden.

Von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an waren es die beiden rivalisierenden Mächte England und Frankreich eigentlich noch allein, welche in Deutschland Menschenmaterial für ihre Kriege warben. Fast alle deutschen Fürsten aber standen damals im Solde des Einen oder des Andern. Und zwar beschränkte sich dieses Subsidien-Verhältnis längst nicht bloß auf die Perioden des wirklichen Krieges; auch während des tiefsten Friedens wurden solche Verträge geschlossen und hielten die Abhängigkeit constant. So empfingen fast während des ganzen Zeitraumes zwischen dem zweiten und dritten schlesischen Kriege Kurbaiern und Kursachsen ungeheure britische Subsidien-Zahlungen. Die Controle darüber, ob die Vermiether ihren Verpflichtungen wirklich nachkamen, war jedoch im Frieden schwer, ja unmöglich durchzuführen. Dadurch wurde das Unwesen noch ärger. Denn diese letzteren hatten es nunmehr in der Hand, die Gelder, die sie empfingen, wenigstens theilweise zu verprassen oder zum Ansammeln eines Privatvermögens zu verwenden.

Namentlich der kursächsische Hof beutete die englische Freigebigkeit in schamlosester Weise aus. Von den Unsummen, die in die Taschen des Landesherrn flossen, kam fast Nichts in die Kriegskassen. Das Heer schmolz von Jahr zu Jahr zusammen. Die Gelder, die zu seiner Erhaltung dienen sollten, wurden von dem Minister Brühl und seinen Creaturen freventlich vergeudet. Und dazu war der König Georg nicht einmal unbedingt des übrig gebliebenen kleinen sächsischen Heeres sicher; denn nahe Verwandtschaft band die polnische Majestät an den England feindlichen Hof von Versailles, heiße Sucht nach Rache an Friedrich an den von Wien. Ebenso precair für den Kriegsfall mit Frankreich erschien der Bestand des Subsidien-Vertrages mit Baiern. Beide Tractate liefen außerdem unglücklicher Weise gerade im Jahre 1756 ab. Es mußte daher, es koste, was es wolle, anderweitig Rath geschafft werden.

Am leichtesten gelang das bei dem nahe verwandten hessischen Regentenhause. Mit Ausnahme einer kurzen Periode während des letzten Krieges hatten Hannoveraner und Hessen stets Seite an Seite gefochten. Gemeinsamer Schmerz führte den alten würdigen Landgrafen Wilhelm VIII. mit dem Könige Georg noch näher zusammen: der Eine hatte den Sohn, der Andere den Schwiegersohn verloren. Der Erbprinz von Hessen nämlich war einige Jahre vorher im Geheimen zur katholischen Kirche übergetreten. Im September 1754 aber hatte er zum ersten Male öffentlich nach dem Ritus der alleinseligmachenden Kirche in Aachen communiciert. Dieser Abfall von der Religion seiner Väter war besonders schmerzlich; denn die Protestanten Deutschlands sahen auf die Regentenhäuser von

Kurhannover und Hessen als den Hort ihres Glaubens umsomehr, seitdem die Nachfolger Friedrichs des Weisen und des Kurfürsten Moritz den Lockungen der polnischen Krone ihre Religion zum Opfer gebracht hatten. Der alte Landgraf war dazu ein besonders gestrenger und frommer Herr. Die Abtrünnigkeit seines Sohnes empörte sein innerstes Gefühl. Auf der Stelle ließ er den Convertiten zu sich nach Kassel entbieten. Da mußte der Erbprinz schon im October 1754 eine Versicherungsacte für die hessischen Lande ausstellen, wodurch diesen die Beibehaltung des bisherigen Religionsstandes feierlich zugesichert ward. Auch die Erziehung der erbprinzlichen Söhne in der evangelisch-lutherischen Kirche mußte er feierlichst versprechen. Und endlich garantierten die Könige von Großbritannien, Preußen, Schweden, Dänemark und die Generalstaaten diese Versicherungsacte noch auf's förmlichste, die damit eine gemeinsame Angelegenheit aller evangelischen Staaten ward.*)

Wenige Monate nachher kam der König Georg nach Herrenhausen. Der Landgraf, der sich ihm doppelt verpflichtet fühlte, kam seinen Wünschen um Beistand auf's bereitwilligste entgegen. Schon am 18. Juni 1755 ward in Herrenhausen ein Subsidiar-Vertrag unterzeichnet. Auf Grund des westfälischen Friedens und der kaiserlichen Wahlcapitulation verpflichtete sich der Landgraf, vorläufig 8000 Mann Hilfstruppen zu stellen. Dieselben traten ganz in den Dienst der englischen Krone und durften sowohl in Deutschland, als in den Niederlanden oder in England verwandt werden. Durch fortgesetzte Werbung hoffte man sie auf 12,000 Mann verstärken zu können.**) Eine gedruckte Staatsschrift machte Deutschland und dem übrigen Europa den Vertrag bekannt. Dessen Bestimmungen verpflichteten Hessen noch besonders, keine Truppen an eine, gegen den Kurfürsten von Hannover oder dessen Bundesgenossen feindliche, Macht zu überlassen.

Das Beispiel des Landgrafen wirkte noch auf andere deutsche Fürsten ermunternd, die Truppen zu vermiethen hatten. So schickten der „tolle“ Markgraf von Brandenburg-Anspach und der Fürstbischof von Würzburg den Feldmarschall-Lieutenant des fränkischen Kreises St. André nach Herrenhausen und boten ihr Truppen-Contingent an. Georg II. war zwar

---

*) Schäfer's Geschichte des siebenjährigen Krieges I, S. 164 ff. Adelung, Staatengeschichte VII, S. 462 ff.

**) Hessen sollte eine jährliche Zahlung von 150,000 Kronen erhalten und außerdem noch 80 Kronen für jeden Reiter und 30 Kronen für jeden Fußsoldaten, der über die ursprünglich stipulierte Zahl von 8000 Mann geworben wurde. (S. Mahon, Hist. of England, Tauchn. ed. IV, S. 51.)

inzwischen nach England zurückgekehrt.*) Der auf dem Continent zurückgebliebene Lord Holdernesse brachte jedoch die Unterhandlungen zu einem glücklichen Abschluß und unterzeichnete im Namen seines Herrn am 6. September 1755 einen Vertrag, wonach Anspach 2 Bataillone und ein schwaches Husarencorps von 3 Escadrons, Würzburg 3 Bataillone à 800 Mann stellen sollte. Beide Staaten hatten sich vor dem Abschluß des Tractats eigens der Zustimmung des Wiener Hofes versichert und sie in feierlichen Worten erhalten. So wenig geklärt waren damals noch die politischen Verhältnisse.**)

Dieser Zuwachs an Macht schien indeß Georg II. bei weitem nicht genügend. Gern hätte er wenigstens noch das Contingent des nahe verwandten Herrscherhauses von Braunschweig-Wolfenbüttel in seine Dienste gezogen. Aber der Herzog Karl war bereits anderweitig gebunden. Als nämlich im Jahre 1750 die Gefahr einer russischen Invasion gegen den König Friedrich heraufzuziehen schien, hatte dieser sich durch ein näheres Bündnis mit Frankreich zu schützen gesucht und zugleich 4000 Mann Braunschweiger auf sechs Jahre in Sold genommen. Dafür zahlte Frankreich an Preußen und dieses wieder an den Herzog jährlich 100,000 Thaler Cour. Subsidien, die in Kriegszeiten auf das Doppelte erhöht werden sollten.***)

Dieser Vertrag lief unglücklicherweise erst mit dem nächsten Jahre ab. Der Herzog war aber ein ebenso gutmüthiger und reichgebildeter, wie leidenschaftlicher und verschwenderischer Herr. In unbesorgtem Leichtsinn sah er den gröbsten Betrügereien seiner Hofbeamten durch die Finger. An Pracht und Vergeudung übertraf er alle seine Vorgänger, sogar den berühmten alten Anton Ulrich. Seine italienische Oper, sein französisches Ballet, seine Maitressen verschlangen unglaubliche Summen; Millionen zerrannen in seinen Händen. Es war daher vielleicht möglich, ihn auf die andere Seite hinüberzuziehen, wenn man ihm mehr bot. Die Hoffnung, die man ihm außerdem auf eine demnächstige Verbindung seiner älteren Tochter mit dem Prinzen von Wales machte, schien den

*) Eine große Menschenmenge begleitete mit Zurufen seine Kutsche bei der Abreise, denn die Hannoveraner liebten ihn sehr. — Achtzig volle Jahre standen von nun an die Schlösser und Gärten von Herrenhausen verwaist. Bis zu jenem festlichen Tage, am 28. Juni 1837, wo Ernst August als König in seine neue Residenz einzog, sah Hannover seinen Monarchen in seinen Mauern nicht wieder. Nur einmal, im October des Jahres 1821, hat Georg IV. wenige Tage sich dort zum Besuche aufgehalten.

**) Huschberg-Wuttke, S. 9 ff.; Schäfer I, S. 105.

***) S. Schäfer I, S. 63, und den Vertrag selbst in Beilage I, 1, S. 577 ff.

englischen Staatsmännern wie ein besonders geschickter Schachzug. Denn eine solche Heirath mochte nicht allein der Eitelkeit des Vaters schmeicheln, sondern am Ende dessen Schwager*), den gefürchteten König von Preußen, milder stimmen. Die ehrgeizige Herzogin hatte im Sommer ihre beiden hübschen Töchter bereits in Herrenhausen persönlich vorgestellt. Auch der Herzog nahm jetzt die Eröffnungen des Lord Holdernesse günstig auf; die Lockungen des Geldes gewannen ihn ganz. Als man ihm das Doppelte der Summe in Aussicht stellte, die er bislang von Frankreich erhalten hatte, versprach er, nach Ablauf des alten Bündnisses, im nächsten Jahre ganz zu seinen neuen Freunden überzutreten.

So durfte der König Georg für das Jahr 1756 auf etwa 20,000 Mann Hilfstruppen zählen. Indessen selbst diese Zahl genügte nicht, Hannover zu retten, wenn man nicht vor einem Angriff des Königs von Preußen sicher war. In schwachen Charakteren ist die Furcht mächtiger als der Haß. Die Erbitterung gegen den unberechenbaren Nachbar schwand in dem Herzen des britischen Monarchen in demselben Grade, wie seine Besorgnis vor ihm zunahm. Der Herzog von Braunschweig erschien ihm daher ein äußerst erwünschter Vermittler. Gelang es auch nicht, Friedrich zu versöhnen, so erfuhr man doch vielleicht Näheres über seine Absichten. Zum größten Erstaunen des Herzogs erschien am 10. August der englische Staatssecretair Lord Holdernesse persönlich bei ihm in Wolfenbüttel, sprach im Namen seines Monarchen den dringenden Wunsch nach Verständigung mit dem Könige von Preußen aus und bat um verwandtschaftliche Vermittlung. Mit beweglichen Worten schilderte er die Gefahren, welche für ganz Deutschland aus dem drohenden Kriege zwischen Frankreich und England erwüchsen. Er meinte, so ungerecht ein Angriff auf die deutschen Lande Georgs auch sein würde, bei dem bekannten Hasse des Hofes von Versailles müsse man dennoch auf Alles gefaßt sein. Eine solche Calamität aber bedrohe den ganzen Norden Deutschlands gleichmäßig; sie zu verhindern, sei eben so sehr das Interesse des Königs von Preußen, als der anderen Reichsfürsten. Nicht aber die Macht Sr. preußischen Majestät sei es, sondern sein Genie, welches dessen Beistand besonders wünschenswerth erscheinen ließe. Des-

*) Der Herzog Karl war mit dem Könige von Preußen doppelt verschwägert. Friedrichs Gemahlin Elisabeth Christina war seine Schwester und der Herzog hatte dagegen die Prinzessin Charlotte von Preußen, Friedrichs Schwester, geheirathet. Aus dieser letzten Ehe stammt der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der bei Jena tödtlich verwundet ward. Im siebenjährigen Kriege zeichnete er sich als „Erbprinz“ unter dem Oberbefehle seines Onkels Ferdinand rühmlich aus.

halb bäte er den Herzog inständig, den „patriotischen“ Absichten des Königs Georg seinen Beistand zu leihen. Er möge doch seinen Schwager zu einem formellen Versprechen zu bewegen suchen, daß er Hannover nicht angreifen wolle. Wenn dieser nur wenigstens versicherte, daß er Frankreich in seinen Unternehmungen gegen Deutschland nicht unterstützen wolle, so würde sich leicht Gelegenheit finden, den Dienst zu vergelten. Noch weit mehr würde er aber den britischen Monarchen zur Dankbarkeit verpflichten, wenn er sich anheischig machte, sich einer französischen Invasion förmlich zu widersetzen.

Diese Eröffnungen kamen Friedrich nicht gänzlich überraschend. Durch den nachher so berühmt gewordenen Prinzen Ferdinand von Braunschweig, einen Bruder des regierenden Herzogs, waren ihm schon in den Tagen vorher Andeutungen ähnlichen Inhalts zugegangen. Zahlreiche Erfahrungen hatten ihm aber die Unzuverlässigkeit der britischen Politik zur Genüge gelehrt. Er durchschaute leicht die wahren Motive der Propositionen. Es war ihm klar, daß nicht das gemeinsame Interesse der Staaten, noch weniger eine plötzliche persönliche Zuneigung seines Onkels sie veranlaßte. Nur die dringendste Noth, die Alles überwältigende Fürsorge für das theure Erbland hatte offenbar Georg II. bewogen, sich dem verhaßten Neffen bittend und hilfesuchend zu nahen. Das äußerste Mistrauen war also geboten.

Friedrich war außerdem damals gerade bestrebt, das alte Freundschaftsband mit Frankreich fester zu knüpfen. Denn die einfachste politische Erwägung mußte, wie er annahm, nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten den Versailler Hof veranlassen, sein Bündnis vor Allem zu suchen. Es wäre daher höchst unklug gewesen, diese Beziehungen durch Annäherung an England oder gar durch einen Vertrag, der ihm die Hände band, in Frage zu stellen. Er antwortete deshalb ausweichend. Er meinte, es sei allerdings nicht unmöglich, daß die Franzosen Kriegsabsichten gegen Hannover hätten, so vorzeitig die Besorgnisse auch erschienen; indessen, es sei leicht, diese Gefahren für Deutschland zu beseitigen. Man brauche sich nur über die amerikanische Grenzfrage zu vereinigen, und das sei bei ehrlichem Willen leicht thunlich. Der Vermittelung aber wolle er sich selbst gern unterziehen, und er hoffe bestimmt, daß bis zum nächsten Frühjahre der Friede hergestellt sei.

So leichten Kaufs gaben jedoch die englischen Staatsmänner ihr Spiel nicht auf. Immer von neuem bedrängte Lord Holdernesse durch den Herzog von Braunschweig den König, der sich einen directen Briefwechsel aus Vorsicht verbeten hatte. Der Staatskanzler, der mittler-

weile auch nach London zurückgekehrt war, schickte sogar weitläufige Staatsschriften und Karten herüber, welche die Gerechtigkeit der englischen Ansprüche auf Acadien beweisen sollten. Deren Werth oder Unwerth waren Friedrich höchst gleichgiltig. Er hütete sich wohl, durch bindende Verpflichtungen für den Einen oder den Anderen Partei zu ergreifen. Zwar gab er endlich die Zusicherung, daß er keine Absichten auf Hannover habe; aber er lehnte es bestimmt ab, die Neutralität des Kurfürstenthums durch eine Convention zu sichern. Noch am 13. October*) schrieb er, er begreife nicht, wie der König von England, „mit dem er weder Verträge noch Verbindungen hätte", von ihm verlangen könne, daß er ihn vor künftigen Ereignissen sicher stelle, ihn, der sich über seine eigenen Absichten gar nicht erkläre. Er sei nach wie vor Verbündeter Frankreichs; er wolle sich nicht dem Vorwurf der Undankbarkeit von Seiten eines Staates aussetzen, der ihn in den österreichischen Streitigkeiten, in den Differenzen wegen der weggenommenen Schiffe, so warm unterstützt habe. Das Wohl des preußischen Staates allein sei es, was seine Handlungen bestimme. Eine Gemeinsamkeit der britischen und preußischen Interessen könne er nicht entdecken; selbst wenn auch dergleichen wirklich vorhanden wären, so habe er die Verpflichtung, Gegenleistungen zu verlangen, ehe er sich auf irgend Etwas einlassen könnte.

Das war deutlich genug. Schutz für Hannover war durch preußische Garantie offenbar nicht zu erlangen; aber es war keine Zeit zu verlieren. Denn Anfangs October erfuhr die britische Regierung auf sicherem Wege, daß Frankreich jetzt in der That entschlossen sei, den Krieg nach Deutschland zu tragen. Von dem Abmahnungsschreiben, welches das kurhannoversche Ministerium nunmehr (10. October) an die Reichsstände schickte, hat es sich wohl selbst kaum einen praktischen Erfolg versprochen. Bei dem kläglichen Zustande des deutschen Reichs hatte selbst die förmliche Bitte an den Kaiser um Erlassung von „Dehortatorien" keine Folgen, das Reichs-Oberhaupt lehnte jede Einmischung ab. Indessen selbst wenn diese Abmahnungen, einer französischen Armee den Durchzug zu verweigern, wirklich an die betreffenden Regierungen ergangen wären, Niemand würde' sich darum gekümmert haben; im Gegentheil, es war damals schon allgemein bekannt, daß unter Andern Kur-Köln und Kur-Baiern sehr geneigt waren, den Durchmarsch zu gestatten.**)

*) S. dieses Schreiben und die ganze Correspondenz bei Schäfer I, Beilagen II, 17, S. 605 ff.

**) S. Huschberg-Wuttke, S. 12 u. 13.

Da kam von einer Seite scheinbar Rettung, von welcher man sie kaum noch erwartet hatte. Die Sendung des Sir Hanbury Williams nach Rußland war endlich von dem glänzendsten Erfolg gekrönt worden. Wie bereits oben erzählt wurde, hatte das englische Kabinet diesen geistreichen intriguanten Mann auf den Rath Oesterreichs im April 1755 nach St. Petersburg geschickt. Er sollte die Russen gegen den drohenden Angriff Friedrichs auf Hannover, der zu der Zeit nahe bevorzustehen schien, unter die Waffen bringen. Williams waren die Zustände am damaligen Czarenhofe einigermaßen bekannt; er wußte, daß die Kaiserin Elisabeth sich immer mehr dem Trunk und der Sinnenlust ergeben hatte. Stundenlang lag sie in bigotter Andacht auf den Knieen vor einem wunderthätigen Heiligenbilde; aber vom Gebet begab sie sich unmittelbar zu einer reichbesetzten Tafel. Vollständig berauscht, im höchsten Grade erregt, trugen ihre Kammerfrauen sie sodann vom Tisch in's Bett; — doch über das, was nachher geschah, ist es besser, den Schleier der Vergessenheit zu ziehen.*)

Es war nicht zu erwarten, daß eine so verkommene Persönlichkeit für das Volk und die Politik ihres Reiches noch viel Interesse hätte. Um so mehr schien es deshalb von Wichtigkeit, die maßgebenden Personen ihrer Umgebung zu gewinnen. Unter diesen war vor allen die schöne geistreiche Großfürstin Katharina von Bedeutung. Scharfsinnigen Beobachtern entging es schon damals nicht, welche Schlauheit, welcher Ehrgeiz und welche Selbstbeherrschung in dieser kleinen deutschen Prinzessin steckte. Zwar glänzte sie durchaus nicht durch Keuschheit und Sittenstrenge. An einem Hofe, wie der damalige russische, wäre das auch kaum angebracht gewesen. Und selbst eine Frau von strengeren Grundsätzen hätte vielleicht den zahlreichen Versuchungen nicht widerstanden, die an sie herantraten.

Die unliebenswürdige, fast närrische Persönlichkeit des Großfürsten Peter, des anerkannten Thronfolgers, ihres Gemahls, war am wenigsten geeignet, die junge geistreiche Frau zu fesseln. Blatternarben entstellten sein ohnehin nicht schönes Gesicht; schon frühe ergab er sich dem Laster des Trunks. Die Freuden der Tafel füllten mit dem Drillen einer Anzahl unglücklicher Soldaten, die er in preußische Uniformen gesteckt hatte, seine Zeit aus. Er war ein feuriger Bewunderer und äffischer Nachahmer Friedrichs des Großen. Kindische Träume von einem

*) In dem Buche „Vie de Catherine II., impératrice de Russie", das in Paris 1797 anonym erschien und dessen Verfasser offenbar aus sehr competenten Quellen geschöpft hat, finden sich höchst interessante Einzelheiten über das Leben der Czarin Elisabeth. Auch für das Nachherige habe ich es theilweise benutzt. S. daselbst I, S. 86 ff.

Weltreiche, das er einst im Norden Europa's gründen wollte, durchschwirrten sein unklares Hirn. Dazu hinderte ihn jahrelang eine körperliche Unvollkommenheit, sich seiner Gemahlin ehelich zu nahen; und als endlich eine leichte Operation dem Uebelstande abgeholfen hatte, duldete sie seine Umarmungen nur, um die Folgen des Umgangs zu verbergen, den sie mittlerweile mit dem Kammerherrn Soltikow angeknüpft hatte. Eine solche erbarmenswerthe verächtliche Persönlichkeit war außer Stande, auf die Kaiserin Elisabeth irgend welchen Einfluß zu üben, um so weniger, da seine Bewunderung für den König von Preußen ihn ihr von Tage zu Tage verhaßter machte. Die Höflinge und Minister aber hatten längst erkannt, daß sie auch nicht einmal für die Zukunft mit ihm zu rechnen brauchten. Denn wenn dermaleinst das Reich auf ihn vererbte, so war es klar, daß nicht er, sondern seine Gemahlin die wahre Regentin werden würde.

Namentlich der allmächtige Großkanzler Bestuscheff bestrebte sich deshalb, so zu operieren, daß er mit der vollständigen Gewalt, die er auf die Kaiserin ausübte, gleichzeitig die Gunst der Großfürstin gewann. Bestuscheff ist eine der verworfensten Creaturen, die jemals die Geschicke eines großen Staates gelenkt haben. Er hatte weder für das Volk, das er unumschränkt und allmächtig beherrschte, das leiseste Interesse, noch für die Fürstin, in deren Namen er es that; seine einzige Leidenschaft war, Geld zusammenzuscharren, und nach und nach stand er im Solde fast aller europäischen Mächte. Wie bei einer Auction überbot ein Gesandter den anderen, um ihn für sich zu gewinnen; er aber nahm nicht allein das Geld des Meistbietenden, sondern auch das der übrigen und versicherte Jedem, daß er nur für ihn seinen Einfluß geltend machen wolle. So flossen unglaubliche Summen in seine Taschen. Mit echt russischer Schlauheit suchte er seine Doppelzüngigkeit vor allen Parteien zu verbergen. Siebenzehn lange Jahre hindurch, während er im Amte war, simulierte er das Stottern; die Gesandten wußten daher nach den Audienzen nie, was er wirklich gesagt hatte. Außerdem stellte er sich taub, ließ sich tausendmal dieselben Dinge wiederholen und klagte am Ende dennoch, daß er „die Feinheiten der französischen Sprache nicht verstände". Wichtige diplomatische Noten schrieb er am liebsten mit eigener Hand, aber mit einer Handschrift, die Niemand lesen konnte. Kamen sie zurück, so stand es dann noch immer in seiner Gewalt, nach den Umständen den Sinn zu ändern.*)

*) S. Klaczko, Deux chanceliers, S. 100 ff.

Um diese Zeit (Frühjahr 1755) hatte er die Kaiserin Elisabeth bewogen, Katharina's Geliebten, den Kammerherrn Soltikow, der ihm gefährlich zu werden drohte, unter dem Vorwande einer Mission nach Schweden zu entfernen. Dann ergriff er selbst auf's wärmste die Partei der Großfürstin; er schmeichelte ihrem Ehrgeiz; er versprach ihr, die schwache Elisabeth dahin zu bringen, daß sie, mit Beiseitesetzung ihres Neffen, den kleinen am 1. October 1754 geborenen Großfürsten Paul zu ihrem Nachfolger und die junge Mutter zur Vormünderin ernennte. Und in der That die Herrschsucht übertäubte die Zärtlichkeit. Katharina entsagte fürerst dem Wunsche, ihren Liebhaber wiederzusehen, und beschränkte sich auf einen feurigen Briefwechsel.

Aber wer mochte sagen, wie lange dieser unvollständige Genuß der jungen heißblütigen Frau genügen würde, nachdem die Lust an galanten Abenteuern bei ihr einmal geweckt war. Die Ankunft des englischen Gesandten Sir Hanbury Williams kam deshalb Bestuscheff doppelt gelegen. Für ihn selbst brachte er Geld die Hülle und Fülle; in seinem Gefolge befand sich aber ein junger polnischer Edelmann, Poniatowsky*), dessen glänzende Außenseite und zugleich einschmeichelnde und vornehme Manieren auf das leicht entzündliche Herz der Großfürstin unbedingt Eindruck machen mußten. Der Kaiserin endlich empfahl sich Williams durch seinen wüthenden Haß gegen den König Friedrich von Preußen. Das Terrain war also für seine Intriguen außerordentlich günstig und Alles ging bald nach Wunsch. Seiner Instruction gemäß, stellte der Gesandte der Czarin vor, Rußland liefe Gefahr, eine asiatische

*) Poniatowsky war der Sohn eines Abenteurers, welcher von dem Posten eines niedrigen Dieners in der Miezielky'schen Familie in den Dienst Karls XII. übertrat. Durch dessen Protection erlangte er eine Anstellung in der Umgebung des unglücklichen Königs Stanislaus Leszczynski, verrieth denselben aber auf schnöde Weise, indem er ihm das Abdications-Document entriß, welches er einst vom König August II. in Gegenwart des Schweden-Königs ausgehändigt erhalten hatte. Diese Urkunde lieferte er sodann an den König August aus, der seine Treulosigkeit dadurch belohnte, daß er ihn eine Prinzessin Czartoricka, eine Nachkommin der Jagellonen, heirathen ließ. Der Sohn aus dieser Ehe, eitel, ehrgeizig und unbedeutend, glaubte deshalb Ansprüche auf den polnischen Thron zu haben. Jahrelang trieb er sich an verschiedenen Höfen Deutschlands umher, sein Geld verschwendend und galanten Abenteuern nachjagend. In Dresden machte er die Bekanntschaft des Sir Hanbury Williams, und als er später auf Befehl seiner Mutter den üppigen Aufenthalt in Paris mit dem ernsten London vertauschen mußte, fand er hier seinen alten Bekannten und Freund wieder, der den jungen Polen aufforderte, ihn als Attaché nach St. Petersburg zu begleiten. Wohl ließ sich dieser nicht träumen, daß die Reise ihm die Gunst einer Großfürstin und demnächst die Krone seines Heimathlandes eintragen würde.

Macht zu bleiben — der es in der That bis dahin nur zu sehr glich —, wenn man es unthätig geschehen ließe, daß der ehrgeizige König von Preußen seine Eroberungspläne ausführe. Sein Attaché dagegen, der zuerst für nichts Sinn zu haben schien, wie für Thätigkeit im Bureau und für Copieren von Depeschen, begann bald, an dem üppigen Leben der russischen Hauptstadt Gefallen zu finden. Seine hohe, elegante Gestalt zog die Aufmerksamkeit der Damenwelt auf sich, und nicht lange dauerte es, da begann eine beredte Augensprache zwischen dem schönen Polen und der reizenden, jungen Großfürstin. Ihr gegenüber verließ den sonst so Gewandten die gewohnte Kühnheit. Seine Schüchternheit — ob aufrichtig oder fingiert, wage ich nicht zu entscheiden — nahm die hohe Frau vollständig ein. Den heißen Blicken folgten bald geheime Unterredungen, den Unterredungen vollständiges Einverständnis. Soltikow war vergessen, und Katharina, die bis dahin der auswärtigen Politik kein Interesse hatte abgewinnen können, sah nunmehr die europäischen Angelegenheiten mit den Augen ihres Liebhabers. Dieser sah sie aber mit den Augen seines Chefs, und so war es damals gewiß die wahre Herzensmeinung der Großfürstin, als sie Williams gegenüber einst äußerte, „der König von Preußen habe das schlechteste Herz von der Welt; in ihm erkenne sie den natürlichen und furchtbarsten Feind Rußlands".*)

Bestuscheff und sein Vicekanzler Woronzoff waren glücklich über die englischen Pfunde, die ihren ewigen Geldverlegenheiten abhalfen. Daß der eitle Poniatowsky im Grunde ein unbedeutender Mensch war und ihnen nicht gefährlich werden konnte, erkannten sie leicht. Standen sie sich aber mit Williams gut, so beherrschten sie durch seinen Attaché auch die Partei der Großfürstin. Somit sprach Alles für das Eingehen auf die Wünsche der britischen Minister, und bald trieb das russische Staatsschiff mit vollen Segeln im englischen Fahrwasser.

Am 9. August 1755 schon kam der ersehnte Subsidien-Vertrag zu Stande. Man bezeichnete ihn als eine Bestätigung und weitere Ausführung der am Ende des Jahres 1742 abgeschlossenen Defensiv-Allianz. Er sollte auf vier Jahre gelten. Die Kaiserin verpflichtete sich, sofort an der Grenze von Liefland gegen Lithauen 55,000 Mann aufzustellen, und 40 bis 50 Kriegsschiffe in den Kriegshäfen der Ostsee bereit zu halten. Auf die erste Requisition Sr. britannischen Majestät

*) Vgl. Schäfer's Geschichte des siebenjährigen Krieges I, S. 141 ff., mit dessen Darstellung (nach Finkenstein's Bericht über seine Unterredung mit Mitchell am 17. Juni 1756) über berechnete Verstellung Katharina's ich nicht übereinstimmen kann.

aber sollte der Oberbefehlshaber der Landtruppen mit 25,000 Mann eine Diversion machen, — die nicht wohl anders als gegen Preußen gerichtet sein konnte. 16,000 Mann dagegen waren bestimmt, eingeschifft zu werden, um an einem geeigneten Platze zu landen. Dafür machte sich die englische Regierung anheischig, von dem Tage an, wo diese Truppen über die Grenze gingen, jährlich 500,000 Pf. St. Subsidien zu bezahlen und ein Hilfsgeschwader in die Ostsee zu schicken; auch der Ertrag der Plünderungen (!) sollte den russischen Truppen zu gute kommen. — Ein geheimer Artikel endlich besagte, daß Rußland sogar für die Friedenszeit Subsidien erhalten solle, und zwar jährlich 100,000 Pf. St.

So hatte Großbritannien anscheinend für alle Wechselfälle der Zukunft eine große und dienstwillige Streitmacht gewonnen. Aber bald genug zeigte es sich, daß die Abhängigkeit einer europäischen Großmacht sich nicht in der Weise erzwingen und sicher stellen läßt, wie man die militairische Hilfe des Beherrschers von Afganisthan oder des Emirs von Kelat gewinnt. Es mochte möglich sein, mit Geldzahlungen die Contingente kleiner Fürsten bedingungslos zu fesseln; ein großer Subsidiarstaat nahm, trotz Allem, immer wieder die Rolle eines selbstständigen gleichberechtigten Verbündeten an, sobald die Interessen nicht mehr vollständig harmonierten.

Zunächst fand der Vertrags-Entwurf, als er in London zur Bestätigung einging, schon nicht mehr die Verhältnisse so vor, wie sie Williams bei seiner Abreise verlassen hatte. Denn es wurde immer klarer, daß der Schwerpunkt der britischen Vertheidigung nicht gegen Preußen, sondern gegen Frankreich gerichtet sein mußte. Wenige Wochen, nachdem die Kunde von dem glücklichen Seegefechte bei New-Foundland angekommen war, setzte die Nachricht von der Niederlage, welche der General Braddock am 9. Juli in den Wäldern von Mononghela erlitten hatte, die Bevölkerung Großbritanniens in Trauer und Bestürzung. Man hatte auf diese Expedition, als sie in den ersten Tagen des Jahres 1755 die heimathlichen Küsten verließ, gewaltige Hoffnungen gesetzt. Niemand zweifelte, daß 2000 Mann regulairer Soldaten, von dem gefürchteten strengen Drillmeister Braddock commandiert, den Franzosen mit leichter Mühe ihre neuen Niederlassungen am Ohio wieder entreißen würden. Aber schon im Beginn verfolgten Widerwärtigkeiten aller Art die Unternehmung. Als der General mit seinen beiden Regimentern im Februar in Virginien landete, — etwa da, wo heutigen Tags die gewerbthätige Stadt Hampton steht — da fand sich, daß seine Mund- und Munitions-Vorräthe durch ein Misverständnis nach Pennsylvanien ver

laden waren. Wochen vergingen daher, ehe das kleine Heer zum Weitermarsch bereit war. Endlich, im Anfang des Juni, war Alles versammelt. Einige Tausend Milizen und Indianer verstärkten das Expeditionscorps auf 4000 Mann. Dann ging's auf ungebahnten Wegen in die Wildnisse des fernen Westens hinein. Die Wagen und der endlose Train konnten indessen nur mit den größten Schwierigkeiten folgen. Ohne die Provisionen und die Lieferung von lebendem Vieh, die der nachher berühmt gewordene Franklin in Philadelphia zusammenbrachte, wären die Truppen schon vor dem Beginn der eigentlichen Operationen der Hungersnoth zum Opfer gefallen. Gegen die Mitte des Monats erreichte man nach unendlichen Mühseligkeiten die Kuppe der Alleghanies. Die Fuhrwerke noch weiter mitzunehmen, war gänzlich unmöglich; denn nun zog sich der Pfad in dichten Wäldern und mit steilen Windungen bergab. Man ließ also den gesammten Train hier an derselben Stelle zurück, — auf der grünen Weide, — wo Washington im vorigen Jahre seine Niederlage erlitten hatte. Dann zog man weiter, aber langsam. Denn die regelmäßige, streng geordnete Marschcolonne kam durch Gestrüpp und Waldungen höchstens vier englische Meilen täglich vorwärts. Die Indianer und Milizen, die als Späher an der Spitze von Nutzen hätten sein können, folgten unvernünftiger Weise an der Queue. In dieser Form überschritt man am 8. Juli den Mononghela-Fluß, ohne vom Feinde etwas zu sehen. Am nächsten Tage, den 9. Juli, marschierte man sorglos ohne Sicherungsmaßregeln weiter. Gegen drei Uhr Nachmittags war man nur noch etwa zehn englische Meilen vom Fort Duquesne entfernt. Da plötzlich ergoß sich aus einem Hinterhalt das wohlgezielte Feuer unsichtbarer Büchsenschützen auf die unglückliche, ermattete Colonne. Die Feinde, hinter Verhauen und Bäumen verborgen, überschütteten sie von vorn mit tödtlichen Geschossen. Zugleich ertönte von den Flanken her der gellende Kriegsschrei der Indianer und nackte wildbemalte Gestalten, den Tomahawk schwingend, zeigten sich in den Gebüschen. Die Engländer, überrascht und erschreckt, kannten gegen einen solchen Feind kein Mittel. Nur eine unregelmäßige Salve gaben sie ab, die natürlich wirkungslos blieb. Dann wandten sie sich, von panischem Schrecken ergriffen, zur Flucht. Vergeblich waren die Bemühungen der Officiere, die Ordnung wieder herzustellen. Von sechzig fielen dreißig, und wer mag sagen, ob nicht Einzelne in der Verwirrung von den eigenen Soldaten erschossen wurden. Der General Braddock selbst machte die äußersten Anstrengungen, die verlorene Leitung der Truppen wieder in die Hand zu bekommen. Fünf Pferde wurden unter ihm erschossen; eine Kugel zer-

schmetterte seinen Arm, eine andere durchbohrte seine Brust. Dann sank er zur Erde und aller fernere Widerstand hörte auf. Nur der Oberst Washington mit den Colonial-Truppen behauptete den Kampfplatz und deckte den Rückzug, so weit es ging. Aber das kleine Heer hatte über 300 Todte verloren. Auch die wenigen Geschütze, die man mit Mühe mitgeführt hatte, waren in die Hände der Feinde gefallen. Den ohnmächtigen, sterbenden Feldherrn trugen dreißig seiner Soldaten vom Schlachtfelde. Tag und Nacht ohne Unterbrechung schleppten sie ihn auf einer Tragbahre durch die Wildnisse. Am vierten Tage erreichte der Unglückliche Fort Cumberland. Aber nur noch einmal erwachte er aus seiner Betäubung und rief: „Wer hätte das gedacht!“ Dann verschied er.*)

Ein unbeschreiblicher Schrecken ergriff bei der Kunde von dieser Niederlage die britischen Colonien. Von dem glänzenden Heere, dessen triumphierende Rückkehr man fest erwartet hatte, kamen nur wenige arg zugerichtete Trümmer an die Küste zurück. Man sah schon die siegreichen Franzosen und ihre wilden Verbündeten die Alleghanies herabsteigen und mit Mord und Brand die friedlichen Ansiedelungen verwüsten.

Dazu wußte man, daß man auf Hilfe vom Mutterlande fürerst nicht zählen durfte. Denn was konnte es den Colonisten helfen, wenn nun, nachdem das Unglück in England bekannt wurde, die Regierung ohne Kriegserklärung die Flotte des Admirals Hawke auslaufen ließ, mit dem Befehl, jedes französische Schiff aufzubringen und zu zerstören, das sie zwischen Cap Ortegal und Cap Clear fände. Den englischen Staatsmännern dagegen erschien diese Maßregel, so widersinnig sie war und so sehr sie gegen alles Völkerrecht verstieß, besonders geschickt ersonnen. Vergeblich drang der energische Herzog von Cumberland auf sofortige Kriegserklärung und kräftige Maßregeln; die Ansicht des Herzogs von Newcastle, theils von seiner Unentschlossenheit, theils von seiner Eifersucht gegen den erfahrenen Feldherrn eingegeben, gab im Staatsrath den Ausschlag. Er hoffte und wünschte nämlich die französische Regierung zu Repressalien und zum Angriff zu treiben. Denn für einen Vertheidigungskrieg durfte man, so glaubten die Minister, auf die Unterstützung aller Subsidiarstaaten zählen.

In Frankreich rief der officiell angeordnete Seeraub die allgemeinste Entrüstung hervor. Hunderte von Kauffahrern wurden von den englischen Kreuzern aufgebracht und ihr Erlös bereicherte den britischen Staatsschatz.

*) Vergl. Carlyle, History of Frederic the Great. Tauchn. ed. IX, S. 177 ff.; Walpole, Memoirs I.

Das französische Nationalgefühl brauste gewaltig auf. Selbst der friedlichste aller Stände, der Kaufmannsstand, schrie nun, da er den empfindlichsten Theil der Verluste zu tragen hatte, nach Krieg, nach sofortigem Krieg. Und in der That, das Verfahren der englischen Regierung gegen einen Staat, mit dem man noch in anerkanntem Frieden lebte, verdient im vollen Maße als unerhörte Piraterie bezeichnet zu werden. Nach einem ähnlichen Beispiele von „punischer Vertragstreue" dürfte man wohl vergeblich selbst bei dem Volke des Alterthums suchen, das zu dieser Bezeichnung zuerst die Veranlassung gab.

Um so mehr muß man sich darüber wundern, wie schleppend und widerstrebend das Kabinet von Versailles die Klagen des Landes zu den seinigen machte. Die zornige Aufwallung, die den König Ludwig nach dem an sich unbedeutenden ersten Zusammenstoß bei Newfoundland ergriffen hatte, war längst verflogen. Seine Umgebung scheute Aufregungen und energische Entschlüsse. Man hoffte und wünschte jetzt die Beilegung des Conflicts und die autokratische Regierungsform gestattete den Ministern, ohne Gefahr für ihre eigene Stellung die öffentliche Meinung zu mißachten. Daher antworteten sie auf die Beleidigungen Englands zunächst mit keiner Kriegserklärung. Zwar erhielt die französische Flotte Befehl, Repressalien zu ergreifen. Aber ein britisches Kriegsschiff, das bald nachher aufgebracht ward, ließ man in ostensibler Weise wieder frei, und die Feindseligkeiten von beiden Seiten beschränkten sich im Wesentlichen auf die Wegnahme friedlicher Kauffahrer.

Dieser unhaltbare, unmögliche Zustand dauerte Monate lang. Während derselben war die Umgebung Georgs II. der Schauplatz erneuter und hitziger Parteikämpfe. Pitt, auf den das ganze Land mit Vertrauen und den höchsten Erwartungen sah, fühlte sich auf's tiefste dadurch verletzt, daß er sich im Kabinet mit einer Rolle ohne Gewicht und Einfluß begnügen mußte. Was half es ihm, wenn er mit patriotischem Blick erkannte, daß das Vaterland unter den kleinlichen Geistern, die die Macht in Händen hatten, unrettbar dem Verderben entgegentrieb; was half es ihm, wenn er gegen des Königs unzeitige Reise nach Hannover eiferte, wenn er klagte: „Der König abwesend zu dieser Zeit, mit keinem Manne in seiner Umgebung, der ein englisches Gefühl hat, wird nur ein ganzes Nest von Subsidien zurückbringen!" Niemand hörte auf seine Klagen und auf seinen Rath. Er durfte nicht hoffen, in einem Conseil, dem der Herzog von Newcastle präsidierte, je etwas Anderes zu werden, als eine Null. Denn auf die directe Frage, die er ihm im Frühjahre stellte, ob er wenigstens im Fall einer eintretenden Vacanz auf die Stelle eines Staats-

secretairs rechnen könnte, hatte er nur eine allgemeine ausweichende Antwort erhalten. Daß man ihm Fox vorgezogen hatte, Fox, der seinen bedeutenden Geist und sein Amt nur wie ein Mittel ansah, um Geld zu gewinnen, verwundete Pitt's brennenden edleren Ehrgeiz am meisten. Er war sich bewußt, daß er nach Macht und Ehre nicht aus niederer Absicht strebte, sondern allein für den Ruhm seines Landes und seinen eigenen. Durch den Herzog an's Ruder zu kommen, war offenbar unmöglich; ihn zu stürzen mit allen den glänzenden Mitteln der Rhetorik, die die Natur ihm verliehen, war daher von nun an sein Ziel. Mochte auch das gehorsame Parlament ihn vorerst überstimmen, des Beifalls des Volkes war er gewiß.

Dennoch führte er selbst nicht den ersten Streich gegen den allmächtigen Minister. Der Schatzkanzler Legge war es, der zum grenzenlosen Erstaunen des Herzogs dem Subsidien-Vertrage mit Hessen bis zur Genehmigung durch das Parlament seine Unterschrift versagte. Da dessen Beistimmung zu allen Zahlungen unumgänglich war, so berührte ihn die Weigerung sehr empfindlich. Der offene Bruch zwischen Pitt und Fox, der fast gleichzeitig erfolgte, ließ noch ärgere Zerwürfnisse im Kabinet befürchten. Newcastle aber, der den König nur deshalb unbedingt beherrschte, weil er ihm in seiner hannoverschen Politik nie Opposition machte, mußte, um nicht in Ungnade zu fallen, unter jeder Bedingung die Tractate durchbringen. Wer sollte dieselben jetzt im Parlamente vertreten?

Nur einen Rettungsweg gab es. Wenn Pitt seine Rednergabe und seine Popularität dafür einsetzte, so war der Erfolg gewiß. An diesen gefürchteten Mann wandte er sich daher in seiner Noth zuerst. Ja, er vermochte den König, wozu sich dieser bis dahin nur einmal verstanden hatte, denselben persönlich zu empfangen. Dennoch endete die Conferenz mit Newcastle erfolglos. Trotz aller Versicherungen unbedingter Ergebenheit gegen den Monarchen, weigerte sich Pitt, die Stelle eines „Kabinetsraths" anzunehmen, als der Herzog mit dem eigentlichen Zweck der Zusammenkunft herausrückte. Er lispelte zuerst die Frage, ob er wenigstens für den hessischen Vertrag auf seine Unterstützung rechnen könne? „Wenn ich damit Sr. Majestät einen besonderen Gefallen thue, unzweifelhaft!" war die Antwort. „Und den russischen?" Da flammte Pitt auf, in edlem Zorn über die Erbärmlichkeit der damaligen Politik und über die Unfähigkeit ihrer Leiter. „Nie", rief er heftig, „kein System von Subsidien!"*)

*) S. Walpole. Memoirs I, S. 395 ff.; Mahon, Hist. of England IV. S. 51 ff.

Der Herzog von Newcastle war verloren, wenn Fox sich ebenso standhaft zeigte. Dieser war aber nicht so schwierig, er konnte den Lockungen eines einträglichen Amtes nicht widerstehen. In seinen jungen Jahren hatte er sein ganzes Vermögen im Spiel verloren. Seine Stellung als Kriegs-Secretair hatte ihm nachher Gelegenheit gegeben, nicht allein die früheren Verluste zu decken, sondern die Ausgaben seines verschwenderischen Haushalts zu bestreiten. Dazu stand er in großer Gunst bei dem Herzoge von Cumberland und sein Einfluß auf die Besetzung der höheren Officiersstellen war unbegrenzt. Alles das gab er auf, wenn er zur Opposition übertrat. Sein Schwanken dauerte daher nur kurze Zeit; ein peremptorisches Gebot seines Gönners überwand die letzten Bedenken. Newcastle's Besorgnis vor dem Parlamente hatte mittlerweile in einem solchen Grade zugenommen, daß er einen Augenblick in der That daran dachte, ganz zurückzutreten. Earl Granville, — der frühere Lord Carteret —, schlug es jedoch ab, sein Nachfolger zu werden. „Er sei nicht geeignet für den Posten eines Premier-Ministers“, sagte er in bitterem Spott. Fox aber, der nun das Spiel in der Hand hatte, war schwach genug, sich mit der ihm gebotenen Stelle eines Staats-Secretairs zu begnügen. Zugleich übernahm er die Verpflichtung, die Subsidien-Verträge vor dem Parlament zu vertreten. Robinson trat, um ihm Platz zu machen, nach anderthalbjährigen unaufhörlichen Verlegenheiten zurück. Er war überglücklich, als man ihn der unangenehmen Verpflichtung wieder enthob, im Unterhause für eine Regierung einzustehen, deren Maßregeln und Absichten er nicht verstand. Ein einträglicher Posten in der königlichen Hofhaltung, der ihm 2000 Pfd. Sterl. jährlich einbrachte, entschädigte ihn reichlich.

Der Wechsel in den Aemtern blieb vorerst geheim. Eine der ersten Amtshandlungen des neuen Staats-Secretairs war es, den russischen Subsidien-Vertrag zu genehmigen. Am 31. September 1755 erfolgte zu St. Petersburg die Unterzeichnung. Wie man den Tractat am russischen Hofe aber in der That auffaßte, davon giebt der Beschluß des großen Conseils, den die Kaiserin unmittelbar nachher, am 7. October, abhielt, Zeugnis. Es ward festgesetzt, daß der König von Preußen nicht nur mit Krieg überzogen werden sollte, wenn er einen Verbündeten Rußlands angriffe; man wollte vielmehr, wenn einer dieser Alliierten aus irgend welchem Grunde ihm den Krieg erklärte, zugleich unverzüglich in seine Staaten einbrechen.*)

*) S. Schäfer I, 142 nach Herzberg, Recueils I, 249—251; Oeuvres de Frédéric IV, 70 ff.; Huschberg-Wuttke, S. XLIX ff. rc.

Am 13. November kam das britische Parlament zusammen. Wohl noch nie hatte die Regierung und das Land der Session mit solch' widersprechenden Gefühlen entgegengesehen. Des Volkes Gleichgültigkeit fing an, in Unzufriedenheit überzugehen. Der Krieg hatte in Wirklichkeit schon begonnen, die Rathlosigkeit der Minister aber war kaum noch zu verbergen und die allgemeine Aufregung stieg täglich. Der junge Prinz von Wales zeigte dazu Neigung, wie einst sein Vater, zur Oppositionspartei überzugehen. In dem Herzen des Ministeriums selber war keine Einigkeit. Die, welche im Volke am beliebtesten waren, verriethen vielmehr die Absicht, sich zum Organ der Misvergnügten zu machen.

Es ist also begreiflich, daß der Herzog von Newcastle und seine Creaturen diesmal der Versammlung mit ungewohnt zweifelhafter Haltung gegenübertraten. Die Thronrede, vom König persönlich verlesen, ließ ihre Besorgnisse nur zu deutlich erkennen. Sie erging sich zunächst in allgemeinen Ausdrücken über die politische Lage. Den Häusern ward Kenntnis gegeben von den Maßregeln, die die Regierung für nöthig erachtet hätte, um die bedrohten Colonien zu schützen, von der Ausrüstung der Flotte, von der Absendung regulärer Streitkräfte nach Amerika. Betheuerungen des ernstesten Wunsches, trotzdem den Frieden zu erhalten, folgten; aber mit dem bedenklichen Schluß, daß Frankreich wenig Neigung zur Versöhnung zu haben schiene. Ganz am Ende gedachte man mit wenigen Worten des wundesten Punktes, der abgeschlossenen Subsidien-Verträge.

Das leichte Wortgefecht, welches sich bei der Votierung der Adresse im Oberhause entspann, war nur ein unbedeutendes Vorspiel zu dem erbitterten Kampfe, der im Unterhause losbrach. Fünfzehn Stunden, von 2 Uhr Nachmittags bis 5 Uhr früh am nächsten Morgen dauerte hier die Debatte. Ueber die Nothwendigkeit, den König mit allen Mitteln in dem gerechten Kampfe zu unterstützen, waren sämmtliche Parteien einig. Selbst Hannover war man — wenigstens mit Worten — bereit zu schützen, falls es um Englands Willen angegriffen würde. Aber die Subsidien-Tractate, die offenbar nur dem Kurfürstenthume Verstärkungen zuführten, ohne die Streitkräfte der Heimath-Insel und der amerikanischen Colonien um einen Mann zu vermehren, boten der Opposition Gelegenheit zu den heftigsten Angriffen.

Alle, die sich nacheinander erhoben, gaben jedoch nur eine schwache Einleitung zu der gewaltigen Rede, mit der Pitt das Parlamentshaus erschütterte. Es war schon 1 Uhr Morgens, als er das Wort ergriff. Aber da brach seine Beredsamkeit los, wie ein lange zurückgehaltener Strom, mit unbezähmbarem Ungestüm. Horace Walpole hat uns in

seinen Memoiren*) die hauptsächlichsten Züge dieser dramatischen Scene überliefert. Er beschreibt mit lebhaften Farben die ergreifende Persönlichkeit Pitt's, die Anmuth und Würde seiner Gestalt, den unvergleichlichen Adel seiner Haltung. Wie ein Mann, der sich seiner überlegenen Geistesgaben und der erlittenen Beleidigungen voll bewußt ist, — hochmüthig und herausfordernd — sah er auf die kleinlichen Geister herab, die Englands Geschicke zu leiten sich vermaßen und auf die charakterlosen Creaturen, die ihnen anhingen. Nicht Cicero, nicht Demosthenes haben jemals mit ihren studierten Reden das Menschenherz mehr ergriffen, wie er, als er aufstand und aus dem Stegreife gegen das Ministerium eine Reihe der schwersten und begründetsten Vorwürfe schleuderte. Sein verletztes Selbstgefühl, sein Haß gegen die Machthaber, die ihn zur Seite geschoben hatten, machte sich endlich ganz und voll Luft.

Es sei unparlamentarisch, so sagte er, den Namen des Königs in einer Weise in die Debatte hineinzuziehen, wie die Minister es thäten. Das könne nur dazu dienen, die Würde des Hauses herabzusetzen. Niemand habe mehr Achtung vor der geheiligten Person des Monarchen, als er, „er fühle sich ihm für seine neuliche große Güte und gnädigen Anerbietungen noch besonders verpflichtet“. Aber seit längerer Zeit habe er mit Bekümmernis beobachtet, wie man strebe, die Rechte des Parlaments zu schmälern. Die Debatten hätten fast keinen Zweck mehr; die Minister wären mit den Parteiführern schon längst im voraus einig, wie abgestimmt werden solle. „Folgt Eurem Führer“, sei die einzige Richtschnur für die Abgeordneten. „Nichts ist verkehrter“, so fuhr er fort, „als die Verträge, die die Regierung auf dem Continente abgeschlossen hat. Dieser Krieg ist unternommen für die lange vernachlässigte, lange vergessene Bevölkerung unserer amerikanischen Colonien. Was kann es daher nützen, von der Czarin Landtruppen zu miethen? Gegen Frankreich sind sie nicht zu brauchen. Preußen aber werden sie provocieren und einen Continental-Krieg hervorrufen. Zur See ist es allein, wo wir unsere Siege erfechten müssen. Karthago war erst verloren, als es sich auf Kriegszüge zu Lande einließ und“ — so fügte er mit bitterem Hohn gegen den Herzog von Cumberland hinzu — „das geschah, trotzdem es einen H a n n i b a l hatte, der die Alpen überschritt!! — Warum miethen wir nicht auch S c h i f f e von R u ß l a n d? Ich will es Ihnen sagen: weil Schiffe H a n n o v e r nichts nützen können. Nichts wie unzusammenhängende, unbritische Maßregeln sind es, die wir anwenden,

*) S. das. I, S. 412 ff.

anstatt unserer eigenen Kraft. Vergessen wir nicht, daß unsere Flotte es war, die uns im letzten Kriege die Barriere der Niederlande wieder verschaffte, dadurch, daß sie Cap Breton eroberte. Wir können nicht die Gesetze der Natur aufheben und Hannover zu etwas Anderem machen, als zu einem offenen, vertheidigungsunfähigen Lande." Zum Schluß beleuchtete er die Verbindung des Herzogs von Newcastle mit Fox, die bis dahin noch geheim geblieben war, mit scharfem Sarcasmus. „Ich", sagte er und sein geistvolles Auge blitzte vor innerer Erregung, „habe mich nie jenem sanctum sanctorum nahen dürfen, wo die Anhänger der Regierung ihre Inspirationen empfangen. Doch in der Adresse, die wir hier berathen, sind solche unbegreifliche Dunkelheiten, solche auffallende Verschiedenheiten, daß sie nicht aus einer Feder geflossen sein kann. Bis jetzt habe ich vergeblich das Geheimnis ihrer Entstehung gesucht. Aber nun", fuhr er fort, sich plötzlich an die Stirn schlagend, „habe ich die Lösung gefunden. Ich sah in Lyon einst den Zusammenfluß von Rhone und Soâne, der erste ein gelinder, schwacher, ruhiger Strom, und obwohl still, doch ohne Tiefe; der andere ein rauschender und ungestümer Strudel. Aber so verschieden sie sind, am Ende kommen sie doch zusammen — und lange mögen sie vereinigt bleiben, einander zum Trost und zum Ruhme, zur Ehre und zur Sicherheit unseres Vaterlandes!"

Fox erwiderte auf diese donnernde Philippika nur wenige Worte. Des Resultats der Abstimmung war die Regierung sicher genug. Mit großer Majorität (311 gegen 108) wurde die Adresse angenommen. Am nächsten Tage erschien die öffentliche Ernennung Fox's zum Staats-Secretair im Amtsblatte. Am 20. November wurden Pitt, Legge und George Grenville ihrer Posten enthoben. Den ersten stellte sein Schwager, Lord Temple, wenigstens vor äußeren Sorgen sicher, indem er ihm einen Jahrgehalt von 1000 Pf. St. aussetzte.

Zunächst ging nun die Genehmigung der Verträge mit Hessen-Kassel und Rußland ohne Anstand von Statten. Dann folgte ein ganzes Jahr, von dem Horace Walpole sagt*), es sei die Periode der ärgsten Misregierung Englands gewesen, die er erlebt habe. Nie zeigte sich des Herzogs von Newcastle Unfähigkeit in einem helleren Lichte, und dennoch schien es, als wenn seine widersinnige, schwankende Politik den Sieg davontragen sollte. Vergeblich beantragte Pitt, der nun die offene Führung der Opposition mit der alten Energie und der alten Schlagfertigkeit wieder übernahm, eine zahlreichere Bemannung der Flotte, eine Organi-

*) S. Memoirs II, S. 54.

sition der Milizen zur Vertheidigung des Landes, eine Vermehrung des Heeres. Er wurde überstimmt. Zwar im Lande fand seine glänzende Beredsamkeit allenthalben Widerhall. In jedem Hause Englands erzählte man sich mit Stolz und Bewunderung seine kühnen Worte. Alle blickten auf ihn als den Mann der Zukunft. Aber wer mag sagen, ob bei den damaligen Zuständen des Parlaments es dennoch gelungen wäre, die unfähigen Minister zu stürzen? Da öffnete die Bedrohung der britischen Heimathsinsel selbst dem Volke die Augen über den Abgrund, dem es entgegentrieb. Außerdem hatte der überraschende Eintritt des Königs Friedrich in das russisch-englische Defensiv-Bündnis ganz unerwartete Folgen. Die neue Wendung der Dinge, welche durch dies Ereignis eingeleitet ward, ist jedoch nur zu verstehen, wenn wir einen kurzen Rückblick auf die Beziehungen Preußens zu Frankreich thun, wie sie sich im Jahre 1755 gestalteten.

Viertes Capitel.

Längst schon täuschte sich der König Friedrich nicht mehr über die Unversöhnlichkeit des Hasses der Kaiserin Maria Theresia. Er war keinen Augenblick im Zweifel, daß es eine gefährliche Illusion sein würde, auf eine aufrichtige Versöhnung mit der stolzen Habsburgerin zu hoffen. Ja, daß dieselbe nur auf eine Gelegenheit sönne, ihm Schlesien wieder zu entreißen, war es nicht allein, was er befürchten mußte. Von Tage zu Tage mehrten sich vielmehr die Anzeichen, daß eine übermächtige Coalition gebildet werden sollte, um sein eben gegründetes Reich zu zertheilen. Seit Kaunitz die Leitung der österreichischen Politik in die Hand genommen hatte, wuchs die Gefahr. Von allen Seiten erhielt der König die bedrohlichsten Nachrichten. Bereits im Jahre 1754 ging man in Oesterreich mit ungewohntem Ernst daran, das Heer zu vermehren und seine Ausbildung zu vervollkommnen. Namentlich die Verbesserung und Augmentation der Artillerie betrieb der Fürst Wenzel Lichtenstein mit bewundernswerthem Eifer. Die Infanterie nahm die preußischen Einrichtungen an, deren Werth sie zu ihrem Schaden kennen gelernt hatte. Schon im Jahre 1753 hatte Friedrich auch im Geheimen angefangen, seine Armee zu verstärken. Gegen Ende des Jahres 1755 zählte sie 120,000 Mann Fußsoldaten und 32,000 Reiter.

Kaunitz verstand es jedoch, seine diplomatischen Verhandlungen lange Zeit mit dem dichtesten Schleier zu umhüllen. Für den König war es deshalb fast unmöglich, sich ein klares Bild von der wirklichen Sachlage zu machen. Zwar erfuhr er schon früh, daß die Fäden der zwischen den Höfen von Wien und Petersburg gesponnenen Verhandlungen in der üppigen Hauptstadt des Kurfürsten August III. zusammenliefen. Im Jahre 1752 gelang es, hier einen Kanzlisten, Namens Menzel, zu bestechen, der ihm den Inhalt der zwischen dem russischen und österreichischen Hofe gewechselten Depeschen verrieth. Ferner verlockte die Liebe

zu einer Castellanstochter in Charlottenburg den bei der österreichischen Gesandtschaft in Berlin angestellten Baron Weingarten zum Verrath. Es waren indessen nur unvollständige und gefärbte Nachrichten, welche der König aus diesen Quellen schöpfte. Jedoch das Eine ging unzweifelhaft daraus hervor, daß man in Wien und Dresden bemüht war, die russische Kaiserin zu einem gemeinschaftlichen Angriffskriege gegen ihn zu bewegen. Drohende Truppenbewegungen in Lithauen begannen bereits im Jahre 1753; sie waren, daran konnte man kaum zweifeln, das Ergebnis dieser Verhandlungen.

Andere Nachrichten aus guter Quelle — wahrscheinlich von Friedrich's Bewunderer, dem Großfürsten Peter selber — standen jedoch damit nicht im Einklang. Sie ließen indeß soviel erkennen, daß die Verhältnisse am Hofe der Elisabeth im höchsten Grade verworren waren. Die Kaiserin selbst, gutmüthig, schwach und in Lastern verkommen, schien keines klaren, selbstbewußten politischen Entschlusses mehr fähig. Ihre Umgebung und die tonangebenden Minister gehorchten nur der Lockung des Geldes; es war deshalb vielleicht möglich, dieses Unwetter noch in eine andere Richtung abzulenken oder wenigstens seine Entladung ganz in die Ferne zu schieben. Gelang es aber, Rußland zu besänftigen, so mochte sich Oesterreich, durch die früheren Erfahrungen gewitzigt, doppelt besinnen, ehe es allein das Schwert zog. So rechnete der König, und er durfte es; denn er konnte nicht wohl daran zweifeln, daß jede neue Verwickelung mit dem Kaiserhofe ihm Frankreich wieder nähern würde. Wer will ihm einen Vorwurf daraus machen, daß damals eine österreichisch-französische Allianz ihm ebenso widersinnig und unmöglich erschien, wie dem Kaiser Nikolaus in unsern Tagen die Einigung Englands mit Frankreich oder wie uns selbst eine Allianz Deutschlands mit der französischen Republik erscheinen würde?

Es ist aber ein eigenthümlicher Widerspruch in der menschlichen Natur, daß ausgezeichnete Geister, welche den Rath ihrer Umgebung verachten, weil sie deren Urtheilskraft der ihrigen nicht ebenbürtig halten, trotzdem bisweilen nicht glauben wollen, daß kleinliche und selbstsüchtige Motive Andere zu einer unvernünftigen Handlungsweise fortreißen können. In diesen verhängnisvollen Irrthum verfiel Friedrich bei der Beurtheilung der Zustände am Hofe von Versailles. Der König Ludwig XV*), von Jugend auf seinen Lüsten hingegeben, scheute jede ernste Thätigkeit.

*) Die nachfolgende Schilderung ist nach Schäfer's Geschichte des siebenjährigen Krieges I, S. 89 ff.

Dennoch war er keineswegs ohne bessere Anlagen; auch interessierte er sich in gewisser Weise für das Gebiet der Diplomatie; er liebte es, den Händeln der Welt zuzuschauen, ohne sich einzumischen; denn seine Unthätigkeit gab ihm den Schein eines Gewaltigen, auf dessen Entscheidung die Fürsten Europa's warteten. Seit des Cardinals Fleury Tode hatte es in Frankreich keinen selbstständigen Minister des Auswärtigen mehr gegeben. Der König leitete die Politik selbst. Die Grundsätze der Staatskunst mußten fortan dem engen Ideenkreise weichen, in dem sich sein Geist bewegte. Nicht eine bedächtige Erwägung der Gründe bestimmten seine Entschlüsse, sondern persönliche momentane Vorliebe und Abneigung. Die Ueberzeugung von seiner Allmacht, der Glaube an eine vom Himmel den Monarchen verliehene, unbeschränkte Gewalt aber stand bei ihm ebenso fest, wie bei Ludwig XIV; und, wo er seine königliche Würde oder sein Seelenheil in Gefahr glaubte, da konnte er schnelle und kühne Entscheidungen fassen und mit Zähigkeit festhalten. Eine so schlaffe Persönlichkeit mußte schließlich ganz das Werkzeug seiner Umgebung werden. Daß seine Maitressen insbesondere von Jahr zu Jahr mehr Einfluß auf ihn gewannen, darf uns nicht Wunder nehmen, war doch selbst sein großer Vorgänger am Ende ganz in den Händen der Frau von Maintenon.

Niemand aber verstand es besser, die geheimsten Regungen seines Herzens zu durchschauen und sich zum unbedingten Meister seines Willens zu machen, wie Jeanette Poisson, verehelichte Madame d'Etioles, die er vor einigen Jahren zur Marquise von Pompadour erhoben hatte. Es war jedoch nicht Herrschsucht im höheren Sinne, welche diese Frau antrieb, sich auch in die Händel der Politik zu mischen. Sie war zwar eitel und schlau, aber unwissend und unentschlossen und für das Staatswohl und das Glück des Volkes hatte sie kein wirkliches Interesse. Nur aus despotischer Neigung und Selbstsucht strebte sie danach, die Ernennung der Minister und hohen Officiere in die Hand zu bekommen; denn es genügte ihr nicht, ihren Einfluß allein auf dem Felde des Hofes und seiner Kabalen zu üben. Ihr Ehrgeiz ging nicht so weit, zu überlegen, ob die Personen, die sie empfahl, für ihre Posten geeignet waren; sie dachte nicht entfernt daran, Frankreichs Macht in die geeigneten Bahnen zu lenken; aber es schmeichelte ihr, wenn die Größen des Reichs, die Stimmführer der Literatur, selbst die Gesandten fremder Staaten ihre Macht anerkannten und ihre Gunst suchten.

Ob die politischen Interessen Oesterreichs dieselben waren, wie die Frankreichs, war ihr höchst gleichgiltig. Aber die ausgesuchten Auf-

merksamkeiten, welche die Kaiserin Maria Theresia ihr durch ihren Bevollmächtigten erzeigte, nahmen sie für ihn und seine Monarchin günstig ein. Kostbare Geschenke, die er ihr überreichte, eigenhändige Briefe sogar, in denen sie als „ma cousine“ und „Princesse et cousine“ angeredet ward, erfüllten sie mit Genugthuung und wildem Stolz. Dennoch war sie nicht befriedigt. Wenn es aber der Buhlerin gelang, die Freundschaft der stolzesten und sittenstrengsten Fürstin der Christenheit durch ein politisches Einverständnis Frankreichs mit dem Kaiserhause zu krönen, so mußte das ihr Ansehen in der Welt und in der Geschichte noch unendlich mehr heben — und danach strebte sie fortan.

Die Misachtung dagegen, welche der kleine König von Preußen fast allein unter den Potentaten Europa's der Marquise erzeigte, kränkte sie tief. Er hatte seinem Gesandten verboten, ihr Aufmerksamkeiten zu erzeigen; seine Brüder baten um ihr Portrait, er weigerte sich beständig, denselben Wunsch zu äußern. Und dennoch hatten die Kriegsthaten dieses Mannes einst die Bewunderung der Pompadour erzwungen; aber auf die Complimente, die sie ihm durch Voltaire überbringen ließ, kam nichts zurück wie die stolze Erwiederung: „Je ne la connais pas!“ Zwischenträger hinterbrachten ihr, daß der König gegen seine Vertrautesten über die Regierung von „Cotillon le second“ gespottet, daß er den allerchristlichsten König selber „einen neuen Sardanapal“ genannt habe. Dem kleinen Windspiel, das ihn Tag und Nacht nicht verließ, sollte er gar den Namen „Pompadour“ gegeben und als besonderen Vorzug dieser Gesellschafterin gerühmt haben, daß sie ihm nicht so viel koste, wie dem Könige von Frankreich die seinige.*)

Wohl ließ sich Friedrich nicht träumen, welche furchtbaren Folgen seine unvorsichtigen Aeußerungen haben sollten. Freilich wußte er, daß man am Hofe von Versailles in thörichtem Hochmuth es liebte, sich seine Allianz wie die Lehnspflicht eines Vasallen vorzustellen, auf die man unter allen Umständen rechnete; er wußte, daß er den König Ludwig durch seine selbstständige Handlungsweise während des letzten Krieges empfindlich verletzt hatte. Aber die Gemeinsamkeit der Interessen hatte die beiden Staaten dennoch immer wieder zusammengeführt, wenigstens so lange der umsichtige Cardinal Fleury die Politik Frankreichs leitete. Nach dem Tode dieses weisen Ministers waren die Verstimmungen zwar häufiger geworden; trotzdem aber bewahrten alle vernünftigen Politiker in Versailles, die Erben der Fleury'schen und Belleisle'schen Gedanken,

---

*) S. Lord Mahon's History of England, Tauchn. ed. IV, S. 76. 77 ff.

die alte Ueberzeugung. Es galt ihnen als unumstößlicher Grundsatz, daß Preußens Machtbestand unter allen Umständen aufrecht erhalten werden müsse. Preußen blieb, seit Schwedens Macht gebrochen war, im nördlichen Deutschland der natürliche Verbündete Frankreichs.

Auch Friedrich erkannte die Wichtigkeit fortdauernder guter Beziehungen zu Frankreich. Sein Gesandter am Hofe von Versailles war seit dem Anfange des Jahres 1755 Heinrich Dodo, Reichsfreiherr zu Inn- und Kniphausen, ein junger Mann von kaum 25 Jahren.*) Als der alte würdige Graf von Marishal wegen zunehmender Schwäche des Gedächtnisses um diese Zeit in den Ruhestand trat, hatte er zu seinem Nachfolger keinen Bessern zu empfehlen gewußt, als diesen jugendlichen Attaché. Es schien indeß Anfangs dennoch recht zweifelhaft, ob die Wahl eine richtige gewesen war; denn die ersten Berichte Kniphausen's zeichneten sich keineswegs durch kühles, parteiloses Urtheil aus. Es war ihm bekannt, daß sein Monarch eine große Vorliebe für Alles hatte, was französisch war. Und vielleicht glaubte er diesem angenehm zu sein, als er schrieb, die Hilfsquellen Frankreichs wären denen Englands vollkommen ebenbürtig. Da kam er jedoch übel an. Der König hielt in seinem diplomatischen Corps eine eben so straffe Disciplin, wie sie der Fürst Bismarck heutigen Tages ausübt. Augenblicklich empfing der Gesandte eine strenge Reprimande. Friedrich schreibt, er sei „außerordentlich choquiert" gewesen über das „erbärmliche Raisonnement"; nur Damen oder Stutzer vom Hofe könnten das Material zu einer so leichtfertigen Relation gegeben haben.**)

Von nun an ging es besser. Der neue Gesandte gewann durch seine anziehende Persönlichkeit bald die Gunst der höheren und einflußreichen Männer am Versailler Hofe; sein bewundernswerthes Gedächtnis gab seinen Schilderungen einen hohen Werth. Von der Wichtigkeit und Nothwendigkeit der französischen Allianz war er ebenso durchdrungen, wie der König. Seine Berichte, mit Freimuth und Klarheit abgefaßt, wurden nunmehr von Friedrich vollständig gewürdigt. Nie faßte dieser einen politischen Entschluß, ohne sich vorher eingehend von ihm referieren zu lassen. Indessen in einer Beziehung ist Kniphausen von einem bedenklichen Irrthume dennoch nicht freizusprechen. Er unterschätzte den

---

*) Er stammte aus einem edlen ostfriesischen Geschlecht, das noch jetzt dort blüht. Seine Vorfahren hatten sich als Generale und Staatsmänner in schwedischen und brandenburgischen Diensten hervorgethan.

**) S. diesen Brief d. d. 19. April 1755 in Schäfer's Geschichte des siebenjährigen Krieges, Anlage II, 2; I, S. 600.

Einfluß der Pompadour und ihrer Anhänger, wenn er sich auch über die Indolenz und Erbärmlichkeit der französischen Regierung im Allgemeinen keineswegs täuschte.

Rouillé, welcher — schon 65 Jahre alt — seit dem Juli 1754 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte, besaß weder Kenntnisse noch Erfahrung; der hochfahrende Ton, welchen er gegen seine Untergebenen annahm, mochte diese vielleicht täuschen, dem scharfsichtigen Gesandten jedoch konnte er damit seine Schwäche nicht verbergen. Dieser erkannte leicht, daß der Minister eines selbstständigen Entschlusses nicht fähig war, daß er nur den Eingebungen der Pompadour folgte und diese hingegen sich hauptsächlich von dem Abbé Graf Bernis berathen ließ. Aber mit einem Rest von Optimismus, der seinem Lebensalter eigenthümlich zu sein pflegt, hoffte Kniphausen stets auf eine gelegentliche Wendung zum Besseren; auch scheinen die Bemühungen des österreichischen Gesandten seinen Argwohn nicht erweckt zu haben.

Der König Friedrich neigte unglücklicher Weise, wenn auch aus anderen Gründen, derselben Auffassung zu. Von allen Männern war er vielleicht am wenigsten geeignet, den Einfluß einer beleidigten Buhlerin in seiner ganzen Gefahr zu erkennen. Er selbst hatte derartigen Versuchungen stets mit seiner gewaltigen Willenskraft widerstanden. Zwar hatte er bereits zu seinem Schaden erfahren, was die Energie und der Haß einer hochherzigen Fürstin vermochte; aber die Antipathie einer Maitresse, und war ihr Geliebter selbst der König von Frankreich, schien ihm kein politischer Factor von Bedeutung. Er verachtete es, damit zu rechnen; es schien ihm absurd zu glauben, daß die Politik eines großen Reichs dadurch in eine widernatürliche Richtung gedrängt werden könne. Solch kleinliches Intriguenspiel mußte, wie er meinte, die Gewalt der Thatsachen immer leicht zu Schanden machen.

Und Anfangs schien der Erfolg des Königs Meinung in der That zu bestätigen. Die Streitigkeiten um die Grenzlinien in den Wildnissen des fernen Amerika's hat den Hof von Versailles nicht aus seiner Indolenz aufrütteln können. Mochten auch in Momenten des ruhigen Nachdenkens trübe Gedanken auf Ludwig XV. einstürmen, mochte er über den schlechten Gang der Angelegenheiten noch so verstimmt sein; stets gelang es der Pompadour, neue Lustbarkeiten zu ersinnen. Aus dem Taumel der Frivolität ließ sie ihn nicht heraus; denn nichts fürchtete die mächtige Favoritin so sehr als den Krieg. Gab es Krieg, so gewann ihr geschworener Feind, der Kriegsminister d'Argenson, an Wichtigkeit und Einfluß. In den Stürmen und Aufregungen eines Krieges mochte das

üppige Leben am Hofe nur zu leicht jäh enden, und wer stand dafür, daß nicht dann der König selber, aus seiner wollüstigen Ruhe aufgeschreckt, Männer der That in seine Umgebung berief? Geschah das, so hatte sie Alles für sich selbst zu fürchten; ein frischer, kräftiger Hauch männlicher Entschlossenheit konnte sie wieder in das Nichts zurückwerfen, woher sie emporgestiegen war. Sie redete daher immerfort zur Mäßigung; sie meinte, ein freundliches und maßvolles Entgegenkommen werde England schon beschwichtigen und den Frieden erhalten.

In diese vertrauensselige Stimmung schlug die Nachricht von dem Seegefecht bei Neufundland hinein, wie ein Donnerschlag. Was die eindringlichsten Vorstellungen des preußischen Gesandten nicht vermocht hatten, schien diese Unglückskunde nun mit einem Male zu bewirken. Vergeblich hatte Kniphausen immer und immer wieder darauf hingewiesen, daß das alte Defensivbündnis von 1741 im nächsten Jahre ablief; vergeblich hatte der König Friedrich selbst, den die Indolenz der französischen Regierung höchlichst befremdete, im tiefsten Incognito im Juni 1755 eine Reise nach Holland gemacht und Kniphausen zu einer Besprechung nach Wesel beschieden. Es war nicht gelungen, die französischen Staatsmänner von der Unvermeidlichkeit eines Krieges mit England zu überzeugen, an der Friedrich längst nicht mehr zweifelte; sie waren nicht zu energischen Maßregeln zu bringen. Auch an eine Erneuerung der alten Allianz mit Preußen gingen sie nicht.

Da kam am Abend des 17. Juli der Brief von dem unglücklichen Seekampfe in den amerikanischen Gewässern nach Versailles. Mirepoix sandte ihn von London. Ludwigs XV. eingeschlummerter Stolz und Ehrgeiz brausten mächtig auf. Er wollte nun mit einem Male Rache an der „insolenten“ britischen Nation, er wollte einen Vergeltungskrieg im größten Maßstabe. Wenn er sich aber dem alten sieggewohnten Alliierten von neuem verbündete, so konnte er Georg II. an seiner empfindlichsten Stelle, in Hannover, verwunden. Plötzlich, am 24. Juli, erklärte nun Rouillé dem preußischen Gesandten, der König Ludwig habe den Herzog von Nivernois zu einer vertraulichen Sendung nach Berlin ausersehen. Der bisherige Bevollmächtigte, de la Touche, der Friedrich nicht angenehm sei, solle unverzüglich abberufen werden. Man wünsche vor Allem einen Vertreter in der Nähe des preußischen Monarchen zu haben, der dessen Vertrauen verdiene, weil man wichtige gemeinsame Maßregeln verabreden wolle.

Nichts konnte Friedrich angenehmer sein, als diese Mittheilung; denn Nivernois stand zu seinem alten Freunde und Bewunderer, dem

Marschall Belleisle, in verwandtschaftlichen Beziehungen. Am Versailler Hofe war er außerdem eine angesehene Persönlichkeit; selbst die Pompadour mochte ihn gern. Kniphausen hielt es unter diesen Umständen sogar für günstig, daß die Favorite täglich an Einfluß gewann.*) Doch Wochen und Monate vergingen und die angekündigte Mission wurde nicht ausgeführt. Allmählich wich des Königs Ungeduld dem Gefühle des Aergers. Umsonst ließ derselbe im September dem französischen Minister mittheilen, ihm seien von britischer Seite eigenthümliche und wichtige Anträge gemacht. Nichts half.**) Die unglaubliche Indolenz, in welche die französische Regierung von neuem versunken schien, verdroß ihn sehr; jedoch sahen er und sein Gesandter darin nichts weiter, als die Rückkehr zu der alten Schwäche und Unentschlossenheit. Solche kindische Maßregeln, wie die Freilassung der genommenen englischen Fregatte, waren für seinen energischen klaren Geist vollends unverständlich. Er meinte, damit würde sich das Kabinet von Versailles noch zum Gelächter von ganz Europa machen.

Hinter dieser scheinbaren Gleichgiltigkeit versteckten sich aber andere geheime Intriguen, die weder Friedrich noch Kniphausen ahnten. Die Pompadour wollte den Krieg im Allgemeinen nicht; war er aber nicht zu vermeiden, so durfte er unter keinen Umständen so geführt werden, daß er den verhaßten König von Preußen zu Frankreichs Alliierten machte. Um das zu erreichen, galt es zunächst, Zeit zu gewinnen. Der Zorn ihres königlichen Liebhabers mußte verraucht sein, bevor eine intime Annäherung an Friedrich angebahnt war. Und es gelang leichter, als sie selbst gedacht hatte, den König Ludwig von einem raschen Schritt zurückzuhalten. Mit unerwarteter Lebhaftigkeit kam er den Gedanken entgegen, die sie ihm in einer vertraulichen Stunde eröffnete. Gegen den König von Preußen, den „ketzerischen Schöngeist“, der ihn mit seinen Spöttereien beleidigte, war er auch persönlich höchst ungehalten. Dagegen bezeugte er die freundschaftlichsten Gesinnungen für die Kaiserin Maria Theresia. Er äußerte, Gott werde ihn dennoch trotz seiner vielen Sünden vielleicht in Gnaden annehmen, wenn er die katholische Religion mit allen Kräften aufrecht erhalte. Dazu wolle er sich gern mit Oesterreich verbinden.***)

Das war wenigstens ein Anfang. Graf Bernis, der Vertraute der Pompadour und Rathgeber des Ministers Rouillé, ward nun zunächst

*) S. Kniphausen's Bericht vom 29. August 1755: Schäfer I, Beilage 2, Nr. 6, S. 603.

**) S. Friedrichs Instruction d. d. Breslau, den 23. September, ebendaselbst Nr. 9.

***) Vergl. Schäfer a. a. O. I, S. 115 ff.

in's Vertrauen gezogen, doch von einer förmlichen Allianz wollte selbst dieser Nichts wissen. Aber Graf Starhemberg, der gewandte Bevollmächtigte der Kaiserin, ließ nicht nach mit seinen Bemühungen, und bewog Bernis endlich zu einer geheimen Zusammenkunft. In Babiole, dem üppigen Lustschlosse der Favoritin oberhalb Bellevue, fand am 20. September die erste Besprechung statt. Starhemberg entwickelte den Allianzplan des Fürsten Kaunitz in aller Ausführlichkeit. Während der ferneren Berathungen, zu denen ein Zimmer im Palais du Luxembourg zur Verfügung gestellt war*), kamen dann schon weitgehende Vorschläge, wie eine Vergrößerung Frankreichs in den Niederlanden, Schwedens in Pommern und dergleichen zur Sprache, indeß — man erreichte kaum mehr, als die Feststellung eines gemeinsamen politischen Gedankengangs. Immer aber hatte die Pompadour wenigstens Etwas gewonnen, worauf sie vielleicht weiter bauen konnte. Der Zustimmung des Königs war sie gewiß; jedoch so unumschränkt die Gewalt des französischen Monarchen auch war, einen Entschluß von derartiger Wichtigkeit, der Alles über den Haufen stieß, was Jahrhunderte lang unveränderliche Staats-Maxime gewesen war, durfte er nicht fassen, ohne Genehmigung des Staatsraths. Diesen galt es also zunächst zu bearbeiten.

Es liefen aber, nicht allein in Beziehung auf die allgemeine Politik Frankreichs, sondern auch über die Weise, wie der gegenwärtige Krieg geführt werden sollte, zwei Strömungen neben einander her, die sich vielfach durchkreuzten. Man konnte voraussehen, daß viele Mitglieder des Conseils, Puisieux, St. Severin, vor Allen aber der Kriegsminister d'Argenson, gegen die im Geheimen festgestellten Principien lebhaften Widerspruch erheben würden. Dieser letztere, sowie die Minister Rouillé und Bernis, wollten den Krieg zu Lande durch einen Zug gegen Hannover führen; auch der Marschall Belleisle war derselben Ansicht. Machault dagegen, der Minister des Seewesens, Noailles und die übrigen gedachten alle Kräfte des Staates zur See zu verwenden. Diese widersprechenden Meinungen zu einer gemeinsamen Entschließung zu vereinigen, schien außerordentlich schwer. Die schlaue Marquise fand jedoch einen Ausweg; sie half sich damit, daß sie die Angelegenheit erst einem engeren Conseil zur Berathung überwies. Am 20. October kamen die ausgewählten Personen zu einer ersten Sitzung zusammen. Machault, Rouillé, Sechelles, der Graf Florentin, Bernis, lauter Creaturen der Favorite waren es,

*) Ueber diese geheimen Verhandlungen s. Duclos, Mémoires sécrètes II. S. 405—422.

aus denen die Versammlung bestand. St. Severin und Belleisle dagegen hatte man zuvor bewogen, aus dem Conseil auszuscheiden. Dennoch erschien der Vorschlag einer österreichischen Allianz zu ungeheuerlich. Zwar einigte man sich schließlich; aber der Bund, den man schloß, verpflichtete nur zu gegenseitiger Gewährleistung der europäischen Besitzungen und — gleichzeitig auch der Besitzungen **Preußens**.*)

Diese angehängte Bedingung hob den ersten Theil des Abkommens wieder auf — wenigstens in den Augen des kaiserlichen Bevollmächtigten. Das Einzige, was dieser noch hoffen durfte, war, daß die bestehende preußisch-französische Defensiv-Allianz nicht erneut werden würde. Sollte Frankreich aber zu einer feindlichen Politik gegen Preußen gedrängt werden, so bedurfte es anderer zwingenderer Motive.

Zunächst schien es sogar, als wenn die Vernunft noch einmal über die Empfindlichkeit siegen wollte. Nivernois selber setzte nun alle Hebel in Bewegung, um seine Mission anzutreten. Ende October kam es soweit, daß Kniphausen die Grundlagen des beabsichtigten neuen Bündnisses nach Berlin berichten konnte. Freilich, nach einer wirklich praktischen Basis für eine Verständigung sah deren Inhalt nicht aus. Nivernois sollte dem Könige im Allgemeinen den Plan für einen Krieg zur See entwickeln; eine Diversion gegen Hannover oder ein sonstiger Feldzug auf dem Continente lag nicht mehr im Plane. Aber auch nur die Ansichten des Königs darüber sollte er zu erforschen suchen. Vielleicht — so meinte man — hätte dieser jedoch selbst Lust, in das Kurfürstenthum einzubrechen. In dem Falle verkannte man nicht, daß er gegen einen russischen Angriff sicher gestellt werden mußte, aber trotzdem bot man nicht directe Hilfe, sondern nur weitaussehende Allianzen. Das klang schon nicht verlockend. Vollständig lächerlich mußte aber Friedrich der Rest der Vorschläge erscheinen. Sie waren offenbar auf seine neuerwachte Leidenschaft für den Seehandel berechnet. Nivernois wurde nicht allein besonders autorisiert, dem König den Besitz von Ostfriesland für alle Fälle zu garantieren, — er sollte ihm außerdem die Eroberung der neutralen Inseln Tabago, St. Vincent und St. Lucie in Westindien in Aussicht stellen!

Der nüchterne klare Geist des preußischen Monarchen war der letzte, sich durch ein solch schwaches Blendwerk täuschen zu lassen; es entging ihm nicht, daß der ganze Apparat der jämmerlichen unbestimmten Propositionen kaum einen greifbaren Kern hatte. Außerdem trat die Rathlosigkeit und Unentschlossenheit der französischen Regierung von neuem hell vor Friedrichs

*) S. Huschberg-Wuttke, S. LXII; Schäfer I, S. 116 ff.

Seele. Augenscheinlich hatte man in Versailles noch gar keinen festen Plan für den Krieg, und wollte ihn gleichzeitig, ohne irgend welche Gegenleistung, zu einem gefährlichen Unternehmen gegen Hannover veranlassen. Daß aber damals eine Annexion desselben sich nicht ohne Einmischung fremder Mächte ausführen ließ, war klar. Nur wenn das Kabinet von Versailles ein großes Heer zu einer gemeinsamen Operation zur Verfügung gestellt hätte, so wäre der Vorschlag vielleicht der Ueberlegung werth gewesen. Friedrich wußte übrigens sehr wohl, daß das Interesse, welches England und der König Georg an dem Kurfürstenthum nahmen, ein sehr verschiedenes war. In seiner scharfen Weise meinte er später sogar, man könne die Eroberung Hannovers allenfalls „auf englische Subsidien, unterzeichnet und ausbezahlt in London", ausführen.*) Auch mochte der Rückhalt, den ein mächtiges, kriegsbereites Frankreich, ein alter bewährter Verbündeter bot, die Gefahren, die von österreichischer und russischer Seite drohten, mehr als aufwiegen.

Aber für ein Wagestück, wie das vorgeschlagene, durfte er das Wohl seiner Unterthanen und seine eigene Existenz nicht auf's Spiel setzen. Das ist der wahre Grund, der ihn zu dem Entschlusse brachte, neutral zu bleiben. Deshalb gab er dem Kabinet von Versailles den Rath, zum Object der Operationen zu Lande, wenn solche unternommen werden sollten, lieber die Niederlande zu wählen. Es war durchaus kein sentimentales Mitgefühl für das morsche deutsche Reich, das ihn nicht wünschen ließ, die Franzosen in Hannover zu sehen; ein solches lag weder in seinem Charakter, noch in der Auffassung der damaligen Zeit. Auch war die Gefahr, daß diese sich damit zum Herrn von ganz Deutschland machen könnten, längst nicht so groß, wie im österreichischen Erbfolgekriege; und damals hatte sie ihn nicht an einem engen Offensivbunde mit Frankreich gehindert.

Neutralität oder, wie wir es heute nennen, Localisierung des Krieges auf die See und die Colonien, war das politische Ziel, das Friedrich, seiner eigensten Interessen wegen, verfolgte. Ein eigenthümlicher Umstand erschwert es uns jedoch, die Ueberzeugung von den friedfertigen Gesinnungen, die er zu jener Zeit hegte, zu gewinnen, so unzweifelhaft die Thatsache nach den neuesten Forschungen auch feststeht. Wir alle wissen nämlich seit unseren Kindesjahren, daß des Königs Maßregeln dennoch zu nichts Anderem führten, als zu dem blutigen Kriege, der sieben Jahre hindurch

*) S. Friedrichs Brief an Kniphausen d. d. 17. Februar 1756 bei Schäfer, Beilage II, Nr. 27, S. 620.

Deutschland verwüstete, und daß er es war, der schließlich zuerst das Schwert erhob. Die Kenntnis der Folgen trübt unsern Blick; sie hindert uns, zu erkennen, wie es kam, daß ein den ursprünglichen Absichten des Königs so widersprechendes Resultat aus seinen Maßnahmen hervorging; sie macht es schwer, uns von der Ueberzeugung frei zu machen, daß er stets den Krieg gesucht habe. Nur, wenn es uns gelingt, die damaligen Verhältnisse aus demselben Gesichtspunkte anzusehen, unter dem sie ihm erscheinen mußten, ist es einigermaßen möglich, Verständnis für seine politischen Schritte zu gewinnen. Dennoch bleibt Manches verworren und unklar.

Der ganze November verging in der peinlichsten Ungewißheit für den König. Die Hoffnung, daß sich aus den nichtssagenden Vorschlägen des französischen Kabinets dennoch eine brauchbare Grundlage für eine Defensiv-Allianz bilden ließe, war zwar gering, aber er wußte doch wenigstens, woran er war. Auch mochte, wenn nur der außerordentliche Bevollmächtigte des Versailler Hofes wirklich erschien, vielleicht schon der Schein eines innigeren Einvernehmens mit Frankreich genügen, die feindlich gesinnten Mächte von einem Angriff zurückzuhalten. Aber der Monat verfloß und Nivernois verließ Paris nicht. Auf den glänzenden Sieg der französischen Waffen in Amerika über den General Braddock folgte eine ebenso schmähliche Niederlage, in der der französische General Dieskau, ein geborener Hesse, fiel. Doch selbst das vermochte die französische Regierung nicht aus ihrer Lethargie aufzurütteln. Da kam Friedrich flüchtig der Gedanke, ob vielleicht österreichisch-französische Abmachungen der Grund dieser unbegreiflichen Unthätigkeit wären. Aber der Verdacht, daß das Kaiserhaus sich mit den Bourbonen verbinden könne, um einen deutschen Staat mit Krieg zu überziehen, schien zu absurd; er verließ ihn bald wieder. Zu gleicher Zeit meldete ihm sein Gesandter, daß eine Diversion gegen Hannover nunmehr gänzlich aufgegeben sei, und sprach die Ansicht aus, die unthätige Schlaffheit des Königs und die Ohnmacht der einsichtsvollen Staatsmänner gegen den Einfluß seiner unfähigen Günstlinge sei der alleinige Grund der Gleichgiltigkeit der französischen Regierung. Daß man sich dort jemals zu einer kräftigen That aufraffen könnte, schien immer unwahrscheinlicher.

Auf der andern Seite lauteten die Nachrichten, welche Friedrich aus Rußland zugingen, jeden Tag bedenklicher. Die Unterzeichnung des englisch-russischen Vertrags erfuhr er bald, und wie derselbe in der That gemeint war, darüber konnte er nach den Verhandlungen des englischen Parlaments kaum in Zweifel sein. Dagegen hatten ihm die ge-

heimen Eröffnungen des Lord Holdernesse im verflossenen Sommer, sowie die bisherige Handlungsweise des Königs Georg längst verrathen, daß er von England keinen Angriff zu besorgen hatte. Im Gegentheil, der britische Monarch war offenbar froh, wenn er sich vor ihm gesichert wußte. Aber der neue Alliierte Englands faßte das Bündnis ganz anders auf. Mit britischem Gelde wurden jetzt große russische Truppenmassen mobilisiert und an die lithauische Grenze vorgeschoben. Der Czarin war es anscheinend nicht um Vertheidigung, sondern um einen Angriff zu thun. Wer stand dafür, daß sie ihrem Thatendurst nicht plötzlich gegen ihn Luft machte? Gegen diese Gefahr boten die vagen Aussichten auf eine französische Hilfe so gut wie gar keinen Schutz. Zugleich schmeichelte der Eifer, mit dem die britischen Minister seit Monaten Friedrichs Bündnis suchten, seinem Selbstgefühl. Die verächtliche Gleichgiltigkeit, mit der das Kabinet von Versailles dagegen den Abschluß einer Allianz mit ihm wie eine Bagatelle von Monat zu Monat hinausschob, verletzte ihn auf's empfindlichste, denn er glaubte, — und dabei ist er von einer gewissen Selbstüberschätzung nicht freizusprechen — daß er in politischer Beziehung von Niemand abhängig sei; er hielt sich ebenso selbstständig in der Wahl seiner Bündnisse, wie der größte Monarch Europa's. Vielleicht hoffte er auch, die Entschließungen der französischen Regierung zu forcieren, wenn er sich nun England näherte. Lord Holdernesse hatte ihm bereits am 21. November die Zusicherung gegeben, daß das Bündnis mit Rußland durchaus nicht gegen ihn besonders gerichtet sei, daß es nur die deutschen Staaten Sr. britischen Majestät gegen jeden Angriff sichern sollte. Es stände also ganz bei dem Könige von Preußen, den Marsch russischer Truppen zu verhindern.*) Seine Gesandten, Klinggräff in Wien und Hellen im Haag, berichteten gleichmäßig, daß die russische Regierung, feil und selbstsüchtig wie sie sei, nur von englischem Gelde abhänge. Das entschied.

Zwar schlug Friedrich die materielle Hilfe, die England ihm leisten konnte, nicht hoch an. Auch von Zuverlässigkeit und Aufrichtigkeit hatte die britische Regierung im letzten Kriege keine besonderen Beweise gegeben. Auf Eins konnte er jedoch bestimmt bauen, auf Georgs II. stete Fürsorge für seine Erblande. In diesem besondern Falle aber hatten die Minister und das Parlament das gleiche Interesse, daß dem Norden Deutschlands der Friede gesichert bliebe. In dem Wunsche waren sie

*) S. den Brief des Lord Holdernesse an den Herzog von Braunschweig vom 21. November 1755, bei Schäfer, Beilage II, 17, 12, I, S. 611.

gewiß aufrichtig. Ihr politisches Ziel war somit genau dasselbe, wie das Friedrichs, und einigte er sich mit ihnen zu einem Defensivbunde, so war Rußland zugleich entwaffnet.

Die britischen Staatsmänner griffen mit beiden Händen zu, als sie sahen, daß Friedrich endlich ihren Bitten nachgab. Bereitwillig opferten sie die Ansprüche in Beziehung auf die alte Streitfrage der gekaperten Schiffe. Der König dagegen zahlte gern die jahrelang zurückgehaltenen schlesischen Zinsen. Und so kam nach kurzen Verhandlungen am 16. Januar 1756 jener berühmte Neutralitätsvertrag von Whitehall oder Westminster zwischen Preußen und England zu Stande, dessen Folgen für beide Theile ebenso furchtbar, wie unerwartet werden sollten. Er enthält nur vier Artikel und sein Inhalt erscheint ganz unverfänglich. Beide Staaten garantierten sich ihren Besitzstand mit Ausnahme der außereuropäischen Colonien Englands. Sie verpflichteten sich, den als ihren gemeinsamen Feind anzusehen, der ein Heer in feindlicher Absicht nach Deutschland führte. In einem geheimen Artikel wurden die österreichischen Niederlande noch besonders von dieser Garantie ausgenommen.

Diese Concession, so dachte Friedrich, sollte eine etwa entstehende Eifersucht des Versailler Hofes um so leichter beschwichtigen, da man eine Unternehmung gegen Hannover um diese Zeit gänzlich aufgegeben hatte; denn er verkannte nicht, daß dort nur zu leicht der Gedanke entstehen könnte, er habe Frankreich in seiner Kriegführung beschränken wollen.

Aber seine nachträgliche Rücksichtnahme genügte nicht und das Uebelste war, daß er ganz allein sich selbst die Schuld des begangenen Irrthums zuschreiben mußte. Den wohlgemeinten, gewichtigen Rath seines Gesandten in Paris hatte er nicht beachtet oder wenigstens nicht abgewartet. Daß die Neutralität an sich das einzig Richtige sei, darüber war der erfahrene Kniphausen derselben Meinung mit seinem königlichen Herrn; aber als Friedrich ihm seine Absichten mittheilte, warnte er auf's ernstlichste vor dem Abschluß eines Vertrages mit dem offenen Feinde Frankreichs. Es schien ihm unthunlich, mit beiden Parteien gleichzeitig einen Freundschaftsbund abzuschließen. Er rieth dringend, die indolente Haltung der französischen Regierung nicht zu hoch anzuschlagen, denn er besorgte, eine vermeintliche Geringschätzung möchte trotz Allem das erregbare stolze Blut der Bourbonen in Wallung bringen. Nur wenn man mit vollem Vorwissen der französischen Staatsmänner die englischen Verhandlungen führe, schrieb er, sei es vielleicht denkbar, deren Zustimmung zu gewinnen. Doch selbst diese Hoffnung erscheint etwas

zu optimistisch, wenn man liest, wie energisch der Minister Rouillé sich ihm gegenüber gegen jede Beschränkung der vollen Actionsfreiheit Frankreichs ausspricht.*) Doch dem sei, wie ihm wolle, Friedrich schienen die Bedenken Kniphausen's nicht gewichtig genug; auch erreichten ihn seine letzten Schreiben nicht mehr rechtzeitig. Er hielt es nach wie vor für unmöglich, daß die französische Regierung sich aus ihrer Gleichgiltigkeit aufraffen könnte. Eine kurze Verstimmung war Alles, was er als äußerste Folge des Schrittes fürchtete, den er zu seiner Sicherheit für nothwendig hielt. Er hatte sich bitter getäuscht.

Die ersten Nachrichten über die geheimen Verhandlungen mit England gingen dem französischen Kabinet vom Haag und von Wien zu. Der Schleier, mit dem man sie geflissentlich umhüllte, erweckte Argwohn, und die Erinnerung an die Unzuverlässigkeit, die Friedrich bei früheren Gelegenheiten gezeigt hatte, vermehrte den Verdacht, daß etwas Besonderes im Werke sei. Nun endlich beschleunigte man die Sendung von Nivernois. Anfangs Januar begab sich derselbe auf die Reise und am 12. traf er in Berlin ein. Es war zu spät. Schon am 2. Januar hatte Friedrich für seinen Gesandtschaftssecretair in London, Louis Michell, die nöthigen Vollmachten ausgefertigt und am 16. fand zu Westminster die Unterzeichnung des Neutralitäts-Vertrags statt.

Nivernois erkannte sofort, daß seine Mission gegenstandslos geworden war, doch verbarg er als vollendeter Hofmann seine Enttäuschung. Bei seiner Antrittsaudienz am 14. Januar sprach er mit vieler Bewunderung von dem König, von den Manufacturen, von Allem, was er in Berlin sah; aber seines Auftrages erwähnte er nicht.**) Endlich, zehn Tage nachher kam er mit seinen eigentlichen Absichten heraus. Er proponierte dem Könige eine Erneuerung des alten Defensiv-Vertrags und suchte ihn durch Aussicht auf reiche Beute zur Invasion Hannovers zu verlocken. Die Bedingungen, unter denen man sich einigen wollte, waren dem Könige zwar längst bekannt; jedoch als der Gesandte am Ende wirklich mit dem Anerbieten der Abtretung der Insel Tabago herauskam, da konnte er sich des Spottes nicht erwehren und meinte: — „Man möge sich nach einem geeigneteren Gouverneur von **Barataria** umsehen", — der Insel des Sancho Pansa.***)

*) Vgl. Kniphausen's höchst interessanten Bericht, d. d. 21. und 23. Januar 1756 bei Schäfer I, Beilage II, 19, S. 612 ff.

**) Ueber diese Verhandlungen s. Schäfer I, S. 126 ff.

***) S. Oeuvres de Frédéric XXVII, 3, 282; IV, 31.

Damit war die Sache jedoch nicht abgethan. Denn die Nachricht von dem Abschluß des Vertrags mit England hatte sich mittlerweile durch ganz Europa verbreitet und erregte allenthalben das ungeheuerste Aufsehen. Vergeblich suchte der König nun den Gesandten zu überzeugen, wie derselbe ja auch im französischen Interesse sei; umsonst suchte er zu beweisen, daß, wenn auch der Tractat der englischen Regierung gestatte, ihre wenigen deutschen Hilfstruppen nach der Heimathsinsel herüberzuziehen, er dagegen ein actives Auftreten von 50,000 verbündeten Russen hindere. Umsonst legte Friedrich dem Gesandten wenige Tage später das Document selbst einschließlich des geheimen Artikels im Original vor. Ueber eine bedenkliche Thatsache war dennoch nicht hinwegzukommen: er hatte ohne Vorwissen seines alten Verbündeten mit dessen offenem Feinde sich verbündet. Daß das eigene Interesse seines Landes diesen Schritt vielleicht unabweislich gemacht hatte, entschuldigte ihn nicht in den Augen des französischen Monarchen. Der indolente Ludwig fühlte sich durch diese offenbare Geringschätzung auf's tiefste beleidigt. Sein Zorn machte sich in scharfen Worten Luft. Seine Umgebung fand es gleichfalls unerhört, daß Se. Allerchristlichste Majestät von einem kleinen Fürsten, den man sich wie einen gehorsamen Vasallen vorzustellen liebte, mit solcher Misachtung behandelt war.

Es ist höchst interessant, aus den Knirphausen'schen Berichten jener Zeit zu ersehen, wie sich nun in den maßgebenden Kreisen von Versailles der Haß gegen Friedrich entzündete, wie er lawinenartig anschwoll und selbst vernünftige, ruhige Männer mit sich fortriß. Der Bericht Nivernois' über seine Unterredung mit dem Könige traf am 4. Februar in Versailles ein. Er fand schon eine sehr erregte Stimmung vor. Die Partei der Pompadour und des österreichischen Gesandten war nicht müssig gewesen; sie hatten nach Kräften den Funken zur Flamme angeblasen. Der zusammenberufene Conseil stimmte daher fast einhellig für die Verwerfung der preußischen Allianz. Nach Ablauf des noch bestehenden Defensivbündnisses sollte dasselbe nicht erneuert werden. Nur Friedrichs alter Verehrer, der Marschall Belleisle, wagte es, dem allgemeinen Sturm gegenüber, seine Stimme zu erheben. Er warnte eindringlich, sich nicht von momentaner Empfindlichkeit zu einer Maßregel hinreißen zu lassen, die dem Staatswohl offenbar zuwiderliefe. Man ließ ihn kaum zu Worte kommen. Die Heißsporne wollten sogar, daß Nivernois, in dem Frankreich vor ganz Europa beleidigt sei, unverzüglich zurückberufen würde. Mit Mühe gelang es Belleisle, wenigstens diesen äußersten Schritt zu verhindern und es durch-

zusetzen, daß man ihn bis zur Ankunft des neuen Gesandten Valori in seiner Stellung beließ.

Friedrich selbst konnte sich jetzt kaum mehr darüber täuschen, daß er einen großen Irrthum begangen hatte. Er hatte auf die glatte friedliche Oberfläche der Zustände am Versailler Hofe zu fest vertraut und sah nun zu seiner Ueberraschung, daß er einen Sturm heraufbeschworen hatte, den es schwer hielt zu beschwichtigen. Durch alle die vertrauten Briefe, die er in den folgenden Monaten an seinen Gesandten richtete, klingt die Erkenntnis des eigenen verhängnisvollen Misgriffs deutlich hindurch. Noch im März gesteht er Valori, daß er gegen Ludwig XV. in der Form gefehlt habe. „Doch, mein Freund", fügte er hinzu, „Sie wissen, daß ich es nicht böse gemeint habe. Ich wünsche nichts sehnlicher, als die Freundschaft des Königs und werde so handeln, daß er sich nicht über mich zu beklagen haben soll."*) Vielleicht hätte er jetzt gern das neue Bündnis wieder rückgängig gemacht, um das alte zu conservieren. Aber das war unmöglich. Vernunftgründe hielten die französische Regierung nicht mehr auf der abschüssigen Bahn an, auf der sie unaufhaltsam abwärts trieb. Alles, was der König noch hoffen durfte, war, sie so weit zu beruhigen, daß die ihm feindliche Stimmung sich wenigstens nicht bis zu einem offenbaren Bruche verschärfte. Ja, seine Noth war so groß, daß er nun endlich Kniphausen autorisierte, der Pompadour zu schmeicheln.**)

Doch auch dazu war es längst zu spät. Die österreichischen Diplomaten ernteten voll und ganz die Früchte ihrer langjährigen Bemühungen. Was sie bis dahin selbst kaum für möglich gehalten hatten, war geschehen. Mit unvergleichlicher Geschicklichkeit wußten sie nun die Kluft zwischen Frankreich und Preußen zu erweitern. Die Pompadour wurde durch königliche Verfügung zur Palastdame der Königin ernannt. Sie herrschte jetzt unbeschränkt, und immer willenloser trieb die französische Politik im Fahrwasser habsburgischer Staatskunst.

Nivernois blieb zwar bis zum 3. April in Berlin, wo der König ihn mit der größten Aufmerksamkeit behandelte. Auch stellte er diesem noch seinen alten Freund Valori als Nachfolger von la Touche vor. Aber der neue Gesandte hatte keinen Auftrag zu weiteren Verhandlungen.

---

*) S. Valori, Mémoires I, S. 302 ff.

**) S. die höchst interessante Correspondenz zwischen dem König und Kniphausen in den Monaten Januar bis Juni 1756, namentlich den eigenhändigen Brief Friedrichs vom 10. Februar (Nr. 26) bei Schäfer I, Anlage II, Nr. 21 ff., S. 616 ff.

Nicht einmal von den Instructionen seines Vorgängers war er in Kenntnis gesetzt.

Noch einmal schien indeß die französische Regierung die Absicht zeigen zu wollen, nicht ganz mit Preußen zu brechen. Sie zahlte nämlich die seit dem 1. Februar fällige Rate der braunschweigischen Subsidien am 22. April baar aus. Das war der letzte Schritt in der alten Richtung.

Um dieselbe Zeit brachte ein Memoire, das der Graf Starhemberg der Pompadour überreichte, die Entscheidung. Dasselbe suchte nachzuweisen, wie viel vortheilhafter es, ganz abgesehen von der Frage der Religion, für die Versailler Regierung und ihre Politik sein würde, wenn sie einen unabhängigen mächtigen Verbündeten in Deutschland besäße, statt vieler kleiner. Und dann ward am 1. Mai 1756 das verhängnisvolle Bündnis zwischen Oesterreich und Frankreich unterzeichnet. Eine widersinnigere Allianz ist wohl kaum je geschlossen worden. Ihre Bedingungen sind in drei getrennten Documenten niedergelegt: einer Neutralitäts-Convention, einem Unions- und Freundschafts-Vertrage und fünf geheimen Artikeln. Frankreich und Oesterreich verpflichteten sich zu gegenseitiger Hilfe mit einem Corps von 24,000 Mann. Doch verzichtete der Hof von Versailles, obschon er bereits im Kriege begriffen war, gleichzeitig wieder auf diese Hilfe gegen seinen jetzigen Feind. Dagegen versprach er, das Haus Habsburg, das im vollsten Frieden mit allen seinen Nachbaren lebte, zu unterstützen, falls es von Jemand angegriffen werden sollte. Und das ist noch nicht Alles. Den Beschränkungen, welche, wie man behauptete, der Vertrag von Westminster der französischen Kriegführung auferlegte, fügte man sich, Oesterreich gegenüber, gern; man erkannte bereitwillig die Neutralität der Niederländischen Provinzen an. Das Zugeständnis Oesterreichs dagegen, seine stipulierte kräftige Hilfe zu leisten, wenn ein anderer Feind außer England auf dem Kampfplatz erschiene, hatte kaum einen praktischen Werth; denn beide Parteien wußten, daß ein solcher Fall nicht eintreten würde. Die ganze Allianz bedeutete also in der That nichts weiter, als daß Frankreich dem Hause Habsburg in jedem Falle Hilfe gegen Preußen zusicherte, ohne irgend welche Gegenleistung.

War aber der Vertrag von Westminster von Friedrichs Seite ein verhängnisvoller Irrthum, so war er von Seiten der britischen Staatsmänner fast Verrath an dem eigenen Lande und an dem neuen Verbündeten. Mit Recht machte die Oppositionspartei im Parlament der Regierung die schärfsten Vorwürfe darüber. Pitt fand es unerhört, daß man dem Könige von Preußen 20,000 Pfd. Sterling Entschädigung für

die bis dahin zurückbehaltenen Schiffe zahlen wolle. Man wisse ja nicht einmal, sagte er, ob er diese Zahlung verlangt oder ob man sie ihm aus freien Stücken angeboten habe, um seine Hilfe zu gewinnen. Das Recht der Oberherrschaft zur See, das jedem Briten so theuer ist, sei also aufgegeben, ohne daß England eine Gegenleistung empfinge. Nur für den Schutz des Kurfürstenthums sei das Bündnis von Werth; England brächte es keinen Mann Verstärkung.*) Was würde Pitt erst gesagt haben, wenn er den geheimen Artikel des Vertrags gekannt hätte! Denn dieser gab um Hannovers willen preis, was die Briten seit Jahrhunderten als die Schutzmauer ihrer eigenen Unabhängigkeit ansahen — die Barriere der Niederlande.

Mittlerweile kam die Gefahr für England noch näher. Seit dem Ende des Jahres 1755 begann es mit den französischen Kriegsrüstungen endlich Ernst zu werden. In allen Häfen des nördlichen Frankreichs herrschte die fieberhafteste Thätigkeit. Auf den Heerstraßen, die aus dem Innern nach der Küste führten, marschierten große Truppenmassen nordwärts. Die öffentlichen Blätter in Paris sprachen in geheimnisvollen Worten von einem gewaltigen Landungs-Unternehmen. In London selbst wurden bedrohliche Allarm-Nachrichten durch französische Agenten verbreitet.**) Die Gefahr einer Invasion, die man, so lange sie dem kleinen offenen Kurfürstenthum zu drohen schien, mit Gleichgiltigkeit und Verachtung behandelt hatte, rief nun, als sie gegen das große, durch seine insulare Lage geschützte England selbst heranzog, die furchtbarste Bestürzung hervor. Der Brite liebt es, seine Abneigung gegen persönliche Ableistung der Militairpflicht so darzustellen, als wenn sie durch eine erhöhte Opferfreudigkeit in den Stunden ernster Gefahr compensiert würde. Zur Vertheidigung des theuren Bodens der Heimath wird, so glaubt er, jeder Bürger Soldat und jedes Haus eine Festung. In der Wirklichkeit hat sich jedoch stets das Gegentheil gezeigt. Selbst zur Zeit der schottischen Revolution hatten die freiwilligen Bewaffnungen nur ein verschwindend kleines Resultat ergeben, und die Rebellen konnten fast ohne Widerstand bis Derby vordringen. Der Kleinmuth aber, der jetzt die Bevölkerung von Großbritannien ergriff, übersteigt das Maß alles vorher Dagewesenen, und die Erinnerung an jene klägliche Zeit sollte noch heute jedem Engländer die Röthe der Scham in's Gesicht treiben. Von der Zuversicht des Erfolges und der männlichen Entschlossenheit, die man zur Schau

*) S. Walpole, Memoirs II, S. 37. 41 ff.

**) S. Stuhr's Forschungen I, S. 24 ff.

getragen hatte, so lange der Krieg zur See und in den fernen Colonien geführt werden sollte, war Nichts mehr zu spüren. In jedem französischen Segel, das sich auf dem Kanal zeigte, sah man die Vorhut einer französischen Flotte. Nun erinnerte man sich mit Schrecken, welche Unsummen die Regierung vergeudet hatte, um fremde Hilfstruppen unter den Waffen zu halten. Mit Recht sagte Pitt, daß man für dasselbe Geld eine weit größere nationale Armee hätte aufstellen können. Alle constitutionellen Bedenken waren für den Augenblick vergessen. Jetzt gedachte man nur des Umstandes, daß das britische Wehrsystem im Ganzen dem der continentalen Staaten glich. Die, welche sich bis dahin im Parlamente am heftigsten jeder Vermehrung der Armee widersetzt hatten, beschuldigten nun die Minister der Unfähigkeit und Unentschlossenheit, weil sie das Heer, trotz der ungeheuren finanziellen Hilfsquellen, über die sie verfügten, nicht in derselben Weise verstärkt hätten, wie der feindliche Nachbar auf dem Continente. Freilich für jetzt kam diese Betrachtung zu spät. Auch half es wenig, wenn Pitt in tragischem Pathos klagte: „Ich möchte unsern entnervten Zustand weit in das Land hinausrufen; ich möchte, ganz England hörte es, daß es so weit mit uns gekommen ist, daß 20,000 Mann von Frankreich uns erschrecken können.“ *)

An dem wirklichen Stande der Dinge änderte das nichts; eine, genügende Truppenzahl gab es einmal nicht und konnte auch nicht so rasch beschafft werden. So arg aber war es, daß zu dieser Zeit noch eine Menge Obersten- und höhere Stellen unbesetzt bleiben mußten, weil Newcastle fürchtete, der Herzog von Cumberland möchte sie ihm feindlich gesinnten Persönlichkeiten geben.**) Auch war Nichts von jenem hohen Patriotismus zu verspüren, der während des letzten Krieges Frankreich bewog, noch an seine eigenen Hilfsquellen und das Blut seiner Söhne zu appellieren, als seine Armeen vernichtet waren und bereits Alles verloren schien. Man dachte jetzt nur daran, wie man möglichst schleunigst fremde Söldner herüber holte; ihnen wollte man die Vertheidigung des heiligen Bodens des Vaterlandes überlassen.

Mit unerhörter Perfidie wandten sich dieselben Staatsmänner, die soeben tractatmäßig die Niederlande einem französischen Einbruch preisgegeben hatten, zunächst an die Generalstaaten um Hilfe. Auf Grund alter Verträge erbaten sie die Herübersendung eines holländischen Truppencorps nach England. Die hochmögenden Herren ahnten zwar

*) S. Walpole, Memoirs I, S. 440.

**) S. Carlyle, Tauchn. ed. IX, S. 229, und Walpole II, S. 19.

nicht die ganze Doppelzüngigkeit der britischen Politik; aber seit den Erfahrungen des letzten Krieges hatten sie jede Lust, sich am Kampfe activ zu betheiligen, verloren. Sie wollten unter allen Umständen neutral bleiben, und von Frankreich hatten sie bereits die Zusicherung erhalten, daß ihre Neutralität respectiert werden würde. Sie lehnten deshalb das englische Ansinnen rund ab.

Da mußte man sich denn an die verachteten deutschen Söldner wenden, um Schutz für die bedrohte Heimath zu gewinnen. Im April 1756 erging an das gefügige Parlament die Mittheilung, daß die Regierung die im britischen Solde stehenden Hessen herüber beordert habe. Kein Widerspruch erhob sich gegen diese Maßregel, die übrigens schon im Januar beschlossen war. Die Anhänger des Ministeriums benutzten die günstige Stimmung. Einige Tage später (am 29.) beantragten sie eine Adresse an die Krone, worin Se. Majestät gebeten ward, seine hannoverschen Truppen gleichfalls kommen zu lassen. Auch jetzt entstand keine ernstliche Opposition; so sehr hatte die allgemeine Furcht vor der Gefahr den Parteigeist gebändigt.

Nur Pitt sprach dagegen; seine Worte klangen aber mehr, wie wenn er die Pflicht erfüllte, sich jeder Regierungsmaßregel zu widersetzen, als wenn er wirklich Grund zum Tadel gefunden hätte. Auch scheint durch seine Reden in jenen Tagen eine andere Erkenntnis klar hindurch; er sah ein, daß er vor Allem den Monarchen versöhnen müsse, wenn er je an's Ruder kommen wollte. Stets fügte er dem schärfsten Tadel gegen die Minister schwungvolle Versicherungen der Loyalität gegen den König hinzu. Jetzt benutzte er gar die Gelegenheit, feierlichst zu versichern, daß er nie gegen die hannoverschen Truppen an sich habe Uebles sagen wollen! Er meinte nur, sie seien zur Vertheidigung Englands unnöthig. Auch die Hessen erklärte er für schöne Truppen, obgleich — und da machte sich der ungemessene Geldstolz des Briten und die Verachtung gegen die ärmlichen Bewohner des Continents Luft — man sich darüber nicht zu sehr wundern dürfe; denn sie hätten ihren Sold von den hungrigen Gebühren Deutschlands auf die Höhe britischer Bezahlung erhoben.*)

Die hannoversche Regierung kam dem Wunsche ihres Monarchen bereitwillig entgegen. Auch scheinen keine Bedenken darüber aufgetaucht zu sein, daß diese bewaffnete Unterstützung Englands von Seiten Frankreichs als ein Bruch der Neutralität aufgefaßt werden könnte. Vielleicht getröstete man sich der Zuversicht, das mächtige Großbritannien werde

---

*) S. Walpole II, S. 30 ff.

die Erblande seines Königs vor den etwaigen Folgen dieser Hilfsleistung mit derselben Bereitwilligkeit schützen. Es war dasselbe Vertrauen, mit dem selbst heute noch, nach wiederholten bitteren Enttäuschungen, die Mehrzahl der Bevölkerung Hannovers auf England sieht, als das Land, von dem sie glaubt, daß es an seinem traurigen Schicksal, an dem Untergange seiner Dynastie das lebhafteste und thätigste Interesse nähme!

Das hessische Corps*) setzte sich am ersten in Bewegung; Mitte April schon verließ es seine Heimath. In Stade wurde es von 48 Transportschiffen erwartet und segelte am 2. Mai ab. Ein starker Nordwestwind verhinderte jedoch die Escadre lange, aus der Elbe-Mündung herauszukommen; bis zum 7. Mai mußte sie bei Cuxhaven stille liegen; dann erst legte sich der Sturm. Acht volle Tage vergingen trotzdem, ehe die Hessen Southampton erreichten (am 15.). In der Zeit vom 19. bis zum 22. wurden sie sodann ausgeschifft und in Salisbury in Cantonnierungs-Quartiere verlegt.

Die hannoverschen Truppen**) folgten vierzehn Tage später. Zwischen dem 11. und 14. Mai wurden auch sie auf 21 englischen Transportschiffen in Stade embarquiert; am 15. gingen sie unter Segel. Das Commando führte der General von Sommerfeld. Unter ihm befehligten der

*) Es bestand aus 8 Bataillonen der Regimenter Garde, Grenadiere, Leibregiment, Prinz Karl, Ysenburg, Fürstenberg und Canitz, nebst 16 dreipfündigen Regiments-Kanonen, im Ganzen 8000 Mann unter dem Generallieutenant Grafen von Ysenburg-Birstein. S. Rénouard, Geschichte des Krieges in Hannover ꝛc. I, S. 41 ff.

**) Dieselben bestanden nach v. Sichart a. a. O. III, 1, S. 288 ff., aus folgenden Bataillonen:

	Garde	2	Bataillone,
Regiment	Spörcken	1	Bataillon,
„	Fabrice	1	„
„	Hodenberg	1	„
„	Hardenberg	1	„
„	Wangenheim	1	„
„	Hauß	1	„
„	Diepenbroick	1	„
„	Zastrow	1	„
„	Oberg	1	„
„	Kielmansegge	1	„
	Summa:	12	Bataillone.

Dazu 5 Compagnien Artillerie und Train, im Ganzen 9050 Mann. — Um einen Maßstab für den materiellen Werth dieser Unterstützung zu haben, die Hannover damals England leistete, sei daran erinnert, daß das britische Heer, welches zehn Jahre früher bei Culloden das Schicksal der drei Königreiche entschied, geringer an Zahl war, als das Hilfscorps.

Generallieutenant von Spörcken und die Generalmajore Graf von Kielmansegge und von Oberg. Die unmittelbare Beschützung der britischen Hauptstadt war die Aufgabe des hannoverschen Hilfscorps. Nach einer glücklichen Fahrt von nur sechs Tagen landete es am 21. Mai bei Chatham in der Mündung der Themse. Dann marschierte es in zwei Colonnen nach Maidstone und Canterbury in der Grafschaft Kent, wo man es einquartierte. Gleichzeitig (am 17. Mai) erfolgte nun endlich die officielle Kriegserklärung von Seiten Englands; die französische erschien am 9. Juni.

Die Gefahr für die britischen Inseln war indeß längst vorüber, als die deutschen Hilfstruppen anlangten, die sie abwenden sollten. Es war jetzt klar, daß die Vorbereitungen an der französischen Nordküste nur dazu gedient hatten, die Aufmerksamkeit von den Häfen des Mittelmeeres abzuziehen, wo mittlerweile eine gewaltige Expedition gegen die Insel Minorka ausgerüstet ward. Diese kleinere der beiden balearischen Inseln befand sich seit dem September 1708 in britischem Besitz. Wegen der Nähe von Toulon war sie den Franzosen längst ein Dorn im Auge. Mit ihrer gewöhnlichen Sorglosigkeit hatte die britische Regierung jedoch nicht an rechtzeitige Verstärkung der Garnison gedacht. Selbst der designierte Gouverneur der Insel, Lord Tyrawley, befand sich noch in England, als den Ministern die ersten Nachrichten zugingen, daß sich beträchtliche französische Truppenmassen Rhone-abwärts bewegten. Der englische Consul in Genua berichtete ferner, in Toulon würden 12 bis 14 Linienschiffe ausgerüstet.*) In der Besorgnis vor einer Landung überhörte man auch diese Warnung. Jede Fähigkeit, auf Anderes zu achten, was nicht so nahe lag, war verloren gegangen.

Im April jedoch war keine Täuschung mehr möglich. In aller Eile entsandte man nun eine Escadre von 10 Schiffen, um der bedrohten Colonie Hilfe zu bringen; indeß man durfte kaum hoffen, daß sie noch vor Ankunft der Franzosen Minorka erreichen könnte. Admiral Byng übernahm das Commando über diese kleine schlecht bemannte und schlecht ausgerüstete Flotte. Und in der That, am 5. Mai kam die bestürzende Kunde nach England, daß bereits an demselben Tage, an welchem sie die Heimath verlassen hatte, am 18. April, 16,000 Franzosen bei Ciudadella auf der Westseite der Insel gelandet seien.

Der Herzog von Richelieu befehligte diese Streitmacht. Die Flotte, welche sie herübergebracht hatte, bestand aus 12 Linienschiffen, 5 Fregatten

*) S. Lord Mahon, Hist. of England, Tauchn. ed. IV, S. 65 ff.; Carlyle, Tauchn. ed. IX, S. 231; Walpole II, S. 36. 51 ff. 65 ff.

und mehr als 100 Transportfahrzeugen unter dem Admiral la Gallisonnière. Die britische Besatzung dagegen war nur 2800 Mann stark. Sie lag in der kleinen Hafenstadt Mahon auf der Ostseite der Insel in Garnison. Glücklicherweise waren die Wege, welche dem nahenden Feinde zur Verfügung standen, steil und felsig. Das französische Heer kam deshalb nur langsam vorwärts, und die Engländer gewannen Zeit, sich in das Fort Philipp zurückzuziehen, welches den Hafen beherrschte. Ebenso gelang es der kleinen britischen Escadre, welche sich dort befand, rechtzeitig nach Gibraltar zu entkommen. Fünfzig Jahre des Besitzes hatten nicht genügt, die Bevölkerung Minorka's für ihre jetzigen Herren zu gewinnen. Religion und Stammesverwandtschaft zogen sie vielmehr zu den Franzosen, die sie als Befreier begrüßten. Nur sechzehn Personen im Ganzen gehörten der britischen Partei an. Dazu waren die Festungswerke theils unvollendet, theils schon wieder verfallen; auch lagen sie nicht einmal günstig für die Vertheidigung. Ein Fort aber, auf der andern Seite des Hafens, welches uneinnehmbar gewesen sein würde, hatte der letzte Gouverneur aus Haß gegen seinen Vorgänger wieder niederreißen lassen, um das jetzt vorhandene, weit unvortheilhafter gelegene mit enormen Kosten zu erbauen.*) So beruhte die Hoffnung auf Rettung allein in dem Vertrauen auf den tapferen Commandanten, den General Blackeney, denselben, der vor zehn Jahren das Schloß Stirling mit äußerster Hartnäckigkeit gegen die schottischen Rebellen vertheidigt hatte. Alt und gebrechlich wie er war, mochte doch sein eiserner Charakter die fehlenden Widerstandsmittel mehr als ersetzen.

Nach wenig Tagen fand sich die kleine britische Garnison von allen Seiten eingeschlossen. Doch war der felsige Untergrund den Belagerern sehr hinderlich, so daß erst am 8. Mai die Trancheen eröffnet werden konnten. Die Besatzung hoffte deshalb um so mehr auf rechtzeitige Hilfe vom fernen Mutterlande. Täglich vom Aufgang der Sonne, bis sie wie ein glühend rother Feuerball am wolkenlosen Horizonte wieder untertauchte, hingen die Blicke der Tausende von tapferen Männern an der dunkelblauen glatten Fläche des mittelländischen Meeres. Jeden Südwind, der die Wellen kräuselte, begrüßten sie mit Frohlocken, denn er mußte den Entsatz herführen. Aber eine Woche nach der andern verging in vergeblicher Erwartung. Nichts war zu sehen, als die Reihen der feindlichen Kriegsschiffe, die unbeweglich außerhalb des Hafens vor Anker lagen — und ihn streng blockiert hielten. Endlich — ein voller Monat war schon ver-

*) S. Walpole II, S. 36.

gangen — am Morgen des 19. Juni glaubten die Belagerten eine ungewöhnliche Bewegung in der französischen Flotte zu erkennen. Avisos kamen und gingen. Einzelne Fregatten lichteten die Anker und steuerten mit gefüllten Segeln südwärts. Die Stückpforten aller Fahrzeuge öffneten sich und zeigten Hunderte von Feuerschlünden. Die Verdecke wurden zum Gefecht klar gemacht. Offenbar bereitete man sich zum Kampfe.

Und dann tauchten am fernen Horizonte erst einzelne Masten, dann ein ganzer Mastenwald auf. Schon erkannte man deutlich an den Wimpeln die Farben Englands, die lustig im Morgenwinde flatterten. Die Brise war indeß viel zu schwach für die Ungeduld der Eingeschlossenen, und der lange Sommertag ging zu Ende, ehe die ersehnten Befreier heran waren. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen innerhalb der britischen Feste der Aufgang der Sonne erwartet wurde. Endlich ward es hell. Und nun entfaltete sich vor den Augen der Besatzung ein großartiges Schauspiel. Ein günstiger Südwind trieb die englische Flotte in einer dichten Masse heran. Die Franzosen erwarteten sie in ausgedehnterer Front. Dann begann der Donner der Geschütze und hallte an den rothbraunen Felswänden von Minorka wieder. Dichte Wolken von Pulverrauch hüllten bald beide Theile ein. Man erkannte nur noch, wie der Admiral la Gallisonnière wegen der großen Länge seiner Schlachtlinie nicht seine ganze Flotte in's Gefecht bringen konnte. Um so mehr hofften die Belagerten, die geschlossen heransegelnden englischen Schiffe würden trotz ihrer Minderzahl die dünnen feindlichen Reihen durchbrechen. Aber Stunde nach Stunde verging ohne sichtlichen Erfolg; dann machten einzelne britische Fahrzeuge, die von dem Gros abgetrennt waren, sich mit zerfetzten Segeln davon. Das war ein bedenkliches Zeichen. Offenbar fehlten dem Angriffe Byng's jene Entschlossenheit und Energie, die meist den Sieg verbürgt. Es wurde indeß dunkel, ehe das Gefecht entschieden war.

Wieder verging eine Nacht in der peinlichsten Erwartung. Indeß daß Briten zur See geschlagen werden könnten, war undenkbar. Den Sieg, den der verflossene Tag nicht gebracht hatte, mußte der folgende bringen. Mit Bestimmtheit hofften die Eingeschlossenen auf Erneuerung des Kampfes und ihre Befreiung. Schlaflos verbrachten sie die Nacht. Die Sonne erhob sich viel zu langsam für ihre Ungeduld. Endlich stieg sie strahlend und wolkenfrei, wie immer, aus der Wasserfläche empor. Aller Blicke richteten sich gespannt auf die Stelle, wo Tags zuvor ihre Landsleute gekämpft hatten. Aber wer malt die allgemeine Bestürzung, als man erkannte, daß die britische Flotte verschwunden war. Erst wollten die

Engländer ihren Augen nicht trauen. Aber bald war kein Zweifel mehr möglich — sie waren verlassen. Byng war nach dem sicheren Gibraltar zurückgekehrt. Doch den Muth der tapferen Vertheidiger konnte das Unglück nicht beugen. Von der Heimath im Stich gelassen, fast ohne Hoffnung auf Entsatz, unter der brennenden Sonne des Südens, hielten sie noch über einen Monat aus. Die französischen Batterien überschütteten sie mit einem übermächtigen Feuer, dennoch weigerte Blackeney hartnäckig die Uebergabe.

Mitte Juli waren drei praktikable Breschen in der Mauer geöffnet; trotzdem wagten die Franzosen 14 Tage lang keinen gewaltsamen Angriff. Dann endlich erstürmten sie, am 27. Juli, den so lange vertheidigten Platz mit glänzender Bravour. Die Capitulation, die man jetzt abschloß, ehrte Angreifer und Vertheidiger. Der Garnison gewährte man freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren; sie ward nach Gibraltar transportiert. Aber dennoch konnte der Vertrag nur die eine traurige Thatsache anerkennen — Minorka war für England verloren und für immer.

Es ist kaum möglich, sich einen Begriff von der ungeheuren Entrüstung zu machen, die bei der Kunde von dem unglücklichen Seegefecht bei Minorka die Bevölkerung von Großbritannien ergriff. Der Brite sieht von Kindheit an auf seine Flotte, wie auf das unüberwindliche Bollwerk seines Vaterlandes; er hält sie der Seemacht jedes anderen Staates unendlich überlegen und glaubt fest, daß selbst das größte Misverhältnis der Stärke dies Uebergewicht nicht ausgleichen könne. Und nun war gar eine fast gleiche Zahl englischer Schiffe vor der verachteten französischen Flotte zurückgewichen. Mit unzweifelhafter Gewißheit hatte man nicht allein auf den Sieg gerechnet — nein, auch das Richelieu'sche Landheer hatte man schon unrettbar verloren gesehen, wenn das Geschwader, das ihm die Subsistenzmittel zuführte, zerstreut war. Wenn im Anfange des Krimkrieges die russischen Kriegsschiffe aus dem Hafen von Sebastopol hervorgebrochen wären, die englische Flotte geschlagen und die Transportschiffe genommen hätten, die Volkswuth hätte nicht größer sein können. Man gab sich nicht einmal die Mühe, den Werth oder Unwerth der ersten Nachricht zu untersuchen, die durch Vermittelung des spanischen Gesandten in Paris nach London gelangte. Byng mußte abgesetzt und hingerichtet werden, das war das allgemeine Geschrei. Die Minister hüteten sich wohl, der öffentlichen Meinung zu widersprechen; im Gegentheil, sie thaten ihr Möglichstes, sie noch mehr zu entzünden. Denn nur so konnten sie hoffen, daß die Hauptursache des Unglücks, ihre eigene Nachlässigkeit und ihr Mangel an Voraussicht, unbeachtet bleiben möchte. Mit Fleiß ver-

breiteten sie die Erzählung, den König ließe die Sorge um den Verlust dieser britischen (!!) Besitzung weder schlafen noch essen. Den Bericht des unglücklichen Admirals, der seine Umkehr nach Gibraltar meldete, habe er zornig auf den Boden geworfen mit dem Ausrufe: „Dieser Mann will nicht fechten!“ Der tapfere Herzog von Cumberland war jedoch in der That auf's äußerste entrüstet. „Wir sind verloren“! rief er aus. „Zur See und zu Lande sehe ich nur Feiglinge. Ich schäme mich meines Standes!“ *)

Unverzüglich entsandte man ein Schiff nach Gibraltar, um Byng abzusetzen und zu arretieren. Am Tage der Capitulation von Minorka, den 26. Juni, landete der bedauernswerthe Mann in Portsmouth. Seine Ankunft fachte die allgemeine Wuth von neuem an. Viele Grafschaften, die bedeutendsten Städte des Reichs sandten Adressen an den König und baten um Untersuchung der Vorgänge und strenge Bestrafung der Schuldigen. Am heftigsten drängte eine Deputation der City selber den Monarchen, und die zitternden Minister überredeten ihn, in allgemeinen Ausdrücken sein königliches Wort zu verpfänden, daß „kein Deliquent“ der strafenden Gerechtigkeit entgehen solle. Der Herzog von Newcastle ging in seiner Angst noch weiter. „Natürlich soll er unverzüglich verhört werden, er soll sofort gehängt werden!“ platzte er heraus.

Es ist hier nicht der Ort, den weiteren Fortgang dieser beklagenswerthen Tragödie weitläufig zu erzählen; nur mit wenig Worten mag ihr Ausgang berichtet werden. Bis zum Ende des Jahres zog sich die Untersuchung hin. Umsonst suchte der unglückliche Admiral sein Verfahren zu rechtfertigen. Es half ihm Nichts, daß er bewies, nach seiner Instruction wäre es viel mehr seine Aufgabe gewesen, Gibraltar zu schützen, wie Minorka zu retten. Ebenso vergeblich war seine Angabe, daß der Gouverneur von Gibraltar sich geweigert habe, ihn mit einem Theil der Garnison zu verstärken. Mangel an persönlichem Muth konnten ihm seine Richter jedoch nicht nachweisen. Aber ein veralteter ungeschickter Paragraph bedrohte auch den mit der Todesstrafe, der in der Führung einer Flotte Mangel an Fähigkeit und Energie zeigte!! — Freilich hatte man den Unsinn dieser Bestimmung erkannt und war daran, sie aufzuheben. Aber was half's, noch existierte sie und am 27. Jan. 1757 sprach das Kriegsgericht demgemäß das Todesurtheil aus. Zugleich empfahl man, um das Gewissen zu salvieren, den Delinquenten der allerhöchsten Gnade. Pitt war damals Minister und gab sich den Anschein, als wenn er sein Fürsprecher sein wolle. Aber

*) S. Walpole II, S. 58.

wirkliche oder affectierte Krankheit hinderte ihn an kräftiger Intervention. Es genügte ihm auch vielleicht, wenn es nur bekannt ward, daß ein großer, wenn nicht der größte Theil der Schuld in der Saumseligkeit des vorigen Ministeriums lag. Kein Comité wurde ernannt, um den Rechtsspruch zu revidieren. Die hohen Lords der Admiralität stimmten schließlich dem Urtheil bei. Beide Häuser des Parlaments bestätigten es. Zwar ließ der König, dem in der Erinnerung an den Tag von Dettingen und seine eigene damalige Heeresleitung eigenthümliche Bedenken kommen mochten, die Absicht zu begnadigen erkennen — aber ohne Erfolg. Am 14. März wurde der Unglückliche erschossen. Er fühlte, daß er das Opfer selbstsüchtiger und feindlicher Männer war; doch er starb wie ein Held — und einer der schändlichsten Justizmorde, die die Geschichte kennt, war vollzogen.*)

Das Wiedererwachen des britischen Nationalgefühls nach der Katastrophe von Minorka war für die deutschen Hilfstruppen von höchst unangenehmen Folgen. Die Bürger hatten in der Zeit der Bedrängnis die Soldaten bereitwillig bei sich aufgenommen. Nun, da die Gefahr vorüber war, besannen sie sich, daß es eines freien Engländers unwürdig sei, fremde Söldner in ihren Häusern zu beherbergen. Ihr verbrieftes constitutionelles Recht sicherte sie, wie sie meinten, gegen derartige Eingriffe in ihre persönliche Freiheit, und obgleich das musterhafte Betragen der Truppen allgemein anerkannt wurde**), wollten sie die Einquartierung nicht länger

*) Ueber den Proceß und Tod Byng's s. Walpole II, S. 116—191.

**) Nur eine Klage ist während dieser ganzen Zeit bekannt geworden und auch sie ist nicht wegen ihrer materiellen Bedeutung, sondern wegen ihrer eigenthümlichen Folgen erwähnenswerth. Ein hannoverscher Soldat hatte in Maidstone vier Taschentücher gekauft. Da er aber die Sprache nicht verstand, so glaubte er, das halbe Dutzend erstanden zu haben, welches der Kaufmann noch nicht auseinandergeschnitten hatte und nahm alle sechs mit. Nun entstand ein gewaltiger Tumult. Der Händler schrie, er sei beraubt. Es fanden sich Zeugen, die beschworen, den Diebstahl gesehen zu haben und der Mayor der Stadt ließ den unglücklichen Mann in's Gefängnis werfen. Graf Kielmansegge aber, sein Brigadier, verlangte die Herausgabe des Schuldigen. Von Bitten gieng er zu Drohungen über, Nichts half. Der Mayor behauptete, nach englischen Gesetzen stände ihm allein die Aburtheilung zu. Nun sandte Kielmansegge einen Expressen nach Kensington und erlangte in der That von dem Generalfiscal Murray den Befehl, daß der Mann ihm ausgeliefert werde. Da erhob sich aber in wenig Tagen ein allgemeiner gewaltiger Sturm der Erbitterung. Man sah die constitutionellen Freiheiten in Gefahr. Adressen in den heftigsten Ausdrücken wurden an die Regierung übersandt. Es war nicht allein unmöglich, den Befehl auszuführen — nein, Graf Kielmansegge mußte sofort das Land verlassen und der unglückliche Soldat erhielt 300 Ruthenstreiche, um die Menge zu beschwichtigen (Walpole II, S. 83).

mehr dulden. Die Hessen mußten deshalb Mitte Juli ihre Cantonnements mit einem Hüttenlager bei Winchester vertauschen. Vierzehn Tage später, im Anfang August, bezog das hannoversche Corps gleichfalls ein Lager auf der Hahnenhaide bei Maidstone.

Mittlerweile konnten sich die englischen Minister nicht mehr verhehlen, daß der neue Allianzvertrag mit Preußen die älteren Bande zu Rußland immer mehr lockerte. Schon während die Verhandlungen mit Preußen dem Abschluß sich näherten, hatten sie daher versucht, die russische Politik gleichfalls in dieselbe veränderte Richtung zu drängen. Holdernesse meinte, der Kaiserin Elisabeth müsse es eine hohe Befriedigung gewähren, wenn sie den Zweck des abgeschlossenen Subsidien-Tractats, — die Sicherung des Friedens in Deutschland — nun durch einen Federstrich erreicht sähe, ohne die Stärke ihrer Kriegsmacht zu zeigen. Zu ausschweifenden Plänen dagegen, wie sie der österreichische Hof vielleicht im Schilde führe, würde man englischerseits die Hand nie bieten.*)

Williams, der britische Gesandte, glaubte mit seiner gewöhnlichen Zuversicht noch im Februar, der Abschluß des Vertrags von Westminster würde am russischen Hofe keine üble Wirkung hervorbringen. Aber er sollte bald erfahren, daß selbst das verkommenste Weib, das fügsam den Einflüsterungen seiner Umgebung folgt, unlenkbar und störrisch wird, sobald Liebe und Haß sich in die Frage mengen. Und gegen Friedrich fühlte die Kaiserin einen Haß, wie ihn nur eine Frau fühlen kann, die in ihrem innersten Selbstgefühl verwundet ist. Er hatte ihren schamlosen, verworfenen Lebenswandel vor seinem ganzen Hofe verspottet, das sollte er büßen. Das englische Geld war ihr nur ein willkommenes Mittel gewesen, um sich an dem Könige von Preußen zu rächen. Für diesen Zweck allein hatte sie ihre Heere zusammengezogen. Was half es ihr, wenn die Ruhe Deutschlands, wie der englische Botschafter und Bestuscheff, der erkaufte Staatskanzler, ihr vorstellten, auf friedlichem Wege gesichert ward. Die Ruhe Deutschlands war ihr sehr gleichgültig; sie wollte Friedrich vernichten. Monate lang zögerte sie, ehe sie dem englischen Vertrage ihre Unterschrift beifügte. Und dann geschah es mit der Klausel, daß er nur für den Fall gelten sollte, wenn der König von Preußen England oder einen andern Verbündeten Rußlands angriffe. Das war deutlich.

Freilich Sir Hanbury Williams, optimistisch genug, meinte selbst jetzt noch, man habe wenigstens so viel erreicht, daß sich Preußen und

*) S. Raumer's Beiträge II, S. 300 ff.

Rußland gegenseitig in Schach halten würden. Die cordiale Freundschaft, die der österreichische Gesandte in Petersburg, Graf Esterhazy, gegen ihn zeigte, bestärkte ihn in seiner Ansicht. Aber die britischen Minister selbst täuschten sich nun nicht mehr darüber, daß sie einen ungeheuren Fehler begangen hatten. Zu spät erkannten sie, daß die Kaiserin Elisabeth durchaus nicht geneigt war, für englisches Geld englische Vasallendienste zu thun. Und das Uebelste war, daß sie ihren Misgriff nicht eingestehen durften. Die Oppositionspartei hatte immer den russischen Vertrag als eine hannoversche Maßregel gebrandmarkt. Wurde der wahre Stand der Dinge bekannt, so zeigte es sich, wie sehr sie recht gehabt hatte und es mochte sich ein Sturm erheben, dem Newcastle und seine Creaturen nicht gewachsen waren. Wenn es nur möglich gewesen wäre, das preußische Bündnis wieder aufzugeben, um die Vortheile des russischen voll zu genießen, so hätten sie es gewiß gethan. Aber auch daran durften sie nicht denken; denn jetzt war offenbar noch eine intime Annäherung zwischen den Höfen von Versailles und St. Petersburg im Werke.

Der Wirbelwind, den der Vertrag von Westminster aufgeregt hatte, zog nun alle Staaten in die Kreise der habsburgischen Politik. Wer sich nicht an dem allgemeinen Kreuzzuge gegen Preußen betheiligen wollte, wurde rücksichtslos zur Seite geschleudert. Auch das Jahrhunderte alte Band zwischen England und Oesterreich ward jetzt schroff und definitiv zerrissen. Der britische Gesandte Keith meldete dem Lord Holdernesse, daß ihn die Kaiserin am 13. Mai sehr ungnädig empfangen habe. Nicht sie sei an der Lösung des alten Systems schuld, sondern England, indem es den Vertrag mit Preußen abgeschlossen hätte, habe sie erklärt und in erregtem Tone hinzugefügt: „Ich und der König von Preußen sind unvereinbar; keine Rücksicht auf der Welt soll mich zwingen, in eine Bundesgenossenschaft einzutreten, an der er Theil hat. Nicht in die Arme Frankreichs werfe ich mich, nur auf seine Seite als gleichberechtigte Alliierte. Ich kann mich um die entfernteren Landschaften meiner Staaten wenig kümmern. Meine Aufgabe ist, meine Erblande zu sichern. Nur zwei Feinde habe ich zu fürchten, den König von Preußen und die Türken. So lange zwischen mir und der Kaiserin von Rußland gutes Einvernehmen herrscht, werden wir jedoch Europa überzeugen, daß wir uns gegen diese zwei furchtbaren Gegner zu vertheidigen wissen."

Wenige Tage nachher, am 19., unterzeichnete Maria Theresia die Verträge von Versailles. Der lebhafte Widerspruch des Kaisers nützte nichts. Nie hätte sie eine Convention mit so vergnügtem Herzen unter-

schrieben, sagte sie.*) Es blieb daher für England nichts übrig, wie an dem Bündnis mit Friedrich festzuhalten, um wenigstens einen Bundesgenossen auf dem Continente zu haben. Jedoch allein die feste Versicherung, daß man im Stande sei, die Russen zum Friedenhalten zu bewegen, hatte diesen veranlaßt, auf die englischen Propositionen einzugehen. Es galt also, dem scharfsichtigen Könige den wahren Stand der Dinge zu verbergen; denn erfuhr er ihn, so war zu fürchten, daß er sich nach anderen Allianzen umsehen möchte.

Diese kritische Aufgabe fiel dem neuernannten britischen Gesandten am Berliner Hofe zu. Mit der Designierung des Sir Andrew Mitchell zu diesem Posten hatten die englischen Minister einen besonders glücklichen Griff gethan. Denn der preußische Monarch, wie viele Männer von hervorragendem Geiste, liebte es durchaus nicht, in Geschäften mit sogenannten Talenten, noch weniger aber mit Genies und unruhigen Köpfen zu verkehren. Besonders waren ihm Persönlichkeiten zuwider, die sich befähigt hielten, durch ihre Rathschläge auf seine Entschließungen einzuwirken. Deshalb waren ihm Legge und vorzüglich Sir Hanbury Williams so umsympathisch gewesen. Wie Shakespeare von Julius Cäsar behauptet, hatte er anscheinend eine Vorliebe für wohlbeleibte, gemüthliche Leute. Der dicke Valori war stets sein Freund. Nüchterne einfache Charaktere, die seiner Ueberlegenheit, wenn auch nur scheinbar, sich beugten, zog er anderen vor.**) Ein solcher Mann war Mitchell. Aufgewachsen als Sohn eines angesehenen Geistlichen in Edinburg, war er von Jugend auf an ernste, strenge Auffassung gewöhnt. Er glänzte durchaus nicht durch einen hervorragenden Verstand, aber wiederholte Reisen auf dem Continente hatten ihm reiche Erfahrungen und eine vielseitige Lebensanschauung eingetragen. Im Staatsdienst war er seit 1742, in diplomatischen Sendungen seit 1752 verwandt. Doch erst während seiner langjährigen Mission am preußischen Hofe bot sich ihm Gelegenheit, seine Fähigkeiten voll zu entwickeln. Er war achtundvierzig Jahre alt, als er diesen Posten erhielt. Die offene, einfache Weise seines Auftretens, seine ruhige stetige Arbeitskraft, seine Verachtung jeder Phrase, die man unter den Diplomaten sonst so oft findet, nahmen Friedrich sofort günstig ein; sein männlicher Freimuth und die Offenheit und Festigkeit seines Charakters gewannen ihm nach und nach sein ganzes

*) S. Coxe, Austria V, S. 69 ff.; Raumer, Beiträge II, S. 329 ff.

**) S. Walpole II, S. 293. Generallieutenant von Schulenburg fällt schon im Jahre 1731 dasselbe Urtheil über den damaligen Kronprinzen Friedrich. S. Carlyle, a. a. O. Tauch. ed. IV, S. 184.

Vertrauen. Nie versuchte er, sich aus der Sphäre eines gewissenhaften treuen Beamten, zu der Rolle eines politischen Rathgebers aufzuschwingen. Und gerade das gefiel dem Monarchen am meisten. Bald hatte er in der Politik keine Geheimnisse vor ihm. Sogar die Berichte seiner Gesandten legte er ihm im Original vor, oder er ließ ihm wenigstens Auszüge in Abschrift überreichen.*)

Es mag dem streng religiösen Mitchell große Ueberwindung gekostet haben, daß er im Beginne seiner Mission Friedrich nicht mit der gleichen Aufrichtigkeit begegnen durfte; aber die Instructionen seiner Regierung legten ihm die größte Reserve auf. Von dem Stande der Verhandlungen am russischen Hofe wurde er selbst nur unvollständig unterrichtet. Und als Lord Holdernesse ihm endlich mittheilte, daß auf das russische Bündnis nicht mehr zu rechnen sei, daß der Haß der Kaiserin Elisabeth gegen den König und den preußischen Staat täglich wüchse, da erhielt er Befehl, diese Nachricht vor Friedrich sorgfältig zu verheimlichen. „Ich habe von Sir Hanbury Williams Brief vom 5. d. M. Vieles sorgfältig verschwiegen" — schreibt er am 22. Juni 1756 an Lord Holdernesse — „und so weit wie möglich gegen Se. Majestät den schlechten Stand unserer Angelegenheiten in diesem Lande zu vertuschen gesucht."**)

Freilich lange konnte diese Täuschung nicht mehr anhalten. Auch das letzte verzweifelte Mittel der Bestechung erwies sich unwirksam, um die russische Regierung in die alte Bahn zurückzulenken. Vergeblich bewilligte die britische Regierung auf Williams Antrag, noch im August dem Staatskanzler Bestuscheff ein Jahrgeld von 2500 Pf. St.; umsonst zahlte sie der Großfürstin Katharine, die ihre „aufrichtigste Anhänglichkeit" an den König Georg versicherte und sich sehr unzufrieden mit den Unterhandlungen des russischen Hofes mit Frankreich stellte — die ungeheure Summe von 20,000 Ducaten.***) Die Kaiserin Elisabeth blieb unlenksam, wie bisher.

Während sich das britische Kabinet noch immer in unbegründeten Hoffnungen auf Wiederherstellung der früheren Beziehungen wiegte, hatte Friedrich seinen Entschluß gefaßt. Trotz aller Versicherungen des Gesandten verhehlte er sich seine Gefahr nicht mehr. Die niederdrückende Thatsache, daß das Bündnis mit England, welches Frankreich entfremdet, ihm nicht einmal den Schutz gegen Rußland gewährte, den er zuerst und vor Allem davon erwartet hatte, stand ihm klar vor Augen. Freilich

*) Ueber die Persönlichkeit Mitchell's vgl. Schäfer I, S. 162 ff.

**) S. Mitchell's papers I, S. 187; Schäfer I, S. 146.

***) Vgl. Mahon a. a. O. IV. Appendix. S. 381 ff.; Raumer II, S. 340 ff.

wußte er nicht, daß schon im April von der Czarin dem österreichischen Kabinet ein Plan zu unverzüglicher Offensive und Theilung der preußischen Monarchie vorgelegt war. Ebenso blieb ihm unbekannt, daß Kaunitz zwar mit Freuden auf diesen Vorschlag eingegangen war, aber aus Rücksicht auf Frankreich, wo man noch nicht ganz entschieden sei, dringend gerathen hatte, den Beginn der Operationen bis zum nächsten Frühjahr hinauszuschieben.*) Aber alle Berichte, die der König aus Wien, aus Dresden, aus dem Haag, von Stockholm, aus Danzig empfing, bestätigten das feindliche Einverständnis des russischen mit dem österreichischen Hofe. Um dieselbe Zeit, Ende Mai, versiegte eine der besten Quellen, aus der er bisher seine politischen Nachrichten bezogen hatte. Der österreichische Gesandte Puebla schöpfte nunmehr gegen seinen treulosen Secretair Weingarten Verdacht, und es gelang demselben, nur eben rechtzeitig zu verschwinden.**) Der Fortgang der geheimen Verhandlungen schien Friedrich um so bedrohlicher, je unvollständiger nun seine Kenntnis davon ward. Wenn er vielleicht bis Mitte Juni noch gehofft hatte, Frankreich und England zu versöhnen, wenn er bis dahin geglaubt hatte, der Einfluß Georgs II. würde seine Alliierte, die russische Kaiserin, vermögen, Frieden zu halten, so schwand nun auch diese Hoffnung. Es war jetzt unzweifelhaft, — in Berlin erzählte man es sich öffentlich in den Kreisen der Gesellschaft, — daß 140,000 Russen an den Grenzen von Liefland sich sammelten.

Auch über Truppenbewegungen in der österreichischen Monarchie lauteten die Nachrichten immer bedenklicher, obgleich wenig Gewisses zu erfahren war. Was sollte er nun thun? Sollte er ruhig warten, bis die Heere der beiden feindlichen Kaiserinnen sich vereinigten, bis sie gleichzeitig in seine Staaten einbrachen? Sollte er gar friedlich das mit Blut gewonnene Schlesien wieder herausgeben, um die Kaiserin Maria Theresia zu versöhnen? Das Erste war allerdings möglich, das Zweite dagegen ganz unthunlich. Freilich hat Friedrich Wilhelm IV. im Spätherbst 1850 in ähnlicher Lage so gehandelt. Er gab die Eroberungen der letzten Jahre, — sie waren jedoch nur „moralischer Art“ — wieder auf, um Oesterreich zu entwaffnen. Indeß mag er damit an dem verhängnisvollen Tage von Olmütz sein Land vor der Vernichtung gerettet haben, den Beinamen des „Großen“ wird ihm darum Niemand geben. Friedrich urtheilte anders. Wie Cäsar, als er den Rubicon über-

*) Vgl. Kaunitz' Instructionen an den Botschafter Esterhazy am russischen Hofe vom 22. Mai 1756 in Huschberg-Wuttke, S. LXV, nach „Neue Actenstücke“, Lieferung 1841, S. 35 ff.

**) S. Valori, Mémoires II, S. 79 ꝛc.

schritt, wie Hannibal, als er Sagunt angriff und die Alpen überstieg, beschloß er, Alles an Alles zu wagen.

Zeitgenossen sowohl wie Geschichtsschreiber der nächstfolgenden Periode haben den gewaltigen Entschluß, den beiden Kaiserinnen durch einen kühnen Angriff zuvorzukommen, auf's härteste getadelt; sie haben darin Nichts gesehen, als das verwegene Wagnis eines Mannes, der seine eigenen Kräfte überschätzt. Und so lange für die Beurtheilung dieser ungeheuren That nichts weiter vorlag, als der verfehlte Erfolg, so lange man daraus, daß sich bis heute kein geschriebener österreichisch-russischer Allianz-Vertrag vorgefunden hat, schließen durfte, daß auch keine wirkliche, ernstgemeinte, gemeinschaftliche Angriffsabsichten existiert hätten, so lange hatte diese Ansicht ihre Berechtigung; denn für den Werth oder Unwerth politischer Handlungen giebt es einmal kein maßgebenderes Kriterion, als den Ausgang. So wird das Verdict der Geschichte es in späteren Zeiten wahrscheinlich für gerechtfertigt erklären, daß das nirgends bedrohte Preußen im Jahre 1866 zum Angriff gegen seine friedlich gesinnten deutschen Bundesgenossen schritt; denn der Erfolg hat glänzend für den Angreifer entschieden. Nur in ganz seltenen Fällen, wie im Jahre 1815, wo die Achtserklärung aller europäischen Potentaten gegen Napoleon vorlag, wird Jedermann dennoch anerkennen, daß er richtig handelte, als er unverzüglich zum Angriff schritt — obgleich sein Untergang die Folge war. Bei Friedrich lag die Sache für die Mitwelt viel weniger klar. Er war sein eigener Minister des Auswärtigen; der alte würdige Podewils, der den Titel dieses hohen Amtes führte, war in Wirklichkeit nichts mehr als das, was wir heute einen Generalsecretair nennen. Einfach, ohne viel zu fragen, führte er die Befehle seines Herrn aus. Außerdem war er, wie sein langjähriger Bekannter, der Marquis Valori, von ihm bezeugt, „assez trembleur de son naturel"*), also am allerwenigsten geeignet, auf die Entschlüsse des Königs einzuwirken. Dieser allein hatte vollständige Kenntnis von der politischen Lage seines Landes. Namentlich hütete er sich wohl, seiner Umgebung merken zu lassen, wie schwer seine Beziehungen zu Frankreich — und wie er sich gestehen mußte, durch eigene Schuld — compromittiert waren, obgleich nach Kniphausen's Berichten darüber für ihn kein Zweifel war.**) So ist es begreiflich, daß die Minister, die ersten Heerführer, ja selbst die Brüder des Königs noch immer glaubten, es sei möglich, dem dro-

*) S. Valori II, S. 76.

**) Vgl. Kniphausen's Bericht vom 21. Juni 1756 bei Schäfer I, Beilage II, Nr. 31, S. 623.

henden Unwetter durch einen engen Anschluß an Frankreich zu begegnen. Die scheinbare Sympathie und das herzliche Wohlwollen, welches der Marquis Valori zeigte, täuschte sie vollständig. Dagegen erfüllte es sie mit der größten Besorgnis, als sie sahen, wie der König den englischen Gesandten immer mehr mit seinem Vertrauen beehrte. Es entging ihnen zwar nicht, daß seine Mienen täglich ernster wurden; doch ließ Friedrich sie über das, was er in Wirklichkeit beabsichtigte, vollständig im Unklaren.

Auch die wiederholten Conferenzen, die er in den letzten Tagen des Juni mit seinen alten Lehrern der Kriegskunst, Schwerin, Winterfeld und dem Feldmarschall Keith, hatte, brachten keine Aufklärung. Zwar gab Friedrich zu, er sei vollständig von der Wichtigkeit des französischen Bündnisses überzeugt; — aber er sagte, er wolle sich nicht von Frankreich wie eine Macht zweiten Ranges behandeln lassen. Schwerin war außer sich; er klagte gegen seine vertrauten Freunde: nur in der Phantasie eines Dichters könne der Gedanke aufkommen, sich als König von Preußen mit Frankreich, Oesterreich oder Rußland an Macht gleich zu schätzen, — aber, freilich bei „einem gekrönten Poeten" hätte ein auf kalte Vernunft gegründetes Urtheil kein Gewicht".*) Des Königs eigener Bruder, der gutmüthige, schwatzhafte Prinz August Wilhelm, dachte ebenso. Er war sehr verstimmt über die „verdammte" Convention von Westminster. Gegen den französischen Gesandten äußerte er seine Bekümmernis über die schlechte Situation seines Bruders, des Königs, obgleich dieser sie „durch seine Handlungsweise wohl verdient hätte".**)

Der Marquis Valori selber durchschaute die wahren Beziehungen Frankreichs zu Preußen nicht viel besser. Er sah in deren allmählichem Erkalten nur eine Folge des Starrsinnes des Königs, der in eigenthümlicher Verblendung den Rathschlägen des englischen Gesandten folgte. Daß die Ankunft Mitchell's in Berlin fast mit der britischen Kriegserklärung zusammentraf, bestärkte ihn in seinem Verdacht; er meinte, die englische Regierung wolle Friedrich zu einem Continentalkriege veranlassen, damit Frankreich gehindert würde, seine ganze Macht zur See zu entfalten. In diesem Sinne berichtete er nach Versailles und bestärkte unglücklicher Weise den bestehenden Argwohn. Der König schien ihm ein eigensinniger Starrkopf zu sein, der auf den Rath wohlmeinender Freunde nicht hören wolle und den seine lebhafte Einbildungskraft zu unüberlegten Schritten hinrisse. „Sein Pferd", so schrieb er am 29. Juni, „gleicht dem des Königs Ludwigs XI. von Frankreich; es trägt ihn und

*) S. des Generals von Schmettau Lebensbeschreib. von seinem Sohne II, S. 310.
**) S. Valori II, S. 130 ff.; vgl. das. I, S. 304 ff.

seinen ganzen Rath. Denn wenn er sich in Noth befindet und seine Generale und Staatsmänner zu einem Conseil beruft, so beginnt er stets damit, daß er seine eigene Meinung entwickelt, in der unverkennbaren Absicht, daß sie Alle so stimmen sollen, wie er. Der Marschall Schwerin, der einst sich erlaubte, ohne Rückhalt ein entgegengesetztes Urtheil abzugeben, fiel vollständig in Ungnade."*)

Dennoch erfüllte das Verderben, dem der König, wie er meinte, unrettbar entgegentrieb, den ehrlichen, guten Valori mit wahrer Betrübniß. Einst hielt er bei einer Truppenrevue neben dem General Schmettau. Da entfuhr ihm der Ausruf: „Welch schöne Truppen! Wie schade, daß schon nach wenig Jahren keine Spur von ihnen zu finden sein wird." Vergeblich fragte Schmettau nach der Bedeutung dieser befremdenden Aeußerung: „Ich darf mich nicht weiter auslassen", war Valori's Antwort, der sich mit Thränen im Auge entfernte. Auch der König, dem der General diesen Vorfall mittheilte, gab keine Erläuterung. „Der alte Valori ist ein redlicher Mann, der es gut mit mir meint" — war Alles, was er erwiderte.**)

Wenn schon die eigenen Zeitgenossen Friedrichs seine Handlungsweise unbegreiflich fanden und sie mit Bekümmerniß und der ernstesten Sorge ansahen, so dürfen wir uns nicht wundern, daß die nachfolgende Generation ihn ganz verurtheilte; denn sie war Zeuge, wie der verwegene Entschluß des Königs die Zahl seiner Feinde nicht verminderte, sondern vermehrte. Statt Oesterreich und Rußland allein hatte er noch Frankreich und Schweden zu bekämpfen; sogar das heilige römische Reich trat schließlich gegen den frechen Friedensbrecher auf den Kampfplatz. Und wenn ihn wirklich die Menge seiner Feinde nicht erdrückte, wenn er dem gewissen Verderben dennoch entrann, so verdankte er das seinem militairischen Geschick und den unvorhergesehensten Glücksfällen, nicht seiner politischen Voraussicht. Diese Umstände machen es begreiflich, daß selbst Männer, die in Friedrichs auswärtige Politik eingeweiht waren, nachträglich schwere Zweifel an der Richtigkeit seiner damaligen Auffassung äußerten. Der geheime Legationsrath Herzberg meinte ganz ernsthaft in einer akademischen Rede, die er kurz nach des Königs Tode hielt, die ihm feindlichen Pläne wären vielleicht gar nicht zur Ausführung gekommen, wenn er nicht angegriffen hätte.***)

*) S. Valori II, 90. 101 ff.

**) Lebensbeschreibung des Generals von Schmettau von seinem Sohne II, S. 312.

***) S. Herzberg, Mémoire de l'Academie royale 1785 (Berlin 1787), S. 383. Erbitterte Gegner Preußens sind noch viel weiter gegangen. Das Stärkste hat aber

Und doch hatte Friedrich Recht, wenn er zum Schwerte griff, wenn er sich entschloß, das Netz zu zerhauen, das sich immer fester um ihn zusammenzog. Die neueste Geschichtsforschung hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß er es war, der seine eigene Lage am richtigsten erkannte. Nicht jener unbezähmbare Thatendurst trieb ihn in den Krieg, der ihn im Jahre 1740 bewog, Oesterreichs junger Fürstin eine Provinz zu entreißen; nicht jene überschäumende, energische Thatkraft war es diesmal, die ihn vier Jahre später veranlaßt hatte, Oesterreichs Siegeslauf zu hemmen und seinen alten Alliierten vor dem Verderben zu retten; es war der wohlerwogene Entschluß eines in den Stürmen des Lebens gereiften Mannes. Daß er bei allen Klassen seiner Unterthanen damals keineswegs beliebt war, konnte ihn nicht wankend machen. Die stets schwankende öffentliche Meinung in Preußen hatte zu der Zeit eine unendlich geringere Macht als heute — und nicht einmal 1866 hat sie bestimmend oder auch nur berathend auf die Politik eingewirkt.

Der einzige politische Factor, auf den der König mit Sicherheit zählen durfte, war sein Heer. Von dessen Schlagfertigkeit und dem unübertrefflichen Grade seiner Ausbildung hatte er sich durch häufige Revuen überzeugt. 120,000 Mann Infanterie und 32,000 Reiter mit der nöthigen Artillerie standen zur Eröffnung des Krieges bereit. Im Staatsschatze lag eine Summe von fast 18 Millionen Thalern; sie reichte für die Mobilmachung und wenigstens für zwei Feldzüge. Bis jetzt hatte die Feldherrnkunst des Königs stets den Sieg an seine Fahnen gefesselt; Oesterreichs Heere insbesondere hatten ihm auf dem Schlachtfelde nie widerstehen können; selbst an Zahl weit überlegene Massen hatte er stets mit Leichtigkeit gesprengt. War es also ungerechtfertigt, zu glauben, daß er Oesterreich allein nicht nur gewachsen, sondern überlegen sei?

Freilich bis zur Mitte des Juni war für Friedrich wenig Aussicht, diesem Feinde allein zu begegnen; die dringendste Gefahr drohte damals nicht von Süden, sondern von Osten. Gegen die gewaltigen Heeresmassen, die sich an den Grenzen Ostpreußens sammelten, kamen die kleinen Corps, welche Oesterreich bei Königgrätz und Eger zusammengezogen haben sollte, die Märsche der siebenbürgischen und ungarischen Garni-

---

wohl Onno Klopp in seinem Werke „König Friedrich II. und die deutsche Nation" geleistet; s. namentlich S. 225 ff. 235. 241 ff. Er imputiert dem König alles Ernstes frivole Kriegslust und die Absicht, „Böhmen zu erobern". Von beiden war er in diesem Augenblicke weit genug entfernt. Vgl. auch Friedrichs Apologie in Oeuvres de Frédéric XXVII, 3. 269—286.

sonen nach Böhmen*), von denen man wissen wollte, kaum in Betracht. Gegen Ende des Juni änderte sich aber die Situation mit einem Male. Um diese Zeit erfuhr Friedrich aus zuverlässiger Quelle, wahrscheinlich durch den Großfürsten Peter, seinen Bewunderer, selber, daß alle Kriegsvorbereitungen in Rußland zu Wasser und zu Lande eingestellt seien; auch andere Berichte ließen über die Richtigkeit dieser Nachrichten keinen Zweifel.**) Der Feldmarschall Apraxin ging gar auf seine Güter auf Urlaub.

Daß diese plötzliche Sinnesänderung am Hofe von St. Petersburg nur einen Aufschub, keineswegs ein Aufgeben der Kriegspläne gegen ihn bedeutete, darüber täuschte sich Friedrich nicht. Aber er erkannte, daß die Gunst des Augenblicks ihm noch eine kurze Frist gewährte, und die beschloß er zu benutzen. Wenn er jetzt rasch und unerwartet mit seinem kriegsbereiten Heere nach Böhmen hineinbrach, so mochte es gelingen, die Oesterreicher auseinander zu sprengen und den Frieden zu dictieren, ehe deren Bundesgenossen heran waren. Oeffentlich mußte er zwar die gewaltigen Rüstungen Maria Theresia's als Grund für seinen Friedensbruch anführen, um sich vor der Welt zu rechtfertigen; in Wirklichkeit konnte es ihm nur lieb sein, wenn seine Berichterstatter Uebertriebenes gemeldet hatten. — Wer mag ferner entscheiden, ob er wirklich glaubte, daß seine beiden Gegnerinnen bereits ein förmliches Bündnis zu seiner Vernichtung geschlossen hatten? Den Zeitgenossen gegenüber war er genöthigt, sich zu stellen, als ob er davon überzeugt wäre. Die Wahrscheinlichkeit seiner Rettung war gerade um so größer, je weiter die Allianz-Verhandlungen noch von dem definitiven Abschluß entfernt waren. Daß der Gedankengang Friedrichs ein vollständig richtiger war, haben nicht sowohl die damaligen Ereignisse, sondern die neueste Geschichte bewiesen. Die glänzenden Waffenthaten der deutschen Armeen im Sommer 1870, die unerwarteten entscheidenden Schläge, mit denen sie die Heere des dritten Napoleon zu Boden warfen, schreckten alle offenen und geheimen Freunde Frankreichs von bewaffneter Parteinahme zurück. Oesterreich, das bereits begonnen hatte, sein Heer zu mobilisieren, wurde mit einem Male von den friedfertigsten Gesinnungen beseelt; Italien, das fest entschlossen gewesen war, auf Frankreichs Seite zu treten, zog sich nach den Katastrophen von Wörth und Metz ganz von dem geschlagenen Freunde zurück. So möchte Maria Theresia damals auch vergeblich

*) S. Valori, Mém., S. 91. 92 ꝛc.

**) S. u. a. den Brief d. d. Petersburg, 22. Juni 1756, bei Schäfer I, S. 623.

nach fremder Hilfe ausgeschaut haben, wenn die ersten Schlachten totale Niederlagen für ihre Heere geworden wären.

Nicht in der Entscheidung, die er traf, lag die Ursache der unerhörten Schicksalsschläge, die über Friedrich hereinbrachen. Auch würde es vermessen sein, auf ihn auch nur den Schimmer eines Tadels zu werfen, weil der erste Feldzug nicht ganz das glänzende Resultat ergab, das er erwartete. Ebenso wenig darf man ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er sich zum Losschlagen entschloß, ohne sich viel um die Zustimmung seines neuen Alliierten und die Meinung seines alten zu kümmern. In derartigen Krisen, wie es die seinige war, soll nur der schroffste Egoismus, die Rücksicht auf das Wohl des eigenen Landes allein für den Monarchen die Richtschnur seines Handelns sein.

Aber trotz alledem hat der König einen bedeutenden, wenn nicht den bedeutendsten Theil des Unglücks, das über Preußen kam, unzweifelhaft selbst verschuldet. Mochte auch der Haß der russischen Kaiserin zu tief gewurzelt sein, um ihn zurückschrecken oder hemmen zu können; aber daß sich auch Frankreich und das deutsche Reich in den Streit mischten, daß Schweden mit in den Kampf gezogen ward, das war nicht allein blindes Verhängnis.

Freilich lag die Ursache des weit verbreiteten Mistrauens, der allgemeinen Erbitterung, die Friedrich gegen sich entzündet hatte und die sich nun gewaltsam Luft machte, in den Eigenthümlichkeiten seines scharfen energischen Charakters, ohne die Friedrich nicht Friedrich gewesen sein würde; aber die Wirkungen dieser Eigenthümlichkeiten wären ohne einen andern Uebelstand vielleicht weniger verhängnisvoll geworden. Daß der König Alles selbst thun wollte, daß er mit despotischer Strenge alle Zweige des Staatsdienstes persönlich leitete, das zog das Unglück auf ihn herein. Denn er besaß keineswegs jene unübertreffliche diplomatische Geschicklichkeit, die in unseren Tagen es Rußland ermöglicht hat, die Eifersucht, ja sogar die schon erregte Empfindlichkeit der anderen Mächte zu beschwichtigen, ehe es zur Action schritt. Ueberhaupt lassen sich die Eigenschaften eines guten Feldherrn und eines guten Diplomaten kaum in einer Person vereinigen. Wo der Heerführer schroff und rücksichtslos auftreten soll, muß der Staatsmann sich oft den Anschein der Milde und Versöhnlichkeit geben, den eines Mannes, der nur gezwungen zu harten Maßregeln schreitet. Namentlich die neutralen Mächte verlangen mit besonderer Schonung behandelt zu werden, um ihnen den Vorwand zur Einmischung zu benehmen. Selbst der gewaltige Kanzler des deutschen Reichs, auf der Höhe seiner Erfolge, war nach-

giebig und zu voller Entschädigung bereit, als die unvorsichtige Handlungsweise militairischer Unterbefehlshaber England verletzt hatte. Mit derselben Vorsicht nahm er im Jahre 1866 durch scheinbares Entgegenkommen Frankreichs den Anlaß zur Intervention.

Die Nothwendigkeit, so zu handeln, verkannte Friedrich keineswegs; aber in der Mitte des Feldlagers, umgeben von den aufregenden Wechselfällen des Krieges, riß sein heftiges, gewaltsames Temperament ihn nur zu häufig fort. Er bedachte nicht immer, daß das, was militairisch rathsam und nothwendig war, als politische Maßregel hart und verletzend erscheinen mußte, und er besaß keinen Minister des Auswärtigen mit genügender Autorität, ihn auf die möglichen, üblen Folgen seiner Handlungen aufmerksam zu machen oder sie durch versöhnliche Erklärungen abzuwenden.

Dazu kam, daß Friedrich auch in den Friedensjahren gegen seine Nachbaren keineswegs besonders glimpflich verfuhr. Fast allgemein sah man mit lebhafter Besorgnis auf ihn als einen ländergierigen Eroberer, einen ruhmsüchtigen Tyrannen. Namentlich gegen die kleinen deutschen Staaten, die an seine Staaten grenzten, war er von einer unerhörten Rücksichtslosigkeit; es war, als wenn er es darauf angelegt hätte, zu zeigen, daß er die Schranken, die ihm die Verfassung des deutschen Reichs auferlegte, für Nichts achtete. Gegen die Weise, wie er gegen dieselben aufzutreten pflegte, ist die Art, wie Preußen vor und nach der Sprengung des deutschen Bundes gegen seine früheren Bundesgenossen verfuhr, höchst gelinde und maßvoll.

Insbesondere hatte die gewaltsame, eigenmächtige Manier, in der er sich im Anfange des Jahres 1756 gegen den Herzog Christian Ludwig von Mecklenburg-Schwerin Recht zu verschaffen suchte, die allgemeinste Entrüstung hervorgerufen. Man glaubt in das finsterste Mittelalter, in die Zeiten des rohesten Faustrechts zurückversetzt zu sein, wenn man die Erzählung dieser beklagenswerthen Episode liest. Wie schon früher, waren Misbräuche preußischer Werber die Ursache des Conflicts. Ein mecklenburgischer Unterthan, der mit Gewalt in ein preußisches Garde-Regiment gesteckt war, kam auf Urlaub in seine Heimath und wurde dort von seiner Landesbehörde zurückbehalten, die einen legalen Abschied für ihn forderte. Dieses Ansinnen regte den König von Preußen auf's furchtbarste auf. Er schrieb persönlich an den Herzog und verlangte unverzügliche Rücksendung seines Grenadiers, „eines alten, in Ehren ergrauten Soldaten“, widrigenfalls er ihn durch seine Husaren mit Gewalt holen lassen würde. Die Antwort auf diese Drohung war ein allge-

meines Verbot der Werbung in den mecklenburgischen Landen und die Ausweisung sämmtlicher fremder Werber. Das war zu viel für Friedrichs hitziges Temperament. Unverzüglich sandte er Truppen ab, fiel dem friedlichen Nachbar in's Land und ließ eine Anzahl Beamten und Bürger gewaltsam wegführen. Umsonst waren alle directen Vorstellungen des Herzogs gegen diesen unerhörten Gewaltact, umsonst eine förmliche Beschwerde am Reichstage; es hieß nur Oel in's Feuer gießen, als der kaiserliche Präsidialbevollmächtigte in Regensburg, dem alten Brauch gemäß, das kaiserliche Abmahnungsdecret nebst Beilagen zur Kenntnis sämmtlicher Reichsstände brachte. Dem Könige schien es unerhört, daß er sich hinsichtlich seiner Handlungen innerhalb Deutschlands dem obersten Reichsrichter unterwerfen sollte. Nicht als „Kurfürst von Brandenburg", als gleichberechtigter, selbstständiger Monarch wollte er behandelt sein. Um nun zu zeigen, daß er nicht nur so dächte, sondern auch entschlossen sei, so zu handeln, ließ er (am 2. Mai 1756) abermals ein Husarencorps in Mecklenburg einfallen, das über 30 herzogliche Beamte gefangen nahm und über die Grenzen führte. Indessen nun verhehlte sich Friedrich schließlich doch nicht, daß er zu weit gegangen war. Alle Reichsstände erklärten sich gegen ihn; er sah ein, daß er einlenken mußte, wenn er sich nicht zum allgemeinen Feind Deutschlands machen wollte, und das durfte er in seiner augenblicklichen Lage denn doch nicht wagen. Zum Glück für ihn starb der alte Herzog bald nachher (am 30. Mai), und dessen Sohn und Nachfolger bot durch Entgegenkommen ihm Gelegenheit, vermittelst directer Verhandlungen und eines vorläufigen Vergleiches aus diesem unangenehmen Handel herauszukommen.*)

Diese Versöhnung kam Friedrich doppelt gelegen; denn gerade jetzt drängten seine Beziehungen zu den größten europäischen Staaten der entscheidenden Krisis entgegen. In den letzten Tagen des Juni war er mit seinem Entschluß im Reinen. Um diese Zeit begann er, ohne Aufsehen zu erregen, Truppen in Pommern und bei Halberstadt zusammenzuziehen. Die Officiere, welche sich in den böhmischen Bädern aufhielten, empfingen zu ihrem größten Erstaunen den Befehl, in ihre Garnisonen zurückzukehren. Auch den Oesterreichern kam diese plötzliche Abreise sehr überraschend, denn Niemand vermuthete den nahen Ausbruch

*) Ueber diese mecklenburgischen Händel vgl. Huschberg-Wuttke, S. 17—22; Valori, Mémoires II, S. 27. 32. 75 ff. — Schäfer, der sonst so ausführlich ist, bringt auffallender Weise über diesen merkwürdigen Gewaltact nur wenig Nichtssagendes; vgl. I, S. 191 ff. Friedrichs eigene Ansicht über diese Angelegenheit erhellt auch aus dem Briefe an Kniphausen d. d. 13. Juli daselbst, Beilage II, Nr. 36, S. 625.

eines Krieges. Eben so wenig hatten Keith, Schmettau und andere höhere preußische Generale, die in Carlsbad, dem damaligen Modebade, die Cur gebrauchten, von österreichischen Kriegsvorbereitungen etwas erfahren; diejenigen aber, die es wagten, nach ihrer Rückkehr dem Könige in diesem Sinne zu berichten, wurden bös abgefertigt. Es sollten und mußten drohende österreichische Rüstungen existieren. „Es ist unbegreiflich, daß meine Generale an Ort und Stelle nicht einmal das sehen, was ich in meinem Kabinet in Potsdam weiß", sagte er.*) In den ersten Tagen des Juli wurde sodann der Kriegsplan mit den hervorragendsten Generalen definitiv festgestellt. Die Feldmarschälle Schwerin, Keith, die Generale Winterfeld, Schmettau und der Herzog Ferdinand von Braunschweig nahmen an den Berathungen Theil. Die schlesischen Festungen wurden schleunigst verproviantiert, die westfälischen Garnisonen erhielten Befehl, nach dem Osten der Monarchie aufzubrechen. Durch die hannoversche Allianz war Preußen, wie man hoffte, im Rücken gedeckt. Warum sollte es also nicht, wie vor elf Jahren, gelingen, mit Oesterreich fertig zu werden, ehe die russischen Heere heran waren?

Bedenklicher in der jetzigen allgemeinen Situation war indeß die zweifelhafte Haltung Frankreichs — und darüber täuschte Friedrich sich nicht mehr. Zwar durch den Abschluß des Versailler Bündnisses selbst waren seine Besorgnisse nicht sehr gesteigert worden. Einige Monate früher hatte er Valori gegenüber sogar selber zu einem solchen Vertrage gerathen, „der dem König von Frankreich mehr Actionsfreiheit gegen England gäbe".**) Freilich war Verstimmung gegen ihn die hauptsächlichste Triebfeder des französischen Hofes zu diesem Schritt gewesen; aber der König wußte, daß die Regierung Ludwigs XV. wenigstens ebenso unentschlossen und verwirrt war, wie die englische. Und wenn der Tractat von Westminster keine Feindseligkeiten zwischen Großbritannien und Oesterreich im Gefolge hatte; so war nicht abzusehen, weshalb der ganz ähnliche Neutralitäts-Vertrag von Versailles Frankreich zum offenen Feinde Preußens machen sollte. Es schien durchaus nicht widersinnig, zu glauben, daß der französische Monarch, der schon mit dem einen Kriege gegen England vollauf beschäftigt war, sich nicht leichtsinnig in einen zweiten Kampf stürzen würde, welcher ihm unter keinen Umständen Vortheil bringen könnte. — Allerdings waren die Symptome in den letzten Wochen etwas bedenklicher geworden. Die officielle Zeitung von St. Petersburg

*) Vgl. Lebensgeschichte des Generals von Schmettau II, S. 304 ff.
**) S. Valori, Mém. I, S. 302.

meldete die Ankunft des französischen diplomatischen Agenten Mr. de Douglas.*) War auch eine Annäherung zwischen dem russischen Hofe und Frankreich nicht schon im Werke, so beabsichtigte man wenigstens, bei Friedrich den Glauben zu erwecken, daß sie angebahnt werde. Auf alle Fälle durfte dieser nun nicht länger zögern, um nicht von einer vollbrachten Thatsache überrascht zu werden.

Um jedoch ganz klar zu sehen, schrieb er am 26. Juni an Kniphausen; er beauftragte denselben, auf Ehre und Gewissen zu berichten, wessen er sich von Frankreich zu versehen hätte, wenn er von Rußland angegriffen oder wenn er zum Kriege mit Oesterreich gezwungen würde.**) Doch Wochen mußten vergehen, bis er Antwort haben konnte und währenddem drängte Alles zu rascher Entscheidung. Ein Tag nach dem andern verging in der peinlichsten Ungewißheit. Inzwischen gewährten die laufenden Berichte des Gesandten doch einigen Einblick auf die herrschende Stimmung in Versailles. Friedrich konnte sich nicht verhehlen, daß der Einfluß der Pompadour allmächtig war, daß selbst sein eifrigster Verehrer, der Marschall von Belleisle, seit der unglücklichen Nivernois'schen Mission nicht mehr die Stimme für ihn zu erheben wagte. Der preußische Gesandte selber empfand es tief, daß sich jetzt alle einflußreichen Personen von ihm abwandten, — aber trotzdem glaubte er nicht, daß man an einen Angriff gegen Preußen dächte. Noch immer war die Marquise einem Landkriege abgeneigt, der den König aus seinem üppigen Wohlleben aufschrecken möchte.***) Auch das Auftreten des Marquis Valori zeigte wohl die Verstimmung seines Hofes; aber es verrieth viel mehr ein Bedauern über den Gang, den die Angelegenheiten genommen hatten, als offene Feindschaft. Auf der andern Seite durfte der König nun nicht mehr warten. Es war klar, daß Rußland im laufenden Jahre nicht mehr auf dem Kriegsschauplatze erscheinen konnte; auch Frankreich, wenn es dennoch in eine verhängnisvolle Bahn getrieben werden sollte, war kaum mehr im Stande, rechtzeitig aufzutreten. Wollte Friedrich selbst aber von dem gewonnenen Vorsprung in den Rüstungen noch Nutzen ziehen, so war es die höchste Zeit, den diplomatischen Feldzug zu beginnen.

Nun endlich, am letzten Tage vor dem entscheidenden Schritte, setzte er den Gesandten seines Alliierten von seinem Vorhaben in Kenntnis.

*) S. Valori, Mém. II, S. 76.

**) Diesen merkwürdigen Brief s. bei Schäfer I, Beilage II, 33, S. 623.

***) S. Kniphausen's Bericht vom 2. Juli 1756 bei Schäfer I, Anlage II, 34, S. 623 und 624.

Ueber zu große Aufrichtigkeit hatten also beide Verbündete keinen Grund, sich zu beklagen. Am Vormittag des 17. Juli lud Friedrich Mitchell zu sich nach Potsdam und schilderte ihm seine gefährdete Lage; er erklärte, er sei entschlossen, in's Feld zu ziehen, das sei das einzigste Mittel zur Rettung. Der Gesandte war auf's äußerste bestürzt. Ein Krieg in Deutschland war gerade das, was seine Regierung durch das Bündnis mit Friedrich hatte verhindern wollen. Woher sollte nun Sicherheit für Hannover kommen, wenn dieser selbst das Schwert erhob? Er suchte den König zu beruhigen; er meinte, die Berichte möchten übertreiben; Oesterreich wolle ihn vielleicht nur zum Angriff reizen, um die Hilfe Rußlands und Frankreichs beanspruchen zu können. Da brauste Friedrich auf. Wochenlang hatte es auf ihm gelegen wie ein Alp; jetzt brach er los, seine Augen leuchteten in unheimlichem Feuer. „Was sehen Sie in meinem Gesichte, Herr", rief er heftig. „Glauben Sie, daß meine Nase gemacht ist, Nasenstüber hinzunehmen? Hier und hier und hier sind noch andere Berichte, die alle dasselbe sagen!" Aufgeregt ging er im Zimmer auf und ab; endlich blieb er vor dem Bilde Maria Theresia's stehen, das lebensgroß an der Wand hing. „Diese Dame will Krieg", sagte er, „und sie soll ihn bald haben." Noch einmal rieth Mitchell dringend zur Mäßigung. Wenn man von der Kaiserin eine Erklärung über ihre Rüstungen forderte, meinte er, so sei, auch im Falle einer ungünstigen Antwort, vielleicht die Neutralität des russischen Hofes zu hoffen. Alles war umsonst, Friedrich wollte von nichts hören. „Das wird die Leute in Wien nur noch stolzer machen und ich will mich ihnen nicht fügen", antwortete er. Dann ging man zur Tafel. Guter Rath kommt öfter bei Tische — wie über Nacht. Es war ein schöner Sommerabend; nach dem Concert einer italienischen Sängergesellschaft im Garten ließ der König Mitchell abermals zu sich rufen. „Ich habe über Ihren Vorschlag von heute Morgen nochmals nachgeacht", sagte er; „ich werde nun doch meinen Gesandten in Wien anweisen, bei der Kaiserin ohne Dazwischenkunft des Ministers um eine Audienz nachzusuchen. Vielleicht gelingt es, durch Ueberraschung eine offene Antwort zu erhalten."

Demgemäß erging am folgenden Tage, den 18. Juli, an den preußischen Gesandten am kaiserlichen Hofe Instruction. Am 24. traf der Courier, der sie überbrachte, in Wien ein. Unverzüglich begab sich Klinggräff zum Fürsten Kaunitz und bat um Zulaß zu der Kaiserin. Der Staatskanzler befand sich gerade in einer Berathung mit den Feldmarschällen Neipperg, Brown und Piccolomini. Da er eben im Begriff war, nach Schönbrunn herauszufahren, so erklärte er sich bereit, den

Auftrag sofort zu vermitteln. Doch das erregte Aeußere des Bevollmächtigten fiel ihm auf. Um so mehr bestand er darauf, den Inhalt der Mittheilungen zu erfahren, die derselbe seiner Herrin zu machen habe, und Klinggräff war unvorsichtig genug, dem Drängen des Ministers nachzugeben. Nun äußerte Kaunitz in übermüthigem Tone seine Verwunderung, daß man über österreichische Maßregeln eine Erklärung fordere, während man doch in Wien über die auffallenden Truppenbewegungen in Preußen nicht die geringste Besorgnis zu erkennen gegeben habe. Dann brach er das Gespräch ab. Auf dem Wege nach Schönbrunn hatte er aber Zeit, die Antwort zu überlegen, die er der Kaiserin in den Mund legen wollte.

Am 26. Juli erhielt Klinggräff sodann die erbetene Audienz. Er begann seine Anrede mit den stärksten Versicherungen der Aufrichtigkeit und der friedlichen Absichten seines Königs; doch damit alle und jede Ursache entfernt würde, welche das gute Einvernehmen stören könne, bat er um Auskunft über die Truppenbewegungen und die kriegerischen Anstalten in Oesterreich. Maria Theresia war sichtlich verlegen; sie meinte, sie liefe Gefahr, ihre Worte nicht genugsam abzuwägen, wenn sie mündlich antworte. Darauf zog sie ein Papier aus der Tasche und las eine Erklärung ab des Inhalts: „da die allgemeinen Angelegenheiten sich in einer Krise befänden, sie es angemessen gehalten hätte, Maßregeln für ihre Sicherheit und die ihrer Verbündeten zu ergreifen, welche übrigens auf Niemandes Nachtheil abzielten." Dann schwieg sie und ein hochmüthiges Kopfnicken gab Klinggräff die Andeutung, daß er entlassen sei. Ueber den Sinn der mysteriösen Erwiderung hatte dieser keine Zeit, nachzudenken; mit bestürzter Miene entfernte er sich. Die Audienz hatte kaum einige Minuten gedauert.*)

Währenddem erwartete Friedrich mit leicht begreiflicher Spannung die Rückantwort aus Wien. Wie sie ausfallen würde, darüber zweifelte er zwar kaum; aber er bedurfte einer officiellen Aeußerung, um zu handeln. Die Nachrichten über österreichische Rüstungen mehrten sich inzwischen täglich. Den Bericht über ein Lager, das bei Eger zusammengezogen wurde, schickte er Mitchell am 24. zu, mit der berühmt gewordenen eigen-

*) Den Wortlaut der Antwort Maria Theresia's in französischer Sprache s. u. a. bei Valori, Mém. II, S. 138. Auch die Depesche des hannoverschen Gesandten von Steinberg d. d. 27. Juli, im Hannoverschen Archiv, giebt sie in demselben Wortlaute. Die ganze Darstellung der entscheidenden Vorgänge ist nach Schäfer I, S. 194 ff.; Huschberg-Wuttke, S. LXXV ff.

händigen Bemerkung: „J'en ai reçu bien d'autres encore; il ne me reste plus que praevenire quam praeveniri."

An demselben Tage endlich, wo Klinggräff bei Maria Theresia vorgelassen ward (am 26. Juli), kam Kniphausen's längst ersehnte Antwort auf die Frage, die der König ihm fast einen Monat zuvor gestellt hatte; sie lautete entmuthigend genug. Freilich, schrieb der Gesandte, habe man in Frankreich augenblicklich keine Offensivgedanken in irgend welcher Richtung; aber er verhehlte seinem königlichen Herrn nicht, daß die allgemeine Stimmung ihm täglich feindlicher würde. Man sähe in ihm immer mehr den Mann, der danach strebe, die Ruhe Europa's zu stören. Die Vorgänge in Mecklenburg, die Drohungen, die er Schweden gegenüber, bei Gelegenheit der letzten Revolution, gemacht hätte, leisteten diesem Glauben nur zu sehr Vorschub. Dazu meldete Broglie, der französische Gesandte in Dresden, fortwährend von bedrohlichen Truppenbewegungen an der sächsischen Grenze; der König dürfe sich also nicht wundern, wenn man den Versicherungen friedlicher Absichten gegen Oesterreich keinen Glauben schenke. Der Minister Rouillé habe sogar offen erklärt, man hielte sich in Folge der Verabredungen verpflichtet, der Kaiserin Beistand zu leisten, wenn er zum Angriff schritte, wie er ja auch England beistehen würde, wenn Frankreich Hannover angriffe. Kniphausen glaubte indeß nicht, daß die Verabredungen zwischen Rußland und Oesterreich schon bis zum Abschluß eines Bündnisses gediehen seien; er rieth also dringend zu äußerster Vorsicht. Die Lage sei um so schwieriger, da Kaunitz, wie er bestimmt vermuthete, das Kabinet von Versailles zu einer Unternehmung gegen Hannover bestimmen wollte, um den König zur Intervention zu veranlassen.*)

Und nur zu bald sollte es sich bestätigen, daß der Gesandte die Verhältnisse am französischen Hofe richtig durchschaut hatte. Noch an demselben Tage, wo sein Bericht einging, überreichte der Marquis Valori dem Könige eine schriftliche Warnung vor einem Angriff gegen Oesterreich und drohte mit Frankreichs bewaffneter Intervention.**) Friedrich und sein Gesandter kannten zwar die geheimen Artikel des Versailler Tractats nicht, sie glaubten nicht einmal, daß solche existierten; aber

*) S. Kniphausen's Bericht d. d. 15. Juli 1756 bei Schäfer, Beilage II, Nr. 37, S. 626.

**) Diese Note vom 26. Juli s. bei Valori II, S. 12 ff.

über die wahre Meinung des Tractats waren sie dennoch nicht länger in Zweifel.

Was sollte nun geschehen? Die 25,000 Mann Hilfstruppen, die Frankreich vertragsmäßig Oesterreich stellen mußte, konnte die allgemeine Situation allerdings nicht sehr ändern. Wenigstens auf die Waffenentscheidung in Böhmen konnten sie dieses Jahr keinen Einfluß üben; aber die französische Regierung war offenbar zu schwach, sich aus den Schlingen des österreichischen Kabinets herauszuziehen. Mit dem einen Feldzuge war also die Sache wahrscheinlich nicht abgethan. Die niederdrückende Gewißheit, daß fast ganz Europa ihn für den allgemeinen Friedensstörer ansah — wie es 50 Jahre nach ihm mit mehr Recht dem Kaiser Napoleon geschah — stand klar vor Friedrichs Augen, und doch durfte er nicht umkehren auf dem begonnenen Wege. Trotz des unendlichen Wachsens der Gefahr konnte nur ein kühner Streich allein ihn vielleicht noch retten.*) Wenn er abwartete, so war er um so sicherer verloren. Indeß so tollkühn combinierte er doch nicht, um zu glauben, daß er allein den vereinigten Kräften von Oesterreich, Rußland und Frankreich die Spitze bieten könnte. Aber es mochte gelingen, auf seinen Alliierten, dessen Hilfe gegen die beiden Kaiserhöfe kaum von Werth war, die Last des französischen Krieges abzuwälzen. Das war der Sinn des Mémoire, das er noch an demselben Tage (den 26.) Mitchell überreichen ließ. Er verlangte keine directe Hilfe von England in dem Kampfe, den er jetzt beschlossen hatte; wolle dieses aber eine Flotte in die Ostsee schicken, so werde er es ihm Dank wissen. Dagegen bat er dringend, man möge Holland bestimmen, seine Landtruppen zu vermehren, kleinere Contingente in Sold nehmen und die hannoversche Armee verstärken. Dann sei man im Stande, im nächsten Frühjahr eine Macht von 74,000 Mann in's Feld zu stellen, genügend, um die Franzosen am Rhein festzuhalten. Ja er meinte, es sei sogar möglich, daß diese, um mit genügender Stärke auftreten zu können, ihre Küsten entblößten und so der britischen Flotte Gelegenheit gäben, in der Normandie und in der Bretagne Landungen auszuführen. „Sehen wir aber zu mit gekreuzten Armen", so schloß er, „so werden wir Einer nach dem Andern erdrückt werden. Wir dürfen nicht versäumen, uns der Vortheile zu bedienen, die der Zeitgewinn und unsere Wachsamkeit uns bieten."

*) Vgl. den eigenhändig concipierten Brief des Königs an Kniphausen vom 26. Juli 1756 bei Schäfer I, Beilage II, Nr. 41; I, S. 630.

Alle ursprünglichen Verhältnisse waren jetzt total verkehrt. England hatte einen Bund mit Preußen geschlossen, der gegen Jeden gelten sollte, der in Deutschland einfiele. Jetzt schickte sich der König Friedrich selber an, einen deutschen Nachbarstaat mit Krieg zu überziehen. Der britische Monarch aber, der gehofft hatte, sein Kurfürstenthum mit Hilfe Friedrichs zu schützen, sollte nun gar nicht sich allein, sondern diesen außerdem gegen Frankreichs Angriffe sichern. Niemand wird das Verfahren des schwächeren Alliierten, der ohne weitere Verabredung den stärkeren direct gegen seine Interessen und seinen Willen in einen Continentalkrieg verwickelte, besonders rücksichtsvoll nennen, so nothwendig und unvermeidlich es auch sein mochte. Wer will es daher den britischen Ministern verdenken, daß sie sich möglichst lange sträubten, in diesen Wirbel mit hineingezogen zu werden. Freilich verfolgten die unfähigen und beschränkten Köpfe, die Englands Geschicke damals leiteten, dies Ziel noch immer, als dem blödesten Auge die Unmöglichkeit des Erfolges längst einleuchten mußte. Aber so thöricht waren sie doch nicht, daß sie die Mittheilung Friedrichs, er wolle den Beginn der Feindseligkeiten aus Rücksicht auf England bis etwa zum 23. August hinausschieben, für baare Münze genommen hätten.

In großen Zügen stand des Königs Plan für sein kühnes Wagniß nun fest; und dabei verfiel er in den folgenschwersten Fehler, den er in seinem Leben gemacht hat. Er hielt es nämlich nicht für genügend, von Schlesien aus direct in Böhmen einzubrechen; sein hitziges Temperament und sein Durst nach Rache an dem intriguanten Minister Brühl riß ihn in eine andere weit verhängnisvollere Bahn. Es war bei ihm längst eine festbeschlossene Sache, daß er vor Allem Sachsen unschädlich machen müsse, dessen Hof der Herd aller gegen ihn gesponnenen Intriguen zu sein schien, dessen Armee ihn im Jahre 1745 in eine so bedenkliche Lage gebracht hatte.

Am ersten Tage des August hatte Friedrich die orakelhafte Antwort Maria Theresia's auf seine Anfrage in Händen; am 2. schon schickte er Klinggräff erneute Instruction. Er sollte unverzüglich abermals um eine Audienz nachsuchen, er sollte nunmehr eine „förmliche und bestimmte“ Erklärung — schriftlich oder in Gegenwart des englischen oder französischen Gesandten — von der Kaiserin fordern, daß sie ihn weder dies Jahr noch das nächste angreifen wolle; denn der König sei genau davon unterrichtet, daß im Januar ein förmlicher Offensiv-Tractat zwischen ihr und Rußland abgeschlossen sei. Er müßte Aufklärung haben, ob er sich im Kriege oder im Frieden mit Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin

befinde. Für die Folgen einer ungewissen oder ausweichenden Antwort aber mache er sie allein verantwortlich.*) Am 7. August war diese Instruction in Klinggräff's Händen. Dem Reichskanzler Kaunitz kam die erneute Anfrage sehr ungelegen; er verlangte ein schriftliches Mémoire; auch mit Verlesung des Rescripts wollte er sich nicht zufrieden geben. Ehe die Erlaubnis Friedrichs dazu eingeholt war, vergingen wieder einige Tage; endlich, am 18. Abends, ward die Denkschrift überreicht und am 21. empfing der Gesandte die Erwiderung der Kaiserin. „Mit Erstaunen und gerechter Empfindlichkeit", so schrieb sie, „habe sie den Inhalt der Note vernommen. Ihre frühere Erklärung sei deutlich genug. Daß man sie von neuem belästige, daß der König von Preußen so sehr die Rücksichten verletze, die Souveraine einander schuldeten, erfülle sie mit dem höchsten Unwillen. Auf alle Punkte des Mémoire zu antworten, sei sie außer Stande, wenn sie nicht die Grenzen der Mäßigung überschreiten wolle, die sie sich vorgesetzt habe. Doch wolle sie wenigstens die eine bestimmte Erklärung geben, daß alle Nachrichten, welche Se. preußische Majestät von einer Offensiv-Allianz zwischen ihr und der Kaiserin von Rußland erhalten zu haben vorgäbe, vollkommen falsch und erfunden wären."**)

Am Abend des 25. August erhielt Friedrich diese stolze Abfertigung; er selbst nennt sie „impertinent, hochmüthig und verächtlich".***) Jetzt war alles Zaudern vorbei. Am Donnerstag, den 26. August, ergingen an sämmtliche Corps-Commandanten die Befehle zum unverzüglichen Einmarsch in Sachsen. An demselben Tage ward der Gesandte in Dresden angewiesen, dem Kurfürsten von der Absicht, sein Land mit Beschlag zu belegen, Anzeige zu machen; zugleich erhielt Klinggräff Auftrag, noch ein drittes Mal in Wien seine Anfrage zu wiederholen.

Sonnabend, den 28. August, setzte sich der König an die Spitze seiner Garden selbst in Marsch. Mit dem Morgengrauen verließ er seine Hauptstadt, um sie während der nächsten sieben Jahre nur noch einmal auf einem flüchtigen Besuche wieder zu sehen. Sonntag, den 29. August, Abends, besetzte der Herzog Ferdinand von Braunschweig schon mit sechs Husaren-Regimentern Leipzig. Am 7. September lehnte die österreichische Regierung schriftlich jede weitere Erklärung ab. Die Gesandten erhielten ihre Pässe, und der Krieg war da.

---

*) Die Instruction s. u. a. bei Valori, Mém. II, S. 138 ff., und in den Berichten des hannoverschen Gesandten von Steinberg, d. d. 25. und 28. August.

**) Das Mémoire Klinggräff's und die Antwort finden sich bei Valori II, S. 162 ff.

***) S. Friedrichs Brief an den Prinzen von Preußen, d. d. 26. August, bei Carlyle, Tauchn. ed. IX, c. IV, S. 248.

Fünftes Capitel.

Der Einbruch des Königs Friedrich in Sachsen machte allenthalben die unbeschreiblichste Sensation. Selbst wer Zeuge der fieberhaften Aufregung gewesen ist, die ganz Europa ergriff, als die Preußen im Sommer 1866 in das Gebiet ihrer deutschen Nachbaren einfielen, kann sich kaum genügende Vorstellung davon machen. Damals, als der deutsche Bund gesprengt werden sollte, hatten Einsichtige die Katastrophe schon Jahre lang vorher kommen sehen; und als der Conflict zum Ausbruch kam, konnten beide Parteien mit dem gleichen Schein des Rechts behaupten, daß sie für deutsche Interessen fochten. Die gewaltigen Kämpfe auf den böhmischen Schlachtfeldern endlich und der unerwartete ungeheure preußische Waffenerfolg ließen nur zu bald die Gewaltthätigkeiten vergessen, welche die wehrlosen, schwächeren Nachbaren von dem Angreifer erdulden mußten; in dem allgemeinen Siegestaumel hatten sie keinen Anspruch auf Hilfe, kaum auf Mitleid.

Im Jahre 1756 war es anders. Nur ganz einzelne Personen waren eingeweiht in Friedrichs politische Gedanken und selbst diese billigten sie nicht. Der übrigen Welt waren seine Pläne ein Geheimnis; sogar die meisten Generale erfuhren erst beim Abmarsch, wohin es gehen sollte. Des Königs Streitigkeiten mit Oesterreich, sein gespanntes Verhältnis zu Rußland hatte mit den Angelegenheiten des deutschen Reichs nichts zu thun. Die geheimen Intriguen Sachsens wurden vielleicht von einigen Regierungen gemuthmaßt; daß aber der Kurfürst keine wirklich kriegerischen oder gefahrdrohenden Absichten hatte, davon gab der gänzlich unvorbereitete Zustand des sächsischen Heeres und dessen geringe Zahl genügend Zeugnis. Die Armee, die im Jahre 1745 60,000 Mann, im Friedensstande von 1746 noch 40,000 Mann stark gewesen war, zählte jetzt kaum 22,000 Mann. Alle die ungeheuren Subsidien, die England in den letzten zehn Jahren dem Dresdener Hofe bewilligt hatte,

waren von dem Minister Brühl und seinen Creaturen in der schamlosesten Weise vergeudet.

Als der König von Preußen nun, fast gleichzeitig mit der ersten Ankündigung seines Vorhabens, über die Grenzen des Kurfürstenthums einbrach, lag die freventliche Vergewaltigung eines deutschen Reichsstandes vor Aller Augen. Wer will es den Zeitgenossen verdenken, wenn sie darin nur einen erneuten Gewaltschritt des Königs sahen, der, entgegen allen beschworenen Satzungen des heiligen deutschen Reichs, sich selbst Recht zu verschaffen suchte? Leider hatte er durch sein früheres Auftreten gegen dasselbe Land, durch sein eigenmächtiges Verfahren in den mecklenburgischen Händeln dieser Ansicht nur zu sehr Vorschub geleistet. Das Uebelste für den König war aber, daß sich die Dinge in Sachsen nicht so rasch abspielten, wie er gehofft hatte. Die allgemeine Aufmerksamkeit, welche durch rasch erfolgende entscheidende Schläge gegen die österreichische Armee vielleicht von dem kleinen Schauplatz abgelenkt worden wäre, blieb Monate lang auf das Drama in Dresden und die Ereignisse vor dem Lager bei Pirna gerichtet. Unter diesen Umständen erregte die Härte, mit der Friedrich gegen das unglückliche Kurfürstenthum, ja selbst gegen die Familienmitglieder des Landesherrn verfuhr, ein doppelt peinliches Aufsehen.

Der sächsische Hof und der Minister Brühl hätten indeß vollständig blind sein müssen, wenn nicht das, was seit Monaten hart an der Grenze vorging, ihre Aufmerksamkeit erweckt hätte. Aber in dem Taumel ihres üppigen und frivolen Lebens fanden sie nicht die Zeit, sich ernsten Besorgnissen hinzugeben. Zwar war schon im Juni der Feldmarschall Rutowsky mit den Generalen zu einer geheimen Conferenz zusammengetreten; der schwache Bestand der Armee verbot jedoch offenbar jeden ernsten Widerstand und, sie rechtzeitig zu verstärken, dazu fehlte die Zeit, noch mehr aber die Energie. Man erwog daher, ob es besser sei, sofort nach Böhmen auszuweichen, oder ob man in einer festen Stellung innerhalb des Landes so lange ausharren solle, bis österreichische Hilfe herankäme. Unentschlossen schwankte die Meinung lange zwischen beiden Auswegen hin und her. Eine kostbare Woche nach der andern verging. Oesterreichische Warnungen wurden nicht geachtet. Der sächsische Gesandte Bülow meldete Ende Juli aus Berlin die Einziehung der preußischen Urlauber, meinte aber, der König von Preußen wolle nach Schlesien rücken.*) Darüber, daß Oesterreich und Rußland den Krieg erst im nächsten Jahre beginnen

*) S. Huschberg-Wuttke, S. 42 ff.

wollten, war Brühl gut unterrichtet. Eile schien also um so weniger nöthig. Man glaubte vielmehr alles Erforderliche gethan zu haben, als man oberhalb Pirna einen gesicherten Lagerplatz ausfindig gemacht hatte.

Von der berühmten vielbesuchten Felsklippe der Bastei aus übersieht man jenseits des Elbstromes die eigenthümliche Hochfläche, welche zum Rückzugspunkt der sächsischen Armee ausersehen ward. Die graue Steinmasse des damals befestigten Schlosses Sonnenstein, — nunmehr ist es eine Irrenanstalt, — bezeichnet die westliche Spitze jenes dreieckigen Plateaus, dessen zwei lange Seiten durch die unersteiglichen Felshänge des Elbthals im Norden und die steilen Abfälle gegen den Gottleuba-Bach im Süden gebildet werden. Bei klarem Frühlingswetter erkennt man deutlich an den weißen Reihen blühender Obstbäume die Richtung der Chaussee, welche von Pirna quer über dasselbe nach Königstein führt. Sie giebt ungefähr die Linie an, längs der sich damals die Zeltreihen des sächsischen Lagers erstreckten. Da endlich, wo sich die Straße zwischen den seltsam geformten Kuppen des Elbsandstein-Gebirges dem Blicke entzieht, wo die merkwürdige Felsenfeste des Königsteins sich aus düstern Föhrenwäldern erhebt, lag die dritte unzugänglichste Seite des Lagers. Hier, von der Seite des wildromantischen Bielagrundes, unter den Kanonen der Festung, konnte es für ganz unnahbar gelten.

Gelang es rechtzeitig, genügende Vorräthe aufzuspeichern, so war es möglich, auch mit dem schwachen Heere in dieser Stellung so lange auszuharren, bis die österreichische Hilfe herankam. Doch dazu ließ Friedrich der sächsischen Regierung keine Zeit. Brühl's Verhandlungen mit Oesterreich waren kaum über das Stadium erster vorläufiger Besprechungen hinausgekommen, als er schon über die Grenzen brach. Weder für Geld, noch für Munition, noch für Lebensmittel war gesorgt. Ohne feldmäßige Ausrüstung, ohne Train mußten die sächsischen Truppen nun in aller Eile ihre Friedensgarnisonen verlassen. Zum Glück waren ihnen jedoch noch vor dem letzten Termin Warnungen zugegangen, und es gelang, sie eben rechtzeitig zu concentrieren. Am 27. August war das ganze Heer in dem Lager versammelt*), und wenn Friedrich gehofft hatte, die Truppen einzeln in ihren Garnisonen zu überraschen und zu entwaffnen, so hatte er sich verrechnet.

Der Minister Podewils erklärte zwar dem sächsischen Bevollmächtigten in Berlin noch am 29. August mündlich, der König von Preußen ver-

*) Beim Einrücken in's Lager bestand die sächsische Armee aus 24 Bataillonen Musketiere, 7 Bataillonen Grenadiere, 32 Schwadronen Cavallerie und einigen Invaliden-Compagnien, im Ganzen etwa 17,000 Mann mit 150 Geschützen.

lange nur freien Durchzug nach Böhmen. Aber die Eröffnungen des preußischen Gesandten in Dresden, Herrn von Maltzahn, an demselben Tage klangen viel schroffer. Er erinnerte an die Ereignisse des Jahres 1744. Die Gefahr, in welche der König damals durch Sachsens Haltung gerathen sei, so sagte er, zwinge denselben zu besonderen Vorsichtsmaßregeln. Gleichzeitig mit den 70,000 Preußen erschien ferner eine öffentliche Declaration und gab weitere Erläuterungen noch bedenklicherer Natur.*) Mit eigenthümlicher Naivetät behauptete Friedrich darin, sein Auftreten im letzten Kriege sei nur durch seine Sorge für „das Wohl des deutschen Reichs" veranlaßt gewesen, dafür allein habe er „seine ihm von Gott verliehene" Macht gebrauchen wollen. Er habe verhindern müssen, daß Deutschland das Joch über den Hals geworfen und sein damaliges Oberhaupt unterdrückt würde. Jetzt sei er in derselben gefährlichen Lage, in welche ihn damals Sachsens Bündnis mit seinen Feinden gebracht habe; die Vorsicht gebiete ihm daher, sich nicht abermals demselben Schicksale auszusetzen. Nichts liege ihm indeß ferner, als feindliche Absichten gegen Se. polnische Majestät und dessen Länder; die Stunde, wo er selber ihm die Kurlande wieder zurückgeben könne, würde er als eine glückliche betrachten.

Die Geschichte hat bis in die neueste Zeit gezeigt, daß es viel leichter ist, derartige Versprechungen hinsichtlich der Schonung eines occupierten Landes und hinsichtlich der Rücksicht gegen feindliche Regentenhäuser zu geben, als sie zu halten. Auch hier war es umsonst, daß das sächsische Staatsministerium die Zusicherung gab, dem Durchzug der preußischen Armee kein Hindernis in den Weg zu legen, wenn nur die Lieferungen baar bezahlt und nähere Angaben über die zu passierenden Orte gemacht würden. Vergeblich sandte August III. seinen General-Adjutanten, den Capitain in der Schweizer-Garde, von Meagher, mit einem eigenhändigen Schreiben dem Könige entgegen, um über diese Angelegenheit in Verhandlungen zu treten. Friedrichs Antwortschreiben aus Pretsch, zwischen Wittenberg und Torgau datiert, erging sich zwar weitläufig über die Motive, die ihn zu seinen Maßregeln bewogen hätten, gab aber keine der erbetenen Zusicherungen. Brühl sah sich in seiner Noth nach anderen Unterhändlern um, und Lord Stormond, der britische Gesandte in Dresden, erklärte sich bereit, einen solchen Auftrag zu übernehmen. Derselbe fand Friedrich bereits in Torgau und bot diesem im Namen der sächsischen Regierung

*) Preußische Declaration wegen des Einrückens in die sächsischen Erblande Druckschrift, Berlin 1756.

nochmals einen Neutralitäts-Vertrag an. Doch fand er den König durchaus nicht geneigt, auf irgend welche Propositionen einzugehen; im Gegentheil, dieser erklärte nun offen, er müsse den ganzen Elbstrom in seiner Gewalt haben und dürfe die sächsische Armee nicht hinter sich lassen. Auch fing er bereits an, über die Staatskräfte des occupierten Landes rücksichtslos zu verfügen.

Schon die ersten Maßregeln des Herzogs Ferdinand von Braunschweig nach dem Einrücken in Leipzig waren die Beschlagnahme der kurfürstlichen Kassen, Entwaffnung der Stadtsoldaten und Plünderung des Zeughauses und der Magazine gewesen. Jetzt wurde die Festung Wittenberg theilweise demoliert und die Vorräthe für die preußischen Truppen verwendet. Sächsische Generale und Officiere, wo sie gefunden wurden, erklärte man ohne weiteres für Gefangene. Alle Personen, die öffentliche Gelder und Gehälter einzunehmen hatten, erhielten Befehl, dieselben bei schweren Strafen monatlich an das in Torgau eingesetzte preußische Kriegs-Directorium abzuliefern. Die Besoldung vieler Angestellter wurde ganz aufgehoben, die anderer stark verringert. Jeder Briefverkehr mit den Feinden des Königs wurde streng untersagt.*)

Unter diesen Umständen war kaum noch auf ein gütliches Uebereinkommen zu rechnen. Auch der Briefwechsel, den die Monarchen am 3. und 5. September fortsetzten, hatte keinen Erfolg. Man glaubt, die Geschichte einer Katastrophe unserer Tage zu hören, wenn man liest, wie nun, während die feindlichen Heeresmassen sich seiner Hauptstadt unaufhaltsam näherten, der König von Polen einen Ministerrath und einen Kriegsrath nach dem andern berief — und wie Alle rathlos waren. Am 3. September beschloß man, eiligst das eben bezogene Lager zu räumen und nach Süden abzuziehen. Kaum war man mit dieser Entscheidung im

*) Von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr ward die Bedrückung des unglücklichen Sachsens schlimmer. Im November 1756 ward den Civil-Behörden die Stellung von 16,000 Rekruten auferlegt. Jeder preußische Lieutenant sollte wöchentlich ein Klafter Brennholz, jeder Oberst täglich 1/2 Klafter geliefert erhalten. Die sächsische Münzstätte stand schon vom October an unter einem preußischen Münzmeister Billert; die Münze in der Pleißenburg zu Leipzig ward gar an einen Juden Ephraim Itzig verpachtet. Allenthalben prägte man leichtes Geld mit kursächsischen und polnischen Wappen. Besonders geringhaltig waren die sogenannten „Ephraimiten" 1/3 Thalerstücke, die der genannte Jude mit der Jahreszahl „1753" schlagen ließ. Zu dem Allen kamen noch enorme Geld- und Naturalien-Lieferungen. Die preußischen Geschichtsschreiber haben also keinen Grund, über die Gewaltmaßregeln der Franzosen im nächsten Jahre eine besondere sittliche Entrüstung zur Schau zu tragen. Vergl. Huschberg-Wuttke, S. 106. 163. 391 ꝛc.

Klaren, so kamen der hohen Generalität neue schwere Bedenken. Es fehlte an Bespannung für die Geschütze und den Train. Mit aufgegriffenen Fuhrmannspferden und auf den Straßen gepreßten Handwerksburschen als Fahrern hatte man die Artillerie eben nothdürftig in's Lager geschafft. Nach Böhmen, durch enge Felsenpässe auf steilen Gebirgsstraßen konnte man so nicht weiter kommen; man hätte also alles Geschütz und alles Material zurücklassen müssen. Schon jetzt aber zeigten sich feindliche Reiterpatrouillen in den Flanken und vermehrten den Schrecken. Aus dem Rückzuge mochte daher nur zu leicht Flucht, aus der Flucht allgemeine Auflösung und Vernichtung werden. Politische Rücksichten kamen dazu. Die österreichischen Vorschläge einer bedingungslosen förmlichen Allianz konnte man in dem Falle kaum mehr ablehnen und dessen hatte man sich bis jetzt stets geweigert. Die schon gegebenen Abmarschbefehle wurden also wieder zurückgenommen; man blieb, wo man war. Der Kurfürst mit seinen beiden Söhnen, den Prinzen Xaver und Karl, begab sich selbst in's Lager (den 8. Morgens); der Staatsminister von Brühl begleitete ihn. Er nahm sein Hauptquartier in Struppen in der Mitte seiner Truppen. Die Nächte verbrachte er jedoch auf dem Königstein. Seine Gemahlin ließ er in dem Residenzschloß zurück.

Friedrich II. concentrierte mittlerweile am 5. und 6. September seine gesammte Armee. Am 8. rückte seine Avantgarde in Dresden ein; er selbst folgte am 9. Das Gartenhaus der Prinzessin Moczinska, das ihn die Nacht über beherbergte, ist jetzt längst abgebrochen, um für neue Straßenbauten Platz zu schaffen. Am nächsten Tage (den 10.) schon zog er weiter. In dem Dorfe Groß-Sedlitz, auf dominierender Höhe, von wo er das lachende Elbthal und das feindliche Lager übersehen konnte, beschloß er, die Entwickelung der Ereignisse abzuwarten. Der Tourist, welcher auf der böhmischen Bahn jene gesegnete Gegend durcheilt oder auf überfülltem Dampfboote den Strom hinab nach Dresden fährt, dem fällt, wenn er eben das Städtchen Pirna passiert hat, auf der höchsten Kuppe der Hügelkette am linken Ufer ein stattliches Schloß in die Augen, von grünen Parkanlagen umgeben. Das ist die „Friedrichsburg“. Ihr Name erinnert die Nachwelt an den fast zweimonatlichen Aufenthalt des Königs.

Während der ersten Tage seines dortigen Verweilens (am 10.) war das Residenzschloß des unglücklichen August III. der Schauplatz einer höchst peinlichen Scene. Die Preußen hatten sogleich nach der Besitznahme der Hauptstadt vor den Thoren und auf Corridoren des Palastes Schildwachen aufgestellt. Die zurückgelassene Königin von Polen bat

dringend, man möge wenigstens die Posten vor ihren Gemächern einziehen. Ihre Bitten wurden nicht beachtet, im Gegentheil, man verdoppelte die Wachen, und der commandierende Officier verlangte außerdem die Schlüssel zu einem gewissen Kabinet, in dem er wichtige Staatsschriften vermuthete. Vergeblich erbot sich die beleidigte Fürstin, die Thür zu versiegeln. Dem Officier genügte das nicht, er setzte seine Siegel daneben; denn dem preußischen Monarchen war, wie er wußte, besonders daran gelegen, die geheimen Staatsschriften zu erhalten, die ihm den urkundlichen Beweis für die Richtigkeit seiner Anklagen gegen die sächsische Regierung liefern sollten. Deshalb hatte er die strengsten Instructionen hinterlassen. Der Officier — Major von Wangenheim — kam daher bald zum zweiten Male und verlangte, daß die versiegelte Thür geöffnet würde. Die Königin verweigerte das entschieden und stellte sich selbst davor. „Sie könne nicht glauben, daß er auf Befehl seines Monarchen handle", sagte sie. „Wenn er aber dennoch Gewalt gebrauchen wolle, so möge er bei ihr den Anfang machen." Nun wurde der Major doch stutzig und entfernte sich, um neue Verhaltungsbefehle zu holen. Währenddem rief die hohe Frau die Verwendung des englischen und preußischen Gesandten an, aber ohne Erfolg; denn Wangenheim kam nur zu bald mit dem bestimmten Befehle, wahrscheinlich von dem Stadtcommandanten General Weylich, wieder, ohngeachtet der Person der Königin Gewalt zu brauchen. Jetzt endlich machte sie unter lebhaften Protestationen Platz; den Schlüssel aber gab sie dennoch nicht her; ein Schlosser mußte mit einem Dietrich die Thür öffnen. Was man nun fand, schien in der That wichtig genug. Eine Menge Kisten standen da, fertig gepackt, um nach Warschau weggeschickt zu werden. Man nahm sie mit; entdeckte aber nachher mit einiger Enttäuschung, daß sie keine wichtigeren Actenstücke enthielten, als die, welche man durch Mentzel's Verrath bereits kannte. Namentlich der Beweis für den Abschluß eines Bündnisses zwischen Sachsen und Oesterreich fand sich nicht — und konnte sich nicht finden, da er nicht existierte. Die beleidigte Königin berief noch an demselben Tage alle auswärtigen Gesandten zu einer Conferenz. Mit beredten Worten erzählte sie ihnen, was ihr begegnet war, damit sie es ihren Höfen berichteten. Der Kummer über die tiefe Kränkung nagte von da an ihrem Herzen. Ihren unglücklichen Gemahl sollte sie lebend nicht wieder sehen; sie starb im nächsten Jahre.*)

*) Ueber diese Ereignisse und das Folgende vgl. Huschberg-Wuttke, S. 55.; Carlyle IX, S. 254 ff., die vorzüglich folgende Werke benutzt haben: Aster, Beleuchtung der Kriegswirren zwischen Preußen und Sachsen, Ende August bis Ende

An demselben Tage, wo der König von Preußen in Groß-Sedlitz Quartier nahm, traf im sächsischen Hauptquartier zu Struppen eine höchst niederschlagende Nachricht ein. Man erfuhr nun, daß es dem Heer in Böhmen so gut wie an Allem fehlte. Geschütze, Pontons, Munition, Nichts war vorhanden. Die Thatsache, daß man in Oesterreich zu einem Kriege gar nicht vorbereitet war, lag klar vor Aller Augen. Sogar an Pferden mangelte es empfindlich. Jetzt erst weckte die kritische Lage des Staats und der geliebten Kaiserin die Völker Oesterreichs aus ihrer Ruhe. Die Begüterten und der Adel stellten voll patriotischer Begeisterung Zug- und Reitpferde in großer Zahl; selbst die kaiserlichen Marställe halfen den Bedarf ergänzen. Aber bis die Armee unter dem Marschall Browne, welche sich, 80,000 Mann stark, an der Eger sammeln sollte, einigermaßen mobil war, mußten Wochen, wenn nicht Monate vergehen. Auf Entsatz durften die Eingeschlossenen also kaum noch rechnen.

Brühl rieth daher im Kriegsrathe nochmals dringend, sich nach Böhmen durchzuschlagen. Die Generale aber erklärten einmüthig, das sei unmöglich, obgleich zu der Zeit die Rettung, wenn auch mit großen Opfern, vielleicht noch thunlich gewesen wäre. Man beschloß, die Verhandlungen mit dem Könige von Preußen noch fortzuspinnen, so aussichtslos sie waren; zugleich sandte man nochmals geheime Botschaft an Browne. Und jetzt endlich gab man das bestimmte Versprechen eines Bündnisses, um die versagte Hilfe doch noch heranzuziehen.

Der erneute Briefwechsel August III. mit Friedrich hatte gar keinen Erfolg. Vergeblich bot der Kurfürst jetzt Wittenberg, Torgau und Pirna an, den sichern Besitz der Elbe, um seine Neutralität zu erkaufen. Auch wenn er die Bedingung, daß mit Ausnahme dieser drei Plätze die Preußen ganz Sachsen räumen sollten, nicht hinzugefügt hätte, so würde der preußische Monarch nicht darauf eingegangen sein; denn dieser hatte nun die letzte Antwort aus Wien erhalten. Alle weiteren Verhandlungen waren damit zu Ende. Er mußte genau wissen, wer für ihn war, wer gegen ihn. Am 14. September entsandte er seinen General-Adjutanten, den General-Lieutenant von Winterfeld, in's sächsische Lager und forderte nicht mehr Neutralität, sondern ein Bündnis. Darauf glaubte jedoch August III. nicht eingehen zu können; er erklärte, daß ein altes Defensiv-Bündnis mit der Kaiserin ihn verpflichte, dieser im Noth-

---

October 1756, und Graf Carl Vitzthum von Eckstädt, Geheimnisse des sächsischen Kabinets.

fall mit 6000 Mann zu Hilfe zu kommen. Am folgenden Tage (d. 15.) wiederholte er die Ablehnung schriftlich — und bat zugleich, sich mit seinem Minister und seinem Gefolge nach Polen begeben zu dürfen. Das schlug Friedrich ab. Jede Hoffnung auf friedliche Ausgleichung war somit geschwunden, das Schwert sollte entscheiden.

Die große Chaussee von Sachsen nach Böhmen verläßt schon in Pirna das Elbthal; sie führt über Berggieshübel und das langgestreckte Gebirgsdorf Peterswalde nach Nollendorf und Teplitz. Aber es war möglich, noch auf einer andern Straße direct aus dem Lager dahin zu gelangen. In der Gegend von Hermsdorf zieht sich nämlich von dem Plateau, auf dem es stand, ein fahrbarer Weg nach jenem romantischen Grunde hinab, durch welchen jetzt alljährlich Tausende von Sommerfrischlern nach der berühmten Schweizermühle aufwärts wandern. Dem malerisch gelegenen Brausenstein gegenüber windet sich dieser Weg sodann an dem entgegengesetzten Thalrande wieder hinauf und erklimmt, langsam ansteigend, die Höhe des waldigen Erzgebirges. Die breite Kuppe des Schneeberges bezeichnet weithin seine Richtung. Dessen nördlichen Fuß umgeht er in weitem Bogen, um sich dann in zahlreichen Krümmungen von neuem in's Elbthal hinabzusenken, das er in Bodenbach, Tetschen gegenüber, erreicht.

Es ist natürlich, daß Friedrichs erste Maßregeln darauf zielten, den Sachsen diesen Rückzugsweg abzuschneiden. Der größte Theil seiner Truppen stand zwar bei Groß-Sedlitz und Cotta. Aber in Johannishof, Kunnersdorf bis nach Krippen bewachten zahlreiche Detachements die Ausgänge des Lagers. Auch auf das rechte Elbufer erstreckte sich seine Aufmerksamkeit. In Schandau, in Wehlen, in Mockethal, Pirna gegenüber, befanden sich preußische Truppen. Eine Pontonbrücke bei Praschwitz, unterhab Pirna, und eine bei Schandau endlich verbanden die durch den Strom getrennten Heeres-Abtheilungen. Schon die ersten Recognoscierungen ergaben, daß ein gewaltsamer Angriff keine Aussicht auf Erfolg hatte. Es wurden zwar alltäglich einzelne Schüsse zwischen den vorgeschobenen Abtheilungen gewechselt; im Ganzen beschränkten sich die Preußen jedoch auf die Cernierung. Vor den Hauptausgängen des Lagers legten sie Verschanzungen und Batterien an; die minder wichtigen verschlossen sie mit Verhauen. So beobachtete man sich wochenlang unthätig.

Indessen wurden in der letzten Hälfte des September die Nachrichten aus Böhmen beunruhigender. Zwar hatte der König die schwache Abtheilung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, die zuerst dort eingerückt war, allmählich verstärkt und ihr den Feldmarschall Keith zum

Oberbefehlshaber gegeben; aber die Bewegungen des kaiserlichen Heeres wurden immer bedrohlicher. Es mußte etwas Entscheidendes geschehen, wenn die schwächere preußische Armee nicht erdrückt werden sollte. Friedrich begab sich also selbst am 28. September zu seinem Observationscorps. Er fand es bei Außig in einer abwartenden Stellung, die ihm nicht gefiel; denn er suchte eine Schlachtentscheidung. Unverzüglich führte er es vorwärts, dem Feinde entgegen. Am 29. und 30. September überschritten die preußischen Colonnen das steile Mittelgebirge, und als sie am Nachmittage des zweiten Tages gegen Lobositz hinabstiegen, sahen sie den Feind in starker Stellung vor sich. Mit dem rechten Flügel in dem Städtchen an der Elbe, den linken gegen das Dorf Sulowitz ausgedehnt, die Front durch einen Bach und tief eingeschnittene Gräben geschützt, stand da die österreichische Armee unter dem Feldmarschall Browne. Sie zählte etwa 33,000 Mann mit 94 Geschützen. Alle Höhen vor der Hauptstellung, namentlich der nach der Elbe abfallende Loboschberg, waren mit leichten Truppen besetzt.

Ein dichter Nebel bedeckte noch das Gefilde, als die Preußen Freitag den 1. October den Angriff begannen. Es war ein frostiger unangenehmer Herbstmorgen. Die weite Ebene, die man am Tage vorher wie ein Panorama übersehen hatte, war mit einem weißen wolkigen Schleier bedeckt. Da, wo derselbe für wenige Momente zerriß, erkannte man wohl kleine feindliche Reiterabtheilungen, die sich eilig hin und her bewegten, aber zu rasch schlossen sich immer wieder die Lücken des Vorhangs, als daß man von der österreichischen Armee selbst etwas hätte entdecken können.

Friedrich glaubte also nur eine schwache Arrieregarde vor sich zu haben. In der Einsattelung zwischen dem Loboschberge zur Linken und dem Homilkaberge zur Rechten formierte er seine Vortruppen. Und wie sich dann seine Linien beim Aufmarsch nach beiden Seiten ausdehnten, entspann sich bald auf dem linken Flügel ein heftiges Feuergefecht mit den Panduren und Kroaten, die sich hinter den Weinbergsmauern am Hange des Loboschberges festgesetzt hatten. Währenddem fuhren einige preußische Batterien auf dem Homilkaberge auf und die Reiterei kam heran. Aus Mangel an Raum entwickelte sie sich hinter der Mitte ihrer Infanterie — eine ganz ungewöhnliche Erscheinung.

Dem Könige dauerte die Kanonade zu lange. Vom Feinde sah er noch immer Nichts wie einzelne Cavallerie-Abtheilungen, die auf der Ebene hin und her evolutionierten. Er beorderte die vordersten seiner Reiterregimenter zum Angriff. Die Infanterie machte Platz und durch ihre Lücken ging es im Galopp vorwärts. Im Nu war der Feind ge-

worfen. Die Preußen verfolgten hitzig; da sahen sie sich plötzlich und unerwartet einer langen Infanterielinie gegenüber. Mit einer vernichtenden Salve empfangen, von anderen Reiterabtheilungen angegriffen, machten sie Kehrt und jagten auf ihre eigene Schlachtlinie zurück. Die hinten haltenden Schwadronen hatten kaum die Noth ihrer Kameraden gesehen; da waren sie nicht mehr zu halten: ohne einen Befehl abzuwarten, setzten auch sie sich in Bewegung. Mit gewaltigem Ungestüm stürmte die ganze Masse zum zweiten Male vorwärts, bis in die Niederung von Sulowitz; aber ein tiefer Hohlweg, den sie theils springend, theils kletternd passierten, brach ihre Ordnung. Dann riß das Feuer der Infanterie gewaltige Lücken, neue feindliche Reiterscharen fielen ihr in die Flanken; — sie flohen und rannten in wilder ungezügelter Hast fast ihr eigenes Fußvolk über den Haufen. Doch dessen eiserne Disciplin hielt dem Ansturm Stand, und hinter seiner Linie gelang es, die Flüchtigen einigermaßen zu sammeln und zu ordnen. Indeß zu fernerer Thätigkeit waren sie unfähig.

Browne hielt die Schlacht für gewonnen; er beschloß nun auch die preußischen Grenadiere, die sich mittlerweile auf dem Loboschberge festgesetzt hatten, zu vertreiben. Aber jetzt zeigte sich die Ueberlegenheit der preußischen Infanterie. Ihre Patronen hatten die tapferen Männer in dem Feuergefecht verschossen; doch stürmten sie ohne zu zaudern den Angreifern mit dem Bajonnet entgegen und warfen sie den Hang wieder hinab. Dann ging die Artillerie vor und schoß das Städtchen Lobositz in Brand; die mittleren preußischen Bataillone verstärkten den siegenden linken Flügel und drangen in den brennenden Ort.

Es war 5 Uhr Nachmittags, nach siebenstündigem erbitterten Kampfe war der Sieg für Friedrich entschieden. Nur durch ein geschicktes Manöver rettete der österreichische Feldherr sein Heer vor vollständiger Vernichtung. Von seinem Centrum und seinem rechten Flügel aus ließ er nämlich frische Bataillone zum Angriff vorbrechen, welche die Verfolgung hemmten. Die preußische Reiterei war außer Gefecht gesetzt, so konnte er ziemlich unbelästigt bei Budin die Eger passieren.

Die Verluste waren auf beiden Seiten beträchtlich — Jeder hatte etwa 3000 Mann eingebüßt. Die Stärke des preußischen Heeres an jenem Tage war aber bedeutend geringer gewesen, als die der Oesterreicher; es zählte nur etwa 24,000 Mann.

Beide Theile schrieben sich den Sieg zu — indeß mit Unrecht, wenn auch Browne es schon für einen großen Erfolg halten mußte, daß er nicht total geschlagen war. Friedrich selbst aber erkannte mit Besorgnis,

daß es nicht mehr die alten Oesterreicher waren, denen er gegenüber gestanden hatte.

Wenige Tage vor der Schlacht war die letzte dringende Bitte um Hilfe durch sächsische Abgesandte richtig in die Hände von Browne gelangt. Auf dem linken Elbufer war jedoch der Entsatz nun ganz unmöglich geworden; denn, wenn auch der König nicht weiter vordrang, so blieb doch das Observationscorps bei Lobositz stehen und versperrte den Weg. Auch hatte der Feldmarschall Rutowski von vornherein die Operationen auf der andern Seite des Stromes empfohlen. Der bestimmte Befehl aus Wien, die Sachsen um jeden Preis zu retten, überwand die letzten Bedenken des österreichischen Feldherrn. Am 6. October übergab er den Oberbefehl an den General Luchesi; er selbst aber überschritt mit einem auserlesenen Corps von 8000 Mann die Elbe bei Raudnitz oberhalb Leitmeritz. Den unwegsamen Gebirgsstock, welcher die jetzt am meisten besuchten Punkte der sächsischen Schweiz — den Winterberg und die seltsamen Felsgruppen des Kuhstalls und des Prebischthores — enthält, umging er in weitem Bogen, und dirigierte sich über Kamburg in den Zipfel böhmischen Gebiets, der westlich von Zittau weit in das kurfürstliche Land hinein vorspringt.

Mit den sächsischen Abgesandten war ferner verabredet, daß er über Rumburg und Schluckenau, in der Richtung auf Schandau in's Elbthal hinabsteigen sollte. Die Gegend war von den Preußen am schwächsten besetzt. Gelang es aber den Eingeschlossenen, die Elbe zu passieren, so mochte es durch einen gemeinschaftlichen Angriff hier noch am ersten möglich sein, die Cernierung zu sprengen. Zum Brückenschlag hatte man den Punkt vereinbart, wo die Schlucht, die bei Thürmsdorf vom Plateau hinunterführt, in das Elbthal mündet. Er liegt ganz unter den Kanonen des Königsteins und die Arbeit konnte also wahrscheinlich unbelästigt ausgeführt werden. Browne versprach, am Montag den 11. October vor Schandau zu stehen. Zwei Kanonenschüsse vom Königstein sollten ihn benachrichtigen, daß die Sachsen den Angriff begonnen hätten.

Der österreichische General hielt Wort. Zwar existierte damals die schöne Kunststraße noch nicht, welche heute von der böhmischen Grenze über Lichtenhayn nach Schandau abwärts führt. Trotzdem erreichten seine Vortruppen auf steilen, tiefeingeschnittenen Gebirgswegen am bestimmten Tage Mittelndorf und Altendorf und trieben die preußische Arrieregarde in's Flußthal hinunter. Ein kräftiger Vorstoß möchte ihn in Besitz des Stromüberganges und des Weges, welcher unmittelbar am rechten Ufer abwärts führt, gesetzt haben. Aber Browne war kein frischer

thatkräftiger Mann mehr, dazu quälte ihn ein schmerzhafter Husten und drückte seinen Geist nieder; er blieb zögernd stehen und wartete auf das verabredete Signal. Doch außer dem Sturmwind, der in den Tannen rauschte, unterbrach Nichts die unheimliche Stille. Der österreichische General sah sich in der peinlichsten Lage. Seine Vorposten meldeten dazu, daß immer fort neue preußische Truppen die Schiffbrücke bei Schandau passierten. Auf alle Fälle weiter vorzudringen, schien ihm mehr als bedenklich. Denn, entschloß er sich zum Angriff, so mußte er auf dem noch heutigen Tages schwer passierbaren Wege von Altendorf über Rathmannsdorf nach Vorschdorf vorrücken. Hinter der tief eingeschnittenen Felsschlucht des Lachsbaches aber erwartete ihn wahrscheinlich ein weit überlegener Feind, und wenn die Sachsen der Verabredung nicht nachkamen, so war sein Unternehmen nicht allein aussichtslos, sondern höchst gefährlich für ihn selber. Er glaubte daher schon weit über seine Verpflichtung hinaus gehandelt zu haben, als er am 12. und 13. October unthätig in seiner Stellung verharrte.

Zu derselben Stunde erfüllte sich, ohne daß Browne es ahnte, kaum eine deutsche Meile von da, das Schicksal der unglücklichen, eingeschlossenen sächsischen Armee. Bereits seit dem Anfange des Monats war die Noth im Lager sehr drückend geworden. Brühl hatte im Sommer mit Bestimmtheit auf den Abschluß eines Neutralitäts-Vertrages gerechnet; und um den Preußen den Beweis friedfertiger Gesinnungen zu geben, war es gar den Truppen beim Abmarsch aus den Garnisonen verboten worden, mehr als einen dreitägigen Vorrath an Lebensmitteln mitzunehmen. (!!) Die Aussicht auf Verständigung schwand indeß so rasch, daß es dem Grafen Rutowski nur mit Mühe gelang, in den wenigen Tagen vor der vollständigen Einschließung etwa für vierzehn Tage Lebensmittel zusammen zu bringen. Man mußte sich aber darauf gefaßt machen, eine längere Frist aushalten zu können. Deshalb setzte man die täglichen Portionen sofort um ein Drittheil herab. Die Artilleriepferde aber mußten schon von vornherein sich auf den kärglichen Gebirgsweiden ihre Nahrung suchen; die der Cavallerie bekamen allerdings etwas Heu und Stroh, jedoch Wasser fehlte fast ganz. Von Tage zu Tage schloß sich der Ring der Feinde fester; am 3. October schallte das Knattern der Freudensalven aus allen preußischen Lagern zu den Eingeschlossenen herauf und verkündete ihnen den Sieg von Lobositz. Immer mehr schwand die Aussicht auf Hilfe. Da, als die Noth schon bedenklich gestiegen war, am Donnerstag den 7. October, gelangten die nach Böhmen Abgesandten glücklich in's Lager zurück und fachten die schwindenden Hoffnungen von neuem

an. Mit Freuden billigte man die getroffenen Vereinbarungen und ging unverzüglich daran, sie in's Werk zu setzen. Doch der entkräftete Zustand der Pferde erregte große Bedenken. Man fürchtete, sie möchten nicht im Stande sein, die schweren kupfernen Pontons durch die steilen Hohlwege vom Plateau nach dem Fluß hinunter zu schaffen, um so mehr, da ein vierundzwanzigstündiger Regen Alles aufgeweicht hatte. Man beschloß deshalb, die zahlreichen Elbkähne, welche bei Pirna vor Anker lagen, stromaufwärts zu bugsieren und zum Brückenbau zu verwenden, und hoffte, begünstigt durch die ungewöhnliche Finsterkeit der Nächte, die Operation unbemerkt vom jenseitigen Ufer ausführen zu können.

In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend schon ging man an diese Arbeit. Aber die Truppenreducierungen der letzten Jahre hatten zumeist solche Abtheilungen betroffen, die bei Paraden keine glänzende Rolle zu spielen pflegen. So hatte man sich allmählich der Pontoniere ganz entledigt; die sogenannte Compagnie bestand nur aus einigen Officieren, Unterofficieren und **vier** Gemeinen. Man war deshalb gezwungen, Elbschiffer für den Transport zu miethen. Auf dem Leinpfade, der sich parallel mit der jetzigen böhmischen Eisenbahn an der Elbe hinzieht, setzte sich nach Einbruch der Dunkelheit die seltsame Colonne in Bewegung. Vierzig Bauern zogen an langen Tauen die unförmlichen Schiffe stromaufwärts. Anfangs ging Alles gut, wenn auch ein wüthender Sturm die Fahrt erschwerte. Glücklich gelangte man etwa bis dahin, wo zahlreichen Steinbrüchen gegenüber, welche die malerische Gegend entstellen, heute die kleine Haltestelle Ober-Vogelgesang liegt. Auf dem feindlichen Ufer herrschte bis dahin Todtenstille. Aber sei es, daß die aufmunternden Zurufe der Schiffer oder das Plätschern des Wassers die preußischen Posten aufmerksam machte, plötzlich blitzte es hell auf und ein Kanonenschuß dröhnte schauerlich an den Felswänden wieder. Er war die Einleitung einer allgemeinen Kanonade der preußischen Batterien. Die sächsischen Geschütze antworteten lebhaft. Prasselnd schlugen die Eisengeschosse im Wasser und am Ufer ein und verursachten einen unbeschreiblichen Schrecken. Die Schiffer weigerten sich absolut, weiter zu ziehen. Man versuchte, den Soldaten die Taue in die Hand zu geben; da trafen trotz der Dunkelheit einige Kugeln in die Fahrzeuge selbst und drei von ihnen sanken. Nun kündigten die Steuerleute den Dienst; sie wollten lieber nach dem jenseitigen Ufer hinüber und sich dem Feinde ausliefern, sagten sie, als noch länger sich einer solchen Gefahr aussetzen. Zureden, Bitten, Drohungen, Nichts half; man mußte das Unternehmen für heute aufgeben. Durch Erhöhung des

zugesicherten Lohnes gelang es indeß glücklich, andere Arbeiter zu gewinnen, mit denen man in der folgenden Nacht den Versuch wiederholte. Aber die Preußen verdoppelten ihre Aufmerksamkeit. Kaum setzten sich die Schiffe in Bewegung, so begannen die verstärkten Batterien von neuem ihre Thätigkeit. Unter den Schiffern und Bauern entstand nun ein förmlicher Aufstand; sie sprangen an's Ufer und entliefen. Daß man auf diese Weise nicht zum Ziele kam, war klar.

Umsonst hatte man zwei Tage und zwei Nächte verloren. Jetzt mußten dennoch die Pontons heran. Am Sonntag den 10. zogen die verhungerten, ermatteten Pferde und alle Mannschaften, die irgend angespannt werden konnten, gemeinschaftlich mit unerhörter Anstrengung die Brückenwagen von Pirna nach dem Plateau herauf. Oben auf der Ebene ging es etwas besser; desto schlimmer aber war es in den Hohlwegen nach Thürmsdorf hinunter. Die Männer stemmten sich in die Speichen, die entkräfteten Thiere brachen zum Theil zusammen, der Regen goß in Strömen, und die ganze folgende schaudervolle Nacht verging, ehe man die Pontons glücklich am Morgen des 11. October Montags zum Flußufer hinunter geschafft hatte. Das war bereits der Tag, wo man der Verabredung gemäß mit Browne zusammenstoßen wollte.

Um diese Zeit hätte man schon am jenseitigen Ufer stehen sollen. Indeß mit geübten Pontonieren wäre man doch noch vielleicht rechtzeitig zum Ziele gelangt; aber mit den vier Mann, die zur Verfügung standen, konnte die Arbeit, die sonst kaum einige Stunden in Anspruch genommen hätte, trotz der angestrengtesten Thätigkeit nicht in einem vollen Tage zu Ende gebracht werden. Es verging nicht allein der Montag, sondern auch der ganze Dienstag, ehe die Brücke fertig war.

An demselben Tage, den 12. Abends 10 Uhr, brach das sächsische Heer sodann von seinem Lager auf. Es war ein grauenhafter Marsch. Der immerfort anhaltende Regen und der Transport der Brückenwagen hatte den steilen Hohlweg von Thürmsdorf fast ganz unpassierbar gemacht. Auf den Transport der schweren Geschütze mußte man von vornherein verzichten; man ließ sie in den Batterien stehen und vernagelte sie. Das ermattete Zugvieh konnte nicht einmal die leichten Regimentskanonen fortschaffen, sie blieben größtentheils stecken. Aber trotz aller Mühseligkeiten, trotz aller Entbehrungen, die sie unverschuldet erdulden mußten, folgten die braven sächsischen Truppen gehorsam den Anordnungen ihrer Vorgesetzten. Wie während der ganzen 35 tägigen Einschließung kein einziger Fall von Desertion vorgekommen war, so hörte man auch jetzt keinen Ton der Klage oder des Murrens, als sie,

hungrig und durchfroren, den schüpfrigen Felsenpaß zum Fluß herabkletterten. Am Mittwoch den 13., Morgens ganz in der Frühe, erreichte die Tête der Infanterie die Brücke. Unvorzüglich begannen die vordersten Bataillone den Uebergang und stiegen am jenseitigen Ufer zu jener kleinen Hochfläche von Ebenheit hinan, welche den südwestlichen Fuß des Liliensteins bildet und den die Elbe in halbkreisförmigem Bogen umspült. Um 9 Uhr Morgens waren 15 Bataillone und zwei Feldstücke auf dem Plateau vereinigt.

Ein Feldherr von rücksichtsloser Energie würde nun vielleicht versucht haben, mit dem, was er zur Hand hatte, sich den Weg in's Freie zu bahnen, obgleich die Aufgabe außerordentlich schwierig, ja beinahe unmöglich war. Denn an den Seiten des fast unersteiglichen Felskegels des Liliensteins führten nur zwei, damals noch wenig betretene Bergpfade nach den Dörfern Borschdorf und Walthersdorf, welche heute die malerische Chaussee von Schandau nach Hohnstein verbindet, und wer von hier in das ebene Hinterland gelangen will, muß noch die tief eingeschnittenen Felsenschluchten des Polenzbaches und des „tiefen Grundes" passieren. Außerdem hatten die Preußen die beiden Ausgänge mit Verhauen geschlossen, wenn auch bis jetzt nur fünf Bataillone versammelt waren, um sie zu vertheidigen.

Ein Durchbruchsversuch ist in jedem Fall ein höchst gewagtes Unternehmen. Der Umstand, daß die Kriegsgeschichte nur wenige vereinzelte Fälle kennt, wo ein solcher geglückt ist, sollte jedoch nicht die entschuldigen, die ihn überhaupt nicht versucht haben. Der Feldmarschall Rutowski besaß aber nicht jenen ernsten rücksichtslosen Willen zu handeln, der den General Ducrot am 30. November 1870 zu dem Versuch bewog, aus der ähnlich geformten Marne-Halbinsel, an dem Dorfe Villiers vorbei, in's Freie zu dringen. Dennoch würde es ungerecht sein, ihn für einen schlechten Soldaten zu erklären. In früheren Feldzügen hatte er vielmehr stets Umsicht und persönlichen Muth bewiesen; aber während der folgenden zehn Friedensjahre, inmitten des üppigen Hoflebens, in das seine verwandtschaftlichen Beziehungen ihn hineingezogen, erschlaffte seine Energie und nach dem Verfall des Heeres und den wiederholten Reducierungen war sein Vertrauen in dessen Leistungsfähigkeit ganz geschwunden. Er und sämmtliche Generale hatten den Abmarsch schon für unthunlich erklärt, als man noch ohne große Verluste die böhmische Grenze hätte erreichen können. Es ist also natürlich, daß sie sich auch jetzt die Rettung nur möglich dachten, wenn thätige Beihilfe einträte. Sie hofften, die Oesterreicher würden die preußischen Cernierungslinien sprengen und aus

der Lücke könnten sie mit klingendem Spiel herausmarschieren. Dazu kam, daß die damalige Taktik für Gefechte in engen Defileen, wie sie hier in Aussicht standen, keine Formen besaß — und der Graf Rutowski war der Mann nicht, in solch bedenklicher Lage einen Ausweg zu ersinnen. Auch richtete er sein Hauptaugenmerk keineswegs auf das, was noch geschehen mußte; er ritt nicht vor, um die feindlichen Stellungen zu recognoscieren. Das Passieren der Brücke, der Aufmarsch der defilierenden Truppen in langen dünnen Linien, — die für den Durchbruch doch nichts nützen konnte, — nahmen seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Trotzdem verging der ganze Tag, ehe er einigermaßen damit zu Stande kam. Es dauerte bis Nachmittags 4 Uhr, bevor die gesammte Infanterie mit 8 Geschützen auf der Hochfläche entwickelt war.

Während der kalte Octoberregen unaufhörlich auf die unglücklichen sächsischen Soldaten niederrauschte, saß ihr Kriegsherr warm und trocken auf der uneinnehmbaren Felsenfeste des Königsteins. Durch die Wasserfluthen, die an den Fensterscheiben des Commandanturgebäudes herabrannen, sah er seine Bataillone in langen Colonnen die Brücke überschreiten und mühsam den schlüpfrigen Fußpfad hinanklimmen, der von dem Weiler Halbestadt an abschüssigem Uferhange nach Ebenheit hinanführt; er sah, wie die erschöpften Pferde sich vergebens anstrengten, die leichten Geschütze auf das Plateau hinaufzuziehen, wie die Reiterei in dem schmalen Raume zwischen dem Abhange und dem Strome sich zusammendrängte, bis die Reihe zum Defilieren an sie käme.

Und als er von dem grauenvollen Gedränge, von der hoffnungslosen Verwirrung unten am Flusse, die Augen nach der Richtung wandte, wo bei hellem Wetter die Kuppeln und Thürme seiner Hauptstadt am Horizonte herüberschimmerten, da erblickte er zu seiner Bestürzung die preußischen Husaren schon auf der Hochfläche, wo während der letzten Wochen sein Lager gestanden hatte. Er sah die kühnen Reiter den Hohlweg hinunterklettern, den seine eigenen Truppen eben vorher passiert hatten; er sah, wie die Seinigen im Schreck die Ankertaue der Brücke kappten, und diese den Strom hinabtrieb. Und nicht einmal die Dunkelheit verbarg mit wohlthätigem Schleier die jammervollen Scenen zu seinen Füßen. Kein Schlaf fand sein Lager. Voll bitteren Ingrimms mußte er bis tief in die Nacht das Jubel- und Triumphgeschrei der Feinde mit anhören, die die verlassenen Vorrathswagen und Zelte plünderten und sein eigenes früheres Hauptquartier in Struppen nach Schätzen durchsuchten. Doch ein Schimmer von Hoffnung war dem unglücklichen Kurfürsten

noch geblieben. Wenn es wieder hell wurde, so dachte er zu gewahren, wie seine Armee sich Bahn bräche durch die Reihen der Feinde.

Eine Botschaft des Feldmarschalls Rutowski zerstörte auch diese Aussicht. Er meldete, die Soldaten seien auf's äußerste erschöpft, ihre letzten Lebensmittel aufgezehrt. Mit Mühe sei es ihm zwar gelungen, den größten Theil der Infanterie auf dem Plateau von Ebenheit in drei bis vier Treffen zu formieren, aber die Geschütze steckten zur Hälfte noch am Flusse. Auch die Cavallerie sei nicht im Stande, nach oben zu gelangen. Dazu habe er gar keine Nachricht von Browne; ein Bote, der für vieles Geld es übernommen, ihm auf verborgenen Waldpfaden Nachricht zu bringen, sei wahrscheinlich gefangen und auf österreichische Hilfe nicht zu rechnen. Unter diesen Umständen hielte er es für nutzlose Menschenschlächterei, allein gegen die preußischen Stellungen anzustürmen.

Das war selbst für den schwachen August III. zu viel. Zwar schöpfte er aus seiner verzweiflungsvollen Lage nicht die Energie, die einst den letzten der Paläologen aus den glänzenden Hallen des Palastes der Cäsaren, aus dem üppigen Leben eines orientalischen Despoten emporriß, um unerkannt unter seinen Kriegern auf der Bresche zu sterben. Er fand nicht den männlichen Entschluß, mit seiner eigenen Person seine Soldaten zu electrisieren und wenn es sein müßte, mit ihnen unterzugehen; aber — er sandte seinem Feldmarschall den bestimmten Befehl, sich durchzuschlagen, möge es werden, wie es wolle.

Es war 2 Uhr Morgens, am Donnerstag den 14. October, als er diese Ordre erließ. Zugleich schickte er 150 Pferde seines Marstalls, die, während die Thiere im Lager Hungers starben, mit Hafer und Heu reichlich gefüttert waren, zum Flusse hinab. Die kräftigen Rosse sollten die Geschütze den Abhang hinaufschaffen; — jedoch auch ihre Anstrengungen konnten nun nichts mehr nützen. Der Morgen graute, als sie plätschernd und schwimmend den Fluß passierten. Um dieselbe Zeit, etwa 7 Uhr Morgens, erhielt Rutowski die kaum mehr erwartete Antwort von Browne. Sie war dem Boten schon am Abend vorher um 10 Uhr übergeben; aber die ganze stürmische Octobernacht hatte derselbe bedurft, um unentdeckt von Lichtenhayn zurückzukommen. Der Inhalt des Zettels nahm die letzten Hoffnungen. Der österreichische General schrieb, er habe seit Dienstag vergeblich auf die sächsischen Signalschüsse gewartet; deshalb habe er angenommen, das Unternehmen sei misglückt. Seine eigene Lage sei aber auf's höchste gefährdet, die Preußen ständen mit Uebermacht ihm gegenüber. Das Aeußerste, was er thun könne, sei zu warten bis

Donnerstag früh um 9 Uhr; habe er dann keine Nachricht, so müsse er umkehren.

Die bestimmte Zeit war schon fast abgelaufen. Bis dahin konnte man unmöglich zum Angriff fertig sein, um so weniger, da nun das preußische Corps am Lilienstein auf 11 Bataillone und 22 Geschütze angewachsen war. Abermals schickte also Rutowski zum Kurfürsten hinauf und bat um Erlaubnis, zu capitulieren, und abermals erhielt er eine abschlägige Antwort.*) Dann fingen die Kanonen des Königsteins an zu donnern, um die Oesterreicher wo möglich dennoch festzuhalten; aber Wind und Regen wirkten entgegen, kein Schall gelangte zu Browne hinüber. Dieser marschierte ab, wie er es vorher gesagt hatte. Vergeblich horchte Rutowski, ob nicht das Knattern von Flintenschüssen ihm den Angriff der Oesterreicher verkünde — Alles blieb still.

Nun war es vorbei. Er rief seine Generale zu einem Kriegsrath zusammen. In einer der kleinen Hütten des Weilers Ebenheit fand eine kurze Berathung statt. Alle stimmten darin überein, daß ein Entkommen unmöglich sei. Die Soldaten jetzt, erschöpft von den unerhörten Anstrengungen, durchnäßt und durchkältet von dem 72stündigen Regen, gegen die feindlichen Verschanzungen zu führen, hieß offenbar, sie nutzlos opfern. Seit dem Tage vorher hatten sie Nichts gegessen, seit Wochen von kärglichen Portionen gelebt. Die Munition war durch Nässe unbrauchbar geworden. Nichts blieb daher übrig, als zu capitulieren. Jetzt endlich fügte sich August III. der Nothwendigkeit und eine vorläufige Convention mit dem General Winterfeld, der auf dem rechten Elbufer commandierte, schaffte den unglücklichen Eingeschlossenen das nothwendigste — Brod.

Am nächsten Tage, Freitag den 15. October, fuhr der Graf Rutowski sodann nach Struppen hinüber, um mit dem Könige Friedrich, der mittlerweile von Böhmen herbeigeeilt war, die Details der Uebergabe zu regeln. Er fand den Monarchen, dem er einen Capitulations-Entwurf vorlegte, in der übelsten Laune. Der unerwartete Aufenthalt, den das lange Ausharren der Sachsen seinen Kriegsoperationen bereitet hatte, stimmte

*) Der Wortlaut dieser zweiten Ablehnung ist besonders merkwürdig. August III. erklärte: „er lasse sich nicht zwingen; frei wolle er leben oder sterben!! Beides geschehe dann mit Ehren. Dem Feldmarschall aber überlasse er das Schicksal der Armee; ein Kriegsrath möge entscheiden, ob sie sich gefangen geben oder durch Eisen und Noth zu Grunde gehen solle. Er wolle indeß in die Beschlüsse nicht ferner eingreifen und enthebe den Marschall aller Verantwortlichkeit für die Bedingungen mit der einen Ausnahme, daß Niemand die Waffen gegen ihn und seine Freunde tragen dürfe. Vergl. Huschberg-Wuttke, S. 76 ff.

ihn hart. Er wollte überall von keinen Bedingungen hören und verlangte unbedingte Ergebung auf Gnade und Ungnade. Vergeblich war der Versuch, wenigstens die königlich-polnische Leibgarde und die Leibgrenadiere von der geforderten allgemeinen Auflösung zu retten. Nicht einmal das Loos der Kriegsgefangenschaft ward den Besiegten mit klaren Worten zugesichert. Friedrich schrieb vielmehr eigenhändig auf den Rand des Documents: „wenn der König sie mir geben will, so brauchen sie nicht Kriegsgefangene zu werden." Auch ein Versprechen, daß Niemand gezwungen werden solle, Preußen zu dienen, war nicht zu erlangen. Alle Waffen, Kanonen, Kriegsmunition, sämmtliche Zelte fielen natürlich in die Hände des Siegers. Mit Mühe erreichte man wenigstens das Zugeständnis, daß die Officiere ihren Degen behalten, und die Pauken, Fahnen und Standarten auf den Königstein in Sicherheit gebracht werden dürften. Rutowski erklärte zwar in einer Nachschrift zu dem Uebergabe-Document, er sei ermächtigt, die Armee das Gewehr strecken zu lassen, aber nicht, sie ihres Eides zu entbinden. Ebenso weigerte sich der Kurfürst dieser letzten Concession. Dennoch konnten sie es nicht hindern, daß der König von Preußen mit den unglücklichen Soldaten nach seinem Gutdünken verfuhr. Er fürchtete, daß er mit den zahlreichen Kriegsgefangenen, deren Auswechselung kaum zu erwarten war, sich eine große Sorge und seinen Kriegskassen eine unerschwingliche Last aufbürden würde. Und das bewog ihn zu einem Verfahren, das in der Geschichte unerhört ist und jedem Recht unter gesitteten Völkern widerstrebt.

Wer es nicht selbst mit erlebt hat, kann sich keinen Begriff von der Bitterkeit der Gefühle machen, welche eine solche erschütternde Katastrophe in dem Herzen des Soldaten erweckt. Bis zum Grabe verläßt ihn die schmerzvolle Erinnerung an den verhängnisvollen Tag nicht, welcher die Armee, der er die Thätigkeit seines Lebens gewidmet, zerstörte, der die Bande liebgewordener Kameradschaft für immer zerriß; und jedes Jahr, das verfließt, macht den Gedanken an die Vergangenheit herber. In demselben Maße, wie die Schattenseiten und kleinen Uebelstände der alten Verhältnisse in dem Gedächtnis erblassen, erscheinen die Vorzüge des Verlorenen in einem helleren Lichte. Die Capitulation aber, welche die sächsische Armee vernichtete, geschah unter so besonders verletzenden Umständen, daß sie selbst den nachfolgenden Generationen einen Stachel des Ingrimms zurückließ. So lange es stehende Heere gab, hatte sie mit Ruhm bestanden; gegen den gefürchteten Karl XII, selbst gegen ihren jetzigen Feind hatte sie stets mit Auszeichnung gekämpft. An der verhängnisvollen Lage, in die sie gerathen war, waren nicht ihre Führer,

sondern nur die verkehrte Politik ihres Herrn — noch mehr aber der verrufene Minister Brühl schuld. Und dennoch hatte sie alle Unbill der letzten Wochen mit musterhafter Disciplin und schweigendem Gehorsam ertragen.

Und nun ward ihr zum Lohn dafür keine jener erniedrigenden Förmlichkeiten erspart, die eine alte barbarische Kriegssitte dem Ueberwundenen auferlegt. Ihr Besieger konnte es sich nicht versagen, das gefangene Heer am Sonntag den 17. October an sich vorüberziehen zu lassen. Es waren nur noch etwa 12,000, die nach dem Vorbeimarsch vor ihm die Waffen niederlegten. Mit welchem Gefühle die wehrlosen Krieger sodann in jenem, heute von Tausenden von Reisenden besuchten Felsengrunde, der von Waltersdorf nach Niederrathen führt, zur Elbe hinabstiegen, ist leichter, sich vorzustellen als zu beschreiben. An der Stelle, wo in der schönen Jahreszeit jetzt das bunte Treiben der Basteibesucher aufwärts und abwärts wogt, fanden sie dieselbe Brücke wieder, die sie vor wenigen Tagen zur Freiheit hatte führen sollen; die Preußen hatten die Pontons hier aufgefischt und nun trugen diese sie nicht in die Gefangenschaft, sondern zu einem schlimmern Schicksal hinüber.

In Oberrathen, jetzt eine Haltestelle der böhmischen Bahn, wurden die Officiere von den Mannschaften getrennt. Von den ersteren entließ man 568 gegen das Ehrenwort, nicht gegen Preußen kämpfen zu wollen; nur 53 nahmen bei Friedrich Dienste. Die Unterofficiere und Soldaten aber erhielten jetzt preußische Vorgesetzte. Von der bindenden Kraft des Eides, der sie noch ihrem alten Kriegsherrn verpflichtete, scheint der König keine große Meinung gehabt zu haben. In seltsamem Widerspruch mit sich selber zwang er sie jedoch, als Niemand freiwillig zu ihm übertreten wollte, ihm in Masse einen neuen Fahneneid zu schwören. Dann formierte er besondere Abtheilungen aus ihnen, die in dem Innern der preußischen Monarchie zu preußischen Truppenkörpern umgeschmolzen werden sollten. Halle, Magdeburg, Halberstadt, Frankfurt a. O. wurden ihnen als Stationsorte angewiesen. Der eiserne Fürst Leopold von Dessau bekam den schwierigen Auftrag, die Umformung zu überwachen. Aber trotz aller trüben Erlebnisse zeigte sich die Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus stärker, als der ärgste Zwang und die Furcht vor Strafe. Schon während der ersten Märsche entwichen Einzelne, und ihr Beispiel wirkte so aufmunternd, daß kaum ein Drittel der Mannschaften seinen Bestimmungsort erreichte. Nur Stämme von Regimentern kamen an*) und — um sie wieder zu er-

*) Die drei schweren Reiterregimenter, die bei der Armee im Lager gewesen waren, wurden unter preußische vertheilt. Die zehn Fußregimenter ließ man zu-

gänzen, ward dem unglücklichen Sachsen eine Aushebung von 12,000 Rekruten auferlegt!!*)

Der König August, die Prinzen Xaver und Karl, der Minister Brühl und ein zahlreiches Gefolge von 500 Köpfen traten am 20. October die Reise nach Warschau an. Dresden, wo die Königin und der Kurprinz Friedrich Christian zurückgeblieben waren, sollte der König nicht wieder sehen; er starb in der polnischen Hauptstadt im letzten Jahre des Krieges.

Das sächsische Drama war zu Ende. In sieben Wochen hatte sich Friedrich zum Herrn des reichen Landes gemacht. Rücksichtslos gebrauchte er nun die Kräfte desselben für seinen Krieg, wie er versuchte, sein Heer mit dessen Söhnen zu verstärken. Seine Behörden verfuhren mit größter Härte; insbesondere mußten aber die Paläste und Gärten des Ministers Brühl den persönlichen Groll büßen, den er gegen diesen Staatsmann empfand; und noch heute sind an einigen dieser Besitzungen die Spuren der unedlen Rache zu erkennen, die der preußische Monarch in höchsteigener Person an seinem politischen Gegner nahm.

Es ist begreiflich, daß preußische Geschichtsschreiber die Verantwortung all des namenlosen Jammers, der über Sachsen kam, auf dessen Regierung abzuwälzen suchen; aber jetzt, nachdem über ein Jahrhundert verflossen, ist es gestattet, diese Schuld auf ein geringeres Maß zurückzuführen. Niemand wird leugnen, daß der Kurfürst von Sachsen und noch mehr sein allmächtiger Minister den bittersten Haß gegen Friedrich empfanden; Niemand wird aber auch verkennen, daß der preußische Einfall von 1745 dies Gefühl begreiflich und natürlich machte, wenn vielleicht auch die politische Klugheit geboten hätte, es besser zu verbergen. Ebenso können keine Ausdrücke stark genug sein, die Miswirthschaft und die sinnlose Verschwendung des Ministers Brühl nach Verdienst zu brandmarken; indeß der König von Preußen hatte nicht den Schimmer eines Berufs, derartigen Misständen in seinen Nachbarstaaten abzuhelfen. Man hat ferner gegen die damalige sächsische Regierung den Vorwurf erhoben, daß sie nicht aufrichtig eine Versöhnung mit Preußen gesucht habe. Ein solcher Tadel kommt jedoch zu sehr „post festum“. Denn in der ganzen Zwischenzeit zwischen dem zweiten und dritten schlesischen Kriege hatte Friedrich kaum einen Freund. Die größte Wahrscheinlichkeit

---

sammen. — In Polen standen noch drei sächsische Reiterregimenter. An sie schloß sich ein Theil der Entkommenen an. Andere wurden in Böhmen in neue Abtheilungen formiert.

*) Ausschreiben des preußischen General-Feld-Kriegs-Directoriums, d. d. Torgau, den 30. October 1756.

war vielmehr dafür, daß er beim nächsten Conflict erdrückt werden würde. Es war also natürlich, daß Sachsen seine Wünsche der stärkeren Partei entgegentrug, um so mehr, da seine Sympathien es dahin zogen. Auch hat die Geschichte den Beweis dafür nicht erbracht, daß eine versöhnlichere Haltung das Verderben abgewendet haben würde. Die Ereignisse der neuesten Zeit scheinen vielmehr zu lehren, daß die erklärteste Feindseligkeit, wenn sie durch energische Waffenrüstung unterstützt wird, ein besseres Schutzmittel gegen Vergewaltigung bildet, als die friedfertigste Gesinnung und die offenbarste Wehrlosigkeit.

Den König von Preußen selber kümmerte indeß die Gerechtigkeit seines Verfahrens gegen Sachsen viel weniger, wie die Nützlichkeit. Ihm schienen die Vortheile einer Besitznahme die Nachtheile weit zu überwiegen, die daraus erwachsen könnten, wenn er es in zweifelhaft neutraler Haltung im Rücken ließe. Jetzt aber nahm er mit Besorgnis wahr, daß persönliche Erbitterung seinen politischen Scharfblick irre geleitet hatte. Durch den Widerstand der Sachsen war er um sechs kostbare Wochen betrogen. Die Gelegenheit, in Böhmen große Erfolge zu erringen, so lange die Oesterreicher noch unvorbereitet waren, hatte er nicht ausbeuten können. Nun verbot die vorgerückte Jahreszeit alle weiteren Kriegsoperationen. Ungewöhnlich früh trat rauhes Wetter und Schneegestöber ein, unter Zelten war es nicht mehr auszuhalten. Die preußische Armee bei Lobositz begann deshalb Ende Octobers den Rückmarsch nach Sachsen; auch der Feldmarschall Schwerin, der von Schlesien her bis Königgrätz vorgedrungen war, ging über die Grenzen zurück. Der König selbst blieb bis zum 14. November in Groß-Sedlitz, dann verlegte er sein Hauptquartier nach Dresden.

Indessen der militairische Miserfolg ließ sich vielleicht im nächsten Jahre redressieren; viel schlimmer war der politische. Denn für die 20,000 Sachsen, die Friedrich außer Gefecht gesetzt hatte, vermehrte sich nun die Zahl seiner Gegner um Hunderttausende. Freilich darüber, daß Rußland früher oder später auf dem Kampfplatze erscheinen würde, hatte er sich nie getäuscht. Gerade die Absicht, diesem Feinde zuvorzukommen, war für seinen Angriff das zwingende Motiv gewesen. So konnte ihn auch das Manifest nicht überraschen, welches die Czarin schon am 4. September erließ, als zwar noch nicht sein Einfall in Sachsen, wohl aber seine Rüstungen bekannt wurden. Damals hatte sie bereits erklärt, sie könne es nicht mit gleichgiltigen Augen ansehen, wenn er in die Staaten ihrer Alliierten einbräche; sie würde denselben vielmehr nachdrücklich beistehen. Jetzt, nach dem Friedensbruch aber, trieb das Gefühl bittersten Hasses

gegen Friedrich, das die russische Kaiserin beseelte, sie rasch und vollständig in die Arme Oesterreichs. Zunächst weigerte sie sich, ferner Subsidien-Zahlungen von England anzunehmen. Die großartigen Bestechungsversuche, welche die englischen Minister auch jetzt noch machten, um den Kanzler Bestuscheff in ihrem Interesse festzuhalten, waren fruchtlos. Am 22. Januar 1757 wurde das neue Bündnis Rußlands mit dem Hause Habsburg unterzeichnet, — zu dem auch Bestuscheff seine Unterschrift hergab. Elisabeth versprach, 80,000 Mann regulairer Truppen zum Kriege gegen Friedrich zu stellen; außerdem sollten fünfzehn bis zwanzig große Kriegsschiffe und mindestens vierzig Galeeren in der Ostsee erscheinen. Maria Theresia dagegen verpflichtete sich zur Stellung eines Heeres von gleicher Stärke und zur Zahlung einer halben Million Rubel jährlicher Subsidien für die Dauer des Krieges. Beide Kaiserinnen unternahmen es, die Ruhe Europa's durch ihre vereinigten Kräfte zu sichern. Damit daß sie dem Könige von Preußen die Mittel nähmen, sie fernerhin zu stören, glaubten sie der Menschheit einen großen Dienst zu erweisen. Zu diesem Zwecke wollten sie nun gemeinsam handeln und allen den Mächten den Beitritt zu ihrer Allianz gestatten, bei denen sie dieselben Gesinnungen voraussetzten.*)

Und dazu war genug Aussicht vorhanden. Staaten, die einem Einbruch in Böhmen von Schlesien aus vielleicht ruhig zugesehen haben würden, erblickten in der Beschlagnahme Sachsens einen Act der Selbsthilfe, der sich durch Nichts rechtfertigen ließ. Die Verfassung des deutschen Reichs insbesondere ward, wie sie meinten, zu einem werthlosen Fetzen Papiers, wenn derartige Gewaltthaten gegen einen Reichsstand ungestraft geschehen konnten.

Es hält schwer, sich heutigen Tages eine richtige Vorstellung von dem Reichstage in Regensburg zu machen. Selbst die viel verspottete Bundesversammlung zu Frankfurt gab davon nur ein sehr abgeblaßtes Bild. Hunderte von bezopften und bepuderten Gesandten im französischen Hofkleide, mit Galanteriedegen an der Seite, drängten sich hier zusammen. Jeder von ihnen aber vertrat einen Herrn, dessen Souveränetätsdünkel nicht geringer war, wie der des Königs von Frankreich, mochte auch sein Gebiet nicht größer sein, als das des Fürsten von Monaco oder Liechtenstein, und mit derselben Eifersucht wahrten die zahlreichen freien Städte ihre Rechte und Privilegien. Unglücklicherweise fanden noch die mächtigen Stände des Reichs ihr Interesse darin, die Prätensionen der kleinen zu

*) Vgl. Schäfer I, S. 257. 258 ff.; Huschberg-Wuttke, S. 57. 132.

begünstigen. Insbesondere wachten die Kurfürsten mit ängstlicher Sorge darüber, daß die kaiserliche Autorität durch Schwächung derselben nicht an Stärke gewänne. Bei jeder Kaiserwahl wurden deshalb dem Reichsoberhaupt neue beschränkende Bestimmungen auferlegt, und so war diese höchste Würde der Christenheit allmählich zu einem Schattenbilde herabgesunken, bei dem nur die äußeren Formen noch an die einstige Majestät und Gewalt erinnerten. Wie unter den entarteten Nachkommen des Aurung-Zeb das Mongolenreich in Indien zu einem Conglomerat fast unabhängiger Vasallenstaaten auseinander gefallen war, so bestand im achtzehnten Jahrhundert die Monarchie Barbarossa's und der Ottonen aus einem wüsten Gewirr von mehren hundert gleichberechtigten Reichsständen. Der Obergewalt des Kaisers, in dessen Namen zwar noch alle Erlasse und Bestallungen ausgefertigt wurden, erinnerte sich seit dem dreißigjährigen Kriege fast Niemand mehr. Das Recht, Allianzen zu schließen, Truppen zu werben und zu halten, Münzen zu schlagen, fast alle Attribute höchster Souverainetät, waren längst aus den Händen des Kaisers in die der Fürsten übergegangen. Die aber, welche das „jus de non appellando“ und damit auch die Unabhängigkeit von dem obersten Reichsgericht erlangt hatten, hielten sich für besonders bevorzugt. Zwar die alten Formen des Reichs, die Eintheilung in Kreise, die Belehnung mit den Erzämtern, die Befugnisse der Kurfürsten existierten noch; — aber es waren eben nur hohle Formen. Jeder sah sich nur so lange als Unterthan des Kaisers, als Mitglied des Reichs an, als er glaubte, Etwas dadurch zu erlangen. Stellten der Kaiser und das Reich dagegen Anforderungen, so ward die souveraine Unabhängigkeit vorgeschützt und auf Grund eines der unzähligen Paragraphen der Reichsverfassung die Folgeleistung in's Unendliche hinausgeschoben, wenn nicht ganz verweigert. Die besonderen Verhältnisse gerade der bedeutendsten Reichsglieder endlich machten die Gewalt des Oberhauptes fast ganz illusorisch. Nicht weniger als sieben von ihnen trugen noch eine andere Krone; deren Bevollmächtigte vertraten am Reichstage also nur den Theil ihrer Machtfülle, der innerhalb Deutschlands lag. Und nur zu oft standen die Interessen ihrer auswärtigen Besitzungen in diametralem Gegensatz zu ihren deutschen.

Dennoch war es mehrfach, wenn auch mit unglaublichen Verzögerungen, gelungen, die Kräfte des Reichs gegen einen äußern Feind zu vereinigen. Aber in inneren Angelegenheiten, wie die jetzige, hatte die Sache noch ihre ganz besonderen Schwierigkeiten. Da waren die gleichberechtigten Theilnehmer derselben Versammlung nicht allein Richter,

sondern zugleich Ankläger und Vertheidiger; und ein Verfahren, das in großen Zügen einer Gerichtsverhandlung aus jener Zeit ähnelte, wo man keine Oeffentlichkeit und Mündlichkeit kannte, wo jede Sache den weitläufigen Gang schriftlicher Eingaben, Repliken und Dupliken zu durchlaufen hatte, war besonders zeitraubend und compliciert. Ein Landfriedensbruch lag indeß hier unzweifelhaft vor. Auch gab es deutliche Reichsgesetze für einen solchen Fall, aber anzuwenden waren sie nicht; denn wenn von den Fürsten, die zugleich ein außerdeutsches Reich regierten, einer den andern bekriegte, so war das offenbar keine Befehdung in dem ursprünglichen Sinne. Außerdem setzten die Wahlversprechungen der Kaiser, namentlich die Capitulationen des jetzt regierenden Franz I. noch besonders fest, daß kein Reichsstand ungehört, ohne Rath und Vorwissen der Kurfürsten, Fürsten und Stände in die Acht gethan werden dürfe. Zu einem Reichskriege aber bedurfte es der Einwilligung sämmtlicher Stände. Sogar in „eilenden Fällen" war der Kaiser an die Zustimmung aller Kurfürsten gebunden.

Indessen die dringende Gefahr gab diesmal dem Wiener Hofe den Vorwand für ein kürzeres Verfahren. Schon am 13. September erließ der Kaiser auf den Bericht des Reichs-Hofraths an den König von Preußen, als Kurfürst von Brandenburg, ein „Dehortatorium". Es ward demselben „geboten und anbefohlen", von allen „Empörungen, friedbrüchigen Vergewaltigungen und feindlichen An- und Ueberziehungen der kursächsischen und anderer Reichslande" abzustehen, Schaden und Kosten zu erstatten und gehorsamst anzuzeigen, wie solches geschehen. Außer der Androhung einer Bestrafung nach den Reichsgesetzen wurden aber durch ein kaiserliches Rescript alle Officiere und Gemeine der preußischen Armee ihres Eides entbunden und angewiesen, die zur Empörung führenden Fahnen zu verlassen.

Daß eine solche Verfügung keine thatsächlichen Folgen haben würde, darüber täuschte sich die kaiserliche Regierung wohl eben so wenig, wie in unsern Tagen der Papst Pius IX., als er den Bannfluch gegen alle die schleuderte, welche an dem Kriegsunternehmen Antheil hatten, das ihn seiner Staaten beraubte; aber sie hoffte, damit die Mehrzahl der Stände auf ihre Seite hinüberzuziehen. Jedoch nicht einmal in der Reichstagsstadt Regensburg, dem Sitze des Reichstags selber, konnte es der Reichshofrath erreichen, daß die Abberufungsbriefe, den Gesetzen gemäß, öffentlich angeschlagen wurden. Es bedurfte des gemessensten Befehls an den Magistrat, des Drohens mit der Execution und des Beispiels des Kur-Erzkanzlers, Kurfürsten von Mainz, um endlich Gehorsam

zu erzwingen; denn das Bewußtsein, daß die alte Rechtsordnung des deutschen Reichs durch das einseitige Vorgehen des Kaisers schwer verletzt sei, lastete schwer auf der Mehrzahl der Reichsstände. So sehr sie die Gewaltschritte des Königs von Preußen verdammten; die Gefahr, daß das Reichsoberhaupt seine Befugnisse auf ihre Kosten ausdehnen möchte, schien ihnen damals noch die größere.

Deshalb hatte der Bevollmächtigte Friedrichs am Reichstage, Erich Christoph von Plotho, im Anfang keinen ganz ungünstigen Stand. Seine Kenntnisse und seine scharfe streitsüchtige Gemüthsart aber machten ihn für seine Mission besonders geeignet. Goethe*) schildert ihn als einen „kleinen gedrungenen Mann, der mit schwarzen Feueraugen hin und wider blickte". Mit advocatorischer Gewandtheit wußte er jeder Anklage und jeder Denkschrift eine „rechtfertigende Note" und ein „Gegen-Mémoire" gegenüberzustellen. Gab die sächsische Regierung ein „Comitial-Promemoria" ein, so replicierte er mit einer „Kurbrandenburgischen Beantwortung" und behauptete, die Nachrichten von den preußischen Gewaltmaßregeln in Sachsen seien erfunden.

Schon vorher hatte der König Friedrich selber dargelegt, wie er sein Heer nur zu seiner eigenen Vertheidigung habe in das Kurfürstenthum einrücken lassen. Wenn er aber hinzufügte, die sächsische Armee habe die Absicht gehabt, in Brandenburg einzufallen, so bald er in Böhmen oder Schlesien eingedrungen sei, so hat er das wohl selber nicht geglaubt.**)

Am 9. October that der Reichs-Hofrath einen weiteren Schritt. Er verfügte, daß nunmehr, da die Abmahnungen keinen Erfolg gehabt hätten, der Hof-Reichsfiscal***) aufgerufen und an sein Amt erinnert werden solle. Sofort protestierte Plotho mit einer neuen Denkschrift, die durch die Heftigkeit der Sprache alle früheren übertraf.†) Ueberhaupt ist es auffallend, wie in derselben Zeit, wo der gezierte süßliche französische Gesellschaftston die Conversation beherrschte, die Staatsschriften sich durch eine ungemeine Grobheit des Stils auszeichneten. Ein Staat erhob in gedruckten Actenstücken gegen den Andern Beschuldigungen, die

*) Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung. 5. Buch.

**) Vgl. preußisch kurbrandenburgisches Comitial-Promemoria, d. d. 4. October 1756; Kursächsisches desgl. vom 8. October 1756, und kurbrandenburgische Beantwortung desselben vom 20. October 1756.

***) Der Reichsfiscal hatte die Pflicht, die Aufforderung zum Rüsten an die Stände zu erlassen und sie abzumahnen, dem Uebelthäter Beistand zu leisten. Vgl. Huschberg-Wuttke, S. 93.

†) Preußisches kurbrandenburgisches Comitial-Promemoria, d. d. Regensburg, 3. November 1756.

beide Theile in den Augen der Unterthanen auf's bedenklichste herabsetzen mußten — aber freilich war die Meinung der unglücklichen Bevölkerung damals von keinem Belang.

Das Schreiben jedoch, welches der König Friedrich selber am 30. October durch seinen Gesandten an die Reichsversammlung richten ließ, übertraf alles Vorherige; es war so stark in seinen Ausdrücken, daß der Kur-Erzkanzler sich weigerte, es zur Kenntnis der Stände zu bringen, wenn die Form desselben nicht gemildert würde. Doch Plotho erlangte auf eine andere Weise dennoch seinen Zweck. Er reichte wegen Rechtsverweigerung eine Klage gegen Kurmainz ein, und fügte das königliche Schreiben derselben als Beilage bei. Damit leistete er indeß seinem Herrn keinen besonderen Dienst; denn dieser verließ nun den Gang seiner bisherigen Vertheidigung und ging von juristischen Deductionen zu sarkastischen Bemerkungen und verächtlichen Aeußerungen über das Reich über. Das wirkte seinem Interesse im höchsten Grade ungünstig.

Namentlich verstimmte es die anderen Stände tief, daß er selbst jetzt mit sophistisch spöttischer Logik von demselben verachteten Reich „kraft des westfälischen Friedens" Schutz und Gewähr für seine eigenen Lande begehrte. Insbesondere seinen Alliierten brachte Friedrich durch dies verletzende Auftreten in eine peinliche Lage. Zwar war er gegen Georg II. nie besonders rücksichtsvoll gewesen; von seinen Kriegsabsichten gegen Oesterreich hatte er ihm erst am Tage vor der Absendung des Ultimatums Kenntnis gegeben; von dem Einfall in Sachsen benachrichtigte er ihn gar erst, als dieser bereits erfolgt war. Doch so hart dieses Verfahren den englischen Monarchen auch verletzte und so sehr es auch im directen Widerspruch mit den Absichten stand, unter denen das Bündnis ursprünglich geschlossen war; es war jetzt außer seiner Macht, sich den Gegnern Preußens anzuschließen. In dem Kriege mit Frankreich, in den er verwickelt war, konnte er den einzigen Verbündeten nicht aufgeben, den er auf dem Continente besaß. Da er aber als Kurfürst die schwere Verletzung der Reichsgesetze nicht öffentlich gutheißen durfte, deren sich der preußische König schuldig gemacht hatte, so schlug er einen Mittelweg ein, um sich aus der Schlinge zu ziehen.

Zum Glück war zur Leitung der Verhandlungen in einer derartig verzwickten Situation der kurbraunschweigische Comitial-Gesandte, Freiherr von Gemmingen, besonders geeignet. Dem Charakter dieses Mannes haben zwar seine Zeitgenossen kein besonderes Lob gezollt; sie nannten ihn falsch und schlecht denkend, und behaupteten, er habe außer für sich selber und seine Domestiken für Niemand Interesse. Auch verwirkte er

in späteren Jahren, als er in seiner Heimath als Großvoigt angestellt war, das Zutrauen und die Achtung der Bevölkerung vollständig; denn er ließ sich ganz durch seine habsüchtige Maitresse, die Frau eines gewissen Legations-Secretairs Wissel, regieren, welche sogar auf die Besetzung der von ihm abhängigen Beamtenstellen einen unberechtigten Einfluß gewann. In Regensburg aber fand er Gelegenheit, sich durch Geschicklichkeit und Verschlagenheit, die er schon in jüngeren Jahren als Hofrath bei der Justizkanzlei in hohem Maße gezeigt hatte, auszuzeichnen. Auch waren sein förmliches Wesen und sein altfränkischer Anzug dort sehr am Platze, wenngleich seine mittelgroße, magere Gestalt und sein häßliches Gesicht Niemand gefallen konnten.*) Jedoch der Versuch, für Hannover und seine Bundesgenossen wenigstens Neutralität zu erlangen, war vergeblich. Umsonst beantragte Gemmingen eine Reichsvermittelung und meinte, dadurch könne eine Restitution von Sachsen und eine Beruhigung von ganz Deutschland erreicht werden. Der Kaiser wollte eine Reichsmediation überhaupt nicht zulassen. Unaufhaltsam ging das eingeschlagene Rechtsverfahren seinen Gang. Auch die österreichischen und preußischen Staatsschriften, die zu Anfang des nächsten Jahres noch erschienen**), änderten nichts mehr.

Der Januar 1757 brachte endlich die Entscheidung. Am 10. fand die Abstimmung über die kaiserlichen Propositionen statt, welche die Reichsbewaffnung gegen Preußen verlangten. Natürlich legte Plotho im Kurfürstenrathe gegen das bisherige Verfahren des Kaisers und des Reichshofrathes wieder feierlichst Protest ein. Er erklärte, es sei constitutionswidrig, einen aus Noth unternommenen Defensivkrieg als Landfriedensbruch zu behandeln; aber Alles war umsonst. In sämmtlichen drei Collegien des Reichstages, dem der Kurfürsten, der Fürsten und der Stände, erhielt der österreichische Antrag eine große Majorität. Es half nichts, daß Kurbraunschweig, trotz der früheren kaiserlichen Abweisung, dafür stimmte, „von wegen des gesammten Reichs eine Pacifi-

*) Diese Notizen, sowie über die übrigen maßgebenden Persönlichkeiten Hannovers zu der damaligen Zeit, verdanke ich der Güte des Barons C. von Hake auf Diedersen bei Hameln, der mir mit großer Liberalität die handschriftlichen Aufzeichnungen seiner Vorfahren zur Verfügung gestellt hat. Namentlich der Sohn des Geheimen Raths Erwin Adolf von Hake († 1771) hat sehr werthvolle Mémoires über seine Zeitgenossen hinterlassen.

**) Oesterreichische Staatsschrift: Anmerkungen über die von Anbeginn des bisherigen Krieges bis nachhero in Druck gewesenen preußischen Manifeste. Prag und Wien 1756. — Preußische Staatsschrift: Beantwortung der sogenannten Anmerkungen über die von Anbeginn &c. Berlin 1757.

cation zu versuchen", trotzdem, daß sich zahlreiche protestantische Stände diesem Votum anschlossen. Andere, die der feindlichen Mehrzahl angehörten, suchten zwar durch den hinzugefügten Antrag, „der Kaiser möge gemäß der Wahl-Capitulationen den Eintritt fremder Truppen in das Reich verhindern", die Verantwortung für die Folgen des Beschlusses von sich abzuwälzen, aber an der verhängnisvollen Entscheidung selbst änderte das Nichts.*)

Die habsburgische Diplomatie hatte einen großen Sieg erfochten. Am 17. Januar ward der Reichstagsbeschluß förmlich bekannt gemacht. An den Kaiser ging demgemäß das gehorsame Gesuch, „nach der Reichsordnung überhaupt, sowie nach den Wahlcapitulationen und der Executionsordnung des Westfälischen Friedens", dem König von Polen zum Besitz seiner Kurlande und der Kaiserin-Königin als Kurfürstin von Böhmen „zur Erlangung hinlänglicher Genugthuung oberstrichterlich zu verhelfen". Sämmtliche Kreise und Reichsstände wurden aufgefordert, die „armatura ad triplum" ungesäumt in Dienst und marschbereiten Stand zu setzen und durch baare Zahlung einer Anzahl sogenannter Römer-Monate eine Reichsoperationskasse zu bilden. Am 29. Januar ratificierte der Kaiser Franz diesen Beschluß. Der Reichskrieg gegen Preußen war damit erklärt.

Das Einfachste und Natürlichste wäre nun gewesen, wenn Friedrich seinen Gesandten am Reichstage sofort abberufen hätte. Dies Verfahren, was ein Jahrhundert später die preußische Regierung am Bundestage einschlug, erschien ihm jedoch damals nicht als das geeignetste. Preußen war noch nicht mächtig genug, um sich von der Verbindung mit dem Reichskörper loszusagen, so morsch dieser auch sein mochte; trotz Allem

*) Dem kurbraunschweigischen (hannoverschen) Votum schlossen sich an: alle herzoglich sächsischen Häuser, Brandenburg-Culmbach, Braunschweig-Wolfenbüttel, Baden-Durlach, Würtemberg, Holstein-Glückstadt, Hessen-Kassel, die nassauischen Fürsten, Mecklenburg-Strelitz, die wetterauischen, fränkischen und westfälischen Grafen. Für Oesterreich stimmten sämmtliche katholische Reichsstände, und von den protestantischen: Pfalz-Zweibrücken, Brandenburg-Anspach, Mecklenburg-Schwerin, Holstein-Gottorp, Hessen-Darmstadt und Schwarzburg. — Die Vertreter der drei kriegführenden Staaten waren bei der Abstimmung nicht gegenwärtig. Ueber das feindliche Votum des Markgrafen von Anspach, des leiblichen Schwagers des Königs von Preußen, waren Plotho und sein Herr sehr erzürnt. Eine merkwürdige Wendung des Schicksals fügte es ferner, daß die preußische Regierung nach den Siegen des Jahres 1866 gerade die Staaten zur Vernichtung auswählte, die bei dieser entscheidenden Krisis Friedrichs Interessen am wärmsten vertreten hatten. Näheres über diese Reichstagsverhandlungen siehe bei Huschberg-Wuttke, S. LXXXI, 58 ff., 112 ff.; Schäfer, I, S. 250 ff.

ruhten die Wurzeln seiner Macht in seiner Verbindung mit den andern Ständen. Besonders in diesem Augenblicke war sein Ansehen und das Vertrauen auf seine Stärke nicht bedeutend genug, als daß der König erwarten durfte, es würden sich eine genügende Anzahl kleiner Staaten zu einem neuen lebensfähigen Bunde ihm anschließen. Nur einen Augenblick dachte er daher daran, unter seinem Vorsitz die in der Minorität verbliebenen Reichsstände an einem andern Orte zusammentreten zu lassen. Aber die Unausführbarkeit stellte sich sofort heraus. Gleich die hannoverschen Staatsmänner erklärten sich dagegen; Friedrich ließ deshalb den Gedanken wieder fallen, und es blieb bei dem bisherigen Verhalten. Ein Protest Plotho's folgte auf den andern. Er griff die Rechtmäßigkeit des ganzen Reichstagsbeschlusses, dann das besondere Verhalten des Kur-Erzkanzlers, Kurfürsten von Mainz, der seine Mémoires nicht zur Dictatur bringen wollte, mit scharfen Denkschriften an. Es kam soweit, daß dieser sich veranlaßt sah, das Kurfürsten-Collegium zu einer besondern Conferenz zusammenzurufen, und diesem die gegen ihn gerichteten Beschuldigungen zur Entscheidung vorlegte. Mit einer Hitze, die mit der gewöhnlichen gravitätischen Würde der hohen Diplomaten seltsam contrastierte, ward Angriff und Vertheidigung geführt, natürlich, ohne ein Resultat zu erreichen.

Je weniger der preußische Gesandte jetzt den factischen Gang der Dinge, so langsam er auch sein mochte, hemmen konnte, je unbehaglicher seine gesellige Stellung zu den anderen Bevollmächtigten ward, desto mehr wuchs seine leidenschaftliche Erregung. Seine Lage war deshalb wenig beneidenswerth.

Indeß auch der Wiener Hof verkannte keineswegs, daß mit dem Beschlusse eines Reichskrieges noch nicht viel erreicht war; er wußte sehr wohl, daß es vieler guter Worte und noch mehr des Geldes bedurfte, um die Rüstungen der Stände zu beschleunigen. Denn gerade die Staaten, welche sich dem Votum nicht angeschlossen hatten, befanden sich im wehrhaftesten Zustande, und man besaß keine Mittel, sie gegen ihren Willen aus ihrer neutralen Stellung herauszutreiben, wenn man sie nicht in's Lager des erklärten Feindes hinüberführen wollte.

Auch war die Absicht der kaiserlichen Regierung in erster Linie wohl kaum auf die Erlangung einer materiellen werthvollen Verstärkung gerichtet; aber der Fürst Kaunitz schloß ganz richtig, daß wenn die Niederwerfung Friedrichs mit Hilfe des Reichs gelang, der Augenblick gekommen sein möchte, die Machtbefugnisse des Kaisers auf Kosten der Stände zu erweitern. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob die

Persönlichkeit Franz I. eine solche war, um diesen Plänen selbst im Falle des Sieges Aussicht auf Erfolg zu verschaffen. Abgewendet wurden sie jedenfalls durch den heldenmüthigen Widerstand, den Friedrich seinen zahlreichen übermächtigen Gegnern entgegensetzte.

Trotzdem haben diejenigen Unrecht, welche in ihm deshalb den bewußten Verfechter der deutschen Freiheiten gegen habsburgische Uebergriffe sehen wollen. Wirkliches Interesse an der Erhaltung der verzopften Verfassung des Reichs fühlte er nicht, wenn auch die Nothwehr ihn in die Lage brachte, dieselbe zu schützen. In dem riesenhaften Kampfe, den er durchkämpfen mußte, spielte der schwerfällige Körper, der sich das heilige römische Reich nannte, nur eine nebensächliche Rolle.

Eine auffallende Erscheinung ist es aber, daß dieselben Parteien und Volksklassen, welche damals aufjubelten, als mit Friedrichs Sieg der letzte Versuch mislungen war, in dem alten Reich die Gewalt und Majestät des Kaisers zu erhöhen, heute die eifrigsten sind, wenn es gilt, die Macht des neuen deutschen Reichs auf Kosten der Einzelstaaten zu vergrößern. Selbst die Bestrebungen des edlen Kaisers Joseph II. finden keine Gnade vor den Augen der modernen Liberalen. So auffallend dieser Widerspruch auf den ersten Blick erscheint, so sehr ist er in der Natur der Dinge begründet. Denn heute wollen die, welche die Selbstständigkeit der deutschen Fürsten und die Eigenart seiner Stämme zu vernichten suchen, den Reichstag zu dem einzigen Körper machen, der die Gewalt des Kaisers beschränkt, und darin hoffen sie die maßgebende Rolle zu spielen.

Damals hatte die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung einen ganz anderen, beschränkteren Denkungskreis. Das Interesse für das Ganze war längst der Sorge um das näherliegende Wohl des Communal-Verbandes oder des besonderen Staates gewichen. Vor der französischen Revolution wäre es Niemand aus dem Bürgerstande eingefallen, den Anspruch auf thätige Theilnahme an der Regierung oder gar der auswärtigen Politik zu erheben. Weshalb sollte er also großen Antheil daran nehmen? Ihm genügten die spärlichen Nachrichten vollständig, die die öffentlichen Blätter brachten.

Ueberhaupt waren die verschiedenen Klassen des Volkes viel kastenartiger von einander geschieden, als heute. Aus dem Adel rekrutierte sich die Umgebung der Fürsten; aus ihm gingen fast ausschließlich die Diplomaten und Staatsmänner hervor. Sogar ein Friedrich hielt die Mitglieder des Adels geeigneter für den Officiersstand als andere.

Stände-Versammlungen, welche die Macht des Landesherrn beschränkten oder controlierten, gab es fast nirgends. Die Armee war nur von ihm abhängig; er konnte sie verwenden, wo und wie er wollte. Um so eifersüchtiger bewahrten die Bürger der Städte dagegen den geringen Theil der Freiheiten, der ihnen geblieben war. Namentlich in den zahlreichen freien Reichsstädten hatten sich noch die Spuren jenes alten thatkräftigen Sinnes erhalten, der einst den Hansabund in's Leben rief. Sogar Ueberbleibsel des früheren Kunstsinnes konnte ein aufmerksamer Beobachter noch entdecken. Freilich war dieser Gemeingeist nach unseren heutigen Begriffen unendlich kleinlich und einseitig. Die politische Thätigkeit beschränkte sich fast nur auf ängstliche Wahrung des durch Recht und Herkommen Vererbten. In der Vertheidigung historisch erworbener Ansprüche und Privilegien vor unglaublich langsamen förmlichen Gerichtshöfen bestand im Wesentlichen die öffentliche Action der Bürger. Das deutsche Reich war ihnen in der That nur ein „geographischer Begriff". Der Kaiser stand allen ihren Verhältnissen und ihren täglichen Anschauungen fern. Im Gegentheil, sie hatten die Eigenthümlichkeiten ihres besonderen kleinen, ihnen theuer gewordenen Staatslebens in Jahrhunderte langen blutigen Kämpfen gegen das Reichs-Oberhaupt siegreich behauptet. Während die Bourbonen ihre mächtigen Vasallen niederwarfen und die ganze gewaltige Macht Frankreichs in ihren Händen vereinigten, waren die gleichen Anstrengungen der Habsburger an dem Widerstande der Reichsfürsten und Stände gescheitert. Die Resultate, welche aus der straffen Einigung in Frankreich hervorgingen, erschienen dem deutschen Bürger dagegen keineswegs der Nachahmung würdig. Er sah sie etwa mit demselben Gefühle der Besorgnis an, wie wir die heutige Staatsform Rußlands, und der äußere Glanz und Ruhm eines großen gemeinsamen Vaterlandes wog in seinen Augen die Armuth und das Elend längst nicht auf, welche die unaufhörlichen Kriege und die Verschwendung des Versailler Hofes im Gefolge hatten. Dagegen schien ihm sein eigenes Loos beneidenswerth. Was ging es ihn an, wenn der Kaiser draußen an den Grenzen mit Türken und Franzosen Krieg führte, saß er doch ruhig und sicher zu Hause.

Der Schrei nach Freiheit und Gleichheit hatte die Massen noch nicht entzündet. Mit patriarchalischer Verehrung hingen sie meist an ihren angestammten Fürstenhäusern. Auch da, wo die drückendsten Misstände, die ärgste Maitressenwirthschaft auf dem Lande lastete, nahmen sie ihr Schicksal wie etwas Unabänderliches hin. Es wäre indeß Unrecht, zu verschweigen, daß trotz der allgemeinen Nachahmungssucht des Französischen es auch in dieser bösen Zeit viele Landesfürsten gab, die den

Namen eines Vaters des Volkes mit Recht verdienten.*) Je kleiner aber das Land war, desto mehr konnte sich die Fürsorge der Regierung auf den Einzelnen erstrecken und desto größer war die Liebe zu diesem engen Gemeinwesen.

Die Reichsversammlung in Regensburg endlich war der Ort, wo der Landesherr seine Hoheitsrechte, die Städte ihre Privilegien gegen die Uebergriffe des Kaisers verfochten. Wenn der Fürst für seine Freiheiten einstand, so schien er dem einzelnen Unterthanen auch die seinigen zu vertreten. Der Reichstag war der letzte Hort einer alten ehrwürdigen Verfassung. Zwar hatte er keine entfernte Aehnlichkeit mit unseren heutigen Parlamenten, aber dennoch war er in der damaligen Zeit fast die einzige Versammlung, die außerhalb Englands noch an die Macht der alten Stände erinnerte.

So ist es begreiflich, daß die Bestrebungen der Kaiser, ihre Macht auf Kosten der Einzelstaaten zu vergrößern, im Volke keinen Anklang fanden. Jeder fühlte, daß es seinen persönlichen Verhältnissen keinen Nutzen, wahrscheinlich dagegen Schaden bringen würde, wenn er, statt unter seiner besonderen Regierung, direct unter der kaiserlichen Obergewalt stände. Einem Vorgehen aber, das außerdem nicht mit frischer Thatkraft, sondern innerhalb der bedächtigen, schwerfälligen büraukratischen Formen der damaligen Zeit unternommen ward, konnte die Menge der Bevölkerung keine Sympathie entgegenbringen, und jeder Versuch, dem alten Reichskörper neues Leben einzuhauchen, mußte daher ebenso kläglich scheitern, wie die Experimente, den Bundestag zu reformieren.

Auch in der jetzigen bedenklichen Krisis kam der Entschluß, energisch in die deutschen Wirren einzugreifen, selbst der schlaffen Regierung Ludwigs XV. viel rascher, als dem nächstbetheiligten Reich. Schon die erste Nachricht von dem Einfall in Sachsen rief am Hofe von Versailles die furchtbarste Aufregung und Entrüstung hervor. Kniphausen schreibt, er könne nicht Ausdrücke finden, die stark genug wären, um sie zu schildern.**) Ein Courier des französischen Gesandten in Dresden, des Grafen von Broglie, überbrachte die inhaltschwere Depesche am 6. September. Zugleich hatte er für die Dauphine eigenhändige Briefe des

*) Es sei hier rühmend der hessischen Fürsten, des alten Landgrafen Friedrich Wilhelm von Hessen-Kassel und neben dem Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt insbesondere der Gemahlin des Erbprinzen, Karoline, geborene Prinzessin von Pfalz-Zweibrücken, der nachmaligen „großen Landgräfin“ gedacht. Sie war eine der edelsten deutschen Frauen aller Zeiten.

**) S. dessen Bericht vom 10. September bei Schäfer I, Beil. 2, Nr. 50, S. 635.

Königs und der Königin von Polen, und die beweglichen Schilderungen, welche diese von ihrer jammervollen Lage gaben, rührten die Tochter zu Thränen. Sie erbat eine Audienz bei ihrem Schwiegervater und warf sich ihm weinend zu Füßen; sie rang die Hände, sie flehte, er möge ihre Eltern in ihrer Bedrängnis nicht verlassen. Ludwig ward gerührt. Zwar war seine schlaffe egoistische Natur sonst nicht sehr empfänglich für Regungen im Interesse seiner Familie, und Weiberthränen pflegten keinen andern Eindruck auf ihn zu machen, als daß sie ihm lästig waren. Aber hier kam Vieles zusammen, was selbst sein indolentes Gemüth aus der gewöhnlichen Lethargie aufrüttelte. Der interessante Zustand, in dem sich die Dauphine befand, machte sie des Mitleids und der zarten Fürsorge doppelt bedürftig und erinnerte den König mehr als sonst an die verwandtschaftlichen Bande, die ihn mit ihr verknüpften. In der Unbill, die ihren Eltern angethan war, sah er daher eine Mißachtung des eigenen stolzen Hauses der Bourbonen. Schon einmal hatte dieser Friedrich es gewagt, den französischen Monarchen in der Person seines Gesandten zu beleidigen, damals, als Nivernois bei seiner Ankunft in Berlin das Bündnis mit England bereits abgeschlossen vorfand. Aber diese neue Beleidigung übertraf die alte weit. Jetzt sollte der König von Preußen erkennen, daß Se. Allerchristlichste Majestät nicht so mit sich spielen ließe. Ludwigs phlegmatischer Gleichmuth war geschwunden. Er redete seiner Schwiegertochter mit theilnehmenden Worten zu; er bat sie, ihre Thränen zu trocknen und versprach, ihren Vater zu rächen. Der ganze Hof folgte seinem Beispiele; ein Jeder zeigte das größte Mitgefühl für die unglückliche Fürstin. Der österreichische Gesandte erhielt die Versicherung, daß Frankreich den Verpflichtungen, die ihm sein Bündnis auferlegte, nachkommen werde. Gleichzeitig begann man Vorbereitungen zu einem Continentalkriege im größten Maßstabe zu treffen, der im nächsten Frühjahre in's Werk gesetzt werden sollte.

Kaum begann die erste Aufregung sich zu legen, so entzündeten neue Berichte sie von frischem. Die Kunde von den Gewaltthätigkeiten, welche die Preußen in Sachsen verübten, erbitterten nicht nur die königliche Familie und den Hof, sondern die ganze französische Nation. Alle beruhigenden Versicherungen und Erklärungen, welche Kniphausen im Namen seines Monarchen abgab, blieben ohne Wirkung. Ludwig selbst wollte von Nichts hören. Die Wenigen aber, welche in der allgemeinen Aufregung ruhige Ueberlegungskraft bewahrten, kamen nicht zu Worte; denn die Dauphine hielt mit ihren stets erneuten Klagen den Zorn des Königs lebendig, und ein unglücklicher Vorfall, der dem

Grafen Broglie begegnete, machte jede Aussöhnung mit Friedrich unmöglich.

Der französische Gesandte am sächsischen Hofe war nämlich nach Augusts Abreise in's Lager in Dresden zurückgeblieben. Von hier aus vermittelte er persönlich einen geheimen Verkehr mit den Oesterreichern und dem eingeschlossenen Heere. Das wollte Friedrich nicht leiden, er verlangte von ihm, er sollte seinen Aufenthalt entweder im Lager beim Könige oder in der kurfürstlichen Residenz nehmen; einen Zwischenverkehr verbat er sich ernstlich. Nun beschwerte sich Broglie bei seiner Regierung und erhielt von dieser den ausdrücklichen Befehl, ein Schreiben seines königlichen Herrn an August III. selbst zu überbringen. Preußischer Seits verweigerte man ihm die Pässe, und als er sich dennoch am 6. October mit eigenem Wagen und berittener Dienerschaft auf den Weg machte, ward er in dem Dorfe Heidenau bei Pirna angehalten. Der wachthabende Officier bedeutete ihn, daß Niemand die preußischen Linien passieren dürfe; jedoch versprach er, neue Befehle des Königs einzuholen, der sich zu der Zeit bei der Armee in Böhmen befand. Broglio wetterte und fluchte; es half ihm nichts. Als er endlich versicherte, er gehe nicht eher vom Platze, bis man ihn durchließe, gab man ihm zwar Quartier im Dorfe und stellte eine Wache gegen Marodeurs davor, aber weiter durfte er nicht. Nach einem nochmaligen vergeblichen Versuch durchzudringen, kehrte er unverrichteter Sache am 8. nach Dresden zurück. Friedrich billigte das Verfahren des commandierenden Generals vollständig; er wies außerdem seinen Minister Podewils an, sich über Broglie's „ganz unanständiges“ Benehmen gegen Valori zu beschweren. Auch Knipphausen erhielt Auftrag, „billige Remedur“ zu fordern. Erst am 16. October nach der Capitulation der Sachsen ward dem Gesandten eröffnet, daß er sich nun zum Könige von Polen begeben könne, wenn er wolle.

Den Bericht Broglie's über die ihm widerfahrene Behandlung ließ sich der König Ludwig persönlich vorlesen. Neue Briefe der Kurfürstin an ihre Tochter bestätigten das Schlimmste, was man von der preußischen Vergewaltigung erzählte und regten dieselbe auf's furchtbarste auf. Unablässig wiederholte sie ihre Klagen bei dem Monarchen, bis die heftige Gemüthsbewegung sie auf's Krankenlager warf und eine Fehlgeburt sie an den Rand des Grabes brachte. Unter diesen Verhältnissen hatten die Pompadour, Bernis und ihr Anhang gewonnenes Spiel; mit Leichtigkeit erlangten sie nun die allerhöchste Zustimmung zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Preußen. Am 20. October setzte Rouillé Kniphausen davon in Kenntnis, daß an Valori der Befehl ergangen sei,

seinen Posten zu verlassen; denn der König Friedrich habe in seinem Verfahren gegen Broglie die heiligsten Satzungen des Völkerrechts verletzt. Damit war eine Scheidewand zwischen Frankreich und Preußen aufgerichtet, die nichts mehr umstoßen konnte. Es half nichts mehr, wenn jetzt endlich einzelne Einsichtige am Versailler Hofe die Unzuträglichkeit des österreichischen Bündnisses erkannten, wenn sie mit Verachtung davon sprachen, wenn heißblütige Hitzköpfe gar so weit gingen, in den nach Deutschland bestimmten Truppen „Schlachtopfer zu sehen, die man dem Idol des habsburgischen Hauses preisgäbe". Die persönliche Erbitterung Ludwigs gegen Friedrich war zu groß; selbst die Capitulation des sächsischen Heeres, welche die Möglichkeit einer directen Hilfe abschnitt, änderte nichts an seiner Meinung. Mit ungewöhnlicher Zähigkeit hielt der sonst so weichliche Mann an dem Plane eines gewaltigen Rachekrieges fest, und noch in demselben Monat (October) ward der Herzog d'Estrées nach Wien entsandt, um einen gemeinschaftlichen Operationsplan zu verabreden. Auch Kniphausen erhielt nunmehr durch ein Schreiben seines Herrn vom 30. October Befehl, Versailles zu verlassen. Am 16. November reiste er von Paris ab, und der Bruch war entschieden.*)

Die Bevölkerung Englands hat nie viel Verständnis für continentale Angelegenheiten gehabt. Auch seinen Staatsmännern ermöglicht es die insulare Lage, auf die Interessen Anderer weniger Rücksicht zu nehmen, als es denen des Festlandes möglich ist. Die britische Politik hat deshalb öfter und mit Recht den Vorwurf der Selbstsucht, selbst der Perfidität auf sich geladen, wie die der übrigen Staaten. Aber der geringe Eindruck, den die Ereignisse des Sommers 1756 in Deutschland auf die Einwohner Großbritanniens machte, muß uns dennoch überraschen. Insbesondere fällt diese Gleichgiltigkeit auf, wenn wir sie mit der Erregung vergleichen, welche Friedrichs Gewaltthat bei den ihn argwöhnisch und feindselig beobachtenden Nachbarn hervorrief. Und es würde gerade für ihn besonders werthvoll gewesen sein, wenn sein Alliierter denselben Eifer, ihm zu helfen, gezeigt hätte, wie seine Feinde, ihn zu vernichten.

Das war aber durchaus nicht der Fall; denn um die Zeit, wo Friedrich in Sachsen einfiel, befand sich ganz England in der fieberhaftesten Aufregung wegen des Verlustes von Minorka. Der Admiral Byng war eben als Staatsgefangener an demselben Gestade gelandet, das er wenige Wochen vorher als Befehlshaber der Flotte verlassen hatte, von der das gesammte britische Volk mit Bestimmtheit Entsatz der be-

*) Vgl. die sehr interessante Correspondenz Kniphausen's mit dem Könige vom 10. September bis zu seiner Abberufung bei Schäfer I, Brief 50—60 b., S. 635—639.

drohten Insel erwartet hatte. Die Minister hatten ihr Wort verpfändet, daß er streng bestraft, daß er gehängt werden sollte. Genau an demselben Tage, wo Friedrich seine Befehle zum Ueberschreiten der Grenzen erließ (26. August), zog eine brüllende, jauchzende Menge durch die Straßen der City nach Tower-Hill. Eine Puppe, gekleidet in die goldgestickte, glänzende Uniform eines Admirals, ward im offenen Wagen nach dem Richtplatz geschleift und unter unendlichem Jubel der Umstehenden gehängt. Alle Formen einer wirklichen Execution copierte man getreu; ein Schornsteinfeger hatte die Stelle des Geistlichen übernommen und gab dem Inculpaten die letzten Ermahnungen. Volle zwei Stunden ließ man die Figur am Galgen hängen, dann ward sie unter allgemeinem Beifall wieder abgenommen, durch die Straßen geschleift und verbraunt.*)

Den unfähigen Ministern kam es sehr gelegen, wenn sich die Entrüstung der Massen gegen den unglücklichen Byng und nicht gegen sie wandte. Sie schürten deshalb die Volkswuth, so sehr sie nur konnten; denn, je mehr es klar wurde, mit welch heillosem Unverstande und mit welchem Mangel an jeglicher Voraussicht und Vorbereitung sie ihr Land in den Krieg mit Frankreich hineingeführt hatten, desto mehr mußten sie fürchten, daß sich die öffentliche Aufmerksamkeit von dem unschuldigen Werkzeuge auf die wahren Anstifter des Unheils richten möchte.

Und das Schlimmste war, daß der Verlust von Minorca nicht vereinzelt blieb. In demselben verhängnisvollen Sommer 1756 verloren die Engländer die seit dreißig Jahren behaupteten Forts und Niederlagen am Ontario-See, und unter einen Befehlshaber von der Energie Montcalm's durften die Franzosen hoffen, ganz Canada mit leichter Mühe zu erobern. Fast gleichzeitig bemächtigte sich in Ostindien der Nabob von Bengalen, Surajah Dowlah, der Stadt Calcutta. Selbst das Fort William fiel in seine Hände; 146 Gefangene wurden in die „schwarze Höhle" gesperrt und nach einer Nacht voll unsagbarem Leiden fand man unter Haufen von Leichen nur noch 23 am Leben, alle Uebrigen waren den Qualen der Hitze, des Durstes und den pestilenzialischen Ausdünstungen der Gestorbenen erlegen. Schrecken und Bestürzung erfüllten die britischen Colonien. Im October machte gar der unternehmende Graf Lally-Tollendal der französischen Regierung den Vorschlag, ihn mit fünf- bis sechstausend Mann nach Pondichery zu senden, um den Engländern Madras zu entreißen. Ohne die Thatkraft des berühmten Robert Clive war auch das indische Reich verloren.

*) S. Carlyle, Tauchn. ed. IX, S. 250.

Die Kunde dieser wiederholten Unglücksfälle wirkte wahrhaft niederschmetternd auf den öffentlichen Geist; in dumpfer Betäubung sah die Bevölkerung Englands eine Niederlage auf die andere folgen. Daß man dem mächtigen Feinde nicht gewachsen war, daran zweifelte kaum noch Jemand. Nur der kleine, mannhafte Kern des Volkes sah noch immer auf Pitt, als den Retter des Landes; die überwiegende Mehrzahl dagegen ergab sich hoffnungsloser Wuth und Verzweiflung. Wer mag sich wundern, daß unter diesen Umständen die Engländer den gleichzeitigen Ereignissen in Deutschland nicht mehr Beachtung schenkten, als etwa die Franzosen inmitten der Niederlagen des Jahres 1870 der Besitznahme Roms durch die Italiener.

Nicht einmal die Regierung hatte volles Verständnis für die Folgen, welche ihres Alliierten eigenmächtige Handlungsweise für sie selbst haben mußte. Die Nachricht von dem Einmarsch in Sachsen übermittelte der preußische Geschäftsträger dem Könige Georg am Donnerstag den 5. September, und der britische Monarch antwortete mit allgemeinen Glückwünschen zum Erfolge der preußischen Waffen. Aber dabei blieb es, es geschah nichts, um Friedrichs dringenden Wünschen um Concentrierung einer alliierten Armee in Hannover nachzukommen. Der Herzog von Newcastle war nicht der Mann, um zu erkennen, daß der Krieg um Schlesien auch diesmal Großbritannien in Mitleidenschaft ziehen müsse. Der Zorn darüber, daß die Neutralität Deutschlands durch denselben Mann zerstört war, der sich feierlichst verpflichtet hatte, sie im Bunde mit England zu schützen, machte ihn gegen alles Uebrige blind. Indeß, so lange Frankreich nicht offen mit Preußen gebrochen hatte, schien es ihm denkbar, daß sich der Kampf im Osten abspielte, ohne auf den französisch-englischen Conflict direct Einfluß zu üben. Doch auch der Führung dieses Krieges stand der Herzog immer rath- und thatloser gegenüber. Er versäumte die Gelegenheit, durch Besetzung Corsica's den Verlust Minorca's auszugleichen, obgleich Friedrich im Juli dringend dazu gerathen hatte. Um diese Zeit war nämlich an die Spitze der corsischen Aufständischen, die das Joch ihrer Machthaber abschütteln wollten, der große Pasquale Paoli getreten, und während er das Innere der Insel unbedingt beherrschte, behaupteten sich die Genuesen mit Mühe nur noch in einigen Küstenstädten, und die Ueberfahrt französischer Hilfstruppen verzögerte sich von Monat zu Monat.

Das Misgeschick in der äußern Politik selbst machte indeß Newcastle in seiner kleinlichen egoistischen Denkungsweise viel weniger Sorge, als die Folgen, die dasselbe für seine persönliche Stellung haben mußte.

Jede Woche, jeder Monat, der verging, brachte ihn der Eröffnung des Parlaments näher. Wie sollte er der Opposition gegenüber treten? Alles Unglück, was sie vorhergesagt hatte, war eingetroffen. Englands Streitkräfte waren nirgends genügend, um dem Feinde Stand zu halten, und die zahlreichen Subsidiar-Truppen, welche man mit unendlichem Gelde Jahre lang bezahlt hatte, entzogen sich theils ihren Verpflichtungen, theils waren sie für England und seine Colonien unverwendbar. Insbesondere konnte sich Niemand mehr der Nutzlosigkeit des russischen Bündnisses verbergen und dabei gewährte die preußische Allianz nicht einmal den Schutz für Hannover, wegen dessen man sie einzig und allein geschlossen hatte. Es war fürwahr keine beneidenswerthe Aufgabe, alle diese Maßregeln vor dem Parlamente zu vertreten.

Noch ein Anderes kam hinzu. Der Thronfolger war im Juni in sein neunzehntes Jahr getreten; damit war er nach englischen Gesetzen volljährig. Stellte er sich nun, wie einst sein Vater, an die Spitze der Unzufriedenen, so war es für die Opposition weit leichter, den Herzog von Newcastle zu stürzen, wie es die Patrioten gefunden hatten, als sie den mächtigen Walpole vernichten wollten. Dieser Gefahr beugte der Minister zunächst vor. Er kam einem Lieblingswunsche der verwittweten Prinzessin von Wales entgegen, dem er sich bis dahin stets widersetzt hatte, und ein gewisser Lord Bute, den sie mit ihrer besonderen Protection beehrte und der nachher die traurige Berühmtheit erlangen sollte, das größte Ministerium, welches England je besessen hatte, zur Abdankung zu bewegen, ward auf ihren Vorschlag zum Oberkammerherrn ernannt. Und von nun an leitete dieser Mann mit fast unumschränkter Machtvollkommenheit die gemeinsame Hofhaltung, welche Mutter und Sohn, wie bisher, zusammen führten.

Doch selbst dieser Kunstgriff Newcastle's zeigte sich nutzlos. Zwar machte ihm der Unwillen des Königs über Bute's Ernennung wenig Sorgen; aber er hatte dabei sowenig wie sonst seine Collegen um Rath gefragt. Sogar der gefügige Staatssecretair Fox sah nun endlich ein, daß es so nicht mehr ging. Alle wirkliche Macht ward ihm vorenthalten; selbst in den wichtigsten Dingen fragte man ihn nicht; und doch war er es, der die Folgen aller verkehrten und kindischen Maßregeln des Staatskanzlers vor dem Parlament vertreten mußte, ja er riskierte, daß der alte Intriguant ihm allein schließlich die Schuld der Versäumnisse aufbürdete.

Die unglücklichen Nachrichten aus Amerika beschleunigten seinen Entschluß. Er erklärte dem Lord Granville die Unmöglichkeit, mit dem Herzog von Newcastle länger im Amte zu sein. Gegen die Gräfin

Yarmouth wiederholte er dieselben Beschwerden. Diese wollte jedoch nicht die Ueberbringerin des Entlassungsgesuches sein, und da endlich entschloß sich Granville, es zu thun. Der König war außer sich, als er es las. Zwar mochte er Fox nicht gern, aber Pitt war ihm weit unangenehmer. „Er wird meine Geschäfte nicht besorgen", klagte er, und meinte Hannover. Und doch gab es für ihn keinen andern Ausweg, als diesen verhaßten Mann zum Staatssecretair zu machen.

Nach Jahren bitterer Enttäuschungen und fruchtloser Anstrengungen sah sich Pitt dem Ziele seiner Wünsche nahe. Nun endlich wankte der allmächtige Minister in seiner Stellung. Dessen Anerbieten, in sein Ministerium einzutreten und ihm den überwiegenden Theil der Macht zu lassen, konnte ihm daher nicht genügen. Nicht wie Fox wollte er ein Werkzeug der Intriguen Newcastle's sein, das man gelegentlich bei Seite würfe; er selbst mußte die Seele des neuen Ministeriums werden oder Nichts. Deshalb schlug er alle Eröffnungen des Staatskanzlers rund ab. „Nie werde ich unter Ew. Gnaden eine Stellung annehmen", erklärte er.

Wie ein Ertrinkender klammerte sich dieser an einen Strohhalm. Vergeblich bot er dem Lord Egmont die Stelle eines Staatssecretairs an, vergeblich suchte er Fox zu versöhnen. Da kam noch die Nachricht von dem Bruche Frankreichs mit Preußen. Wer sollte nun Pitt's schneidenden Angriffen begegnen? Der Einzige, der es wagen konnte, ihm in der Debatte entgegenzutreten, Murray, hatte unlängst seinen Sitz im Parlamente aufgegeben, denn sein politischer Ehrgeiz war durch die Stelle eines Ober-Staatsanwaltes befriedigt. Newcastle sah sich verloren; niemand traute ihm mehr. Gern hätte er nun den Frieden von Frankreich, selbst unter erniedrigenden Bedingungen, erkauft, um wenigstens die äußeren Verlegenheiten los zu sein; aber die drohende Stimme der Bevölkerung erlaubte das nicht. Es gab keine Rettung; er mußte abdanken.

In den letzten Tagen des October erklärte er sich bereit, zurückzutreten. Es machte indes dennoch unerwartete Schwierigkeiten, ein neues Ministerium zu bilden; denn der König beabsichtigte zunächst, Fox die erste Stelle darin zu geben. Aber nun war die Stunde des Triumphes für Pitt gekommen. Der Mann, der ihn in hochmüthiger Verblendung bei Seite geschoben hatte, war gestürzt; mit dem aber, der ihm einst politische Freundschaft gelobt und der ihn nachher so schnöde verlassen, um ihrem gemeinsamen Gegner zu dienen, wollte er ferner keine Gemeinschaft haben. Er weigerte sich deshalb absolut, in ein Ministerium zu treten, dem Fox angehörte. Und er war, wenigstens für den Augenblick, Herr der Situation, er wußte, daß die Bevölkerung auf ihn als den Retter in der Noth

sah. Wer will mit ihm darüber rechten, daß in seinem hochfliegenden energischen Geist in diesem Augenblick kein Platz war, um an die kleinen Hemmungen zu denken, die sich an die Fersen selbst des Gewaltigsten heften? Wer will ihn anklagen, daß er nur die eine Nothwendigkeit sah, den König milder zu stimmen? daß er, um diesen zu versöhnen, sich bereit erklärte, den Lord Holdernesse in sein Ministerium aufzunehmen, ja, daß er sich so weit herabließ, die Vermittelung der königlichen Maitresse in Anspruch zu nehmen, um den Monarchen zu versichern, daß er künftig auch Hannovers Freund sein würde?

Pitt's Ehrgeiz und Patriotismus waren dennoch von einer edleren, höhern Natur, als die seiner Zeitgenossen. Er suchte die Macht nicht aus selbstsüchtiger Absicht, nicht um sich ein Vermögen oder Einfluß zu erwerben, sondern einzig und allein für die Größe und den Ruhm seines Vaterlandes. Die Schmach, welche die Misverwaltung der letzten Jahre dem britischen Namen aufgedrückt hatte, wollte er tilgen und er wollte es allein. In seine Regierung sollten nur Männer eintreten, die ihm unbedingt anhingen.

Zum Staatskanzler ward der Herzog von Devonshire ausersehen, der frühere Marquis von Hartington; denn Pitt erkannte die Nothwendigkeit, die hohe Aristokratie in der Regierung vertreten zu sehen. Das war ein Mann, der eigentlich jedem öffentlichen Amte abgeneigt war; aber der Grund, warum er es war, machte seine Person besonders ehrenwerth. Er war nämlich so streng rechtlich, daß er fürchtete, eine hohe Stelle möchte ihn mit seinen Grundsätzen in Conflict bringen. Auf sein Wort konnte man unbedingt vertrauen, doch seine Geistesgaben waren nicht bedeutend. Mit seiner gewohnten Unentschlossenheit zögerte er lange, und nur die Noth der Zeiten bewog ihn, das schwere Amt anzunehmen, das man ihm antrug. Außer ihm traten noch Legge als Schatzkanzler, und Pitt's Schwager, Lord Temple als erster Lord der Admiralität in das neue Ministerium ein. Pitt selber behielt den Posten des Staats-Secretairs des Auswärtigen für sich, Lord Holdernesse ward sein College.

So war denn Alles geregelt und am 11. November dankte der Herzog von Newcastle ab, nachdem er drei und dreißig Jahre ununterbrochen der Regierung angehört hatte. Endlich hatte Pitt erreicht, was er wollte; hohe Genugthuung schwellte seine Brust. Getragen von der Gunst und dem Vertrauen eines großen Volkes hatte er, der Niedriggeborene, sich zum Lenker seiner Geschicke emporgeschwungen. Hohe Lebensstellung, mächtige Familienverbindungen, selbst die Ungunst des Monarchen hatten sich machtlos dem Aufsteigen seines Sternes gegenübergestellt. Wer mag sich wundern, daß er nun im Vollbesitze der

eben errungenen Macht sich selbst überschätzte? In jenen Tagen kam das stolze Wort über seine Lippen: „Ich bin sicher, daß ich das Land retten kann und daß kein Anderer es kann.“*) Er sollte bald genug erfahren, daß es im damaligen England noch weniger wie in dem heutigen möglich war, sich allein auf die Gunst der Massen zu stützen. Seine Erhebung hatte zu viele Interessen vernichtet, zu viele einflußreiche Personen aus ihren einträglichen Aemtern vertrieben. Der Herzog von Newcastle zog sich grollend auf seinen Landsitz zurück und gab sich das Ansehen eines Mannes, der dem Vaterland sein Vermögen geopfert und der — obgleich ein Sechziger — in den Leidenschaften und Aufregungen der Jagd seine Vergangenheit zu vergessen suchte. Und er war nicht der Einzige, der sich verletzt fühlte. Sein ganzer Anhang, die Angestellten, alle die, welche in den langen Jahren seiner Amtsführung es gewohnt geworden waren, für die Abstimmungen in seinem Sinne, für ihre Thätigkeit in seinem Interesse reichlich bezahlt zu werden, sahen sich zur Seite geschoben. Der Kern der mächtigen Aristokratie, mit dem ihn zahlreiche Familienbande verknüpften, fühlte sich gleichfalls durch seine Entlassung beleidigt.

Pitt's Verbindungen waren dagegen sehr wenig zahl- und einflußreich.**) Er hatte mehr Stellen zu vergeben als Freunde, sie anzunehmen. Deshalb — sehr gegen seinen Wunsch — war er genöthigt, manche Glieder der früheren Regierung in ihren Aemtern zu lassen, die ihn natürlich nur widerwillig unterstützten.

Dazu kam, daß er nicht einmal im Parlamente auf eine unbedingte Majorität rechnen konnte; denn es war unter Pelham'schem Einflusse und mit Pelham'schen Gelde gewählt. Außerdem waren die Abstimmungen geheim und die öffentliche Meinung hatte nur einen beschränkten Einfluß darauf. Pitt fand sogar einige Schwierigkeit, nur einen Sitz zu erlangen, da fast alle Wahlflecken noch unbedingt dem Herzog von Newcastle gehorchten. Ein heftiger Gichtanfall warf ihn fast gleichzeitig mit der Ernennung zum Minister auf's Krankenlager. Niemand dachte deshalb, daß er seinen Posten lange behalten könnte, und Fox war thätiger als je, in seinen eigenen Freunden die Hoffnung auf einen baldigen abermaligen Wechsel lebendig zu erhalten. Der Herzog von Cumberland aber, Fox's warmer mächtiger Gönner, sah die Erhebung Pitt's mit besonderem Mißfallen. Und der Monarch endlich war ihm nach wie vor nicht günstig gestimmt. Er vermied es sogar, wenn es irgend anging, mit ihm persön-

*) S. Walpole, Mem. II, S. 271.

**) Walpole sagt boshafter Weise: „Er hatte nicht Vettern genug, um alle Stellen des neuen Ministeriums damit zu besetzen“; s. Mem. II, S. 99.

lich zu conferieren. Die hochtrabende docierende Manier seines Vortrages war ihm zuwider; er liebte eine militairisch kurze Ausdrucksweise. Noch unsympathischer war ihm Lord Temple. So kam es, daß dies Ministerium, das die größten Capacitäten Englands in sich vereinigte, von vornherein die Keime seiner Auflösung in sich trug.*)

Aber doch zeigte sich bereits in seinen ersten Maßregeln, welch anderer thatkräftiger Geist die Geschicke Großbritanniens jetzt lenkte. Die auswärtigen Angelegenheiten leitete Pitt ganz allein; um das Andere kümmerte er sich kaum. Sein Gesichtskreis war jedoch unendlich weiter, als der seiner Vorgänger; die Zeit der kleinlichen halben Maßregeln war vorüber. Das englische Volk erwachte aus der dumpfen Betäubung, die auf ihm lastete; es erwartete von Pitt, daß er die ganze Kraft des Landes einsetze in den Kampf mit Frankreich — und er wollte dies Vertrauen voll und ganz verdienen. Aber mit der politischen Tradition des letzten Jahrhunderts mußte er total brechen. Er durfte offenbar nicht mehr daran denken, die Gruppierung der Mächte, wie sie sich einmal gestaltet hatte, wieder umzustoßen. Die österreichische Allianz war unwiederbringlich dahin und damit die Möglichkeit, den Krieg gegen Frankreich in der Weise des großen Whig-Ministeriums Marlborough-Godolphin zu führen. Trotzdem sollte die Monarchie der Bourbonen empfinden, daß Englands Macht noch eben so gewaltig war, wie zur Zeit der Tage von Ramillies und Oudenaarde.

Was unter der englischen Königin erlaubt gewesen war, war jedoch unter einem hannoverschen Monarchen unthunlich; und Pitt verbot es seine politische Vergangenheit mehr wie jedem Andern, den Schwerpunkt des Krieges nach Deutschland zu verlegen. Nicht in Europa, in fernen Welttheilen und zur See wollte er deshalb die Ueberlegenheit Großbritanniens zur Geltung bringen. Sein scharfer Blick erkannte die Schwächen der französischen Kriegführung. Er sah, wie der persönliche Haß des Königs Ludwig und die kleinliche Anschauung seiner Minister das Land in einen Conflict mit Preußen hineinführten. Aber die Gefahr, welche diese neue Situation für die Neutralität Hannovers in sich trug, verschloß ihm nicht die Augen gegen die Vortheile, welche sie für den britischen Krieg haben mußte. Eine unmittelbare Unterstützung des preußischen Königs durch ein englisches Heer konnte diesem so wenig, wie England nützen. Auch in dem wenig wahrscheinlichen Falle, daß Friedrich

*) Ueber diesen Ministerwechsel vgl. Lord Orford's Memoirs II, S. 85—109; Lord Mahon's History of England, Tauch. ed. IV, S. 83 ff.

sich seiner zahlreichen Feinde erwehrte, war für Großbritannien noch Nichts gewonnen. Aber schon allein dadurch, daß er eine große französische Landarmee auf sich zog und fesselte, war er ein werthvoller Alliierter; denn alsdann konnte man in den Colonien eine solche Uebermacht entwickeln, daß der Sieg fast gewiß schien. Es mochte sogar gelingen, nicht allein die Gefahr der Invasion vom Mutterlande abzuwenden, sondern Frankreich selber mit Landungsunternehmungen zu bedrohen.

In einem Kriegsplan, der den halben Erdkreis umfaßte, war die Rolle, die Hannover zufiel, natürlich nur unbedeutend. Freilich beantragte Pitt vom Parlamente im Namen des Königs die Bewilligung einer Summe von 200,000 Pfd. Sterling für Maßregeln zum Schutz seiner Erblande und ward wegen dieser scheinbaren Inconsequenz von Fox mit großer Heftigkeit angegriffen. Dennoch hatte das Wohl und Wehe des Kurfürstenthums selber für ihn nur untergeordnete Bedeutung. Zwar dachte er nicht daran, dasselbe ohne Vertheidigung dem Feinde preiszugeben; nie aber sollte der Ausgang des Feldzuges in Deutschland oder selbst das voraussichtlich traurige Schicksal Hannovers auf die Führung seines Krieges Einfluß üben. Deshalb weigerte sich Pitt auch beharrlich, die kleine alliierte Armee durch englische Truppen zu verstärken; sie mochte den Kampf mit dem übermächtigen Feinde allein durchfechten, so gut und so schlecht sie konnte.

Es ist begreiflich, daß ein Kriegsplan, der so von allem Hergebrachten abwich, den Zeitgenossen im Anfang phantastisch und abenteuerlich erschien. Namentlich Pitt's Vorgänger im Amte, die sich stets in einem Ideenkreise bewegt hatten, der durch die Sorge des Monarchen um Hannover mehr oder weniger beeinflußt war, besaßen kein Verständnis dafür. Selbst der geistreiche Earl Granville, der frühere Lord Carteret sagte: „Pitt pflegte mich stets einen Verrückten zu nennen, aber ich war nie halb so verrückt wie er!“*)

Und auch uns erscheint es zweifelhaft, ob Pitt's Ideen, vom militairischen Standpunkte aus betrachtet, den überschwenglichen Beifall verdienen, den die Mit- und Nachwelt ihnen gezollt hat. Der vollständige Erfolg, den seine Kriegführung errang, kann uns ihre Schwächen nicht ganz verhüllen, so begreiflich es auch ist, daß die Engländer auf diese ruhmvollste Periode ihrer Geschichte mit besonderer Genugthuung zurückblicken; denn nichts ist geeigneter, die Phanthasie eines Volkes zu entzünden, als der Anblick einer Expedition, die mit geschwellten Segeln die

*) S. Lord Orford's Mem. II, S. 116.

heimischen Küsten verläßt, um in fernen Welttheilen für die Ehre und den Ruhm des Vaterlandes zu fechten. Nichts kann die Begeisterung zu höherer Gluth anfachen, als die Nachricht eines Sieges, der unter der glühenden Sonne der Tropen, zwischen den Palmen Indiens oder in Canada's fernen eisigen Wildnissen erkämpft ward — während man selbst sicher und ruhig am prasselnden Kaminfeuer sitzt.

Aber trotzdem dürfen wir uns die Bedenken gegen eine Kriegführung nicht verhehlen, welche die Streitkräfte Großbritanniens auf vielen Kriegstheatern und in den verschiedensten Unternehmungen zersplitterte; denn ihre blendenden Erfolge verdankte sie zum größten Theil der Verkehrtheit der Versailler Regierung, die mit alljährlich steigender Hartnäckigkeit sich in den Plan verrannte, Hannover zu erobern. Während eine schöne Colonie nach der andern in die Hände der Briten fiel, mühten sich die gewaltigsten Landheere Frankreichs vergeblich ab, ein Pfand zu gewinnen, das auch im glücklichsten Falle beim Friedensschluß kein werthvolles Tauschobject werden konnte. In unglaublicher Verblendung identificierten die französischen Staatsmänner die Sorge Georgs II. um seine Erblande mit den Staatsinteressen Großbritanniens, wie sie selbst das Beste ihres Landes den Launen ihres Monarchen opferten.

Diese Grundursache der britischen Siege hat man oft übersehen und nirgend mehr, als in England selbst; und so ist es gekommen, daß es nie hat gelingen wollen, eine ähnliche Kriegführung mit Glück zu wiederholen, so oft man es auch versucht hat. Pitt selber mußte am Abend seines Lebens sehen, wie dieselben amerikanischen Colonien, die er so glänzend vertheidigt und vergrößert hatte, zwanzig Jahre später sich vom Mutterlande losrissen. Sein eigener Sohn starb vor Gram, als seine großartig angelegten Pläne an dem Feldherrngenie Napoleons kläglich scheiterten. Und erst dann wandte sich das Kriegsglück wieder auf die Seite Großbritanniens, als man das System zahlreicher überseeischer Expeditionen aufgab. Erst als Wellington fast die gesammte Kriegsmacht Englands auf einem Kriegstheater vereinigte und als der Kern der napoleonischen Heere in Rußland untergegangen war, heftete sich der Sieg an seine Fahnen.

Wenn nun auch Pitt's großartiger Plan einige schwache Seiten hat: die Art, wie er ihn durchführte, verdient unsere höchste, ungetheilteste Bewunderung. Niemand verstand je besser wie er, für neue Unternehmungen die passendsten Persönlichkeiten herauszufinden; Niemand hat in höherem Grade die seltene Gabe besessen, Hauptsachen von Nebendingen zu unterscheiden; Niemand endlich verfügte neben der unerschütter-

lichsten Energie im Unglück über die seltene Eigenschaft, das britische Volk für seine Ideen zu begeistern und es zu jedem Opfer bereit zu machen. Seine glänzende Kriegführung beweist schlagend, daß es besser ist, einen unvollkommenen Plan mit aller Kraft und Energie durchzuführen, als mit halber Kraft und unentschlossen an die Ausführung eines besseren zu gehen.

Eins kam jedoch Pitt damals zu Hilfe, was bei einer Vergleichung mit den heutigen Verhältnissen nicht übersehen werden darf. Die Wehrverfassung Englands war in jener Zeit von der der continentalen Staaten nicht verschieden. Seine finanziellen Hilfsquellen erlaubten ihm aber, sein kleines Heer durch Werbung so sehr zu vergrößern, als es nur wollte. Die anderen Mächte gebrauchten zu ihren Rüstungen fast dieselbe lange Zeit, die in Großbritannien verging, ehe eine große Armee kampfbereit sein konnte. Freilich befand sich England jetzt mit seinen Vorbereitungen im Rückstande; aber durch den Vortheil der insularen Lage ward dieser Uebelstand längst aufgewogen. Auch der weitläufige zeitraubende Apparat parlamentarischer Debatten hatte keinen so störenden Einfluß auf den Gang der auswärtigen Politik, als jetzt. Die Ereignisse entwickelten sich viel langsamer, und die Gefahr, daß die Entscheidung längst gefallen sein konnte, ehe das Parlament über die Haltung, die es annehmen wollte, zum Schluß kam, war nicht vorhanden. Aber ob heute selbst ein Pitt so in die Geschicke der Welt eingreifen könnte, wie er es damals that, erscheint mir sehr zweifelhaft.

Gleich die Thronrede, mit der das Parlament am 2. December 1756 eröffnet wurde, athmete Thatkraft und Energie. Wie es dem angenommenen Plane entsprach, forderte die Regierung den Beistand des Landes zum Schutze der bedrohten amerikanischen Colonien. Verstärkungen sollten unverzüglich hinüber geschafft werden, neue Aushebungen in der Heimath und den Ansiedelungen die vorhandenen Streitkräfte verstärken. Eine Erhöhung der Landmacht auf 50,000 Mann und der Matrosen und Marine-Soldaten auf 55,000 Mann ward mit großer Majorität bewilligt. Die Bill für Errichtung von Milizen fand jedoch nicht denselben Beifall. Wenn auch das Unterhaus sie genehmigte, das Oberhaus setzte es durch, daß die beantragte Zahl auf die Hälfte, 32,340 Mann, herabgesetzt ward.

An Mannschaften, um die Reihen des Heeres zu füllen, fehlte es nicht; Pitt aber wagte es jetzt zum ersten Male, auch unter den Hochländern die Werbetrommel rühren zu lassen. Diese Maßregel erschien im Anfange den Meisten bedenklich; denn wer die wirklichen Zustände

der Gebirgsthäler des nördlichen Schottlands nicht genau kannte, dem schienen sie noch immer die Heimath einer turbulenten Bevölkerung zu sein, die jeden Augenblick zur Empörung bereit war. Die Wenigsten durchschauten die Veränderung, die seit Aufhebung der Lehnsverfassung mit jenen entlegenen Gegenden vorgegangen war. Sie wußten nicht, daß mit dem Aufhören der Befugnis der Häuptlinge, ihre Clansmänner zu den Waffen zu rufen, auch die Möglichkeit einer Erneuerung der früheren Rebellionen abgeschnitten war. Um so größer war daher das Erstaunen, als Pitt's kühne Maßregel einen unerwarteten Erfolg hatte. In kurzer Zeit konnte die Regierung zwei Bataillone Bergschotten, jedes zu 1145 Mann, formieren; und von nun an zählen diese Truppen zu den gefeiertsten der britischen Armee. Auf den Schlachtfeldern aller Erdtheile haben sie mit hohem Ruhm an der Seite ihrer früheren Gegner gefochten und ihr Name ist mit blutigen Lettern in die Tafeln der britischen Kriegsgeschichte eingetragen.

Noch eine andere Maßregel verstärkte die freudige Zuversicht auf die neue Regierung und wirkte erhebend auf den öffentlichen Geist. Man konnte sich jetzt mit Bestimmtheit sagen, daß die Gefahr einer französischen Invasion vorüber war. Wenn der König also nun erklären ließ, er vertraue mit Vergnügen auf den Eifer des britischen Volkes für die Vertheidigung seines Reiches und seiner Person, so schmeichelte er dem Nationalgefühl, ohne irgend Etwas zu riskieren, und gewann dabei noch den Vortheil, daß er seine hannoverschen Truppen nach ihrer Heimath zurückschicken konnte, wo man ihrer in der jetzigen bedenklichen Krisis dringend bedurfte. Das Parlament nahm die Ankündigung ihrer Rückkehr mit Dank entgegen. Auch gegen die Mittheilung, daß die Regierung den Einfall fremder Truppen, welcher dem deutschen Reiche und dem Protestantismus drohe, als ein Ereignis ansähe, „welches die Gemüther des englischen Volkes empfindlich berühren müsse“, erhob sich kein Widerspruch.

Bereits im Anfang November waren die ersten vier hannoverschen Bataillone nach Rochester und Chatam zur Einschiffung abmarschiert; wenige Tage später folgten noch vier andere dahin; aber widrige Winde und rauhes Wetter verzögerten die Abfahrt derselben bis zum 15. December. Frost und Schneefall machten den Aufenthalt der übrigen im Lager äußerst ungemüthlich. Es half ihnen nichts, daß man nun im Parlamente eine Bill einbrachte, welche den Einwohnern die Ableistung der Quartierpflicht auferlegen sollte. Bis zum Ende des Februar 1757 mußten die unglücklichen Truppen unter ihren luftigen Baracken aushalten, dann erst gingen sie unter Segel, jedoch ohne daß bis dahin das

Gesetz zu Stande gekommen wäre. Anfangs März landeten sie in Cuxhafen und um die Mitte des Monats erreichten sie ihre heimathlichen Garnisonen.

Den Hessen erging es etwas besser. In den letzten Tagen des December räumte man ihnen Winterquartiere in Winchester und in den Grafschaften Chichester, Salisbury und Southampton ein. Dort warteten sie die Rückkunft der Transportschiffe ab, welche die hannoverschen Truppen nach Deutschland zurückgebracht hatten. Damit vergingen indeß fast noch zwei Monate; nicht früher, als zwischen dem 23. und 27. April wurden sie auf 43 Fahrzeugen eingeschifft. Während der Fahrt überfiel sie noch ein heftiger Sturm und erst zwischen dem 11. und 16. Mai erreichten sie Stade. Von da marschierten sie direct in's Lager bei Hameln, wo sich um diese Zeit die hannoverschen Truppen und ihre zurückgebliebenen Kameraden sammelten.*)

Niemand kam der Ministerwechsel in England gelegener, als dem König von Preußen. Die frühere Regierung hatte auf die Mittheilung seiner Absicht, den Krieg zu beginnen, nur mit dem Nothschrei um Hilfe geantwortet. Dem Herzog von Newcastle kam es nicht entfernt in den Sinn, durch kräftiges Auftreten die französische Regierung von der Einmischung in deutsche Angelegenheiten zurückzuschrecken; er sah nur die furchtbare Verlegenheit, worin ihn Friedrichs Friedensbruch dem Parlamente gegenüber bringen mußte. Ja er meinte, es wäre vielleicht nicht mehr abzuwenden, daß Großbritannien sich von Frankreich Gesetze vorschreiben ließe. Friedrichs unbestimmte Zusicherungen, während des Winters Hilfstruppen für Hannover stellen zu wollen, waren auch nicht geeignet, Newcastle Vertrauen einzuflößen. Freilich machte der König Hoffnung auf 11,000 Mann, welche „im Falle der Noth" von Pommern in zwanzig Tagen dahin marschieren könnten, ja er stellte sogar eine Verstärkung derselben auf 20,000 Mann für gewisse Fälle in Aussicht. Da aber die Truppen schon im Februar wieder abberufen werden sollten, wenn nicht die Kaiserin von Rußland gegen alle Erwartung neutral bliebe**), so hatte das ganze Versprechen so gut wie gar keinen Werth.

Währenddem ward die Lage des Königs von Preußen von Tage zu Tage mehr gefährdet. Der diplomatische Bruch mit Frankreich machte sie fast hoffnungslos. Wenn er Großbritannien nicht zu kräftigem Mitwirken überreden konnte, so war er verloren. Er erneute daher seine

*) Vgl. v. Sichart a. a. O. III, S. 231 ff.; Lord Mahon, Hist. of Engl., Tauchn. edit. IV, S. 89 ff.

**) Vgl. Schäfer I, S. 225 ff., nach Friedrichs Schreiben an Mitchell vom 19. August 1756 und der ministeriellen Instruction an Mitchell vom 7. September.

Bemühungen auf's eifrigste, so sehr auch die Ministerkrisis dort jeden Entschluß lähmte. In lebhaften Farben schilderte er die Gefahren, mit welchen die Coalition von Frankreich und Oesterreich ganz Europa, insbesondere aber England und den Protestantismus bedrohte. Er drang darauf, keinen Augenblick zu verlieren, um zu Lande und zu Wasser Maßregeln zum Widerstande zu ergreifen. „Der König liebt ein offenes Verfahren und erwartet eine offene Antwort", schrieb Mitchell am 20. November.*)

Gleichzeitig trat Friedrich in eine persönliche Correspondenz mit Georg II. Noch bevor er sich nach Dresden in die Winterquartiere begab, wenige Tage nach der Abberufung Kniphausen's von Versailles, richtete er an ihn einen merkwürdigen Brief (d. d. Sedlitz, den 7. November 1756). Er schrieb, „er sei immer der Ansicht gewesen, daß ein Alliierter die Angelegenheiten seines Verbündeten wie seine eigenen ansehen müsse. Deshalb habe er jetzt die Situation Europa's aufmerksam geprüft und glaube, daß trotz des üblen Anscheins sich in Deutschland Dinge ausführen ließen, die besonders vortheilhaft wären. Wenn der König von England Näheres zu erfahren wünsche, so möge er bestimmen, ob er sich gegen den Gesandten Mitchell oder gegen einen Vertrauensmann in Hannover oder gegen ihn selber äußern solle."**)

Eine besondere glückliche Fügung wollte es, daß gerade in denselben Tagen Pitt die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in die Hand genommen hatte. Der Wille, den Krieg von nun an energisch zu führen, war jetzt vorhanden. Am Krankenlager des Staatssecretairs fand eine Berathung statt über das, was zu thun sei. Und bald konnte Lord Holdernesse dem preußischen Gesandten mittheilen, daß wenigstens der Bund mit Preußen unter allen Umständen aufrecht erhalten werden solle; auch das bisherige System wolle man im Ganzen beibehalten. Man beabsichtige, eine Armee in Norddeutschland aufzustellen und Rußland zur Neutralität, die Niederlande zum Beitritte zu bewegen. Die osmanische Pforte endlich solle schlimmsten Falls überredet werden, eine Diversion gegen Rußland zu machen.

Aber von der Annahme dieser allgemeinen Gesichtspunkte bis zu einem bestimmten Operationsplane war es noch weit. Schon die Auswahl eines Befehlshabers für die alliierte Armee machte große Schwierigkeiten; denn der Herzog von Cumberland war durch Beiseiteschieben Fox's so erzürnt,

*) Vgl. Schäfer I, S. 235, nach den Briefen von Friedrich II. an Mitchell vom 10. November 1756 und von Mitchell an Holdernesse vom 20. November.

**) Diesen Brief, aus den Acten des Königl. Archivs in Hannover entnommen, s. Anlage 1.

daß man auf ihn nicht mehr rechnen durfte. Es kam also Alles bedenklich wieder in's Stocken, obgleich Friedrich immer von neuem zur Entscheidung drängte.

Die andauernde Krankheit des Staatssecretairs mag dieses Zaudern zum Theil veranlaßt haben, zum Theil lag der Grund aber in Anderm. Man sah eben die Dinge in England aus einem andern Gesichtspunkte an als in Preußen, und was für Friedrich eine Lebensfrage war, erschien der britischen Regierung nur als ein Theil ihrer politischen Aufgabe.

Unter diesen Umständen half es wenig, daß der preußische Monarch, gleichzeitig mit seinem eigenhändigen Briefe, dem Könige Georg seine Ideen über die allgemeine politische Lage und einen Plan für die Campagne der alliierten Armee in zwei weitläufigen Memoires mittheilte. Es machte im Gegentheil einen ungünstigen Eindruck, wenn er in dem ersten Schriftstück der englischen Regierung und dem ganzen britischen Volke in den derbsten Ausdrücken den Text las, wenn er sie nicht allein beschuldigte, den Krieg bis dahin ungeschickt geführt zu haben, sondern ihnen vorwarf, wegen kleinlicher, vorübergehender Interessen die Freiheiten Europa's und den protestantischen Glauben in die äußerste Gefahr gebracht zu haben.

Noch weniger verlockend klang Friedrichs Feldzugsplan. Er rieth, sich mit den Holländern und Dänen zu alliieren und möglichst kühn zu Werke zu gehen. Er meinte, die Franzosen würden in Mainz die Campagne eröffnen und sich gegen den Unter-Rhein wenden, indeß könnten sie nicht mehr als 50,000 Mann zur Eroberung von Hannover verwenden. Daher sei man in der Lage, in einer Stellung hinter der Lippe, mit dem rechten Flügel an der Festung Wesel, energischen Widerstand zu leisten. Die Stärke des verbündeten Heeres aber schlug der König auf 54,000 Mann an, indem er ein äußerst hypothetisches preußisches Hilfscorps von 8- bis 10,000 Mann in Anrechnung brachte.*) Das hieß nichts Anderes, als der kleinen alliierten Armee, die kaum genügend erschien, das eigene Land zu schützen, die Vertheidigung des Rheins zuzumuthen, nur um die entlegene preußische Enclave Wesel zu sichern; denn daß der König nicht eine Vertheidigung im Sinne hatte, die durch kühne Offensivstöße den Gegner abzuhalten sucht, geht aus dem Wortlaut seiner Vorschläge unzweifelhaft hervor. Eine Schlacht zu riskieren, hält er vielmehr für

*) S. das „Mémoire raisonné sur l'État présent de l'Europe et sur le parti qu'il conviendrait aux Alliés de prendre pour gagner la supériorité sur leurs ennemis dans la campagne prochaine" und „Projet de campagne pour l'armée des Alliés", Anlagen 2 und 3, aus dem hannoverschen Archiv.

ganz unthunlich; an die Möglichkeit aber, die Holländer und Dänen zur Unterstützung bewegen zu können, hat er wohl selbst nicht gedacht.

Georg II. war in der peinlichsten Verlegenheit; wochenlang fand er keinen Entschluß. Die dringende Weise, in welcher derselbe Friedrich II. jetzt seine Hilfe suchte, der ihm so lange Jahre spottend und feindlich gegenüber gestanden, zeigte ihm mehr, als alles Andere die verzweiflungsvolle Lage, in der sich dieser wirklich befand. Ihn konnte der zuversichtliche Ton, den dessen Briefe athmeten, nicht täuschen. Die Complimente, die ihm der König von Preußen jetzt über sein „höheres Verständnis" und seine „lange Erfahrung" machte, verblendeten ihn nicht; er sah, daß, wenn er sich jetzt unauflöslich mit ihm verband, das Kurfürstenthum unfehlbar mit in das wahrscheinliche Verderben hineingezogen wurde. Wer will es dem englischen Monarchen unter diesen Umständen verdenken, wenn er nicht sofort auf den wagehalsigen Plan einging, den selbst Westphalen, der Geschichtsschreiber der Feldzüge des Herzogs Ferdinand, Wahnwitz nennt?*)

Aber was sollte geschehen? An wen sollte Georg sich in seiner Noth wenden? Wen sollte er um Rath fragen? Pitt war fortwährend krank und schien ihm außerdem die allerungeeignetste Persönlichkeit, um über Hannovers Angelegenheiten eine Meinung abzugeben. Er glaubte damals nicht einmal, daß der neue Staatssecretair überhaupt Etwas von auswärtiger Politik verstände; denn er hätte „ja nicht einmal Wicquefort gelesen".**) Den anderen britischen Ministern aber durfte er die Denkschriften Friedrichs, die sich so wegwerfend über ihre Politik äußerten, kaum zeigen. So viel war aber klar, daß Pitt den Krieg mit Frankreich mit aller Energie führen wollte. Ehe nicht die verlorenen Colonien wieder gewonnen waren, durfte man bei ihm auf keine Neigung zum Frieden rechnen. Am allerwenigsten konnte der König hoffen, daß die Rücksicht auf Hannover ihn von seinem Ziele ablenken würde, und doch lag die Sicherheit seiner Erblande Georg II. vor allem am Herzen. Daß es unter den jetzigen Umständen kaum gelingen würde, ihre Neutralität noch länger zu bewahren, darüber täuschte er sich indeß nicht; offenbar mußte er zufrieden sein, wenn es ihm nur gelang, deren Vertheidigung so zu führen, daß ihr Wohl und Wehe nicht geradezu mit dem des preußischen Staates zusammenfiel. Und um über Friedrichs Vorschläge aus diesem

*) Vergl. v. Westphalen, Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand I, S. 243.

**) S. Walpole, Mem. I, S. 101.

Gesichtspunkte zu entscheiden, dazu schien die kurfürstliche Regierung selbst besonders geeignet. Am 7. December übersandte der König daher die beiden Denkschriften „copeylich" zur Begutachtung an seine hannoverschen „geheimen Rähte".

Zwei von ihnen, den Kammerpräsidenten von Münchhausen und den Großvoigt von Steinberg, beehrte er mit einem ganz besonderen Vertrauen; ihnen übermittelte er das eigenhändige Schreiben Friedrichs und seine Antwort darauf.*) Er beauftragte sie, dieselbe auf sichere Weise in die Hände des preußischen Monarchen gelangen zu lassen, und diesen auch ihrerseits um die Ernennung eines Bevollmächtigten zu ersuchen; denn Friedrichs geheimnisvolle Andeutungen über „besonders vortheilhafte Dinge, die sich in Deutschland vielleicht ausführen ließen", waren dennoch bei Georg auf fruchtbaren Boden gefallen. Mit Ungeduld sah er weiteren Eröffnungen entgegen und bat, um Zeitverlust zu vermeiden, einen preußischen Minister zu directer Correspondenz mit dem erfahrenen Münchhausen zu ermächtigen. Selbstverständlich sollte die ganze Sache „äußerst geheim" gehalten werden.

Am 20. December Morgens waren die Papiere in den Händen der Minister und nunmehr lag der Schwerpunkt der Unterhandlungen in Hannover. Für zwei große Staaten war es eine Lebensfrage geworden, wie sich das kleine Kurfürstenthum zu dem gewaltigen Kampfe stellen würde, der mit Riesenschritten herannahte. Preußen war verloren, wenn die alliierte Armee nicht den Angriff der Franzosen abwehrte; England aber bedurfte ihrer Hilfe, um in fernen Welttheilen mit überlegenen Kräften auftreten zu können. Das unglückliche Hannover selber aber setzte seine Existenz auf's Spiel, und konnte in keinem Falle etwas gewinnen, der Krieg mochte enden, wie er wollte.

---

*) S. den eigenhändigen Brief Georgs II. vom 7. December 1756 in Anlage 4.

Sechstes Capitel.

Das Kurfürstenthum Braunschweig-Lüneburg war ein glückliches Land. Zwar war sein Boden nicht sehr gesegnet; auch enthielt es wenig Städte und diese waren klein; Manufacturen und Fabriken gab es fast gar nicht; aber gerade deshalb fanden alle jene Klassen, die unruhig und rastlos dem Gewinn nachjagen, jenes unzufriedene Arbeiter-Proletariat, dort kein ergiebiges Feld für ihre Thätigkeit. Bis auf einen verschwindend kleinen Bruchtheil ernährte sich die Bevölkerung von Ackerbau. Ein eigenartiger, harter, zäher Menschenschlag saß seit länger als einem Jahrtausend auf der Scholle, die er bebaute; er war zufrieden, wenn er dem undankbaren Boden genügend viel abzwang, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Das väterliche Erbtheil den Kindern unverkürzt zu hinterlassen, galt einem Jeden als die heiligste Pflicht. Den traf unauslöschliche Schmach, der durch unordentlichen Lebenswandel oder durch schlechte Bewirthschaftung sich um Haus und Hof brachte.

Ein solches Volk ist am allerwenigsten für politische Agitationen empfänglich. Wer im Schweiße seines Angesichts vom Morgen bis zum Abend den Acker bestellt, will die Früchte seiner Arbeit auch in Ruhe einernten. Der Grundbesitz, mag er auch noch so klein sein, füllt das Dichten und Trachten des Eigenthümers vollständig aus. Der Landmann ist conservativ im schönsten Sinne des Wortes; er weiß, daß er durch eine plötzliche Umwälzung des Bestehenden nie gewinnen, wahrscheinlich nur verlieren kann; es bleibt ihm nicht Zeit, sich um die Interessen Anderer oder gar um die große Politik zu kümmern. Selbst die Stürme der neuesten Zeit, die phantastischen Pläne der Weltverbesserer, die Revolutionen, die beinahe alle Throne erschütterten, fanden deshalb in Hannover fast gar keinen Wiederhall.

Noch ein Anderes kam hinzu, was das Volk dort jeder Veränderung abgeneigt machte. Seit es eine beglaubigte deutsche Geschichte giebt, hatten stets Fürsten aus demselben Geschlechte es regiert; unabänderlich,

wie die Dauer der Dynastie, schien den Unterthanen ihre Nothwendigkeit. Wie Jeder unbedingt an ihre Legitimität glaubte, so genoß er strenge Achtung seiner Rechte und Privilegien. Fürst und Volk waren innig mit einander verwachsen; Niemandem kam es je in den Sinn, einen Regentenstamm, der seit unvordenklichen Zeiten vom Vater auf den Sohn sich fortgepflanzt hatte, anders anzusehen als die natürliche Spitze des Staatskörpers. Das Erbrecht eines Hauses, das von den fernen Zeiten der salischen Kaiser an alle Erschütterungen und Umwälzungen des deutschen Reichs überdauert hatte: den Glanz und den Untergang des Geschlechts der Hohenstaufen, die wilde Anarchie des Interregnums, das Aufsteigen der habsburgischen Kaisermacht, die Umwälzungen der Reformationszeit, den verheerenden dreißigjährigen Krieg, die Gräuel des nordischen Krieges, die Gefahr einer Weltherrschaft des bourbonischen Frankreichs und endlich die Ueberfluthung der napoleonischen Armeen, war jedem Unterthanen heilig, wie sein eigenes; er wußte, daß gute und schlechte Zeiten abgewechselt hatten, daß Alles veränderlich gewesen war, außer der Dynastie. Deshalb vermochte keine Fremdherrschaft die Ueberzeugung von einer Restauration des legitimen Fürstenhauses je zu erschüttern. Der Wunsch nach einer gewaltsamen Umwälzung aber konnte der Bevölkerung noch weniger kommen. Sogar eine schlechte Regierung nahm man gern in den Kauf; denn die Gesetze sicherten vor den schlimmsten Uebergriffen, und selbst die längste Lebensdauer eines gewaltthätigen Fürsten erschien nur wie eine kurze Uebergangsperiode zum Besseren. Auch sind wirklich schlechte Fürsten, das heißt solche, die ihre Unterthanen aussaugen und zu ihren Privatzwecken misbrauchen, unter den welfischen Regenten kaum dagewesen. Und wenn wirklich einmal der Versuch zur Vergewaltigung gemacht wurde, so stemmte sich das Rechtsgefühl und der Freiheitssinn des Volkes gleich so mächtig dagegen, daß er nicht gelingen konnte. Bis in die neuesten Zeiten hat sich der zähe, harte Sinn der Niedersachsen wohl beugen, aber nicht brechen lassen.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts umfaßte das Kurfürstenthum 514 Quadrat-Meilen, auf dem aber nicht mehr, als ca. 750,000 Menschen wohnten*); es hatte also etwa den doppelten Flächen-

*) In dieser Angabe ist die Grafschaft Bentheim, welche im Jahre 1753, zunächst durch Verpfändung auf 30 Jahre, an das Haus Hannover kam, bereits mit einbegriffen. Das Kurfürstenthum hatte also damals ungefähr den Umfang der heutigen vier Landdrosteien Hannover, Lüneburg, Hildesheim (incl. des Harzes) und Stade; das kleine Bisthum Hildesheim, die freie Reichstadt Goslar, das hessische Amt Uchte und einige andere unbedeutende Districte gehörten jedoch nicht dazu. Dagegen waren

inhalt des heutigen Königreichs Sachsen. Dagegen war es noch immer um volle 222 Quadrat-Meilen kleiner, als das Kurfürstenthum August's III. zu derselben Zeit, und das Verhältnis der Einwohnerzahlen stellte sich noch ungünstiger; denn die Bevölkerung des damaligen großen Sachsens war ziemlich dieselbe, wie die des jetzigen kleinen Königreichs: sie betrug ungefähr zwei Millionen Seelen, also fast das Dreifache von der Hannovers.

Seine eigenthümliche Verbindung mit England gab diesem Lande aber eine größere politische Bedeutung, als es seiner materiellen Macht entsprach. Mochte dieser Einfluß jedoch auf die äußere Stellung des Kurfürstenthums in Wirklichkeit nicht so günstig sein, wie er dem oberflächlichen Beobachter erschien, für die Entwickelung seiner inneren Zustände war er ohne Zweifel sehr wohlthätig. Die Regierungssorgen in dem neu erworbenen großen Reiche ließen den gemeinsamen Monarchen nicht Zeit, in der kleinen Heimath ihre Machtfülle noch weiter auszudehnen; die bedenklichen Anläufe des Herzogs Johann Friedrich, des ersten Kurfürsten Ernst August und Georgs I. in seinen ersten Regierungs-Jahren, eine unumschränkte Souverainetät zu gewinnen, waren damit abgeschnitten. Während der Monate, wo sich die beiden ersten George alljährlich zu Herrenhausen von den Nörgeleien der britischen Minister, von den verletzenden Debatten des englischen Parlaments erholten, wollten sie frei sein; am allerwenigsten fühlten sie Neigung, sich auch die Ruhe ihres Tusculums durch Verfassungs-Streitigkeiten verderben zu lassen. So kam es, daß das Kurfürstenthum noch im 18. Jahrhundert sich eines ungewöhnlichen Restes seiner alten ständischen Freiheiten erfreute.

Der Landesherr hatte zwar das Recht, die sogenannten „gemeinen Landtage" zu berufen; aber auf das, was sie beschlossen, übte er kaum einen Einfluß. Die Zusammensetzung derselben war je nach den einzelnen Landestheilen verschieden. Im Fürstenthum Lüneburg tagten sie bis zum Jahre 1652 zu Höfering im Amte Bodenteich, nachher in Celle. Geistlichkeit, Ritter und Städte schickten Deputierte. Aehnlich war es im Hoyaschen, Diepholzschen und im Calenbergschen. Die Landschaft mußte sich im letztern Fürstenthum jedoch nach dem Aussterben der mittleren Wolfenbüttelschen Linie (1634) neu constituieren und nahm von da an ihren Sitz in Hannover. Die Grubenhagenschen Stände tagten abwechselnd in Einbeck und Osterode. Die Ritterschaft des Herzogthums Bremen endlich hatte sich unter der langen geistlichen Herrschaft einen viel bedeu-

das Herzogthum Lauenburg und das jetzige oldenburgische Amt Wildeshausen hannoverisch. Vgl. Büsching, Erdbeschreibung IX, S. 66 ff. 133 ff. 499 ff. 565 ff. VI, S. 401 ff.

tenderen Einfluß erworben. Sie hielt alljährlich zweimal zu Basdahl ihre Rittertage für sich ab; auf dem Landtage aber durfte — und darf heute — noch jeder Ritter votieren, der auf dem Rittertage Sitz und Stimme besaß, während die Marschen und die Städte nur Deputierte schickten. Die hannoversche Regierung mußte diese Privilegien bestätigen, wie die schwedische sie bestätigt hatte; sie half sich aber damit, daß sie lange keinen Landtag berief und nur mit dem ständischen Ausschuß verhandelte.

Zwar konnten die Landschaften den wiederholten Geldforderungen der Fürsten sich auf die Dauer ebenso wenig widersetzen, als anderswo; sie mußten sogar der verderblichen „Licent-Steuer" zustimmen, welche Herzog Ernst August im Jahre 1686 einführte; jedoch übten sie durch eigene ständische Commissare eine strenge Controle über diese bedrückende General-Consumtions-Accise, und außerdem verwalteten sie sonstige bedeutende Einkünfte, so daß der Landesherr immer von ihrer Geneigtheit abhängig blieb.*)

Auch auf die Besetzung der Gerichtsbehörden behaupteten die Landstände einen überwiegenden Einfluß; selbst für das im Jahre 1711 eingerichtete Ober-Appellationsgericht in Celle hatte der Kurfürst nur das Recht, vier Mitglieder zu ernennen, die anderen präsentierten sie.

Nach der Uebersiedelung des Landesherrn nach England verwalteten neun Geheimräthe an seiner Stelle das Land.**) Einer von ihnen stand an der Spitze der sogenannten „deutschen Kanzlei" in London und vermittelte den Verkehr mit dem Monarchen. Sonst blieb in Hannover Alles beim Alten. Der ganze Hofstaat ward beibehalten; 200 Pferde füllten wie sonst die kurfürstlichen Marställe; alle Tage zog eine Compagnie Leibgarde auf Schloßwache. Jeden Sonntag aber war Assemblée der Hofgesellschaft in den Sälen des Residenzschlosses, wobei das Bildnis des Kurfürsten seine abwesende Person vertrat. Die goldbetreßten Scharlachlivreen der Dienerschaft waren genau dieselben, wie am Hofe zu St. James. Auch ging es ebenso feierlich zu, wie in England.

*) Vgl. Büsching IX, S. 82.

**) Im Jahre 1757 waren es folgende: 1) Rudolf Johann Freiherr von Wrisberg. 2) Gerlach Adolf von Münchhausen, Kammerpräsident. 3) Ernst von Steinberg, Großvoigt. 4) Philipp Adolf von Münchhausen, Präses des Bremen- und Verden'schen Regierungs-Collegiums, Chef der deutschen Kanzlei in London. 5) Carl Diede zum Fürstenstein. 6) August Wilhelm von Schwichelt, Chef der Kriegskanzlei. 7) Johann August Clamor von dem Bussche. 8) Lewin Adolf von Hake. 9) Burchardt Christian von Behr.

Uebrigens befand sich das Land unter der milden und väterlichen Regierung seiner Geheimräthe sehr wohl. Die Einwohner hatten durchaus keine Ursache, das benachbarte Preußen um sein straffes Soldaten-Regiment, oder gar Sachsen um die üppige Maitressen- und Günstlings-Wirthschaft seiner polnischen Könige und Kurfürsten zu beneiden. Gegen die strenge Unparteilichkeit und makellose Gerechtigkeit der Minister hat Niemand je den leisesten Vorwurf erhoben*); sie waren fast ausnahmslos edle, ehrenwerthe Männer, erfüllt von dem aufrichtigsten Interesse für das Beste ihres Landes. Niemand von ihnen hat sich nachweislich je auf Kosten des Landes zu bereichern gesucht oder einen unwürdigen Nepotismus getrieben; sie waren in Geschäften pünktlich und erfahren; sie ließen Jeden möglichst gewähren und hüteten sich, durch befehlende Decrete in den gesetzlichen Lauf der Dinge einzugreifen. Dabei war die Finanzverwaltung musterhaft und die Einkünfte reichten vollständig aus, um die großen Bedürfnisse zu decken. Besonders lobend wird der gute innere Gehalt der Münzen erwähnt, deren Ausprägung deshalb weniger Nutzen, als in anderen Staaten eingebracht hätte. Die Staatseinkünfte beliefen sich alljährlich auf etwa drei Millionen Thaler, und von den bedeutenden Ueberschüssen hatte man bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges einen Schatz von zwölf Millionen Thalern angesammelt.**)

*) Ein unverdächtigeres Zeugnis über die allgemeine Zufriedenheit mit der damaligen Regierungsweise kann es nicht geben, als das eines eingeborenen Franzosen, des Geistlichen an der reformierten Kirche in Celle, Herrn Roques de Baumont. Derselbe äußerte gegen seinen Landsmann, den Marquis d'Armantières, im Januar 1758: „Der einzige Zweck der Stände ist, uns glücklich zu machen, und sie legen uns keine anderen Abgaben auf, als zu unserer Sicherheit und Wohlfahrt nöthig sind. Gesetzt, der König wollte neue Abgaben von uns fordern, so bestreben sie sich, unsere Rechte zu erhalten und allen Neuerungen vorzubeugen, die uns zur Last fallen können." Von dem Ober-Appellationsgericht erzählte er, er habe einen von den Staatsministern des Königs sagen hören: „Ich bin überzeugt, daß, wenn ich demselben meine Sache zum Urtheil übergebe, nachdem ich einem der Richter in öffentlicher Gesellschaft eine Ohrfeige gegeben habe, ich dennoch Recht bekomme, wenn ich Recht habe." — „Die Minister sind", so sagte er ferner, „im eigentlichen Sinne das Organ der Stimme des Volkes beim Könige; eine Versammlung von Vätern des Landes, deren einziger Zweck ist, dasjenige zu thun, was der beste König selbst thun würde, wenn er mitten unter uns wäre. Wenn uns Etwas fehlt, so gehen wir zu unserer Regierung, wie Kinder zu ihrer Mutter gehen; sie ist ein Schild der Schwachen, und bestraft den Bösen nur, wenn er das Maß seiner Sünden gehäuft hat." 2c. — Vgl. Herrn Roques de Baumont's Briefe an einen Freund während des Aufenthalts der französischen Truppen in Celle in den Jahren 1757 und 1758, S. 172 ff.

**) Büsching a. a. O. IX, S. 87 ff.

Niemand wird zwar leugnen, daß diese collegialische Verwaltung, die nach oben mit dem Monarchen, der fern in England residierte, nach unten mit complicierten Provinzial-Regierungen zu verkehren hatte, nicht schnell arbeiten konnte. Auch waren die meisten Mitglieder des Collegiums über das Alter hinaus, wo man eine energische und kurze Handlungsweise liebt. Endlich vermehrte vielleicht die Vergleichung mit englischen Zuständen ihre Vorliebe für einen streng geregelten, genau nach Gesetz und Herkommen abgemessenen Geschäftsgang. So kam es, daß die hannoversche Regierung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in dem Rufe einer mehr als gewöhnlichen Pedanterie stand, daß man sie beschuldigte, mehr als sonst irgendwo weitschweifig und förmlich zu sein; aber unbezweifelt genoß sie im Lande eines unbedingten Vertrauens.

Auch hat man dazumal wohl kaum einen Vorwurf gegen sie deshalb erhoben, weil sie nur aus Adeligen bestand. In Monarchien gebührte nach den Anschauungen des 18. Jahrhunderts die Vertretung des abwesenden Regenten ebenso zweifellos dem Adel, wie in den städtischen Republiken die alten Patricierfamilien fast ausnahmslos das Regiment führten. Auch war für die Verbesserung der Regierung der Eintritt bürgerlicher Elemente nicht erforderlich, vielleicht nicht einmal wünschenswerth. Es war wenigstens mit ihrer Ausschließung dem unruhigen Streben politisch Ehrgeiziger und jenen noch gefährlicheren Persönlichkeiten, die um des eigenen Gewinnes wegen hohe Stellen suchen, ein Riegel vorgeschoben. In allen übrigen Behörden waren übrigens Bürgerliche ebenso zahlreich, als Adelige vertreten. Bürgerliche Amtmänner und Kanzleiräthe genossen genau dasselbe Ansehen, wie ihre adeligen Collegen. Im Ober-Appellationsgerichte hatten im Jahre 1757 sogar die bürgerlichen Elemente die unbezweifelte Majorität; es saßen acht Räthe auf der „gelehrten" und nur fünf auf der „adeligen" Bank.

Der älteste der „zur Regierung des Kurfürstenthums verordneten Geheimen Räthe" war der Präsident dieses höchsten Gerichts: Rudolf Johann Freiherr v. Wrisberg. Diesem würdigen Herrn gebührte also eigentlich der Vorsitz, wenn sich das Collegium in der „Geheimen Rathsstube" des Residenzschlosses versammelte. Aber aus einem hochgelehrten, geistreichen Manne, den sein eminenter Verstand und seine fleckenlose Unparteilichkeit weithin berühmt gemacht hatten*), war nunmehr ein

*) Es ist derselbe, der einst dem Könige Georg II. auf die Frage, warum er in Celle stets seine Processe verlöre, die freimüthige Antwort gab: „Weil Ew. Majestät gewöhnlich Unrecht haben." (Vehse, Geschichte der Höfe des Hauses Braunschweig-Lüneburg I, S. 40.)

schwacher Greis von fast achtzig Jahren geworden; seine Collegen wußten es daher stets so einzurichten, daß in seiner Gegenwart nur unbedeutende Sachen verhandelt wurden, — denn er schlief immer während der Sitzungen ein.

Die Seele des ganzen Ministeriums aber und die Persönlichkeit, welche bei fast allen Berathungen den Ausschlag gab, war der Geheime Rath und Kammerpräsident: Gerlach Adolf Freiherr von Münchhausen.

Dieser ausgezeichnete, hochverdiente Mann stammte aus einer der ältesten Adelsfamilien Niedersachsens. Zwar ist es nicht historisch begründet, wenn gewisse Genealogen seinen Stammbaum gar bis zu den dunkeln Zeiten des Kaisers Arnulf, oder doch bis auf jenen Bruno zurückzuführen suchen, der im heiligen Lande von den Saracenen erschlagen sein soll; aber es steht unbezweifelt fest, daß das jetzt noch blühende, weitverzweigte Geschlecht von einem gewissen Rembertus von Münchhausen sich herleitet, der um das Jahr 1183 gelebt hat. Das Dorf gleichen Namens, wo dieser Ritter hauste, lag einst zwischen dem Flecken Rehburg und dem Kloster Loccum. Jedoch in der Mitte des 14. Jahrhunderts scheint es in Folge von Wassernoth und Pest gänzlich verödet und verlassen zu sein; nur ein „Münchhäuser Kirchhof" und ein „Münchhäuser Weg" erinnern noch an seine längst vergessene Existenz.

Bereits um das Jahr 1300 theilten sich die von Münchhausen in eine weiße und eine schwarze Linie. Der letzteren gehört auch Gerlach Heino, der Vater des Ministers, an, welcher, als besonders guter Reiter berühmt, im Jahre 1678 in die Dienste des Kurfürsten von Brandenburg trat, der ihn zum Oberstallmeister und Kammerherrn ernannte. Dessen Ehe mit Katharina von Selmnitz war mit elf Kindern — sechs Söhnen und fünf Töchtern — gesegnet, und der dritte, am 5. October 1689 geborene Knabe, das fünfte Kind, war es, der in der alten Heimath seines Geschlechts zu den höchsten Staatsämtern emporsteigen sollte. Schon in seinen jungen Jahren zeigte dieser Gerlach Adolf eine ungewöhnliche geistige Begabung. Nach Absolvierung seiner Studien und der damals üblichen Reisetour, welche ihn durch einen großen Theil des Continents führte, trat er, kaum 25 Jahre alt, zuerst als Rath in das Ober-Appellationsgericht in Dresden ein. Kurze Zeit nachher ward er in derselben Eigenschaft nach Celle berufen. Im Jahre 1724 aber begann seine eigentliche staatsmännische Thätigkeit, indem er als kurbraunschweigischer Bevollmächtigter an den kleinen bischöflichen Hof von Hildesheim geschickt ward. Hier entwickelte er solche Talente, daß man ihm, dem eben 35jährigen Manne, bereits 1726 die schwierige, verantwortliche

Stellung eines hannoverschen Comitial-Gesandten in Regensburg übertrug. Zwei Jahre später (1728) ward er sodann als wirklicher Geheimer Rath nach Hannover zurückberufen, und der Tod des alten würdigen, aber überaus wunderlichen Geheimen Raths von dem Bussche*) machte ihn im Jahre 1731 zum Kammerpräsidenten. Und von da an hat dieser Minister — in kleinen Verhältnissen ähnlich dem berühmten spanischen Cardinal Ximenes — an Stelle des abwesenden Monarchen fast vierzig Jahre lang die Regierung des Kurfürstenthums mit seltener Uneigennützigkeit und hohem Ruhm eigentlich allein geleitet, — und zwar, ohne die Eifersucht und das Mistrauen seines Königs zu wecken. Dennoch ist seine Persönlichkeit bis jetzt fast ganz vergessen; es existiert keine ausführliche, erschöpfende Biographie von ihm, keine Darstellung seiner segensreichen Wirksamkeit. Nur alle die Tausende, welche auf der Göttinger Hochschule Belehrung suchten, mögen sich vielleicht mit Ehrfurcht und Dankbarkeit ihres Stifters erinnert haben, wenn sie an seinem Bildnis, das lebensgroß in der Bibliothek hängt, vorüber gingen.

Schon Münchhausen's äußere Erscheinung war sehr ehrfurchtgebietend; jedoch hatte er in seiner Jugend das Unglück gehabt, beim Herausspringen aus dem Wagen, dessen Pferde flüchtig geworden waren, das eine Bein zu brechen, weshalb er zeitlebens etwas steif ging. Seine Gestalt war groß und mager, seine Gesichtszüge scharf geschnitten und geistreich; seine lebhaften Augen wurden von starken Augenbrauen beschattet. Nach damaliger Mode trug er stets eine große Perrücke und tuchene Stiefel; auch war er stets sehr sorgfältig und reinlich gekleidet, namentlich liebte er einen gewissen Luxus mit Spitzen-Jabots und Manschetten. Eine ungemeine Leutseligkeit zeichnete ihn im Umgange aus; er wußte Jedermann etwas Gefälliges zu sagen und sich in jedes

*) Dieser Geheime Rath und Berghauptmann Heinrich Albrecht von dem Bussche war ein Original des 18. Jahrhunderts; er war sehr reich und unverheirathet, dabei ein überaus stolzer und heftiger Mann. Zweimal wöchentlich hielt er offene Tafel, jedoch erhielten nur in bestimmte Farben gekleidete Männer in seinem Hause Zutritt. Mittags präcise 2 Uhr ging man zu Tische. Der lange, hagere Herr leitete dabei mit feierlicher Grandezza die Unterhaltung — und behielt stets den Hut auf dem Kopfe. Auch die Gäste wurden eingeladen, dasselbe zu thun. Auf der Tafel stand in verschiedenen Flaschen Wasser aus allen berühmten Brunnen Europa's; sogar aus Spanien und Italien ließ er es kommen. Was nicht getrunken wurde, vertheilte er — mit ebensoviel Flaschen Wein vierteljährlich unter die Prediger Hannovers, damit sie nichts Böses von ihm sagen sollten; — denn er kam nie in die Kirche — weil er keine Orgel hören konnte. Vgl. Havemann's Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg II, S. 287, nach Büsching's Beiträgen zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen I, S. 305.

Alter zu schicken. Dabei war er sehr gastfrei. In seiner Wohnung, dem sogenannten „Osnabrückschen Hause“*), dem nachherigen Fürstenhofe, gab er jede Woche zwei große Diners; täglich aber hatte er einige Gäste zu Tisch. Die Unterhaltung über die Universität Göttingen war ihm die liebste; Alle aber, die mit ihm in persönliche Berührung kamen, setzte er durch sein merkwürdiges Gedächtnis in Erstaunen.

In den Geheimeraths-Sitzungen nahm er das gleiche Interesse an den unbedeutendsten, wie an den wichtigsten Dingen. Man erzählte von ihm, daß er über eine lederne Hose, für einen Inquisiten zu kaufen, mit gleicher Aufmerksamkeit votiert habe, wie über die schwierigste Finanzoperation. Sämmtliche Zweige der inneren Verwaltung des Kurfürstenthums überwachte er mit demselben stetigen Eifer. Nicht die Universität allein verdankte ihm ihr Entstehen, ihr Wachsthum und ihren Flor; mit gleicher Fürsorge beförderte er die Vermehrung der Schulen und anderer gemeinnütziger Anstalten. Alle Gelehrten fanden in ihm einen warmen Beschützer; sie verehrten ihn, wie ihren Mäcenas, und mit einer Menge der ausgezeichnetsten von ihnen stand er in persönlichem Briefwechsel.

Aber auch Münchhausen war nicht ganz ohne Fehler. Seine Zeitgenossen beschuldigten ihn der Falschheit, weil sein zu gefälliger Geist ihn oftmals veranlaßte, Anderen mehr entgegenzukommen, als es sich mit seiner wahren Herzensmeinung vertrug. Auch huldigte er vielleicht mehr als nöthig dem Grundsatz vieler alten Diplomaten, daß die Sprache dem Menschen dazu gegeben sei, um seine Gedanken zu verbergen. So kam es, daß er durch eine politische Wendung und Complimente Manchen bewog, ihm zu trauen und den Haß, den er verdient hatte, auf seine Collegen zu wenden; auch war er gegen die, welche mit ihm nicht harmonierten, nicht ohne Rachsucht.

Aber in zwei Dingen habe ich ihn stets wahr und aufrichtig gefunden: in der Loyalität gegen seinen Monarchen und in der Sorge für das Wohl des Kurfürstenthums. Das Vertrauen, welches Georg II. in ihn setzte, war vollständig gerechtfertigt; nie scheute er sich, seinen Rath und seine Meinung freimüthig und offen auszusprechen, mochten sie auch oft genug mit den wunderlichen Ansichten des Königs nicht harmonieren.

*) Dies Gebäude führte seinen Namen von dem Erbauer, dem Bischof von Osnabrück, Ernst August II., dem jüngsten Bruder Georg's I. († 1728). Der unglückliche König Georg V. bewohnte es einst als Kronprinz, und eine Marmor-Gedenktafel an der Wand schmückte früher das Zimmer, wo ihm sein einziger Sohn, Ernst August — der jetzige Herzog von Cumberland — geboren wurde. Jetzt beherbergt das Haus die kgl. Verwaltungs-Commission über das Vermögen des Königs Georg.

Trotzdem findet sich nirgends, auch nicht in den vertrautesten Briefen, ein unehrerbietiger Ausdruck, geschweige denn ein Wort des Tadels, über seinen königlichen Herrn. Nie war daher wohl eine Dotation besser verdient, als die, die ihm nach Georgs Tode in den Besitz eines Legats von 20,000 ₰ aus dessen Privatvermögen setzte.*)

Unter Münchhausen's segensreicher Verwaltung hob sich der Wohlstand des Landes zu einer bis dahin nicht geahnten Höhe. Er begünstigte das Zusammentreten von landwirthschaftlichen Vereinen, und die Einrichtung von Versuchsstationen, welche den Landmann zu einer rationelleren Bearbeitung des undankbaren Bodens ermuthigen sollten. Die landwirthschaftliche Gesellschaft in Celle ernannte ihn zum Zeichen ihrer Verehrung bereits im Jahre ihrer Stiftung (1764) zum Ehren-Mitgliede. Das berühmte Landgestüt daselbst, mit dessen Begründung die hannoversche Pferdezucht ihren ersten Aufschwung nahm — jetzt der Sammelpunkt von über 200 der schönsten und edelsten Hengste — begann seine Wirksamkeit im Jahre 1735. Auch auf die Vermehrung und Verbesserung der Land- und Wasserstraßen richtete der Minister sein Augenmerk. Die Schleuse zu Hameln, welche der Weserschifffahrt einen erneuten Aufschwung gab, ist sein vielbewundertes Werk. Im Jahre 1734 ward sie vollendet und auf den Sandstein-Quadern, welche sie einfassen, findet sich sein Name eingegraben. Sonst erinnert kein Monument an diesen Mann, der weit mehr, als mancher Andere, verdient hätte, daß ihm die Nachwelt ein Denkmal setzte.**)

Doch Münchhausen's thätigem Geist genügte die stille, glückbringende Wirksamkeit nicht, welche die stete Fürsorge um das Wohl des kleinen Heimathlandes ihm verschaffte. Seine vorherrschende Leidenschaft war die hohe Politik. „Il ne se mouche pas sans politique", sagte man von ihm. Aber seine Staatskunst war von einer ganz besondern Art. Zwar kannte er keinen höheren Genuß, als den, den Irrgängen der Diplomaten nachzuspüren und die Wandlungen der europäischen Politik mit wachsamem Auge zu verfolgen. Aber er stand den großen Staatsumwälzungen seiner Zeit mehr als scharfer unparteiischer Kritiker, wie

*) Die anderen Geheimräthe erhielten je 10,000 ₰, mit Ausnahme des Ministers Diede zum Fürstenstein, welcher 15,000 ₰ bekam (Manuscript im Besitz des Barons C. von Hake).

**) Die Notizen über Münchhausen's Herkunft und Persönlichkeit habe ich geschöpft aus: 1) Treuer's gründlicher Geschlechtsgeschichte des Hauses der Freiherren von Münchhausen; 2) Frh. A. von Münchhausen's Münchhausen'scher Geschlechtsgeschichte; 3) den sehr werthvollen handschriftlichen Aufzeichnungen im Besitze des Barons C. von Hake auf Diedersen bei Hameln.

als selbsthandelnder Staatsmann gegenüber. Bei aller diplomatischen Gewandtheit fehlte ihm die geschmeidige Thatkraft des Kurfürsten Ernst August, die mürrische, aber beharrliche Entschlossenheit Georgs I. Auch zeichnete ihn keineswegs jene Zuversicht und Festigkeit im Unglück aus, welche wahrhaft große Charaktere kennzeichnet; Widerwärtigkeiten drückten seinen Geist nieder, Niederlagen machten ihn muthlos. Sein politisches Ziel war nur ein beschränktes: er wollte für seine Heimath nichts mehr gewinnen, sondern nur das von seinen Vorgängern Gewonnene behaupten. Für diesen Zweck allein suchte er je nach den Umständen die Verbindung Hannovers mit der britischen Krone oder die alte Allianz mit dem habsburgischen Kaiserhause zu verwerthen. Mochte die Gruppierung der großen europäischen Mächte sich gestalten, wie sie wollte, nur an der Machtstellung des jüngsten Kurfürstenthums durfte, wie er meinte, nie gerüttelt werden. Und so lange das alte politische System, das England und das Haus Oesterreich zu Verbündeten machte, existierte, so lange konnte er auf Erfolg rechnen.

In der That erntete die Münchhausen'sche Politik während des österreichischen Erbfolgekrieges große Erfolge. Es gelang nicht allein, jeden Feind von den Grenzen des Heimathlandes fern zu halten, sondern auch, fast alle Mächte Europa's zur Anerkennung seiner Neutralität zu bewegen. Diese Neutralität hinderte aber die hannoversche Armee durchaus nicht, als englische Subsidiar-Truppen gegen Frankreich weiter zu fechten, fast zu derselben Zeit, wo der Minister seinen Herrn als außerordentlicher Abgesandter bei der Kaiserkrönung Karls VII, des Schützlings des Versailler Hofes, vertrat. Ebenso wenig hielt sie Münchhausen ab, in die Vorbereitungen zum zweiten schlesischen Kriege durch die Gefangennahme des Marschalls Belleisle entscheidend einzugreifen, und als erster Botschafter des Kurfürsten von Hannover bei der Kaiserwahl Franz I. (1745) zu fungieren.

In einer Zeit, wo Georg II. mit seinen britischen Ministern stets im Kampfe lag, wurden des Kammerpräsidenten weise Rathschläge ihm täglich unentbehrlicher. Auch mußte er sich sagen, daß derselbe ihn oft genug von unüberlegten Schritten zurückgehalten hatte. So wuchs dessen Einfluß immer mehr, besonders seitdem es ihm um das Jahr 1740 noch gelungen war, seinen jüngeren Bruder Philipp Adolf*) als Chef

*) Philipp Adolf von Münchhausen, geb. 1694, war der vierte Sohn (das achte Kind) des oben erwähnten Gerlach Heino. Nachdem er in Halle seine Studien absolviert hatte, trat er zuerst in Braunschweig-Wolfenbüttelsche, dann in Kursächsische Staatsdienste. 1728 ward er wirklicher Geheimrath bei Ernst August, Bischof von Osna-

der deutschen Kanzlei in die unmittelbare Nähe des Monarchen zu bringen.

Nach dem Aachener Frieden, noch mehr aber nach dem erneuten Kriegsausbruch zwischen Frankreich und England wurde die politische Situation Hannovers täglich verwickelter; der unerwartete Friedensbruch des Königs Friedrich endlich brachte sie auf den Gipfelpunkt der Verwirrung. Nach wie vor hielt es zwar Münchhausen für seine heiligste Aufgabe, das theure Heimathland aus allen Complicationen herauszuhalten; aber Schwierigkeiten, die fast unübersteiglich schienen, thürmten sich vor diesem Ziele auf. Nie war der Minister aufrichtiger, als damals, wo er die Verblendung Oesterreichs, das Frankreich zu seinem Alliierten erwählte, und die Thorheit der britischen Minister, die in dem verwegenen Könige von Preußen einen nützlichen Verbündeten sahen, auf's tiefste beklagte; — denn nun war es kaum noch denkbar, daß er die Eigenschaft Hannovers als Reichsland zur Geltung bringen konnte, wenn es in seiner Eigenschaft als Anhängsel der britischen Krone angegriffen ward. Dennoch konnte er den Entschluß nicht finden, der neuen Situation, die er richtig erkannte, Rechnung zu tragen. Ein 67jähriger Mann ist überhaupt mehr zu scharfsinnigen Erwägungen, als zu kräftigen Entschließungen geneigt. Daß Hannover mit den Ursachen des Krieges, der unabwendbar heraufzog, absolut nichts zu thun hatte, war klar, und nun spiegelte Münchhausen's mehr juristisch, als wirklich staatsmännisch denkender Geist ihm die Möglichkeit vor, sich auch praktisch aus einem Conflicte heraushalten zu können, dem er theoretisch fern stand. Vielleicht reizte ihn auch ein politisches Problem um so mehr, je schwieriger es erschien, und die früher unter anderen Verhältnissen errungenen Erfolge täuschten ihn über die Durchführbarkeit seines Planes. Mit einer gewissen Selbstüberschätzung vermeinte er die großen Mächte abermals für die Neutralität Hannovers interessieren zu können, bis die Luftschlösser einer friedlichen Sonderstellung des Kurfürstenthums inmitten der auf einander stürzenden Großmächte vor der Wucht der Ereignisse wie Seifenblasen zerplatzten.

Der Miserfolg der Münchhausen'schen Politik selbst ist jedoch nicht das Schlimmste, was aus diesen Irrungen entstand; denn durch die nach-

---

brück, und als dieser noch in demselben Jahre starb, berief man ihn 1730 als Geheimen- und ersten Regierungsrath nach Stade. Seine Zeitgenossen schildern ihn als einen gewissenhaften, ehrlichen und fleißigen Mann, der es mit seinem Monarchen und seinem Lande wahrhaft gut meinte, obgleich seine Geistesgaben an die seines Bruders nicht hinanreichten.

herige glänzende Kriegführung unter dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig wurde er glänzend wett gemacht. Ein eigenthümliches Verhängniß wollte aber, daß sich seine Ueberzeugung von einer gewissen unantastbaren staatsrechtlichen Stellung des Kurfürstenthums als eine specifisch hannoversche Staatsweisheit auch auf seine Nachfolger vererbte. Wie er, nahmen sie in allen europäischen und deutschen Verwickelungen das Recht in Anspruch, neutral zu bleiben — und führten das Land in's Verderben. Die aber, welche die Epigonen deshalb mit ihrem großen Vorgänger auf eine Stufe stellen wollen, übersehen einen wesentlichen Umstand. Münchhausen hatte rechtzeitig und mit Umsicht für die Aufstellung einer bedeutenden Streitmacht gesorgt, um die Neutralität, die er zu bewahren wünschte, nöthigenfalls mit Gewalt durchführen zu können. Die Staatsmänner von 1803 und 1866 dagegen verließen sich auf nutzlose Proteste; wehklagend beriefen sie sich auf die beschworenen Paragraphen der Reichsverfassung und die gesetzliche Unmöglichkeit eines Krieges unter Bundesgliedern, während ihr Vaterland fast wehrlos von dem einbrechenden Feinde überfluthet ward.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zählte die hannoversche Armee fast 30,000 Combattanten.*) Acht Reiter-, vier Dragoner-Regimenter und zwei Garde-Schwadronen bildeten die Cavallerie. Ein jedes der ersteren freilich zählte nur 358 Mann, die in zwei Schwadronen à drei Compagnien zerfielen. Die Dragoner-Regimenter dagegen besaßen die doppelte Stärke (703 Mann) und bestanden aus vier Schwadronen zu zwei Compagnien. In ihrer Ausrüstung waren beide Arten gar nicht verschieden; auch sollte sie genau auf dieselbe Weise fechten. Bajonnetflinten, wie in anderen Heeren, haben die hannoverschen Dragoner nie geführt. Alle trugen weiße Röcke und strohfarbige „Supra-Westen"; die Kopfbedeckung bildete ein gallonierter Filzhut; weiße lederne Koller und hohe Stiefel vervollständigten den Anzug. Die Regimenter unterschieden sich nur durch die verschiedenen Farben der Aufschläge und Rabatten; bewaffnet waren die Mannschaften mit einem Pallasch, einem Carabiner und einem Paar Pistolen.

---

*) Am Schlusse des Jahres 1756 betrug die etatsmäßige Stärke an:

Cavallerie	6,100	Köpfe,	
Infanterie	20,364	„	
Artillerie	712	„	
Ingenieuren	19	„	(!!)
Summa:	27,195	Köpfe.	

Vgl. von Sichart III, S. 10.

Eine besondere Elite-Truppe war die Garde du Corps.*) Ihre Ausrüstung zeichnete sich durch eine ungemeine Pracht aus. Sie trugen rothe, reichgestickte Röcke und paille-farbene Westen. Nur reiche, vornehme Officiere dienten darin, deren Uniform besonders kostbar war. Wer von der Linie zur Garde versetzt wurde, mußte die Ehre, sich neu zu equipieren, mit einem Aufwande von 14—1500 Thalern bezahlen. Dennoch waren diese Stellen sehr gesucht und reich dotiert. Die drei etatsmäßigen Stabsofficiere waren zugleich Chefs der Compagnien. Die Gage war bedeutend höher, als in der Linie, sogar die Reiter erhielten fast das Doppelte. Außerdem bekamen die höheren Officiere incl. der Rittmeister fünf Thaler wöchentlich und andere Emolumente als Hof-Cavaliers vom Hofmarschallamt ausgezahlt. Ferner gab der König für die Anschaffung der Montirungen der Unterofficiere und Reiter alle drei Jahre einen Zuschuß von 9000 Thalern. Im Jahre 1755 standen nicht weniger als ein Generalmajor, ein Titularoberst, ein Oberstlieutenant, ein Rittmeister und ein Capitain-Lieutenant bei der Garde du Corps.

Die im Jahre 1742 errichtete Schwadron Grenadiere zu Pferde war ähnlich uniformiert, genoß jedoch nicht dieselben Vorzüge.

Die Infanterie bestand aus 24 Regimentern. Davon besaß indeß nur das erste, das Garde-Regiment, zwei Bataillone; die übrigen zählten nur eins à 7 Compagnien. Das 24. führte ohne besondern Grund den Namen eines „Füsilier-Regiments". Uebrigens wurden sie nie nach den Nummern, sondern stets nach dem Namen ihres Commandanten bezeichnet. Der Etat eines Regiments betrug 814 Köpfe, die Garde zählte 1269. Die allgemeine Farbe der Uniformsröcke war roth, sie unterschieden sich nur durch die Rabatten, Aufschläge, Unterfutter und Westen. Auch hatte ein Theil silberne, ein Theil goldene Besätze.

Für unsere Augen mögen diese Soldaten eigenthümlich genug ausgesehen haben. Die Beine staken in weißen engen, kalbledernen Hosen und schwarzen Gamaschen. Ein dreieckiger Filzhut bildete die Kopfbedeckung. Im Nacken baumelte ein festgedrehter, gepuderter Zopf mit großer Schleife. Die Schuhe waren mit metallenen Schnallen verziert. An einem mächtigen Leibkoppel mit großem Schloß trugen sie einen Pallasch als Seitengewehr. Die Patrontasche hing an einem breiten Riemen über der linken Schulter. Ihre wenigen sonstigen Habseligkeiten

*) Diese leitete ihren Ursprung von einer Leibgarde und einer Trabanten-Compagnie her, die der Herzog Christian Ludwig von Hannover im Jahre 1644 formiert hatte. Die Bezeichnung Garde du Corps erhielt sie erst im Jahre 1705 nach der Verschmelzung mit den cellischen Truppen. S. v. Sichart I, S. 55 ff.; II, S. 10.

füllten kaum einen kleinen Tornister aus. Mäntel besaßen die Unglücklichen nicht; dagegen schleppten die Truppen im Felde Zelte mit sich und für jedes ward sogar eine (!) wollene Decke geliefert. Die Infanterie transportierte die Zelte auf Packpferden, die Cavallerie mußte sie auf ihren eigenen Pferden, die Artillerie auf ihren Wagen mitführen.*) Die Feuerwaffe, das sogenannte „Obergewehr" mit Bajonnet, war das Einzige, was der Infanterie vom Könige geliefert ward; alles Uebrige mußten die Regimenter gegen gewisse, karg bemessene Aversionalsummen selbst anschaffen.**) Die bekannten, glatten Musketen mit Feuerschloß wurden seit 1738 aus der damals neu angelegten Gewehrfabrik in Herzberg bezogen. Der eiserne Ladestock war schon seit 1724 eingeführt worden.

Die Officiere trugen als Abzeichen ihres Ranges Ringkragen, Degen, Espontons und seidene Schärpen.

Die Uniform der Artillerie bestand aus stahlgrauen Röcken mit rothen Aufschlägen, Rabatten und Westen. Sie formierte ein Regiment zu acht Compagnien (im Ganzen 712 Köpfe). Die wenigen vorhandenen Ingenieure (es waren ihrer nur 19), hatten hellblaue Uniformröcke mit ähnlichen Abzeichen.

Alle diese Truppen wurden durch freiwillige Werbung aufgebracht und vollzählig erhalten. Es ging damit im Ganzen so gut, daß man nicht viel Ausländer zu engagieren brauchte. Bei außergewöhnlichen Rüstungen aber stellten die Landschaften die nöthigen Rekruten. Auch fanden Engagements junger Burschen „auf Zuwachs" statt.

Endlich existierte noch eine Miliz, der letzte Rest des alten Heerbannes. Sie bestand aus 32 Landcompagnien der alten Provinzen; das Herzogthum Bremen hatte keinen Antheil daran. Auf dem Papiere waren sie fast 5000 Mann stark. Pensionierte Officiere des stehenden Heeres bildeten ihren Stamm, sonst war in Friedenszeiten Nichts davon vorhanden. Im Kriege sollte die Miliz zu Regimentern zusammengezogen werden und die Festungen besetzen; Uniformsvorräthe gab es jedoch für sie nicht!

Der Gehalt der Infanterie war äußerst gering. Der Musketier erhielt zwei Thaler monatliche Gage, während der Reiter drei Thaler und

---

*) S. v. Sichart II, S. 194.

**) Nach unserer heutigen Auffassung erscheint es höchst eigenthümlich, daß der Regiments-Commandeur auch die Officiere nach Befund alle 2—4 Jahre neu montieren ließ. Bei der Reiterei konnte er sogar die Uniform so kostbar einrichten, wie er wollte. Den Officieren wurden dagegen zur Bestreitung dieser Ausgabe monatlich gewisse Abzüge gemacht. Vgl. v. Sichart II, S. 149. 155.

der Garde du Corps gar sieben Thaler monatlich bekam. Davon hatte der Mann sich noch beträchtliche Abzüge für die Montierungs-, Invaliden-, Camisols- 2c. Kasse gefallen zu lassen. Sogar zu dem sogenannten (Rasier-) Beckengelde für den Feldscheer mußte er beitragen. Quartier erhielten die Mannschaften entweder in natura oder statt dessen eine sogenannte Servicevergütung. Für den verheiratheten Infanteristen betrug dieselbe beispielsweise 15 Mariengroschen oder 1,3 ℳ nach heutigem Gelde monatlich. Auch in dieser Beziehung war die Reiterei ungemein bevorzugt. Denn dieselbe hatte in ihren Quartieren volle Verpflegung zu beanspruchen, während der Infanterist nur Brod geliefert bekam und für seinen übrigen Unterhalt selbst sorgen mußte. Jeder Cavallerie-Abtheilung (Compagnie) war ferner eine gewisse Anzahl von Dörfern überwiesen, in denen sie nach einem bestimmt festgesetzten Turnus umherzog. Die Quartierlast des platten Landes sollte dadurch möglichst gleichmäßig vertheilt werden, und noch in der neuesten Zeit erinnerte auf jedem Bauerhofe die fast ausnahmslos vorhandene „Reiterkammer“ an diese alte Einrichtung. Die Infanterie dagegen war in mehr als sechszig Garnisonsorten zerstreut. Nur zwei Städte gab es, in denen je zwei Regimenter lagen, Hannover und die Festung Hameln. In acht anderen war wenigstens ein ganzes Regiment vereinigt. Die übrigen aber hatte man compagnieweise in eine Unzahl von kleinen Detachements zerrissen. Selbst unbedeutende Flecken, wie Bruchhausen, Ottersberg, Buxtehude, Münder, besaßen eine feste Garnison. Kasernen, damals Baracken genannt, gab es im ganzen Lande nur sechs: in Stade, Münden, Nienburg, Hameln, Harburg und Ratzeburg. In den kleinen Orten führten die Soldaten in Friedenszeiten ein häusliches, fast spießbürgerliches Leben. Durch Garten- und Feldarbeit gegen Tagelohn verbesserten sie ihre kärglichen Einkünfte, und der Umstand, daß ein Viertel derselben verheirathet sein durfte, begünstigte dieses Verhältnis.*)

Dennoch wird die tactische Ausbildung und der Geist der hannoverschen Truppen allgemein als vorzüglich geschildert. Was ihnen im Vergleich mit den Soldaten Friedrich Wilhelms von Preußen an strammer Dressur und exactem Feuer vielleicht abging, ersetzten sie durch eine bessere und reichere Ausrüstung. Im Lager bei Frankfurt im Jahre 1747 fielen sie durch ihr vortheilhaftes Aeußere allgemein auf. „Schönere Truppen hatte man dort noch nie gesehen“, schreibt ein Augenzeuge, „es ist ein ganz auserlesenes Volk, nur scheinen sie dem Trunke ziemlich

*) Vgl. v. Sichart II, S. 94 ff. 123 ff. 194 ff.

ergeben zu sein", — ein damals leider allgemeines Laster.*) Auch gefiel es sehr, daß alle Abende öffentlich feierlicher Gottesdienst gehalten wurde. Ganz besonders zeichnete sich aber die Reiterei durch ihre vorzüglich schönen Pferde aus. Bereits während des polnischen Erbfolgekrieges äußerte ein kaiserlicher Officier, der sie gesehen hatte, voll Bewunderung: „wenn sie dergleichen hätten, so wollten sie gegen die Franzosen gar keine Säbel gebrauchen, sondern sie mit den Pferden über den Haufen werfen"**), — und doch betrug der durchschnittliche Preis der Remonten nur 84 Thaler.

Eigenthümlich war das Verhältnis zwischen den adeligen und bürgerlichen Elementen in der Armee. Wie allenthalben, fand sich der Adel in der Reiterei und der Infanterie am zahlreichsten vertreten. Von den 12 Regiments-Commandeuren der Cavallerie waren im Jahre 1755 zwar nur zwei und noch ein Stabsofficier bürgerlich. Aber unter den 73 Compagniechefs — incl. der Garde du Corps — gehörten schon über ein Dritttheil — 25 — dem Bürgerstande an, und unter den Subaltern-Officieren stellte sich das Verhältnis noch günstiger. Aehnlich war es bei der Infanterie. Sieben Stabsofficiere, darunter zwei Regimentschefs, trugen bürgerliche Namen, und von 108 Hauptleuten — incl. 14 von der Garde — fast ein Dritttheil — 42.

Die 24 Artillerieofficiere aber waren sämmtlich bürgerlich und unter den 19 Ingenieuren finden sich nur 2 adelige. In einer Zeit, wo selbst Friedrich der Große meinte, allein die Edelleute hätten ein genügendes Ehrgefühl, um Officierstellen zu bekleiden, muß dies Verhältnis sehr auffallen. Ich wage nicht zu entscheiden, ob der König die socialen Zustände in seinem eigenen Staate richtig beurtheilte. Aber in Hannover hat es nie einen Adel gegeben, dessen Söhne ausschließlich Officiere wurden, und einen Bürgerstand, der ausschließlich die Civilcarriere ergriff. Noch im Jahre 1792 gab es 23 bürgerliche Stabsofficiere und 455 bürgerliche Oberofficiere.

Bis zuletzt waren Vertreter aller Stände zahlreich in den Officiercorps vertreten.***) Söhne von Geistlichen genossen dasselbe Ansehen, wie der Grafen und Barone. Der wahrhaft kameradschaftliche Sinn aber

---

*) Vgl. Vehse a. a. O. II, S. 40 ff.

**) v. Sichart II, S. 375.

***) Vehse a. a. O. II, S. 42, sucht irrthümlicher Weise den Grund dieser Erscheinung in der vielfachen Verwendung hannoverscher Truppen außerhalb des Landes. Aber die Neigung, in fremden Ländern Kriegsruhm zu erwerben, hat unbezweifelt adelige junge Leute ebenso sehr angezogen, wie bürgerliche.

und die vornehmen Umgangsformen, die darin herrschten, sind wohl kaum irgendwo übertroffen worden. Ein militairisches Junkerthum, das sich stolz von den anderen Ständen abschloß, konnte nie aufkommen. Vielleicht vermittelte auch die Art der Unterbringung der Truppen einen lebendigeren Verkehr mit der Bevölkerung, als anderswo.*)

Die taktischen Vorschriften der hannoverschen Infanterie waren von denen der übrigen Staaten nicht sehr verschieden. Eine zerstreute Fechtweise, wie sie heutigen Tags existiert, kannte man nicht, und mit einem Feuergewehr, das schon auf hundert Schritt nicht mehr sicher traf, verbot sie sich von selbst. Man legte deshalb weniger Werth auf die Schießfertigkeit des einzelnen Mannes, wie auf ein rasch wiederholtes, anhaltendes Salvenfeuer. In langen Linien, geschlossen, rückte man sich auf dem Kampfplatze entgegen, bis man — im wahren Sinne des Worts — das Weiße im Auge des Gegners erkennen konnte. Dann suchte man durch ein mörderisches Feuer den Feind zu erschüttern und warf ihn schließlich mit dem Bajonnet über den Haufen. Die Rangierung in vier Gliedern war die allgemeine. Zum Feuern doublierte das hinterste Glied in die drei vorderen ein. Auch war bei jedem Bataillone eine Anzahl Grenadiere vorhanden, jedoch wurden sie bis zum Jahre 1759 nicht, wie bei anderen Armeen, zu Compagnien zusammengezogen.

Die Cavallerie rangierte in drei Gliedern. Doch scheinen die ungeheuren Fortschritte, welche die preußische Reiterei seit den ersten schlesischen Kriegen gemacht hatte, lange keine Beachtung gefunden zu haben. Noch das Reglement des Jahres 1753 schreibt zwischen Schwadronen große Intervallen von 25 Schritt vor. Auch den Angriff in der Carriere kannte man nicht. Wenn ein Regiment choquieren sollte, so geschah dies vielmehr in scharfem Trabe, wobei es das: „Bruit de guerre“ (!!) hören ließ und den Säbel drohend in die Höhe hielt.**)

Die Geschütze wurden im Felde den Infanterie-Regimentern permanent zugetheilt. Jedes Bataillon erhielt zwei dreipfündige Kanonen und vier Munitionswagen mit der zugehörigen Mannschaft. So war in der Schlacht die gesammte Artillerie auf der langen Schlachtlinie vertheilt. Die Concentrierung einer größeren Zahl von Feldgeschützen auf einem Fleck kam höchst selten vor.

*) Der berühmte Scharnhorst (geb. den 12. November 1755) war ein Bauernsohn aus dem Dorfe Bordenau, und trat 1778 zuerst als Fähnrich in das 8. Cavallerie-Regiment ein. 1782 ging er zur Artillerie über.

**) Vgl. v. Sichart II, S. 143.

Wie in allen europäischen Heeren, existierten größere Armee-Unterabtheilungen, Brigaden, Divisionen ꝛc. im Frieden gar nicht. Die Generale behielten vielmehr nach wie vor ihre Functionen als Regiments-Chefs bei und bekamen für die höheren Chargen, die sie im Felde bekleideten, besondere Zulagen.

Schon beim ersten Herannahen der Gefahr im Juli 1755 hatte die Regierung Sorge getragen, die hannoversche Armee beträchtlich zu vermehren. Im Sommer des nächsten Jahres war sie vollständig marschfertig. Insbesondere aber hatte man gesucht, ihr durch Abschluß von Subsidienverträgen mit Hessen und den Fürsten von Anspach und Würzburg Verstärkungen zuzuführen. Als sich später die Verhältnisse total änderten, als die Spaltung zwischen den Anschauungen der Kaiserin und denen Georgs II. immer weiter wurde, kündigten jedoch die beiden letztgenannten Regenten im August 1756 auf Antrieb des Wiener Hofes den Tractat wieder. Die hannoverschen Minister kamen durch diesen Ausfall einigermaßen in Verlegenheit. Sie versuchten nun zuerst in den Truppen des Landgrafen Ludwigs VIII. von Hessen-Darmstadt Ersatz zu finden, aber vergeblich. Dagegen erbot sich der Graf von Schaumburg-Lippe, ein kleines Corps zu stellen und am 28. August 1756 übernahm er in der That die Anwerbung eines Bataillons von 800 Mann, einer Artillerie-Abtheilung von 300 Mann und einer Schwadron Reiterei. Dafür sollte er während der ersten drei Monate je 3000 Thlr., nachher 2000 Thlr. erhalten. Er bedang sich jedoch ganz besonders aus, daß seine Truppen nicht gegen den Kaiser und zur See verwandt werden dürften.

Wenige Tage nach dem Abschluß dieses Vertrages, am 5. September, erhielten die Minister zu ihrer „nicht geringen Verwunderung und Betrübnis“ die erste Nachricht von dem Einfall des Königs Friedrich in Sachsen. Nicht aber die preußische Regierung theilte sie ihren Nachbarn und Verbündeten mit, sondern sie gelangte durch Privatbriefe aus Eisleben nach Hannover.*)

Wenn die Geheimräthe bis dahin noch immer die Hoffnung nicht hatten aufgeben wollen, daß die Streitigkeiten zwischen Preußen und dem Wiener Hofe sich würden beilegen lassen, so schwand jetzt die Aussicht auf Verständigung. Rathlos standen sie der Zukunft gegenüber. Gerade der Tractat von Westminster, der die Ruhe Hannovers hatte sichern sollen, brachte sie nun in die unerwartetste Verlegenheit, denn nur zu leicht mußten sie als Alliierte des verwegenen Fürsten erscheinen,

*) Ministerial-Rescript, d. d. 6. September 1756, im hannoverschen Archiv.

der den Frieden Deutschlands so freventlich gebrochen hatte. Es galt daher doppelt, auf alle Fälle vorbereitet zu sein, und am 21. September gelang es glücklich, mit dem Herzog Friedrich von Sachsen-Coburg-Gotha, dem Bruder der verwittweten Prinzessin von Wales, einen Subsidien-Tractat zu vereinbaren. Derselbe verpflichtete sich, zwei Bataillone à 800 Mann zu stellen, wofür ihm als Werbegebühren 25 Thlr. pr. Mann und eine Subsidienzahlung von monatlich 1500 Thlr. zugesichert wurden.

Größere Schwierigkeiten aber hatte es, über die Anstände mit dem Herzog Karl von Braunschweig hinwegzukommen. Trotz seiner vorjährigen Versprechungen konnte derselbe sich lange nicht entschließen, auf eine Seite zu treten, die ihn höchstwahrscheinlich zum Gegner Frankreichs machen mußte. Am 5. October endlich ward jedoch ein Subsidien- und Allianz-Vertrag auf sechs Jahre unterzeichnet, wonach der Herzog versprach, 6000 Mann Infanterie mit der nöthigen Feldartillerie, sowie zwei Schwadronen Dragoner bereit zu halten. Für die erste Ausrüstung dieser Truppen wurden ihm 100,000 Thlr und außerdem 175,000 Thlr. jährliche Subsidien zugesichert. Eine besondere Clausel besagte ferner, daß das Corps dieselben Emolumente beziehen sollte, wie die Hannoveraner, von denen man hoffte, daß sie sich der hohen englischen Gage erfreuen würden.*)

Den Ministern lag jedoch vor Allem daran, den Wiener Hof zu überzeugen, daß sie unwandelbar treu am Kaiserhause hingen und die alten Beziehungen unter jeder Bedingung aufrecht zu erhalten wünschten. Zu einer so delicaten Verhandlung aber war die Persönlichkeit des hannoverschen Gesandten am Wiener Hofe besonders geeignet. Der seit dem Jahre 1754 dort beglaubigte Georg Friedrich von Steinberg stammte aus einem alten Rittergeschlecht des Bisthums Hildesheim. Er war ein Mann von ausnehmendem Verstande, wenn auch von weniger Religion. In seiner langen diplomatischen Laufbahn — er war unter anderem zweimal in Kopenhagen accreditiert gewesen — hatte er Gelegenheit gehabt, unter den tonangebenden Staatsmännern Europas werthvolle Verbindungen anzuknüpfen. Man rühmte von ihm, daß er das feinste Ohr gehabt habe, zu erforschen, was in maßgebenden Kreisen gesprochen wurde, und aus den geringsten Andeutungen das zu combinieren, was sich seiner directen Wissenschaft entzog. Seine Berichte zeigen eine seltene Klarheit des Urtheils, eine furchtlose Offenheit in der Aeußerung seiner Meinung. Dabei erkannte er sehr wohl die Nothwendigkeit der eigenen Unterordnung.

*) Ueber diese Subsidien-Verträge vergl. Schäfer I, S. 238 ff.

Nie versuchte er eine Kritik der ihm zugehenden, oft widersprechenden Instructionen und er verstand es vorzüglich, sein Auftreten denselben anzupassen.

Die Nachrichten, welche Steinberg Ende September 1756 nach Hannover schickte, lauteten nicht so entmuthigend, als man zuerst gefürchtet hatte. Selbst bei dem Staatskanzler Kaunitz hatte er billige „sentiments" gefunden. Noch mehr aber war ihm der Vicekanzler Colloredo entgegengekommen. Dieser hatte zwar gemeint, der Kaiser wolle Kursachsen schadlos halten und dem Reiche für alle Zeiten die Ruhe sichern; aber von einer Ausdehnung dieser Rachepläne auf Hannover war keine Rede gewesen.*)

Die Minister schöpften daher wieder Muth. Ja, die wohlwollenden Meinungen der österreichischen Staatsmänner erweckten in ihnen die Hoffnung, noch mehr erreichen zu können. Wer will es ihnen verdenken, wenn sie versuchten, die Last des französischen Krieges, die der König Friedrich ihnen zuzuwälzen strebte, durch einen vom Kaiser garantierten Reichsschutz auch ferner von sich abzuschieben, hatten sie sich doch schon über ein Jahr glücklich aus demselben herausgehalten. Auch war, wie die Sachen damals standen, ein günstiges Resultat durchaus nicht unmöglich; denn es lag offenbar durchaus nicht im Interesse Oesterreichs, das die Reichsglieder zum Kriege gegen Preußen aufzustacheln suchte, diejenigen Stände, welche an demselben nicht activ theilnehmen konnten, zu offener Parteinahme für Friedrich zu treiben. Am allerwenigsten konnte es wünschen, daß dem preußischen Heere in der Armee, die sich im norwestlichen Deutschland sammelte, eine Verstärkung von 40,000 Mann kriegsgewohnter, gut disciplinierter Streiter zugeführt würde. Ferner verpflichtete der Allianz-Tractat mit dem Versailler Hofe Frankreich vorläufig nur zur Stellung von 25,000 Mann, und für den Wiener Hof war es offenbar am vortheilhaftesten, wenn dies Hilfscorps in enger Gemeinschaft mit den österreichischen Heeren operierte. Fand aber der französische Abgesandte, dessen Ankunft in Wien man in der nächsten Zeit entgegensah, bereits die vollendete Thatsache einer reichsseitig anerkannten Neutralität Hannovers vor, so hatte man um so mehr Hoffnung, ihn zur Annahme eines Operationsplanes zu bewegen, der den österreichischen Absichten entsprach.

So rechneten die hannoverschen Minister, als sie ihrem Gesandten am 7. October die Instruction ertheilten, eine Audienz beim Kaiser nach-

*) Depesche Steinberg's, d. d. Wien, 23. Sept. 1756, im hannoverschen Archiv.

zusuchen und als Reichsstand um Schutz gegen den drohenden französischen Angriff zu bitten. Ganz besonders schlau aber glaubten sie zu handeln, indem sie Steinberg empfahlen, zur Vermittlung seines Gesuchs sich nicht an den Grafen Kaunitz, sondern an den Vicekanzler Grafen Colloredo zu wenden.

Am 15. October Mittags war die Verfügung in des Gesandten Händen, und am 17. um 10 Uhr ward er vom Kaiser empfangen. Steinberg begann seinen Vortrag mit einer Wiederholung der feierlichsten Versicherungen, daß sein Monarch von dem Angriff des Königs Friedrich keine vorherige Kenntnis gehabt habe, ihn vielmehr höchlichst misbillige; aber es war unmöglich, irgend welche greifbare Zusicherungen des Schutzes zu erlangen. Der Kaiser äußerte vielmehr, ihm sei von dem Anzuge einer französischen Armee überall Nichts bekannt, auch sehe er nicht den geringsten Anschein dazu. Dagegen könne Se. britische Majestät sich versichert halten, „daß Sie gern Alles thun wollten, was zu Allerhöchst derselben Vergnügen und Zufriedenheit gereichen könnte.“

Vergeblich versuchte der Gesandte durch die directe Frage, ob sein Herr nöthigenfalls ebenso schleunige Hülfe, wie der Kurfürst von Sachsen sie erhielte, zu erwarten hätte, einen weniger orakelhaften Ausspruch zu erzielen. „Man würde zu Sr. Majestät satisfaction gern concurrieren und die Sache weiter in Ueberlegung nehmen“, war die ganze Antwort des Reichs-Oberhauptes.*)

Dies Ergebnis war niederschlagend. Eine derartige Gleichgiltigkeit gegen den ältesten und treuesten Alliierten hatte man in Hannover denn doch nicht erwartet. Offenbar überwog in Wien die Rücksicht auf Frankreich, das sich noch nicht definitiv ausgesprochen hatte, jede Sorge um das Wohl und die Sicherheit des Reichs. Unter diesen Umständen mußte ein Circular, welches das Kabinet von Versailles um dieselbe Zeit an allen europäischen Höfen vertheilen ließ, und in dem es die Regierungen von England und Preußen offen beschuldigte, daß sie gemeinschaftlich einen Continentalkrieg entzünden wollten, um ihre Macht im deutschen Reiche auf Kosten ihrer Nachbaren auszudehnen, von sehr unangenehmer Wirkung sein. Zum Ueberfluß enthielt die damals sehr gelesene „Leydener Zeitung“ einen Artikel ähnlichen Inhalts, und in Paris sangen sie:

*) Der Bericht über diese Audienz findet sich in der Depesche Steinberg's vom 18. October 1756 im hannoverschen Archiv.

Rivaux du Vainqueur de l'Euphrate
L'Oncle et ne neveu,
L'un fait la guerre en pirate,
L'autre en parti bleu.*)

Alle feierlichen Versicherungen friedfertiger Gesinnungen machten nun in Wien keinen Eindruck. Man mochte es anstellen, wie man wollte, die hannoversche Angelegenheit wurde mit der preußischen in einen Topf geworfen. Vergeblich stellte Steinberg vor, es erschiene seinem Monarchen „befremdlich", daß man über Reichsangelegenheiten mit der „Cron Frankreich" eine Communication anstellen wolle, vergeblich widersprach er dem französischen Circular. Er ward von dem Grafen Kaunitz in „laconischer und süffisanter" Manier abgewiesen.**)

Die Ankunft des französischen Marschalls d'Estrées in Wien, die im Anfang des November erfolgte, vermehrte die Unbehaglichkeit der Lage, und die Gefahr schien um so drohender und näher, je weniger Bestimmtes man über seine Abmachungen erfahren konnte. Die hannoverschen Staatsmänner befanden sich also während der nächsten Wochen in einer wenig beneidenswerthen Situation. Der Ministerwechsel in England, den sie „mit Wehmuth" sahen***), bedeutete für sie noch eine Verschlimmerung der Complication; denn ihr Herz zog sie trotz Allem zu Oesterreich, das sie zurückstieß, und die neuen britischen Staatsmänner waren warme Freunde Friedrichs.

Wahrlich, der Kammerpräsident von Münchhausen hatte Ursache, Gott zu bitten, daß er ihm „radios sapientiae" verleihen möge, damit er seinem Lande den Frieden „cum dignitate" erhalten könne.†) Aber er war der Mann nicht, um zu erkennen, daß in solchen Lagen die höchste Kühnheit die höchste Klugheit ist. „Wir sind in der tiefsten Bekümmernis", so schreibt er Ende November an Steinberg, „daß das Wiener Ministerium fortfährt, der hiesigen Gesinnung Gerechtigkeit zu versagen. Wir müssen uns bestreben, daß wir nicht von dem Strom auf die eine oder die andere Seite zu weit fortgerissen werden und noch mehr Oel in's Feuer gegossen wird."

Zu gleicher Zeit schickte er seinem Bruder in London ein ausführliches politisches Promemoria und warnte dringend vor einem Anschluß

*) S. Carlyle, Hist. of Frederic the Great, Tauchn. ed. IX. S. 308.

**) Ministerial-Rescript, d. d. 24. October 1756, und Depesche Steinberg's, d. d. 13. November 1756.

***) Münchhausen an Steinberg, d. d. 25. November.

†) Münchhausen's Privatbriefe an den Gesandten von Steinberg, d. d. 30. September und 25. November 1756, im hannoverschen Archiv.

an Preußen. Die Garantie von Schlesien und Glatz, meinte er, habe Georg II. nur als König, nicht als Kurfürst übernommen. Sie könne ihn also juristisch nicht binden. Auch sei zu bedenken, daß die hannoverschen Kräfte ungenügend wären, das eigene Land und Westfalen zu decken. Niemand sei aber verpflichtet, selbst da noch Beistand zu leisten, wo das eigene Verderben dem Verbündeten nichts helfen könne. Und endlich sei die Gefahr, daß Preußen sich durch eine solche Handlungsweise beleidigt fühlen könne, weit entfernter, als der angedrohte französische Angriff. Am eigenthümlichsten aber war das letzte Argument: „Ist Friedrich wirklich formidabel und zu mächtig, so ist seine Schwächung zu wünschen; ist er es nicht, so kann ihm unsere Hilfe nichts nützen“; denn genau umgekehrt, zeichnete es die Situation richtig. Wenigstens als Anfangs December eine Depesche Steinberg's*) einlief, die die ersten genauen Nachrichten über die französischen Absichten enthielt, hätte man wünschen sollen, daß Friedrich möglichst formidabel gewesen wäre, um mit ihm vereint einen erfolgreichen Widerstand leisten zu können. War er aber nicht mächtig genug, so durfte man dennoch an der Seite des bis dahin unbesiegten Feldherrn noch eher hoffen, dem französischen Einfall mit Glück zu begegnen, als ohne ihn.

Was der Gesandte — durch Vermittelung eines dänischen Gesandtschaftsbeamten, der in der Wiener Staats-Kanzlei arbeitete — erfahren hatte, klang niederschlagend genug. Er meldete, der Marschall d'Etrées habe außer dem stipulierten Allianzcorps die Bildung einer andern Armee von 40—50,000 Mann in Aussicht gestellt, die in den „drei Bisthümern“ zusammengezogen werden sollte. Dieses Heer sei allerdings vorzugsweise zu einer Operation gegen Magdeburg bestimmt; aber Frankreich behielte sich ausdrücklich vor, damit, wenn es ihm nöthig schiene, „proprio nomine“ gegen Hannover zu rücken. Nur ein Schimmer von Hoffnung blieb noch, das Unwetter abzuwenden. Der Wiener Hof war der Unternehmung noch entgegen. Er machte geltend, das Kurfürstenthum sei kein passendes Object für eine Eroberung; aber wer konnte wissen, ob er mit seiner Ansicht durchdringen würde.

So lag die Situation, als der Antrag des Königs Friedrich, mit ihm nähere Verabredungen wegen gemeinsamer Vertheidigung zu treffen, nach Hannover gelangte. Dem Minister Münchhausen kamen jetzt nachgerade Bedenken. Er fing an zu zweifeln, ob man sich von dem Hause Oesterreich überall noch Gutes versprechen könne, ob man nicht dennoch

*) Steinberg's Bericht, d. d. 26. November 1756, im hannoverschen Archiv.

besser thäte, den König von Preußen, den einzigen, der noch helfen konnte, zu flattieren. Was er über die Stimmung in England und am britischen Hofe erfuhr, vermehrte seine Besorgnis. Er wußte, daß man auf englische, bewaffnete Unterstützung überall nicht zählen durfte, und auf Geld-Hilfe nur, wenn man offen auf preußische Seite trat. Er wußte, daß die englischen Minister diese Meinung vertraten, obgleich der König selber damals noch die böseſten Folgen heraussah, wenn es Friedrich gelänge, ihn mit dem Kaiser unwiderruflich zu brouillieren. Unter diesen Umständen schien es Münchhausen daher doppelt gerathen, die preußischen Propositionen nicht von der Hand zu weisen, und des Königs Georg entgegenkommender Brief ward noch an demselben Tage (den 20. December) an seine Adresse befördert.

Friedrich war freudig überrascht, daß man anscheinend auf seine Wünsche so bereitwillig einging. Schon am 25. Dec. antwortete er seinem Onkel*), er habe Minister Podewils beauftragt, mit dem Kammerpräsident von Münchhausen in nähere Verhandlung zu treten. Zu gleicher Zeit schickte er seinen Vertrauten, den General von Schmettau, nach Hannover, um wegen eines gemeinsamen Vertheidigungsplanes das Nähere zu verabreden. Der weitere Inhalt von Friedrichs Schreiben aber war vorzüglich darauf berechnet, den König Georg für sich einzunehmen. Freilich die Zusage einer kräftigen und entscheidenden Waffenhilfe sucht man vergebens darin. Aber in einem Tone, dessen Zuversichtlichkeit seltsam mit der geheimen, eigenhändigen Instruction an den Grafen von Finck contrastiert, die er um dieselbe Zeit (am 10. Januar)**) erließ, äußerte sich der König über den wahrscheinlichen ferneren Verlauf des Krieges. Er wußte genau, daß wenn irgend Etwas den britischen Monarchen noch mehr reizen könnte, als die Hoffnung, dem theuren Heimathlande den Frieden zu erhalten, so war es die Aussicht auf eine Vergrößerung desselben. Es sei nicht allein möglich, so schrieb er deshalb, daß man sich der vielen Feinde erwehren könnte; bei den verschiedenen Interessen, die sie verfolgten und der geringen Uebereinstimmung in den Kriegs-Unternehmungen, die die Consequenz davon sein müsse, dürfte man sogar auf einen vollständigen Erfolg hoffen. Dann aber möchte sich Gelegenheit bieten, nicht allein das Alternat in der Besetzung des Bischofssitzes von Osnabrück aufhören zu lassen, sondern auch, das Bisthum Paderborn für Hannover zu erwerben.

---

*) S. das Schreiben, d. d. Dresden, 25. December 1756, unter Anlage 5.

**) S. dieselbe unter anderm im Original bei Carlyle IX, S. 320; in deutscher Uebersetzung bei Schäfer I, S. 301.

Friedrichs Schreiben machte auf den leicht erregbaren König Georg einen gewaltigen Eindruck. Der ganze Stolz des Welfenstammes loderte in ihm auf. Die Aussicht, seine Erblande zu vergrößern und einen Theil der Machtfülle seiner Ahnen wiedergewinnen zu können, verblendete ihn. Er empfand eine hohe Befriedigung bei dem Gedanken, daß derselbe Neffe, dem er so lange Jahre voll Neid und Eifersucht gegenüber gestanden hatte, ihm nun Gelegenheit bot, es ihm gleich zu thun, ja, daß es vielleicht möglich war, sich mit des Preußenkönigs Hilfe an dem Hause Oesterreich zu rächen, das seine treue Anhänglichkeit mit so verächtlichem Undank gelohnt hatte. Er erinnerte sich der alten Ansprüche seines Hauses auf das Bisthum Hildesheim und das Eichsfeld, die er nun am Ende geltend machen konnte. Ja, es kam ihm einen Augenblick der Gedanke, dem Kaiser, der ihn so schnöde zurückgestoßen hatte, der ihm nicht einmal in der Römischen Königswahl seines eigenen Sohnes entgegen gekommen war, jetzt in dem Kurfürsten von Baiern, wenn derselbe Neutralität geloben wolle, einen Nachfolger entgegenzusetzen.*)

Die englischen Minister schürten eine Stimmung nach Kräften, die ihren Wünschen entsprach. Sie stellten dem Könige vor, daß das Kurfürstenthum, auch wenn es bei einer Unterstützung Preußens etwas leiden sollte, dagegen auf die kräftigste Unterstützung Englands zu rechnen habe. Aber ganz ließ Georg sich dennoch nicht hinreißen. In einem Moment ruhiger Ueberlegung sagte er sich, daß die Gefahr eines engen Bündnisses mit dem Könige von Preußen doch wahrscheinlich größer war, als die Hoffnung, etwas dadurch für Hannover zu gewinnen. Er beantwortete also das Schreiben Friedrichs zunächst nur mit allgemeinen Aeußerungen des Dankes, und forderte den Kammerpräsidenten von Münchhausen, dem er die Fortsetzung der Correspondenz mittheilte, auf, ihm seine Ansicht über die ganze Angelegenheit offen und ohne Rückhalt mitzutheilen.**)

Widrige Winde scheinen diese Sendung ungebührlich verzögert zu haben, und als sie endlich am 22. Januar in Hannover ankam, hatte sich die Situation vollständig verändert. Ueber den Inhalt von Friedrichs Brief, den Münchhausen Ende December nach London befördert hatte, war derselbe nicht lange in Zweifel geblieben. Denn wenige Tage nachher empfing er selbst ein Schreiben des Ministers Podewils, das ungefähr

*) Schreiben des Geheimraths P. A. von Münchhausen an seinen Bruder, d. d. London, 7. Januar 1757.

**) S. das Schreiben Georgs, d. d. 7. Januar 1757, sowie das Begleitschreiben an die Geheimräthe von Münchhausen und von Steinberg in Anlage 6.

dasselbe enthielt, — jedoch mit dem bedenklichen Zusatz, daß, wenn auch die Aussichten nicht günstig wären, man dennoch den Muth nicht verlieren dürfe.*)

Um dieselbe Zeit erschien auch der preußische General von Schmettau in Hannover. Seine Ankunft setzte die Minister in nicht geringe Verlegenheit. Sie besorgten, man möge nun in Wien die geheimen Verhandlungen mit Friedrich argwöhnen und ihnen den Rückweg zum alten Bunde ganz verschließen. Noch weniger durften sie gerade jetzt dem König von Preußen Ursache geben, an der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen zu zweifeln, der schon einmal einen ihrer Gesandten am Reichstage beim Könige Georg hatte verklagen lassen, daß er ihm zuwider handele.**) Es schien also am gerathensten, Schmettau in allen Stücken entgegenzukommen — um ihn bald wieder los zu werden. Man versprach, was er wollte. Man erklärte sich bereit, in möglichster Eile Truppen zusammenzuziehen, um damit zwischen Geldern und Wesel vorzurücken, und nach acht- bis vierzehntägigem Aufenthalt hielt der Abgesandte seine Gegenwart nicht mehr nöthig und kehrte nach Dresden zurück.***)

Kaum war er abgereist, so trafen neue inhaltschwere Nachrichten aus Wien ein. Am 11. Januar in der Frühe überbrachte ein Expresser, der unter dem Namen eines dänischen Couriers gereist war, eine lange Depesche Steinberg's vom 5., die von einer ganz unerwartet günstigen Schwenkung in der Politik des kaiserlichen Hofes berichtete. Am 4. Nachmittags hatte nämlich der Staatskanzler Graf Kaunitz den hannoverschen Gesandten, den er seit Monaten nicht gesprochen hatte, zu seiner großen Ueberraschung plötzlich zu sich bescheiden lassen. Dann hatte er ihm ein langes Memoire zugestellt, welches den Entwurf zu einer Neutralitäts-Convention für das Kurfürstenthum enthielt. Dieses merkwürdige Schriftstück begann mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß Se. britische Majestät als Kurfürst den nothwendigen Maßregeln des Reichs gegen den König von Preußen seinen Beistand versagt habe. Dennoch wolle aber Se. Kaiserliche Majestät auf die ihm rechtlich zustehende Reichshilfe verzichten, wenn der König Georg sich durch einen förmlichen Vertrag verpflichte, in seiner Eigenschaft als Kurfürst dem Könige von Preußen und seinen Alliierten weder mit Gelde noch mit Truppen Beistand zu

*) Podewils an Münchhausen, d. d. 28. December 1756.

**) Chiffrierter Brief des Kammerpräsidenten von Münchhausen an den Gesandten v. Steinberg, d. d. 26. December 1756.

***) S. Lebensgeschichte des Gen. Grafen von Schmettau von seinem Sohne II, S. 320.

leisten. Auch sollte er versprechen, der Kaiserin und ihren Alliierten „alle die Sicherheiten, Erleichterungen oder gerechten und vernünftigen Bedingungen zuzugestehen, die die Folge dieser Verpflichtung sein würden".

Dieses Memoire bewies, wie Kaunitz sagte, die aufrichtige Absicht der Kaiserin, die Freundschaft und Achtung, welche sie für Se. britannische Majestät fühlte, zu stärken. Nur die lautere Absicht, das Kriegsfeuer einzuschränken und die deutschen Staaten des Königs zu sichern, habe es eingegeben. Auch wisse von dem ganzen Geschäft auf der ganzen Welt Niemand, außer dem Marschall d'Etrées, dem sächsischen Gesandten Grafen Flemming und dem dänischen Bevollmächtigten von Backhoff. Besonders dringend rieth der Staatskanzler noch, dem englischen Gesandten davon keine Mittheilung zu machen, da ihm wohl bekannt sei, wie sehr dessen Absichten den hannoverschen zuwider liefen.

Dem erfahrenen Münchhausen entging es natürlich nicht, wie unbestimmt die Vorschläge des Wiener Hofes waren. Aber was man wünscht, glaubt man nur zu gern. Dazu hatte er sich während seiner langen politischen Laufbahn gewöhnt, das Bündnis zwischen Hannover und Oesterreich als ein nothwendiges Glied in dem europäischen Staatensystem anzusehen, und das Einlenken des Staatskanzlers schien ihm der erste Schritt in dem Versuche zu sein, die alten Beziehungen wieder herzustellen. Er hielt daher das vague Neutralitätsanerbieten um so mehr für Ernst, da Steinberg gleichzeitig auf zuverlässige Weise über die französischen Absichten Details erfahren hatte, die diese Ansicht bestätigten.

Zwar habe, so schrieb der Gesandte, Frankreich anzeigen lassen, daß schon 100,000 Mann Infanterie und 22,400 Mann Cavallerie an den deutschen Grenzen versammelt und bereit seien, wovon 80,000 nöthigenfalls gegen Hannover, 25,000 gegen Preußen bestimmt wären. Aber der Hof von Versailles wolle nun, wie ein soeben eingetroffener Courier meldete, den österreichischen Vorstellungen insofern entgegenkommen, als er von der Invasion in Hannover absähe. Dagegen müsse er aber, wenn Oesterreich Schlesien und das Herzogthum Crossen gewönne, und Sachsen, wie es wünsche, einen schmalen Streifen Landes zur Verbindung mit Polen erhielte, auf der Abtretung von Luxemburg bestehen. Kaunitz sei freilich gar nicht geneigt, auf diese letzte Forderung einzugehen; aber „er traute sich Geist genug zu, um Frankreich düpieren und den anderen deutschen Staaten von Nutzen sein zu können".*)

*) Diese Erzählung ist nach den Depeschen Steinberg's, d. d. 5. Januar 1757. Ein Vergleich mit der actenmäßigen Darstellung Stuhr's (Forschungen I,

So kam es, daß die Eröffnungen der österreichischen Regierung in dem hannoverschen Minister wieder einen Schimmer von Hoffnung erweckten. Wenige Tage aber, nachdem er das Promemoria mit einer langen und empfehlenden Denkschrift nach London geschickt hatte, erhielt er das Schreiben seines Monarchen, welches dessen Antwort an den König von Preußen begleitete.

Der Inhalt desselben machte ihn stutzig. Mit Besorgnis nahm der Minister wahr, daß dem vorsichtigen Gange seiner Politik von einer Seite Gefahr drohte, von der er sie am allerwenigsten erwartet hatte. Denn unschwer ließ sich daraus erkennen, daß in Georg II. die Neigung aufkeimte, die Eroberungspolitik Friedrichs II. unter den gefährlichsten Umständen nachzuahmen; die Sorge um den Frieden des Kurfürstenthums war offenbar im Begriff, einer bedenklichen Lust, seine Grenzen zu erweitern, Platz zu machen. Gelang es aber Friedrich, den Funken, der in Georg II. erwacht war, zur Flamme anzublasen, so war es bei dessen eitlem, starrköpfigem Sinne, noch mehr aber bei der großen Meinung, die er von seinen Feldherrngaben und seinem staatsmännischen Genie hatte, mit allen Neutralitätsplänen zu Ende.

Auf's neue und dringender als zuvor bat daher Münchhausen seinen Monarchen, das österreichische Anerbieten nicht von der Hand zu weisen; auf's neue setzte er auseinander, daß Hannover bei dem Kriege nichts gewinnen und auch nicht den König von Preußen retten könne.*)

Doch es schien, als wenn Alles sich verschworen hätte, seine redlichen Absichten zu durchkreuzen. Münchhausen hatte längst erfahren, wie sehr die

S. 79 ff.) zeigt, daß der Gesandte nicht vollständig unterrichtet war. Er wußte nicht, daß das französische Kabinet in seinem Promemoria vom 12. December es zwar dem österreichischen Hofe überließ, die Neutralität Hannovers zu erwirken, aber auf dem freien und ungehinderten Durchzug durch das Kurfürstenthum unter allen Umständen bestand. Auch war ihm unbekannt, daß der Staatskanzler Kaunitz ursprünglich dem französischen Hofe anheim gegeben hatte, den Fürsten, die im englischen Solde standen, Neutralität anzubieten. Der sonst so zuverlässige Huschberg, der den Inhalt des französischen Memoires kennt, läßt sich durch den Umstand, daß der englische Gesandte am österreichischen Hofe ein Graf Colloredo war, verleiten, denselben mit dem Vicekanzler gleichen Namens zu verwechseln. Da er ferner den Geheimrath P. A. v. Münchhausen für seinen Bruder, den Minister nimmt, so glaubt er, daß die Verhandlungen, welche zur Ablehnung des österreichischen Vorschlages führten, nicht in London, sondern in Wien geführt wären, und läßt den Kammerpräsidenten v. Münchhausen dorthin reisen. Vergl. Huschberg-Wuttke, Drei Kriegsjahre 1756, 1757, 1758, S. 315 ff.

*) Brief des Kammerpräsidenten von Münchhausen an seinen Bruder, d. d. 25. Januar 1757.

jetzigen englischen Minister dem Könige zuwider waren, daß er insbesondere Pitt und Temple nicht ausstehen konnte. Seinem staatsmännischen Blicke war es ferner nicht entgangen, daß ihr Anhang nicht mächtig genug war, um den Herzog von Newcastle auf die Dauer vom Amte fern zu halten. Noch immer beehrte, wie er wußte, der König diesen langjährigen, willfährigen Rathgeber im Geheimen mit seinem Vertrauen und sehnte den Augenblick herbei, wo er ihn wieder officiell in seinem Kabinet empfangen könnte. Mit derselben Ungeduld aber hoffte der Kammerpräsident auf diesen Wechsel; denn er schmeichelte sich, daß damit die alte Sorge der britischen Minister für die Ruhe des Kurfürstenthums wieder aufleben würde. Deshalb suchte er, mit dem Herzog in Connex zu bleiben, und da derselbe ihm seine Entlassung vom Amte in einem eigenhändigen Schreiben mitgetheilt hatte, so ergriff er jetzt die Gelegenheit, ihm beim Jahreswechsel seine Glückwünsche in einem langen Briefe zu übermitteln.

Newcastle's Antwort benahm ihm auch diese Hoffnung. Die Sympathie des englischen Volkes für den König Friedrich war jetzt so hoch gestiegen, daß kein Ministerium wagen durfte, dagegen sich zu stemmen. Newcastle hatte kaum Aussicht, je wieder an's Ruder zu kommen, noch weniger sich eventuell zu behaupten, wenn er seine alte kleinliche Politik wieder beginnen wollte. Selbst er erkannte nun, daß es vergeblich sein würde, den gewaltigen Strom des erwachten Nationalgefühls wieder eindämmen zu wollen. Deshalb schrieb er, alle Verhältnisse hätten sich geändert; auch halte er es für das Beste, sich eng an den König von Preußen anzuschließen und möglichst rasch eine starke Armee in Westfalen zusammenzuziehen; denn ließe man diesen merken, daß er von England Nichts zu hoffen habe, so würde er sich mit Frankreich versöhnen und dann sei der König und das Kurfürstenthum ganz verloren.*)

Mittlerweile hatte Friedrich mit wachsender Unruhe einer Antwort vom Könige Georg entgegengesehen. Seinem feurigen ungeduldigen Geist war die Bedächtigkeit des hannoverschen Ministeriums unbegreiflich. Es verstimmte ihn, daß Münchhausen die verlockenden Eröffnungen Podewils' erst zur Entscheidung nach London geschickt hatte, statt sofort darauf einzugehen. Und, als nun gar die nichtssagende Erwiederung des britischen Monarchen auf seinen eigenen Brief, auf den er so viel Hoffnungen gesetzt hatte, in seine Hände kam, da verhehlte er sich nicht mehr, daß er noch nicht weiter war, als zwei Monate früher. Sein Scharfblick ver-

*) Briefe Newcastle's an Münchhausen, d. d. 25. November 1756 und 25. Januar 1757, im hannoverschen Archiv.

rieth ihm, wo er die Urheber dieser Zurückhaltung zu suchen hatte. „Seine hannoverschen Perrücken gehen einen Schneckengang", sagte er zu dem General Schmettau, „Er muß wieder hinreisen und sie in Bewegung bringen; sonst kommen die Franzosen an die Weser, ehe sie tausend Mann versammelt haben."

Die unerwartete Wiederkehr des preußischen Abgesandten, die in den ersten Tagen des Februar erfolgte*), brachte die hannoverschen Geheimräthe in die unangenehmste Lage; wenigstens so lange die Entscheidung über das Neutralitätsanerbieten noch schwebte, konnte seine Gegenwart sie am Wiener Hofe nur schwer compromittieren. Der Umstand, daß er diesmal von dem britischen Gesandten Mitchell begleitet war, machte seine Erscheinung noch unerwünschter; denn dieser letztere hatte den Auftrag, den braunschweigischen Subsidien-Vertrag in's Reine zu bringen, dessen Ratification die Minister immer von neuem hinauszuziehen suchten. Mitchell fand bei dem Herzog Karl, der Geld brauchte, offenes Entgegenkommen und schon nach wenig Tagen konnte der definitive Entwurf des Tractats direct nach London geschickt werden, wo ihn der König noch vor Ablauf des Monats genehmigte.**)

Schmettau trat ziemlich großartig auf. Er gab sich den Anschein, als wenn er nicht so sehr auf den Wunsch seines Monarchen, sondern, um dem Könige Georg eine Gefälligkeit zu erzeigen, nach Hannover geschickt wäre. Mit der geringen Thätigkeit der Minister zeigte er sich sehr unzufrieden; er klagte, daß so wenig geschehen sei, um das auszuführen, was man ihm vor drei Wochen versprochen hatte. Aber zu seinem Befremden fand er weit weniger Entgegenkommen für seine Klagen und Beschwerden, als das erste Mal. War der Kammerpräsident von Münchhausen kühl und zurückhaltend, so waren die Geheimräthe von Steinberg und von Schwichelt***) zugeknöpft bis oben hin. Namentlich aus dem Letzteren, einem sehr klugen und einsichtsvollen, aber stolzen Mann, war Nichts herauszubekommen, und da er in der Kriegskanzlei

*) Schmettau selbst (Lebensgeschichte II, S. 320) giebt an, er sei schon in der Mitte des Januar nach Hannover zurückgekehrt; aber ich habe verschiedene Briefe des Ministers von Münchhausen, d. d. Hannover, 6. Februar 1757, vor mir, welche ganz bestimmt sagen, er sei „seit einigen Tagen" wieder da.

**) Schäfer I, S. 242 ff.

***) Schwichelt war ein Mann von erst 50 Jahren und nach Münchhausen unbezweifelt die bedeutendste Persönlichkeit des Ministeriums. Da er nicht gut in die Ferne sehen konnte, so lief er auf die Leute mit einem Glase in der Hand zu, und hatte deshalb oft Unannehmlichkeiten. Bei einer Feuersbrunst in Hannover hätte ihm sogar ein Bürger einmal mit der Axt fast den Kopf gespalten.

das entscheidende Wort führte, so war seine Schweigsamkeit doppelt empfindlich. Schmettau, der den wahren Grund dieses Benehmens nicht erkannte, ward von Tage zu Tage argwöhnischer.

Was er von den höheren hannoverschen Officieren, die er kennen lernte, erfuhr, bestärkte ihn in dem Verdacht, daß man die Unterhandlungen und Rüstungen mit böser Absicht und gegen den Willen des Königs Georg in die Länge zöge. Diesen Herren, die sich nach einer kriegerischen Thätigkeit sehnten, war die Zauderpolitik der Minister vollends unbegreiflich. Namentlich über die Handlungsweise Schwichelt's, der wegen seiner Heftigkeit und seines Hochmuths sehr unbeliebt war, machten sie ihren Gefühlen oft in bitteren Worten Luft. Sie beschuldigten ihn offen, daß er sich selbst allerlei Gewinnst aus der Kriegskasse verschaffe und die nöthigen Mobilisierungsanstalten versäume. Ein Feldzug an der Seite des Königs Friedrich gegen den alten, so oft besiegten Gegner aber versprach ihnen, wie sie meinten, auf alle Fälle Ehre und Ruhm.

Die Geheimräthe sahen indessen mit leicht begreiflicher Ungeduld der Entscheidung über die österreichischen Neutralitäts-Vorschläge entgegen. Endlich — am 11. Februar — nachdem gerade ein Monat seit ihrer Absendung vergangen war, kam die Antwort aus London zurück. Sie lautete jedoch ganz anders, als sie gehofft und erwartet hatten. Denn der kaiserliche Gesandte am britischen Hofe, Graf Colloredo, hatte zwar dem Geheimrath von Münchhausen gegenüber den Wunsch seiner Regierung, die Neutralität Hannovers sicher zu stellen, mündlich wiederholt; aber mit dem bedenklichen Zusatz, daß einer französischen Armee von 25- bis 26,000 Mann der Durchmarsch gestattet werden müsse. Der König Georg brauste furchtbar auf, als man ihm diese unerwartete Forderung mittheilte. Daß man österreichischer Seits ein solches Ansinnen an ihn zu stellen wagte, zu derselben Zeit, wo sich Friedrich um seine Hilfe dringend bewarb, empfand er wie eine Schmach. Unverzüglich erklärte er, darauf könne er sich nie und nimmer einlassen. Erst auf die wiederholten Vorstellungen des Gesandten willigte er ein, daß die fast aussichtslosen Verhandlungen nicht sofort ganz abgebrochen würden. Es ward ein weitläufiges Gegen-Promemoria ausgearbeitet — wohlbedacht in deutscher Sprache — um zu markieren, daß es eine deutsche, und nicht eine britische Angelegenheit sei, um die es sich handele, und daß man sich an das Oberhaupt des deutschen Reichs und nicht an den Alliierten Frankreichs wenden wolle. Dem kaiserlichen Hofe sollte darin zu Gemüthe geführt werden, wie man selbst auf die heiligsten Versprechungen der „Cron Frankreich“ nicht bauen könne. — Selbst wenn diese „besagte

Cron" zusicherte, die deutschen Lande nicht zu beunruhigen, so dürfe man sich damit nicht zufrieden geben. Deshalb müsse man von der kaiserlichen Regierung eine Erläuterung darüber verlangen, was sie unter den „Erleichterungen, Sicherungen und Bedingungen" verstände, die die Folge der proponierten Neutralitäts-Convention sein sollten, und wie weit sie überhaupt die Neutralität zu „extendieren" gedenke.*)

Der Minister von Münchhausen konnte, als er dieses Schriftstück nach Wien expedierte, kaum mehr in Zweifel sein, daß man es dort als eine Ablehnung auffassen würde. Zum Ueberfluß hatte sich schon der Gesandte, Graf Colloredo, in London in diesem Sinne geäußert. Die Aussicht, mit Oesterreichs Hilfe dem Kampfe fern zu bleiben, war nun dahin. Es galt also, jetzt so zu operieren, daß man wenigstens nicht der offene Feind des Kaisers ward, wenn auch der Krieg mit Frankreich nicht mehr zu vermeiden sein sollte.

Um so schwerer war es, die Verhandlungen mit dem General von Schmettau in einer Weise weiter zu führen, die nach keiner Seite Anstoß gab, und diese Schwierigkeit wuchs noch durch die zweideutige Form der meisten königlichen Rescripte.**) So schrieb der König Georg am 11. Februar, er finde die Bedenken des Kammerpräsidenten gegen Friedrichs Vorschläge sehr gegründet. Auch sei er damit einverstanden, daß man einstweilen den weiteren Verlauf der Angelegenheit abwarten müsse, ehe man darauf einginge. Aber unthätig zuzusehen, bis sich die Dinge genügend geklärt hätten, dazu fehlte ihm dennoch die Geduld. Deshalb behielt er sich ausdrücklich vor, selbst wieder an die Sache zu erinnern, wenn ihm die Situation günstiger schiene. Ja, er drängte die Minister, die Zusammenziehung der alliierten Armee zu beschleunigen, verlangte aber gleichzeitig, daß dieselbe von Friedrich unabhängig bleiben und von keinem, diesem untergebenen General commandiert werden solle.

Es würde ein Wunder gewesen sein, wenn unter derartig widersprechenden Instructionen die Unterhandlungen mit dem preußischen Bevollmächtigten rasch zum Schluß gekommen wären. Die Anmaßung, mit der derselbe auftrat, und die Hohlheit seiner Anerbietungen verzögerten sie noch mehr. Denn, wenn auch der König Friedrich wiederholt versichern ließ, seine Absichten seien, „ohne den geringsten Vortheil für sich",

*) Ministerial-Instruction der Minister an den Gesandten von Steinberg, d. d. Hannover, den 12. Februar 1757.

**) Der Kammerpräsident von Münchhausen beklagt sich in einem Briefe an seinen Bruder, d. d. 10. April 1757, sie glichen einer „tabula hieroglyphica der Egypter"; ja manche Entscheidung sei von der „Formidine oppositi" begleitet gewesen.

nur auf das Interesse Sr. königlichen Majestät von Großbritannien „und den Zuwachs und die Vergrößerung seiner Kurlande“ gerichtet*); so beschränkte sich das, was er wirklich dafür thun wollte, im Wesentlichen auf — Rathschläge. Dem erfahrenen Münchhausen entging es nicht, daß das, was für das Kurfürstenthum eine Existenzfrage war, — seine Vertheidigung — dem preußischen Monarchen nur ein Mittel sein sollte, um für seinen eigenen Feldzug möglichst viel Streitkräfte disponibel zu machen. Friedrich nahm an, daß die Entscheidung in Böhmen die auf allen anderen Kriegstheatern nach sich ziehen würde. Ja, die Sicherung seiner eigenen westlichen Provinzen gedachte er im Wesentlichen den Hannoveranern zu überlassen. Noch bevor die Unterhandlungen mit Schmettau begannen, hatte er beschlossen, den wichtigen Waffenplatz Wesel preiszugeben, wenn die Alliierten nicht zu seiner directen Vertheidigung mitwirken wollten.**)

Der preußische General war außerdem über die politische Situation nicht vollständig unterrichtet. Wenigstens scheint er nicht gewußt zu haben, daß das hannoversche Ministerium zufolge des obenerwähnten Rescripts den König von Preußen hatte wissen lassen, daß er auf directe bewaffnete Hilfe ihrerseits nicht mehr zählen dürfe. Er fuhr fort, in dem Tone eines militairischen Lehrmeisters die strategische Nothwendigkeit eines Vorrückens der alliierten Armee bis an den Rhein zu demonstrieren, zu derselben Zeit, wo der Kammerpräsident von Münchhausen durch den Minister Podewils Friedrich vorstellen ließ, wie die hannoverschen Streitkräfte überall ungenügend seien, um ihm zu secundieren, und daß er sich die Vertheidigung des Kurfürstenthums als eine neue Last aufladen würde, wenn man sich offen für ihn erklärte.***)

So leicht gab der König indeß das Spiel nicht verloren. An dem Anerbieten guter Dienste für eine Vermittelung war ihm nichts gelegen. Er bedurfte bewaffneter Unterstützung. Denn schoben sich die französischen Heersäulen an Hannover vorbei, ohne daß die alliierte Armee mit ihnen in Contact kam, so war er verloren. Deshalb setzte er seinen Briefwechsel mit dem Könige Georg fort und versprach die baldige Ueber-

*) Schreiben des Ministers Podewils an den Kammerpräsidenten von Münchhausen, d. d. 22. Februar 1757.

**) Schon am 12. Januar 1757 ertheilte Friedrich dem Generallieutenant de la Motte geheimen Befehl, Wesel zu räumen, wenn kein hannoversches Heer an die Lippe rückte (Schöning I, 79, 80; Huschberg-Wuttke, S. 319).

***) Schreiben des Kammerpräsidenten von Münchhausen an seinen Bruder, d. d. 20. Febr. 1757, und an den Lord Newcastle aus derselben Zeit.

sendung eines gemeinschaftlichen Operationsplans. Deshalb mußte der Minister Podewils nochmals an Münchhausen schreiben, eine so günstige Gelegenheit, Osnabrück, Paderborn und Hildesheim zu erobern, möchte sich vielleicht in einem Jahrhundert nicht wieder bieten.*) Aber die materielle Unterstützung, welche er durch Schmettau zur Erreichung dieses großen Zieles bieten ließ, war winzig genug. Friedrich dachte nicht daran, an die Behauptung seiner westlichen Provinzen eine irgend bedeutende Truppenzahl zu wenden. Hätte er nur 15,000 Mann dafür hergeben wollen, so würde diese geringe Macht wahrscheinlich genügt haben, um Wesel nachdrücklich zu vertheidigen. Im Verein mit den 45,000 Alliierten, mochten sie an der Weser oder an der Lippe stehen, wäre es dann möglich gewesen, selbst dem überlegensten französischen Heere lange Zeit Widerstand zu leisten. Aber freilich für die sechs schwachen Bataillone, die die Besatzung des Waffenplatzes bildeten, erschienen die Festungswerke wie „ein weites Kleid auf dem Körper eines kränklichen und abgemagerten Mannes".**)

Und eine weitere Unterstützung als diese kleine Garnison stellte der General Schmettau den hannoverschen Ministern überall nicht in Aussicht; nicht einmal die Bitte um einige Husaren, deren sie bei dem gänzlichen Mangel an leichten Truppen dringend bedurften, fand Friedrich der Berücksichtigung werth. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn die Geheimräthe dem Abgesandten mit immer größerer Reserve begegneten. Von einem Vormarsch bis an den Rhein wollten sie überall nichts hören, mochte er auch noch so dringend auf die Mitwirkung der Holländer vertrösten, die soeben ihre Armee auf 20,000 Mann verstärkt hätten, und auf mehr preußische Truppen für den Fall, daß die Russen Nichts unternehmen sollten.***) Auch die Zusage eines Vorrückens bis an die Lippe konnte Schmettau nicht erhalten. Nun fühlte er sich beleidigt, daß man in seinen Rathschlägen und der geringen materiellen Hilfe, die er bot, kein genügendes Aequivalent sehen wollte, um dagegen auf das Recht zu verzichten, die Vertheidigung des eigenen Landes nach eigenem Ermessen zu leiten. Die hannoverschen Staatsmänner aber glaubten im Sinne ihres Monarchen zu handeln, wenn sie die Pläne und die Maßregeln, die sie zur Ausrüstung und

---

*) Eigenhändiges Schreiben Friedrichs, d. d. 7. Februar an Georg II., und Podewils' an Münchhausen, d. d. 22. Februar 1757, in Anlage 7 und 8.

**) Eigener Ausdruck des Königs in dem „Projet de Campagne pour l'Armée des Alliés" in Anlage 3.

***) Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau II, S. 320 ff.

rechtzeitigen Concentrierung der Truppen treffen wollten — und über die sie selbst freilich noch nicht ganz im Klaren waren — vor dem preußischen Abgesandten möglichst verheimlichten. Daß der König ausdrücklich angeordnet hatte, demselben nichts Schriftliches zu geben, bestärkte sie in dieser Ansicht. Die Mehrzahl der Minister und insbesondere der Geheimerath von Schwichelt verhielt sich deshalb gegen Schmettau's Fragen und seinen Rath durchaus ablehnend.

Zwar als Ende Februar in Hannover bekannt wurde, daß der König Georg am 17. officiell beim Parlamente die Bewilligung von Subsidien zur Vertheidigung seiner Erblande beantragt hatte, hätten sie zweifelhaft werden müssen, ob ihre Zurückhaltung noch den allerhöchsten Intentionen entspräche. Denn es war im höchsten Grade auffallend, daß der alte Feind Hannovers, Pitt, der seit seiner Ernennung zum Minister noch nie im Parlamente erschienen war, seine officielle Thätigkeit damit begann, daß er 200,000 £. für das Kurfürstenthum forderte. Offenbar wollten die britischen Minister durch ihre Willfährigkeit den König immer entschiedener in das preußische Bündnis hineindrängen, und es war klar, daß diese Botschaft die Antwort auf das Ansinnen des französischen Durchmarsches sein sollte.

Aber noch immer getrösteten sich die Geheimräthe der Hoffnung, daß sie Georgs II. innerste Herzensmeinung verträten. Wer will es ihnen verdenken, wenn wenigstens die, welche den geheimen Briefwechsel mit Friedrich nicht kannten, glaubten, daß er im Gegensatz zu seinen britischen Ministern, wie früher, seinem Kurlande unter allen Umständen den Frieden erhalten wolle. Aus London bestätigte außerdem Münchhausen, daß die Botschaft an das Parlament ursprünglich ganz anders und milder gelautet, und erst nachträglich, ohne Vorwissen des Königs, der nach wie vor die Neutralität „salva dignitate regis“ wünsche, eine schärfere Fassung erhalten hätte.*)

Im Anfang des nächsten Monats jedoch nahm die Angelegenheit eine ganz veränderte Gestalt an. Es ging nämlich am 6. März eine Depesche Steinberg's ein, welche die schlimmsten Befürchtungen bestätigte. Die ausweichende Antwort der britischen Regierung auf das Neutralitäts-Anerbieten hatte der Gesandte wegen schlechter Wege und hohen Wassers erst am 19. Februar erhalten. Doch schon am nächsten Tage, den 20., Mittags war er zu einer Conferenz mit dem allmächtigen Staatskanzler

*) Chiffriertes Schreiben des Kammerpräsidenten von Münchhausen an den Gesandten von Steinberg, d. d. Hannover, den 27. Febr. 1757.

Kaunitz berufen worden. Nun hatte er diesem vorzustellen gesucht, wie ein Durchmarsch der Franzosen durch die Kurlande dem Könige von Preußen genügenden Anlaß geben würde, dieselben zum Kriegstheater zu machen. Kaunitz hatte ihn jedoch kaum ausreden lassen, war ihm in erregtem Tone in's Wort gefallen. „Man bezweifle", so sagte er, „in England offenbar die Lauterkeit der Absicht der kaiserlichen Regierung. Man lasse selbst den wohlmeinendsten Gesinnungen nicht die gebührende Achtung widerfahren. Aus den ausweichenden Aeußerungen des Geheimrath von Münchhausen gegen den Grafen Colloredo müsse man vielmehr schließen, daß die Antwort mit Vorbedacht zweideutig abgefaßt sei und nur dahin ginge, die Sache in die Länge zu ziehen. Der Winter sei aber bald vorüber, er könne nicht länger warten." Steinberg's weitere Auseinandersetzungen machten auch keinen Eindruck. Nur in Betreff der Stellung des Reichscontingents erklärte Kaunitz ein Abkommen für möglich. In Beziehung auf die heiklige Frage des Durchmarsches blieb Alles in der Schwebe. Denn auf die verfängliche Frage an den Gesandten, ob er denn für den Fall, daß man von dieser Forderung abstände, ermächtigt wäre, zu versichern, daß der König von England die Neutralität annehmen würde, konnte dieser auch keine bestimmte Erklärung geben.

Auf alle Fälle mußten wenigstens drei Wochen vergehen, bis die kategorische schriftliche Antwort, die Kaunitz in Aussicht gestellt hatte, eintreffen konnte; denn sie hing, wie dieser sagte, von der Zustimmung Frankreichs ab. Und es war überhaupt kaum wahrscheinlich, daß eine solche zu erlangen sein würde, weil der Inhalt des von London übersandten Gegenmemoires nicht geheim geblieben war und seine Fassung den Versailler Hof auf's höchste erbittern mußte.*)

Auch brauchte der Gesandte darauf nicht einmal zu warten. Schon wenige Tage nachher erfuhr er, daß jede Hoffnung, die französischen Heere von den Grenzen des Kurfürstenthums abzuhalten, vergeblich war. Offenbar herrschte am Versailler Hofe die Meinung vor, daß man England am leichtesten durch Bedrohung Hannovers zum Frieden würde bewegen können. — Am 26. Februar berichtete Steinberg, die Convention über die gemeinsamen Operationen zwischen Oesterreich und Frankreich sei definitiv abgeschlossen. Der Wiener Hof verzichte, so schrieb er, nunmehr auf die Stellung eines Hilfscorps von 25,000 Mann, auf der er so lange hartnäckig bestanden hatte. Frankreich, das damit endlich freie

*) Depesche Steinberg's, d. d. 23. Febr. 1757.

Hand und ein selbstständiges Kriegstheater erlangte, forderte wegen der Diversion gegen Preußen nicht einmal eine Schadloshaltung und verpflichte sich, so lange den Krieg mit allen seinen Kräften fortzusetzen, „bis der Kriegszweck erreicht sei". Die französische Armee aber, die bestimmt sei, gegen das Halberstädtische vorzudringen, werde Ende März den Rhein überschreiten und durch das Clevesche, Märkische und Ravensbergsche nach Hannover marschieren. Was man von ihr zu erwarten hatte, ging zur Genüge daraus hervor, daß der Versailler Hof sich ausdrücklich den Genuß „billiger Kriegs-Emolumente" und Winterquartiere auch in den hannoverschen Staaten vorbehielt.*)

Darüber, daß man sich zur Gegenwehr bereiten müsse, konnten die hannoverschen Geheimräthe nun nicht wohl mehr in Zweifel sein; aber über das, was geschehen sollte, war nicht so rasch eine Einigung zu erzielen. Das ungeheure Misverhältnis an Kraft zwischen dem gewaltigen französischen Heere von 105,000 Mann, das sich am linken Rheinufer sammelte, und der alliierten Armee, die kaum 45,000 Mann Streiter zählen sollte und längst noch nicht vereinigt war, hätte allein die Thatkraft auch des entschlossensten Mannes gelähmt. Daß ein Collegium von Ministern daher durchaus keine Neigung hatte, sich auf weitaussehende Operationen einzulassen, ist nur zu natürlich. Die Schwierigkeit der Subsistenz verböte es, so meinten sie, nach Westfalen vorzurücken, in ein Land voll unermeßlicher Haiden und tiefer Moore, das kaum genügenden Unterhalt für die eigenen Einwohner liefere. Der Mangel schiffbarer Ströme und die Ungangbarkeit sämmtlicher Straßen aber verhindere die Anlage von Magazinen und mache eine solche Unternehmung ganz unmöglich. Je weiter sich die Meinung von diesem Plane entfernte, desto mehr wuchsen scheinbar die Vortheile eines andern näher liegenden Projects. Man begann in dem Weserstrom eine Barriere zu sehen, hinter der man dem Gegner das Eindringen in die theure Heimath am besten verwehren könnte. In dem Umstande, daß drei feste Plätze, Hameln, Minden, Nienburg, die Hauptübergänge über den Fluß vertheidigten, sah man einen besonders großen Vortheil. Man meinte, auf diese Festungen gestützt, dem Feinde an jedem Punkte, wo er auch durch-

*) Depesche Steinberg's, d. d. 26. Febr. 1757. Diesmal war der Gesandte gut unterrichtet. Frankreich hatte in der That durch die Drohung, die Belagerung von Wesel bis zum Herbst 1757 hinauszuschieben, Oesterreich genöthigt, von der Forderung der 25,000 Mann abzustehen, da man in Wien wünschte, daß die Franzosen baldmöglichst bis an die Elbe und gegen Magdeburg vordrängen. Am 2. März reiste d'Etrées von Wien ab. Vgl. Stuhr, Forschungen I, S. 92 ff.

dringen wollte, mit einem vollen und bereiten Heere gegenüber treten zu können. Genau dieselben Gründe, die gegen das eigene Einrücken in Westfalen sprachen, vermehrten die Hoffnung. Man sah schon das große französische Heer, durch lange Märsche erschöpft, durch Entbehrungen in dem unwirthlichen Lande decimiert, an dem Ufer des Stroms erscheinen, um sich dann mit frischen Kräften auf ihn zu werfen. Ja, als erfahrene, höhere Officiere und andere Personen von Rang, die in der vornehmen Gesellschaft das Wort führten, diese Ueberzeugung mit Weisheit deducierten und mit großer Bestimmtheit aussprachen, erwarb sie sich rasch allgemeinen Beifall. Man vergaß die Gefahr, die noch fern war und erinnerte mit vielem Selbstgefühl nur an die zahlreichen Siege, die man über denselben Gegner erfochten hatte. Mit großer Zuversicht redete man sich ein, nie würden französische Truppen es unternehmen, sich so weit von ihrer Heimath zu entfernen, nie dürften sie es wagen, in unbekannte, unrecognoscierte Länder einzudringen, wo Luft und Boden allein ihnen schon ein sicheres Grab bereiteten. Und endlich stellte man an die Engpässe des Sollings und des Deisters ebenso übertriebene Erwartungen, als in unseren Tagen die Franzosen an den Brienner Wald.*)

Freilich bei den Ministern selber gingen die Hoffnungen von den Wundern einer Stellung an der Weser nicht ganz so hoch; immerhin aber knüpften sie daran den Glauben an die Möglichkeit eines erfolgreichen, selbstständigen Widerstandes. Die Mehrzahl der Geheimräthe aber machte sich im Stillen noch Hoffnung auf ein Anderes; sie hielten es für denkbar, daß die „Observations-Armee“ in ihrer unangreifbaren Position dem französischen Invasionsheere eine veränderte Direction geben könne. Wenn es gelang, dasselbe durch Bedrohung seiner Flanke zur Wahl einer südlicheren Marschrichtung zu bewegen, die ohne Berührung der Grenzen des Kurfürstenthums nach dem Halberstädtischen führte, so hatte man es, wie man glaubte, noch immer in der Gewalt, später nach den Umständen einzugreifen, — oder auch sich ganz aus der Sache herauszuhalten.**)

---

*) Ueber die damalige Stimmung in Hannover und den Vertheidigungsplan vgl. v. Westphalen, Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand I, S. 240 ff. 260 ff.

**) Noch am 22. April 1757, am Tage vor dem Einrücken in Westfalen, schreibt der Kammerpräsident von Münchhausen an den Gesandten von Steinberg: „Will man uns die Neutralität nicht so dergestalt accordieren, wie sie begehrt worden, so bleibe man nur von unseren Grenzen entfernt. Alsdann aber turbiert die Observations-Armee die „„österreichischen circulos““ nicht. Die französische Armee aber müssen wir, wenn sie sich uns nähert, als feindlich betrachten, sie möge sich nennen, wie sie will.“

Dieser etwas nebelhafte Gedanke schien der Majorität des Ministeraths ganz plausibel; seine Ausführbarkeit hing jedoch offenbar davon ab, ob es möglich war, einen engen Anschluß an Preußen zu vermeiden, auf den der General von Schmettau von Tage zu Tage heftiger drang. Schwichelt und sein Anhang, befangen in eigenthümlicher Selbstüberschätzung, vermeinten, „ein guter Hannoveraner könnte ebenso wenig wünschen, unter der Zuchtruthe des Hofes von Berlin, als unter der des Hofes von Versailles zu stehen".*) Ihrem beschränkten politischen Gesichtskreise erschien die europäische Machtstellung des Kurfürstenthums bedeutend genug, um eine derartige Sonderstellung auch durchführen zu können. Selbst der schwache Großvoigt von Steinberg, obgleich er die wahren Beziehungen zwischen den Monarchen von England und Preußen kannte, schloß sich dieser Partei an, die nichts sehnlicher hoffte, als daß das Commando der Armee dem ältesten hannoverschen General, dem alten, unentschlossenen Zauderer von Zastrow**) zufiele; denn dann waren sie sicher, daß auch die zwingendste militairische Nothwendigkeit sie nicht wider ihren Willen auf die preußische Seite hinüberziehen würde.

Der Kammerpräsident von Münchhausen allein durchschaute die Situation mit klarem Blick. Er erkannte, daß nur ein Prinz aus dem Königlichen Hause, oder schlimmsten Falls ein preußischer General sich genügende Autorität erwerben könnte, um mit der alliierten Armee Ersprießliches zu leisten. Er allein verhehlte sich nicht, daß es trotz Allem nöthig sein würde, bis zu einem gewissen Grade das Spiel des Königs Friedrich zu spielen, obgleich derselbe nichts bot, sondern nur forderte. Aber die Vorsicht, die seinem Charakter eigenthümlich war, ließ ihm die Gefahren einer engen Verbindung mit dem Könige dennoch zu groß erscheinen. Er besorgte, der kaiserliche Hof, zu dem er sich unter allen Umständen die Thür zur Versöhnung offen halten wollte, möchte eine gemeinsame Offensiv-Operation wie einen Act offener Feindschaft auffassen und das Unwetter, das über Preußen heraufzog, möchte auch Hannover unter dessen Trümmern begraben. Daher war er nicht geneigt, sich über das Maß stricter Nothwehr, die man doch im Wesentlichen

*) Schreiben des Geheimraths v. d. Bussche an den Gesandten von Steinberg, d. d. Hannover, den 2. März 1757.

**) Ludwig von Zastrow, ein pommerscher Land-Edelmann, war schon früh in hannoversche Dienste getreten und hatte sich zuerst während des polnischen Erbfolgekrieges im Feldzuge am Rhein ausgezeichnet. Im Jahre 1735 ward er Oberst und 1737 erhielt er das Commando eines Infanterie-Regiments. Im Jahre 1743 avancierte er zum Generalmajor, 1747 ward er Generallieutenant und Gouverneur der Festung Stade.

mit den eigenen Kräften allein durchführen mußte, von dem General Schmettau hinausdrängen zu lassen. Aber die vornehme Geheimniskrämerei, mit der seine Collegen dem Abgesandten begegneten, war seiner Persönlichkeit zuwider. Er war aufrichtig und ehrlich gegen ihn, und als die Verhandlungen im Anfang März gänzlich zu scheitern drohten, hatte derselbe daher auch zu ihm allein Vertrauen. Ihm klagte der preußische General seine Noth, daß Nichts für die Eröffnung des Feldzugs geschehen sei, obgleich der Frühling nahe vor der Thür sei. Gegen ihn beschwerte er sich in bitteren Worten, daß man auf sein weitläuftiges schriftliches Promemoria, das über den Fortschritt der Rüstungen, insbesondere aber darüber Aufschluß verlangte, ob man den sechs preußischen Bataillonen der Besatzung von Wesel eventuell hannoverscher Seits Brod, Fourage und Lagerstroh liefern wolle, eine ausweichende Antwort gegeben habe. Ja, er beschuldigte die andern Minister offen, sie wollten die Unterhandlungen in die Länge ziehen, damit die französische Armee an der Grenze erscheine, ehe sie mit ihren Vertheidigungsanstalten fertig wären, mit keiner andern Absicht, als um den König Georg zum Abschluß einer Neutralitäts-Convention zu bewegen.

Befreundete hannoversche Officiere flüsterten Schmettau zu, österreichische Couriere passierten fortwährend die Stadt, und noch ein anderer Umstand kam hinzu, seine Misstimmung gegen die Minister zu vermehren. Er erfuhr nämlich, daß man beabsichtige, ihm für seine Bemühungen ein Ehrengeschenk zu überreichen, welches, wie er glaubte, mit seinem Range und seinen Verdiensten nicht im Einklange stände.*) Sein Argwohn, daß wie überall so auch hierin die Geheimräthe den Intentionen ihres Königlichen Herrn zuwider handelten, vermehrte sich nun endlich zu einem solchen Grade, daß er sich veranlaßt sah, seinem Monarchen seine Befürchtungen ausführlich zu melden.

*) Auf Antrag des Kammerpräsidenten von Münchhausen hatte sich der König Georg bereits im Februar damit einverstanden erklärt, daß Schmettau eine goldene Medaille im Werthe von 200 Ducaten erhalten sollte. Um die Mitte März klagte derselbe sodann gegen den Minister über das theure Leben in Hannover und seine niedrigen Diäten, und erfuhr gelegentlich von dieser Absicht. Der preußische General war sehr betreten. Er sagte, der Oberst von Lentulus, der nur eine Nachricht nach London überbracht hätte, habe 3000 Thaler an Geld und eine goldene Tabatière erhalten. Er aber sei Generallieutenant und werde sich so ein geringfügiges Präsent verbitten. Die Sache ward schließlich dadurch geregelt, daß der König Georg sich bereit erklärte, das Geschenk auf 500 Ducaten zu erhöhen. (Die betreffende Correspondenz vom 4. Februar bis 29. März 1757 befindet sich in den Acten des Königlichen Archivs zu Hannover.)

Friedrich ließ indessen in seinen Bemühungen, den König Georg zu einem entscheidenden Schritte fortzureißen, nicht nach. Die Aussicht auf eine Vergrößerung der Kurlande hatte nicht den gewünschten Anklang gefunden, jetzt versuchte er ein anderes Mittel. Er empfahl dem britischen Monarchen auf's dringendste, dem eigenen Sohne, dem erfahrenen Herzog von Cumberland, das Commando der alliierten Armee zu übertragen, als dem einzigen, der im Stande wäre, über ein solch zusammengesetztes Corps dieselbe Autorität zu gewinnen, wie sie der Herzog von Marlborough einst besessen hätte. Zugleich proponierte er nochmals, unverzüglich in das Paderbornsche einzurücken, weil der Erzbischof von Cöln im Begriff sei, sich für die Franzosen zu erklären.*) Der britische Monarch erwiederte das Vertrauen Friedrichs zunächst dadurch, daß er ihm von dem entwürdigenden Neutralitätsanerbieten des Wiener Hofes Kenntnis gab, genau zu derselben Zeit, als der General Schmettau demselben von der verdächtigen Handlungsweise der hannoverschen Minister berichtete. Friedrich, dem Alles daran lag, die schwerfällige hannoversche Staats- und Heeresmaschine in Gang zu bringen, schrieb unverzüglich das, was er erfahren hatte, nach London.**) Gleichzeitig gab er seinem Gesandten Befehl, energisch aufzutreten und die Dinge zur Entscheidung zu treiben.

Schmettau berichtigte also seine Rechnungen im Gasthofe, ließ seinen Wagen packen und bestellte Postpferde. Dann fuhr er direct nach dem Residenzschlosse, wo die Minister gerade zur Conferenz zusammen waren. Hier erklärte er ihnen, er sei beauftragt, sich zu beurlauben, um dem Könige Georg persönliche Mittheilungen von den endlosen Verzögerungen zu machen, die er hätte erfahren müssen. Sein Herr wiederhole zwar nochmals das Anerbieten der sechs Bataillone von Wesel; doch müsse die alliierte Armee wenigstens bis Lippstadt vorrücken, oder eine gehörig unterstützte Avantgarde dahin postieren.

Die Geheimräthe waren auf's äußerste betroffen. Es kam ihnen die Besorgnis, daß sie in ihrer Zurückhaltung gegen den Gesandten denn doch zu weit gegangen sein möchten. Münchhausen's Instructionen aus London lauteten nun auch entschlossener und bestimmter, und seine Vor-

*) Eigenhändiges Schreiben Friedrichs des Großen, d. d. Dresden, 22. Febr. 1757, Anlage 9. Von dem Herzog Ferdinand meinte der König damals, er habe nicht genügenden „esprit décisif". Und genau ein Jahr später, am 4. April 1758, schrieb dann er an diesen: Vive mon cher Ferdinand! Cela va à merveille, voyez vous, l'offensive vaut mieux que la défensive. Vous comblez de honte le Cumberland, qui avec les mêmes troupes, que vous avez commandées, n'a fait que des „cochonneries" etc. (v. Sichart III, S. 348.)

**) Eigenhändiger Brief Friedrichs, d. d. 11. März 1757. Anlage 10.

stellungen überzeugten die Majorität, wie ihre bisherige Handlungsweise weder in der Absicht des Monarchen läge, noch seinen Interessen entspräche. Sie erklärten also, sie hätten nunmehr aus England Vollmacht zu einem thätigeren Verfahren erhalten, und von jetzt an herrschten äußerlich Vertrauen und Freundschaft. Als dann endlich am 13. April in Schmettau's Gegenwart die Marschordres an die Truppen ausgefertigt wurden, schien das innige Einvernehmen fest besiegelt.*)

Auf viel mehr und allenfalls auf die gemeinsame Besprechung eines Vertheidigungsplanes erstreckte sich indeß das gegenseitige Entgegenkommen nicht. Auch verbot sich durch die geringe Zahl der wirklich disponiblen militärischen Kräfte von selbst jede Maßregel, die über die stricteste Defensive hinausging. Außerdem aber hielt das Geheimraths-Collegium trotz allem mit merkwürdiger Beharrlichkeit an der Fiction fest, man würde ihnen schließlich doch die Neutralität zugestehen, wenn sie sich nur der Offensiv-Operationen enthielten. Auch Steinberg's Berichte aus Wien, die erst ganz aussichtslos geklungen hatten, lauteten nun wieder etwas hoffnungsvoller. Ja einmal glaubte derselbe zu wissen, daß der Wiener Hof begründete Aussicht habe, Frankreich von der Forderung des Durchmarsches abstehen zu machen. Freilich, fügte er hinzu, würde es unter keiner Bedingung möglich sein, die protestantischen Nachbarländer und „die Stifter" zu umgehen**), und die hannoversche Regierung erklärte eine Neutralität für unannehmbar, die ihre Verbündeten einer so schimpflichen Bedingung preisgäbe; — aber es ist ein Glück, daß die Festigkeit dieser Entschließung nachher auf keine zu harte Probe gestellt wurde.***)

Davor bewahrte sie jedoch die bestimmte energische Richtung, die der König Georg nun endlich in seiner deutschen Politik angenommen hatte. Schon Ende März bemerkte der Kammerpräsident von Münch-

*) Ueber diese Episode vgl. Lebensgeschichte des Grafen v. Schmettau II, S. 330 ff.

**) Depesche Steinberg's, d. d. Wien, 26. März 1757.

***) In einem Promemoria, d. d. 18. September 1757, welches der Kammer-Präsident von Münchhausen nach der Zevener Katastrophe an den Gesandten von Steinberg übersendete, finde ich folgende merkwürdige Aeußerungen:

„Das Hauptobject des Whitehaller Tractates ist nicht gewesen, fremde Truppen vom Reich fern zu halten, sondern von den Landen der Paciscenten. — Es ist nie der Dignetät des Königs zuwider gewesen, fremde Truppen auf deutschem Boden zu leiden. Der Kaiserliche Hof verlangte aber keine Neutralität, sondern eine bepflasterte und versteckte Cooperation gegen Preußen. Dennoch ist sie nicht abgelehnt, sondern es sind nur Erläuterungen verlangt. Die französische Armee ist nicht durchmarschiert; ihr Zweck war die Occupation. Sonst hätte sie durch das Fürstenthum Grubenhagen und Göttingen gehen können rc."

hausen zu seinem Befremden, daß seine Neutralitätsempfehlungen nicht mehr den gewünschten Eindruck machten. Im Anfang des nächsten Monats aber konnte er sich nicht mehr darüber täuschen, daß ein vollständiger Systemwechsel eingetreten war. Der König war jetzt mit seinen Berichten auf alle Weise unzufrieden und erklärte „coute qui coute“ auf der einmal beschlossenen Bahn fortgehen zu wollen. Zwar hielt er es zuerst noch nicht für rathsam, den Eroberungsgedanken, den Friedrich ihm eingegeben hatte, zu verfolgen; aber an einer mannhaften Vertheidigung seiner Kurlande sollten ihn die Bedenklichkeiten der hannoverschen Minister nicht mehr hindern. Ja, er war jetzt so fest von einem günstigen Ausgang überzeugt, daß er offen erklärte, er wolle Niemand, als sich selber es beimessen, wenn die Sache schlecht abliefe.*)

Verschiedene Ursachen hatten zusammengewirkt, um Georgs II. wunderlich trotzigen und verzagtem Gemüth die Zuversicht auf einen glücklichen Kriegserfolg einzuflößen. Zunächst trieb das britische Ministerium ihn längst zu einem offenen Anschluß an Friedrich. Schon im Januar hatte Pitt gewisse geheime Friedensanerbietungen Frankreichs, die ihm von Haag aus zugingen, kurz abgewiesen. Bald nachher erklärte er dem Gesandten Mitchell den festen Entschluß, nicht ohne Preußen Frieden zu schließen.**) Sodann fachten Friedrichs Briefe des Königs Zorn gegen das undankbare Oesterreich, das ihn verächtlich zurückstieß, zu erneuter Gluth. Endlich aber schmeichelte es seiner Eitelkeit, daß der erste Feldherr seines Jahrhunderts seinen Sohn für die einzige geeignete Persönlichkeit erklärt hatte, um unter den schwierigsten Verhältnissen das Kurfürstenthum zu vertheidigen. Der Gedanke, daß derselbe Prinz, der schon einmal den wankenden Thron von Großbritannien durch seine Feldherrntalente gerettet hatte, nun dazu ausersehen sei, auch das theure Heimathland ihm zu erhalten, erfüllte sein Herz mit freudigem Beben.

Dem Herzog von Cumberland selber schienen die Aussichten, trotz der gewaltigen Ueberzahl der Franzosen, durchaus nicht verzweifelt; die diplomatischen Winkelzüge der hannoverschen Minister aber waren ihm vollkommen unfaßlich. Indeß so verwegen war er doch nicht, daß er allein auf die altbewährte Tapferkeit der hannoverschen Truppen und

*) Ministerial-Rescripte und Privatbriefe des Kammerpräsidenten an den Gesandten von Steinberg, d. d. Hannover, 24. und 27. März 1757, und Briefe des Geheimen Raths von Münchhausen an seinen Bruder, d. d. London, 11. und 15. April 1757.

**) S. Schäfer I, S. 244.

ihrer wenigen Alliierten gezählt hätte; sein Vater und er hatten vielmehr gewisse vague Versprechungen Friedrich's, das Kurfürstenthum schützen zu wollen, wenn die Franzosen 30—40,000 Mann durch das Eichsfeld schickten*), für baare Münze genommen. Sie rechneten mit Sicherheit darauf, daß er ein bedeutendes Corps zur Unterstützung Hannovers detachieren würde.**)

Auch war es nicht blos die eitle Begierde nach Kriegsruhm, die den Herzog von Cumberland nach langem Zögern bewog, das dornenvolle Commando anzunehmen. Der Krieg mit allen seinen Reizen hätte ihn nicht verlocken können, wenn er für seine Maßregeln dem Staats-Secretair Pitt verantwortlich sein sollte. Denn hatte er Erfolg, so mußte dessen Popularität ihn seiner Lorbeeren berauben; hatte er Unglück, so würde man dem verhaßten Feldherrn die Schuld beigemessen haben. Fox, der alte Freund des Herzogs, durchschaute dieses Dilemma und benutzte es mit großer Geschicklichkeit; er weckte in ihm die Sehnsucht nach dem alten mächtigen Einfluß, der mit dem Sturz des Ministeriums Newcastle verloren gegangen war, — und hoffte im Stillen, daß bei einem neuen Wechsel für ihn selber ein einträglicher Posten abfallen würde. Deßhalb rieth er, die Entlassung Pitt's als Vorbedingung für die Annahme des Oberbefehls zu verlangen.

Daß aber Georg II. nicht zaudern würde, den verhaßten Diener der Sorge um das Heimathland zu opfern, dessen war Fox sicher genug. Denn seit Monaten schon hatte er sein Möglichstes gethan, um durch den Herzog und die Prinzessin Emilie, deren Vertrauter er war, dem Monarchen stets neue Vorurtheile gegen die regierenden Staatsmänner beizubringen. Bereits der unglückliche Prozeß Byng hatte unangenehme Zerwürfnisse mit ihnen im Gefolge gehabt. Der König war, im Einklang mit der überwiegenden Mehrzahl des englischen Volks, der Ansicht, daß man ein Exempel statuieren müsse, und daß dieses zur Erhaltung der Disciplin in der Flotte durchaus nothwendig sei. Auch mag die drohende Haltung der Massen an seiner Hartherzigkeit ihren Theil gehabt haben. Man fand Zettel an die Straßenecken geheftet mit dem Reime:

„Hang Byng,
Or take care of your king.“

---

*) Vgl. Friedrichs Brief, d. d. 22. Februar 1757, in Anlage 9. Eine bestimmtere Zusicherung des Königs, eine Armee gegen Frankreich aufstellen zu wollen, habe ich nirgends finden können.

**) Vgl. Georgs II. eigenhändige Briefe an Friedrich II., d. d. St. James, 30. März und 12. April 1757, in Anlage 11 und 12.

Anonyme Briefe drohten, die City würde kein Geld für Hannover bewilligen, wenn man Byng nicht erschösse. Genug, Pitt, der dem Könige mittheilte, das Parlament wünsche, den Admiral begnadigt zu sehen, ward mit den schnöden Worten abgewiesen: „Sie haben mich gelehrt, die Meinung meiner Unterthanen an einer andern Stelle zu suchen, als im Hause der Gemeinen" — und am 14. März ward der Unglückliche, wie bereits oben erzählt, auf dem Quarterdeck seines Admiralschiffes erschossen.

Von nun an wurde das Verhältnis zu Pitt immer schlechter. „Der Staatssecretair", sagte Se. Majestät, „hält mir stets lange Reden, die möglicherweise sehr schön sind, von denen ich aber Nichts verstehe." Gegen den Lord Temple empfand er einen noch weit größeren Haß; denn derselbe hatte kürzlich in wahrhaft unverschämter Weise sein Betragen bei Oudenarde mit dem Byng's bei Minorca verglichen — und dem letzteren den Vorzug gegeben. Es ist daher begreiflich, daß er ihn für einen „ganz unausstehlichen" Menschen erklärte, dessen Gegenwart er durchaus nicht ertragen konnte, und daß er endlich klagte: „Ich kann mich nicht mehr als König ansehen, so lange ich in den Händen dieser Schurken bin; ich will mich ihrer auf jede mögliche Weise entledigen." Aber der Herzog von Newcastle, den er seiner höchsten Gunst und Protection versicherte, wenn er ihm dazu helfen wollte, lehnte den Auftrag ab, denn er fürchtete die parlamentarische Untersuchung über den Verlust von Minorca, die nahe vor der Thüre stand. Auch Fox konnte Niemand finden, der mit ihm ein neues Ministerium bilden wollte.

So stand die Angelegenheit, als der Herzog von Cumberland plötzlich mit der Forderung hervortrat, die verhaßten Männer zu entlassen. Sie kam also nicht ganz gelegen. Aber der neue Feldherr durfte und konnte nicht länger warten; denn schon über einen Monat wußte man in England ganz genau, daß 104,000 Franzosen gegen den Niederrhein marschierten.*) Er drängte daher auf schleunige Eröffnung der Campagne, weigerte sich jedoch absolut, auch nur 14 Tage Pitt für seine Handlungen verantwortlich zu sein. Der König mußte sich deshalb entschließen, diesen und Lord Temple auf alle Fälle sofort aus dem Amte zu entfernen.

Demzufolge erschien am 5. April der gefügige Lord Holdernesse bei dem letzteren und kündigte ihm an, daß der Monarch seiner Dienste nicht weiter bedürfe. Georg hoffte, diese Provocation würde den stolzen Pitt bewegen, selbst um seine Entlassung nachzusuchen. Doch dieser war zu klug, sich zu einem so unvorsichtigen Schritte verleiten zu lassen, und man

*) S. Walpole, Mem. II, S. 192.

sah sich daher gezwungen, ihn und seine Anhänger einige Tage später auf dieselbe formlose Weise zu entfernen.

Der Herzog von Cumberland überschätzte den Sieg, den er errungen hatte. Zwar gelang es bis zu seiner Abreise — mit Ausnahme der Leitung der Admiralität, die Lord Winchelsea übernahm — nicht, Persönlichkeiten zu finden, die geneigt waren, an die Stellen der entlassenen Minister zu treten. Aber er meinte, „auf alle Fälle könne der König nicht in eine schlimmere Lage kommen, als die, in der er gewesen war", und segelte am 9. April voll von Hoffnungen nach dem Continente ab.

Nun ging ein Schrei der Entrüstung durch das ganze Land. Man sah in dem Unglück von Minorca, dessen Erinnerung durch die parlamentarische Untersuchung neu geweckt ward, nur die erste einer ganzen Reihe unvermeidlicher Katastrophen. Da Pitt nicht mehr am Ruder war, schien Alles verloren. Die Stocks fielen. Zahlreiche Städte übersandten dem entlassenen Staatssecretair als Zeichen ihres Vertrauens das Ehrenbürgerrecht. Es regnete, wie Horace Walpole sagt, eine Zeit lang für ihn und Legge, den abgetretenen Lord-Schatzmeister, goldene Dosen.*)

Es war klar, daß die neueste gewaltsame Umwälzung nur von Bestand sein konnte, wenn ein großartiger Waffenerfolg die Unternehmungen des Herzogs krönte. Und die Wahrscheinlichkeit eines solchen verminderte sich gerade jetzt von Tage zu Tage. Gegen Ende des Monats April erhielt der König Georg nämlich den längst mit Sehnsucht erwarteten Operationsplan seines Alliierten. Doch, soviel er auch von dem enthielt, was Friedrich selbst in Böhmen auszuführen gedachte, so gewiß derselbe auch darauf rechnete, seine Gegner zu zersprengen und zu vernichten, von einem Hilfscorps für Hannover war keine Rede mehr. Erst um die Mitte Mai, so schrieb der König, wenn es ihm gelungen wäre, die formidable feindliche Armee bis über die Beraunka zurückzudrängen, sei er vielleicht im Stande, gegen die Russen und Franzosen Detachierungen vorzunehmen.**)

Bei diesen traurigen Aussichten blieb nur der einzige Trost, daß der Conflict wirklich unvermeidlich gewesen war, denn um dieselbe Zeit, am 13. April, ließ die österreichische Regierung durch ihren Gesandten in London, den Grafen Colloredo, ein Schriftstück überreichen, was sie den „definitiven Vorschlag zu einer Neutralitäts-Convention" zu nennen beliebte. Sein ganz unannehmbarer und im höchsten Grade beleidigender

---

*) Die Erzählung des Ministerwechsels ist nach Horace Walpole, Mem. II. S. 195 ff.; Lord Mahon, Hist. of Engl., Tauchn. ed. IV. S. 96, 101 ff.

**) Eigenhändiger Brief Friedrichs II, d. d. 10. April 1757, in Anlage 13.

Inhalt brach der Verständigung jede Brücke ab und bewies, wie Recht die britischen Staatsmänner gehabt hatten, als sie den wohlwollenden Freundschafts-Versicherungen des Wiener Hofes keinen Glauben schenken wollten. Die Kaiserin verlangte für sich und ihre Alliierten den „transitus innoxius“ durch den Theil der kurfürstlichen Staaten, der südlich der Aller lag. Nur in der Stadt Hannover sollte eine kleine hannoversche Garnison das Recht haben zu verbleiben, während alle übrigen Truppen auf das rechte Ufer des genannten Flusses zurückgezogen würden. Nicht allein die Lieferung der nöthigen Lebensmittel, Wagen und Fourage forderten die Verbündeten von dem Lande; sie beanspruchten vielmehr auch die Ueberweisung passender Baulichkeiten zur Errichtung von Magazinen und Hospitälern — und der Festung Hameln. Einen fast komischen Eindruck macht es, wenn man liest, wie der Kurfürst sich noch außerdem verbindlich machen sollte, keine Brücken auf den großen Straßen zwischen der Weser und Elbe zerstören zu lassen, und wie den Arbeitern, die zur Reparatur derartiger Bauten eventuell vom Lande gestellt werden sollten, tractatmäßig ein Tagelohn von „15 Kreuzern per Tag“ zugesichert wird. Mit einer Verpflichtung, die Disciplin auf's strengste aufrecht zu erhalten, und dem Versprechen wirksamsten Schutzes für den Fall, daß der Kurfürst auf Grund dieses Tractats feindlich angegriffen würde, schließt das merkwürdige Actenstück.*)

Jede Möglichkeit eines friedlichen Ausgleichs war verschwunden. Die kaiserliche Regierung trieb, von der Begierde nach französischer Hilfe verlockt, unaufhaltsam weiter auf verhängnisvoller Bahn. In der Hoffnung, den König von Preußen zu vernichten, hatte sie sich hinreißen lassen, ihren ältesten und treuesten Verbündeten der Rachgier des Versailler Hofes preiszugeben. Sie drängte 40,000 Mann tapferer, bewährter Truppen lieber auf die Seite ihres Feindes, als daß sie energisch auf der Annahme eines andern Feldzugsplanes bestanden hätte.

Unter diesen Verhältnissen war die Stellung des hannoverschen Gesandten von Steinberg immer precairer geworden. Schon seit dem Anfang des Monats April wurden die Instructionen aus Hannover täglich unbestimmter. Seinem Scharfblick entging es nicht, daß die Betheuerungen stricter Neutralitätsabsichten sich immer mehr in nebelhafte allgemeine Gemeinplätze auflösten; er vermied deshalb alle Gesellschaften, um keine Versicherungen geben zu müssen, von denen er selbst das Gegentheil glaubte.**)

*) S. dasselbe im Auszuge in Anlage 14.

**) Privatschreiben Steinberg's an Münchhausen, d. d. 12. April 1775.

Wochenlang zog sich die Angelegenheit in dieser unerquicklichen Weise hin, bis endlich am Ende des Monats ein neues Ministerial-Rescript dem unerträglichen Zustande ein Ende machte.*) Jetzt erhielt der Gesandte den bestimmten Auftrag, das Neutralitätsgeschäft überall nicht mehr zu erwähnen; dagegen sollte er darüber, daß man sich dem französischen Einfall mit allen Kräften widersetzen wolle, keinen Zweifel lassen. „Wir werden uns so gut und so lange wehren, als wir können", schreibt der Kammerpräsident von Münchhausen am 22. April.

Aber auch in diesem kritischen Augenblicke handelten die hannoverschen Minister nicht voll und ganz, wie sie handeln mußten. Es schien ihnen im höchsten Grade bedenklich, jede Brücke zur Versöhnung mit dem kaiserlichen Hofe abzubrechen; denn sie besorgten, daß man sie, die Verbündeten Friedrichs, gleich ihm als Reichsfeinde ansehen möchte. Deshalb brachten sie sogar bei der Reichsversammlung einen Antrag ein, sie möge bei des Kaisers Majestät beantragen, daß dieser „ob summum in mora periculum" der „Cron" Frankreich Vorstellungen mache. Erfolg hat man sich von diesem Schritte wohl nicht versprochen; aber man erreichte doch so viel, daß man äußerlich mit Oesterreich auf dem Friedensfuße blieb, während man mit dessen Alliierten auf Tod und Leben kämpfte — und glaubte, damit Viel gewonnen zu haben. Auch ward Steinberg trotz dieses kaum aufrecht zu erhaltenden Verhältnisses bis auf Weiteres nicht abberufen.

*) Ministerial-Rescript, d. d. 10./28. April 1757.

Siebentes Capitel.

Der Historiker, welcher es unternimmt, die Persönlichkeit des Herzogs von Cumberland zu schildern, steht vor einer schwierigen Aufgabe. Es ist seine Pflicht, wenigstens zum Theil, die Ehrenrettung eines Mannes zu versuchen, über den das verdammende Urtheil der Geschichte unumstößlich festzustehen scheint. Denn nicht allein die gedankenlose Menge hat erbarmungslos den Stab über den unglücklichen Prinzen gebrochen, selbst die gewichtigsten Stimmen seiner Zeit vereinigten sich, ihn moralisch zu vernichten. Ja der eigene Vater entzog dem Sohne, der der Stolz und die Freude seines Lebens gewesen war, seine Gunst, und auf ihn allein warf er die Schmach einer That, für die er selber zum großen Theil verantwortlich war. Auch der König Friedrich, der ihn allein für den geeigneten Feldherrn erklärt hatte, um die alliierte Armee zu befehligen, sagte sich von ihm los, nachdem ein verhängnisvoller Tag den in langjährigen Kämpfen erworbenen Ruf eines bewährten Heerführers vernichtet hatte. Derselbe Fürst, der einst selbst in der Führung eines zusammengesetzten Heeres das traurigste Fiasco gemacht hatte, beschuldigte den Herzog der Unfähigkeit und der Thorheit, als er eine fast unmögliche Aufgabe nicht lösen konnte und in Folge seiner eigenen Niederlage die Katastrophe auch über Hannover hereinbrach. Alle, die ihn vordem in den Himmel erhoben hatten, verließen ihn schmachvoll im Unglück. So ward er das Opfer von Verhältnissen, auf deren Entwickelung er keinen Einfluß zu üben vermochte, und von Versäumnissen, die wieder gut zu machen, ihm Zeit und Gelegenheit fehlten.

William August, Herzog von Cumberland, der zweite Sohn des Königs Georg II., war geboren am 15. April 1721; er hatte also eben sein 36. Lebensjahr vollendet, als er in Hannover eintraf, um das Commando der Armee zu übernehmen. Nicht seine hohe Geburt allein hatte auf ihn vor Allen den Blick gelenkt, als es galt, das Stammland seines Hauses zu vertheidigen. Unter den tapferen Fürsten seines

Geschlechts leuchtete er vielmehr durch Tapferkeit hervor; außerdem kannte er seit langen Jahren den Feind genau, den er bekämpfen sollte. Als ein 22jähriger Jüngling hatte er schon bei Dettingen an der Seite seines Vaters gefochten und eine ehrenvolle Wunde davongetragen. Jetzt aber stand ihm eine militairische Erfahrung zur Seite, wie sie wenig Prinzen seiner Zeit aufzuweisen hatten. Zwar kann man nicht von ihm behaupten, daß er ein eminentes Feldherrngenie gewesen wäre; aber in einem Alter, wo gewöhnliche Sterbliche kaum die ersten Stufen der militairischen Hierarchie erklommen zu haben pflegen, hatte er bereits Heere befehligt, und was er in dieser schweren Kunst konnte und leistete, verdankte er nur sich selber; seine eigenen Fehler waren sein einziger Lehrmeister gewesen. Nie hatte ihm ein Rathgeber zur Seite gestanden, wie es der Geheimsecretair Westphalen für seinen berühmten Nachfolger, den Herzog Ferdinand von Braunschweig, war. Generalstabschefs mit ausgedehnten Befugnissen, die man in unserer Zeit den illustren Heerführern beizugeben pflegt, kannte man damals nicht; stets war er auf sich allein angewiesen. Dennoch hatte er einem an Zahl weit überlegenen Feinde gegenüber immer mit Geschick operiert. In den blutigen Schlachten von Fontenoy und Roucoux kämpfte er mit Ruhe und Unerschrockenheit, wenn auch ohne Erfolg, und er gehört unbezweifelt zu jenen wenigen Männern, die man gezwungen ist, für gute Generale zu erklären, trotzdem, daß sie keine glänzende Siege erfochten.

In jener Zeit, wo es in England auffallend an militairischen Talenten mangelte, war eine Persönlichkeit, wie die seinige, doppelt unschätzbar; er allein vermochte es, der buntscheckigen, aus den verschiedenartigsten Contingenten zusammengesetzten Armee, die in den Niederlanden für Großbritannien focht, einen einheitlichen kriegerischen Geist einzuhauchen; ihm gelang es, in dem britischen Heere selbst die alte Siegeszuversicht wieder zu erwecken, und die Disciplin der Marlborough'schen Zeiten wieder herzustellen. Den Mangel an Genialität ersetzte der Herzog durch eine nie nachlassende Thätigkeit und Energie. Die Soldaten mochten ihn trotz seiner Strenge gern, denn sein persönlicher Muth imponierte ihnen; er strebte gerecht zu sein, sorgte für sie und theilte alle Strapazen mit ihnen. Aber es ist nicht zu leugnen, daß sein Urtheil oft durch sein wildes und unbezähmbares Temperament beeinflußt ward. Doch besaß er früh den Ernst eines gereiften Mannes; widrige Zufälligkeiten konnten ihn in seinen Entschlüssen nicht wankend machen, Glücksfälle ihn nicht zu Illusionen verleiten.

Nach der Niederwerfung des Aufstandes des Prinzen Karl Eduard Stuart stand der Herzog auf der Höhe seines Ruhmes. Er hatte da

gesiegt, wo seine Vorgänger nur Niederlagen auf Niederlagen geerntet hatten. Die Scharen des verwegenen Abenteurers, die schon bis auf wenig Meilen von London vorgedrungen waren, wichen vor ihm bis in die entlegenen Wildnisse des Nordens, um an dem Tage von Culloden gänzlich zersprengt zu werden. Nun war der glückliche Feldherr der allgemein gepriesene Held. Die Hauptstadt begrüßte ihn als Befreier des Volkes. Das Parlament votierte ihm den Dank des Vaterlandes und eine jährliche Pension von 25,000 Pfd. Sterling für sich und seine Erben. Außerdem erhielt er nach damaliger Sitte die Inhaberschaft zahlreicher Compagnien, die mit bedeutenden Geldeinkünften verbunden waren. Aber die Gunst des Volkes ist wandelbar und Niemand eignete sich je weniger dazu, sich darum zu bemühen und sie zu bewahren, als der Herzog; denn er war hochmüthig, aufbrausend und streng, ein eiserner, wenig liebenswürdiger Charakter. Zwar sein Verstand war scharf und auf sein Wort konnte man sich unbedingt verlassen; aber er hielt den, der an der von Gott verliehenen souverainen Machtvollkommenheit des Monarchen zweifelte, für einen Frevler und Verächter heiliger Gebote. Aus vollster, reinster Ueberzeugung war er der beste und gehorsamste Sohn, der je gelebt hat; einem Mann, wie ihm, konnte daher Nichts unsympathischer sein, als eine parlamentarische Regierungsform und die sogenannten Rechte des Volkes. Seines Vaters Herrschaft über seine Unterthanen sah er für ebenso unumschränkt und unumstößlich an, als seine eigene über die Armee. Wer sich dagegen auflehnte, verdiente, wie er meinte, kein besseres Loos als ein Meuterer oder Deserteur. Milde gegen Rebellen schien ihm ebenso unmöglich, wie Nachsicht gegen aufrührerische Soldaten. Die unglücklichen verführten Hochländer mußten daher die ganze Schwere seiner eisernen Hand empfinden. Nicht allein die Empörer selbst, die in seine Hände geriethen, verfielen der ganzen Strenge eines veralteten Gesetzes; auch gegen die Frauen, gegen die Familien, gegen die Besitzungen der Geschlagenen wütheten Cumberland's Soldaten, ohne daß er sie hinderte. Nun beschuldigte dieselbe Menge, die Beifall brüllte, wenn die englischen Gerichte die unglücklichen Theilnehmer des Aufstandes zum martervollsten Henkertode verurtheilten, ihn unnatürlicher Grausamkeit, weil sein Herz kein Erbarmen mit denselben Empörern fühlte. Ein Schrei des Unwillens ging durch das ganze Land, und bald war der „Schlachter" ebenso verhaßt, wie er kurz vorher gefeiert gewesen war.

Dieser plötzliche Wechsel muß uns dennoch auf's höchste befremden. Der Stolz des Herzogs, der es unter seiner Würde hielt, sich um die Meinung des Volkes zu bekümmern, erklärt ihn allein nicht. Seine ge-

heimen und offenen Gegner hatten es vielmehr in ihrem Interesse gefunden, die Misstimmung, die sich erst schwach, dann immer gewaltiger gegen ihn erhob, zu schüren. Sie verbreiteten die Kunde über seine Thaten mit weit mehr Eifer, als es sich mit der Loyalität gegen den Sohn ihres Königs, gegen den Erretter des Vaterlandes vertrug. Ihnen gewährten die Excesse, die in Cumberland's Namen verübt wurden, eine willkommene Handhabe, um seine eben erworbene Popularität wieder zu vernichten, und der Umstand, daß er bald wieder nach Flandern zurückkehren mußte, beförderte ihre Pläne. Niemand fühlte sich aber durch den Ruhm des Herzogs mehr im Innersten verletzt, als der eigene Bruder. Seit Jahren schon hatte der Prinz von Wales mit allen Künsten der Intrigue um die Gunst des Volkes gebuhlt. Die Opposition hatte ihn zum Führer der Partei erhoben, welche behauptete, die unveräußerlichen Rechte des Volkes gegen die tyrannische Willkürherrschaft des eigenen Vaters zu vertheidigen; in ihm sah die Menge den Hort ihrer Freiheit, die Hoffnung ihrer Zukunft. Und nun hatte eine tapfere That mehr bewirkt, als jahrelange Verstellung und entwürdigende Unterordnung unter die Wünsche der Parteiführer. Mit einem Schlage war der andere, der Lieblingssohn des Königs Georg, trotz seiner rauhen und hochmüthigen Außenseite, der gefeiertste Mann in Großbritannien geworden. Daß gerade die Eigenschaften, die den älteren Bruder nicht auszeichneten — Unerschrockenheit und Feldherrnkunst —, ihm dazu verholfen hatten, vermehrte die Bitterkeit des Neides; denn wenn der Herzog nun seinen Einfluß auf den Monarchen gleichzeitig mit seiner Popularität behauptete, so mochte sich die Hoffnung und die Liebe des Volkes auch dem Könige wieder zuwenden und der Thronerbe sank in seine frühere Unbedeutendheit zurück. Diese Gefahr abzuwenden, schien dem Prinzen von Wales und seinen Anhängern eine Pflicht der Selbsterhaltung; und es gelang leichter, als die Betheiligten selbst gehofft hatten. Den Herzog von Cumberland kümmerte es indeß wenig, ob er bei der Menge beliebt war oder nicht; ja er verachtete in seinem Hochmuth die Ausbrüche des empörten Nationalgefühls. Ihn rührte es nicht, wenn die Bevölkerung das, was ihm nur einfache Ausübung der Gerechtigkeit schien, grausamen Haß und erbarmungslose Blutgier nannte. Ihm lag nichts daran, in dem Getriebe der politischen Parteien eine Rolle zu spielen Die Wirkungssphäre als Heerführer seines Vaters genügte ihm; er war zufrieden, daß es ihm gelang, in der Armee die starre Disciplin des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen einzuführen. Zwar wollte er die Streitmacht Großbritanniens beherrschen, nicht aber das Land durch sie. Deshalb ertrug

er den allgemeinen Haß des Volkes, ohne zu klagen; denn die Ersten des Landes, der König selber schätzten ihn wegen seines ehrenwerthen Charakters hoch, und in militairischen Dingen galt er als unbezweifelte Autorität. So waren trotz Allem die friedlichen ereignisarmen Jahre des Pelham'schen Ministeriums seine glücklichste Zeit.

Da änderte der unerwartete, plötzliche Tod des Prinzen von Wales mit einem Schlage die ganze Situation. Nunmehr war der Thronerbe ein unmündiges Kind, der König ein hochbejahrter Mann. Starb aber Georg II., so gebührte dem Herzoge von Rechtswegen die Vormundschaft und die Regierung des Reiches. Diese Aussicht weckte seinen schlummernden Ehrgeiz. Jetzt schien es ihm nicht allein sein Recht, sondern seine Pflicht, einen Theil der Machtfülle zu beanspruchen, die ihm später ganz und voll zufallen mußte. Aber ihm, dem bestgehaßten Mann in ganz England, fiel es ungemein schwer, sich eine politische Partei zu bilden. Ueberhaupt war ein schroffer Charakter, wie der seinige, nicht geeignet, sich warme Anhänger zu erwerben, wenn er sich auch die Achtung aller derer erzwang, die ihn näher kannten.

Die größten Hindernisse bereiteten ihm jedoch die regierenden Minister selbst; ihnen schien es mehr wie bedenklich, einem Mann von seiner Bedeutung — Horace Walpole zählt ihn zu den fünf wahrhaft großen Männern, die er in seinem Leben kennen gelernt habe*) — einen überwiegenden Einfluß zu gestatten. Namentlich der Herzog von Newcastle, eifersüchtig und kleinlich, wie er war, fürchtete ihn; er besorgte, ganz bei Seite geschoben zu werden, wenn er ihm, dem Lieblingssohne des Königs, Gelegenheit gab, bei Regierungsangelegenheiten mitzureden. Mit den jüngeren Staatsmännern aber, namentlich mit Pitt, stand Cumberland schon längst auf einem feindlichen Fuße; denn seine Empfindlichkeit verdunkelte nur zu oft die Klarheit seines Verstandes. Gegen den, der seinen Stolz verwundete, gegen den, der es gar wagte, ihm offen zu widersprechen, war er, wie die meisten energischen, heftigen Charaktere, ungerecht, und oft genug hatte der kühne Parlamentsredner über ihn und sein Lieblingskind, die Armee, die Schale seines Sarcasmus ausgegossen. Noch öfter hatte er über die Person des Königs und dessen Entschließungen sich in einer Weise geäußert, die mit dem schuldigen Respect vor der Heiligkeit der Majestät unvereinbar schien. Unter einer Regentschaft des Herzogs war daher Pitt als Minister undenkbar. Fox dagegen, der grundsatzlose, geldgierige, politische Abenteurer, fand seine Rechnung dabei,

*) S. Lord Orford, Mem. II, S. 272.

wenn er die Pläne seines Gönners förderte, und er war nur das Werkzeug, nicht der Urheber jener verhängnisvollen Intriguen, die mit der Ausstoßung Pitt's aus dem Kabinet endigten.

Ich habe an anderer Stelle erzählt, welche Ereignisse schließlich den Sturz des Ministeriums Newcastle herbeiführten, und wie dieser neue Umschwung zugleich das Ende des Einflusses des Herzogs von Cumberland bedeutete. Der Gewaltstreich aber, welcher diesen jetzt auf's neue zum Herrn der Situation machen sollte, war zugleich unvorsichtig und unklug. Jeder freie Engländer empfand die plötzliche Entlassung Pitt's wie einen Faustschlag in's Gesicht, Niemand wollte zugeben, daß die Noth der Zeiten den raschen Schritt vielleicht nöthig gemacht hatte; man sah darin nur die Hand des rücksichtslosen Soldaten, der die Rechte des Volkes und des Parlaments mit Füßen trat. Der alte Haß loderte gewaltiger auf, als zuvor, und zu spät sah der Herzog ein, wie sehr er seine Macht und seinen Einfluß überschätzt hatte. In seinem Hochmuth aber zweifelte er damals noch nicht, daß sich leicht Creaturen finden würden, welche bereit wären, die Ministerposten zu übernehmen, die er nach seinem Gutdünken zu vertheilen gedachte. Er glaubte, das Land zu beherrschen, als er es im Vollgefühle des errungenen Erfolges verließ. Doch es war ihm nicht beschieden, ein neuer Marlborough zu werden. Schon nach wenig Monaten sollte er als gebrochener, in allen Hoffnungen getäuschter Mann über das Meer zurückkehren.

Am Sonnabend, den 16. April 1757, traf der neue Feldherr in Hannover ein. Ein zahlreicher Hofstaat aus den edelsten Geschlechtern Englands umgab ihn. Nicht weniger wie zwei „Lords“ *) und ein „groom of the bedchamber“, drei Adjutanten, drei „pages of the backstairs“, ein Secretair und ein Arzt befanden sich in seinem Gefolge. Seine Ankunft war von den wohlthätigsten Folgen; denn die frühere Zuversicht in Hannover war mit dem Herannahen des gewaltigen, feindlichen Heeres rasch geschwunden. Wie ein Alp lastete jetzt die Unentschiedenheit der Minister, die offenbare Rathlosigkeit der höheren Officiere auf der Bevölkerung und der Armee. Des Herzogs Thätigkeit, Scharfblick und Leutseligkeit aber belebte die des Krieges ungewohnte Maschine; seine freudig gehobene Stimmung flößte den Zaghaften Muth ein und vereinigte die widersprechenden Meinungen. Einen großen, politischen Sieg hatte er erfochten, des militairischen glaubte er nicht weniger gewiß zu sein; für die Warnungen des Kammerpräsidenten von Münchhausen

*) Es waren die Lords Albemarle und Ferd. Cavendish.

hatte er deshalb taube Ohren. Vergeblich stellte ihm derselbe vor, wie undenkbar es sei, daß der König Friedrich so vielen und zahlreichen Feinden widerstehen könne; umsonst verglich er dessen Lage mit der des berühmten Ahnherrn des Welfen-Geschlechts Heinrichs des Löwen, der in ähnlichem Kampfe schmählich zu Grunde gegangen war.*) Auf's eindringlichste rieth er, die Observations-Armee nur zur Vertheidigung des eigenen Landes zu verwenden, um nicht in das Verderben des preußischen Königs mit hineingezogen zu werden. Nichts machte Eindruck.

Ueberhaupt konnte es kaum zwei Persönlichkeiten geben, die in ihrem Gedankengange weniger harmoniert hätten. Schon in der äußeren Erscheinung drückte sich die Verschiedenheit ihrer Charaktere aus. Der Minister war ein hagerer, bedächtig erwägender Greis mit scharfgeschnittenen Zügen, das Urbild eines vornehmen Diplomaten der alten Schule, der Herzog dagegen ein untersetzter, fast corpulenter Herr im kräftigsten Mannesalter, heftig, aufbrausend, knapp in Worten, ganz ein tüchtiger, entschlossener Soldat. Nach der damaligen Sitte trug er gepudertes Haar und einen festgedrehten Zopf; sein Gesicht würde indeß unseren Begriffen von einer militairischen Erscheinung nicht entsprochen haben, denn er ging stets glatt rasiert. Kein Bart beschattete seine vollen Lippen, sein rundes Kinn und seine fleischigen Backen. Wasserblaue Augen, eine kleine feingeschnittene Nase und lebhafte Farben gaben dazu seinen Zügen einen gutmüthigen, wenig markierten Ausdruck, hinter dem Niemand den „Henker von Schottland“ gesucht haben würde.

Für die Vorstellung Schmettau's, den er noch in Hannover fand, war der Herzog weit empfänglicher, als für die Bedenklichkeiten des Kammerpräsidenten. Mit Lebhaftigkeit klagte der preußische General über die Verzögerungen, die er habe erdulden müssen, und wie nur die Langsamkeit der hannoverschen Minister Schuld daran wäre, wenn der Feldzugsplan seines Herrn nicht glücke. In den nächsten Tagen aber denke dieser mit einem mächtigen Heere in Böhmen einzubrechen; des Sieges sei er gewiß, und wenn die Alliierten von den Folgen desselben Nutzen ziehen wollten, so sei es die höchste Zeit, gleichfalls die Operationen zu eröffnen. Nur sechs Wochen brauchten sie sich in Westfalen zu behaupten, dann sei ein preußisches Hilfscorps da, und der Feldzug entschieden.**)

*) Promemoria des Kammerpräsidenten von Münchhausen, d. d. 12. April 1757.

**) Der Herzog giebt in seinem Briefe an den Minister von Münchhausen, d. d. 25. Juni, bestimmt an, der König von Preußen habe von ihm „par écrit et par le comte de Schmettau“ nur verlangt, er solle sich einen Monat oder sechs Wochen halten.

Dafür stand freilich vorläufig nur eine geringe Truppenzahl zur Verfügung. Zwar waren die letzten der hannoverschen Bataillone, die seit einem Jahre in England gestanden hatten, um die Mitte des März wieder in ihren Garnisonen eingetroffen. Der Rückkehr der Hessen, welche mit denselben Transportschiffen geholt werden sollten, durfte man jedoch erst in Wochen entgegensehen. Sämmtliche disponibeln Abtheilungen aber waren erst vor wenig Tagen in Marsch gesetzt, um sich in den Lagern bei Nienburg und Hameln zu sammeln.*)

Die Franzosen dagegen kamen mit wahrhaft erdrückender Uebermacht heran. Mitten im Winter schon hatten ihre Bewegungen begonnen. Von den Alpen, von den Pyrenäen, von den Gestaden des Mittelländischen Meeres setzten sich die Garnisonen in Marsch; auf allen Heerstraßen sah man Truppen. Eine Division folgte der andern, und als die ersten Vorboten des Frühlings sich zeigten, rückten unzählige Colonnen aus Lothringen, aus dem Elsaß, aus den Niederlanden gleichzeitig gegen den Niederrhein heran. In den ersten Tagen des April war die ganze ungeheure Armee von über 100,000 Mann**) bereits zwischen diesem Strom und der Maas vereinigt.

Kaum erschienen die vordersten Spitzen der französischen Heersäulen an der Maas, so räumte der preußische Commandant von Wesel, General de la Motte, seiner Instruction gemäß, den Platz. Die schweren Geschütze, 144 an der Zahl, nebst der zugehörigen Munition hatte er schon vorher nach dem benachbarten Holland in Sicherheit gebracht. Am 23. März sprengte er die ausspringenden Winkel der Festungs-

*) Die gesammte alliierte Armee sollte eine Etat-Stärke von 47,651 Mann haben, und bestand aus:

Hannoveranern (incl. Bat. Sachs.-Gotha) .	26 Bat.,	34 Schw.
Hessen	12 „	12 „
Braunschweigern	7 „	— „
Bückeburgern	1 „	— „
	46 Bat.,	46 Schw.

Außer den Regiments-Stücken (2 Dreipfünder pr. Bat.) befanden sich nur 22 Stück groben Geschützes bei dem Heere. Leichte Truppen waren nur 8—900 Mann ganz neuer Werbung vorhanden. (Das Nähere vgl. bei v. Sichart III, S. 231 ff.)

**) Die französische Hauptarmee bestand aus: 105 Bataillonen, 143 Schwadronen und führte 90 schwere Geschütze, sowie etwa 6000 Mann leichte Truppen mit sich. — Die kleinere Reserve-Armee unter Soubise, welche einige Zeit später am Oberrhein zusammengezogen ward, zählte 16 Bataillone, 22 Schwadronen und 10 schwere Geschütze. Die genaue Ordre de bataille s. u. A. bei Rénouard, Geschichte des Krieges in Hannover rc. I, Beilage 1.

werke in die Luft und am nächsten Tage zog er mit seinen 6 Bataillonen*) und wenigen leichten Kanonen ab. Die kleine Abtheilung dirigierte sich auf Minden, erhielt jedoch unterwegs den Befehl, einstweilen bei Lippstadt halten zu bleiben.

Ganz unerwartet kam dem Feinde dies Ereignis nicht.**) Indessen der Vortheil, welcher der Invasions-Armee dadurch erwuchs, war darum nicht minder groß; denn man hatte ohne Schwertstreich einen wichtigen Waffenplatz am Rhein gewonnen, dessen Bewältigung allein man sich bis dahin wie eine genügende Aufgabe für den ganzen ersten Feldzug vorgestellt hatte. Auf Anordnung des interimistischen Oberbefehlshabers, des Prinzen von Soubise, eilte der Graf von Chabot mit einem Detachement leichter Truppen und den königlichen Freiwilligen herbei und besetzte am 6. April den Ort. Nun blieb nur noch die kleine Feste Geldern zu bezwingen. Und wenn auch ihre Lage inmitten der überschwemmten Niederungen des Niers-Flusses sie fast unangreifbar machte, so konnten doch die 800 Mann, welche unter dem General von Salmuth sie noch vier Monate lang vertheidigten, den Gang des Feldzuges im Großen nicht beeinflussen.

Bündnisse mit den deutschen Fürsten, deren Gebiet man passieren mußte, sollten dessen Erfolg noch mehr sichern. Durch einen Vertrag verband sich der Kurfürst von der Pfalz, dem die Herzogthümer Jülich und Berg gehörten, ein Hilfscorps von 6000 Mann zu stellen, welches zunächst die Festungen Düsseldorf und Jülich besetzte. Ein anderer Tractat legt dem Fürst-Erzbischof Clemens August von Cöln die Verpflichtung auf, 1800 Mann zu werben, die mit dem Operationsheer vereinigt werden sollten.

Währenddem schoben sich die französischen Heeresmassen immer dichter und gewaltiger zusammen. Auf der Haide von Neuß wurde ein großes Lager errichtet, ein anderes bei Wesel. Von da aus entsandte man kleinere Abtheilungen weiter vor, theils aufwärts an den Ufern

---

*) Es waren die Infanterie-Regimenter:

Landgraf von Hessen-Cassel	. . . 2	Bataillone,
Salmuth	 2	„
Junkheim	 2	„
Summa	. . . 6	Bataillone,

welche unter dem gemeinschaftlichen Befehl des Erbprinzen Friedrich von Hessen standen, desselben, dessen Uebertritt zur katholischen Kirche oben (S. 122) erzählt wurde. (v. Sichart III, S. 240.)

**) Vgl. Stuhr, Forschungen I, S. 202.

der Lippe, theils in das Flußgebiet der Ems. Der Rheinstrom, die Maas und die Mosel bedeckten sich mit Schiffen, welche Mund- und Kriegsvorrath in unendlichen Mengen heranführten.

So standen die Angelegenheiten zu der Zeit, als der Herzog von Cumberland das Commando der alliierten Armee übernahm. Es war klar, daß man auf einen erfolgreichen Widerstand nur unter einer einzigen Bedingung rechnen konnte. Nur wenn es gelang, eine Schlacht zu vermeiden und die Vertheidigung so lange hinzuziehen, bis der König von Preußen nach einem großen Siege in Böhmen die versprochenen Verstärkungen schickte, durfte man hoffen, auch die Franzosen zurückzuweisen. Aber hinter dem Weserstrom, den man außerdem an vielen Stellen durchfurthen konnte, von vornherein unthätig zu harren, bis die feindliche Uebermacht herankäme, war der feurigen Natur des Herzogs zuwider. Die Meinung des Generals von Schmettau, der ein kühnes und entschlossenes Vorgehen empfahl, gefiel ihm besser; denn in der That die verwegenste Offensive allein mochte den Gegner über die geringe eigene Stärke täuschen, ihn vorsichtig machen und sein Vordringen verzögern.

Aber die eigenthümlichen politischen Verhältnisse Westfalens erregten schwere Bedenken. Die hannoverschen Minister warnten auf das dringendste vor einer Verletzung des Gebiets der geistlichen Fürsten, von denen damals die kleinen preußischen Besitzungen eingeschlossen waren, wie Inseln vom Weltmeere; denn fast der ganze weite Landstrich zwischen der Weser und dem Rhein stand zu der Zeit unter der Herrschaft des Krummstabes. Cöln, Aachen und Dortmund aber genossen als freie Städte einen besonders garantierten Reichsschutz. Zu beiden Seiten des herrlichsten der deutschen Ströme lagen bunt durcheinander gemischt die unmittelbaren Besitzungen der Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln; dem letzten gehörte auch das eigentliche Herzogthum Westfalen und die Grafschaft Recklinghausen. Den nördlichen Theil der westfälischen Tiefebene dagegen füllten die Hochstifter Münster und Osnabrück aus. Jene liebliche Hügellandschaft ferner, die sich von dem öden Haid-Plateau der Senne bis zu dem gewundenen, tief eingeschnittenen Thale der Diemel hin zieht, gehorchte dem Bischof von Paderborn, und unmittelbar daran bis zum linken Ufer der Weser, dem Sollinger Walde gegenüber, endlich erstreckte sich die altehrwürdige souveraine Abtei Corvey.

Kurfürst-Erzbischof von Cöln war damals Clemens August, Herzog in Baiern, ein jüngerer Bruder des unglücklichen Kaisers Karl VII. Der Umstand, daß es demselben gelungen war, sich gleichzeitig auch zum Bischof von Münster, Osnabrück, Paderborn und Hildesheim wählen

zu lassen, machte den schwachen Mann zu einem der einflußreichsten Fürsten des deutschen Reichs. Seine Residenz war Bonn. Er war ein prachtliebender, verschwenderischer Herr, der Freund einer wohlbesetzten Tafel und der Jagd. Nicht weniger als 150 Kammerherren sah man an seinem Hofe. An seiner Tafel durfte nur französisch gesprochen werden. Er selbst, ein langer hagerer Mann, mit einer gewaltigen Adler-Nase, schwarzem Bart und stets offen stehendem Munde, liebte es, sich mit besonderer Pracht zu kleiden. Meist trug er ein grünes, reich mit Silber gesticktes französisches Hofkleid, eine französische Perrücke mit Schleife vor der Stirn und Schuhe mit rothen Absätzen.*) Besonders gern verweilte er auf dem üppigen Lustschlosse Clemenswerth, das er sich in der einsamsten Gegend des Niederstifts Münster hatte erbauen lassen. Hier war der Schauplatz schwelgerischer Festgelage, und wenn er, umgeben von einem glänzenden Gefolge, auszog, um den Hirsch zu jagen oder Birkhühner zu schießen, so pflegte eine schöne Freundin in Pagencostüm ihn zu begleiten. Die Spuren jener schnurgeraden, meilenlangen „Fürstenwege", die er bis nach den entferntesten Enden seiner Jagdgründe anlegen ließ, durchziehen noch heute die wilden Einöden des Hümmling. Auch das Schlößchen steht noch, wie der König im Kegelspiel, umgeben von acht kleinen Pavillons, inmitten eines prächtigen Hochwaldes. Aber die Prunkgemächer sind verödet, und an den Gebeinen des heiligen Fructuosus in der Hofcapelle, die der Erzbischof mit ungeheuren Kosten von Rom sich verschafft hatte, lesen zwei einsame Capläne Messen für die Ruhe seiner Seele.

Die materielle Macht dieses Fürsten war indeß äußerst gering; denn über die kleinen Abtheilungen regulairer Truppen, welche die Stifter unterhielten, verfügte das Domcapitel, nicht er.**) An dem vielköpfigen Reichstage von Regensburg gebot er jedoch über eine bedeutende Anzahl von Stimmen. Natürlich zählte der Kirchenfürst zu den wärmsten Anhängern Oesterreichs; er gehörte zu den Reichsständen, die den Reichs-

*) Ueber die Persönlichkeit des Fürst-Erzbischofs Clemens August vergl. Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg II, S. 265; Carlyle. Tauchn. ed. IV, S. 72.

**) In dem Erzstift Cöln selbst existierte in Friedenszeiten nur eine Compagnie Leibgarde von 50 Köpfen und ein Regiment zu Fuß zu 11 Compagnien. Das Domcapitel des Hochstifts Münster dagegen unterhielt 5 Infanterie- und 2 Cavallerie-Regimenter. Das Hochstift Osnabrück besaß gar keine Soldaten, im Bisthum Paderborn endlich befanden sich 9 Compagnien, die unter gemeinschaftlichem Oberbefehl des Bischofs und des Domcapitels standen. (Büsching, Erdbeschreibung VI, S. 11. 159. 204. 602.)

krieg gegen Preußen beschlossen, die Frankreichs Hilfe als eine Garantie des westfälischen Friedens herbeigerufen hatten. Längst stand er mit dem Hofe von Versailles wegen des Durchzugs der Armee in geheimer Verhandlung, und während er gegen Hannover und Hessen eine strenge Getreidesperre angeordnet, mietheten schon im Januar französische Lieferungs-Commissaire ein Haus in Münster.*)

Dem Herzog von Cumberland und dem General von Schmettau schien dies zweideutige Verhalten einen genügenden Vorwand zu bieten, um die reichen Hilfsquellen der Stifter für den Unterhalt der Observations-Armee in Anspruch zu nehmen. Und auf ihren Umtrieb erließen in der That die hannoverschen Minister am 21. April ein Circular an die Kur-Cölnischen Regierungen zu Münster, Paderborn, Osnabrück und Arensberg. Sie verlangten in drohendem Tone, daß das Verbot der Korn-Ausfuhr zurückgenommen würde; denn der König und Kurfürst sei nunmehr gezwungen, seine Armee vorrücken zu lassen. Zwar beabsichtige er nicht, gegen die Länder des Erzstiftes Feindseligkeiten zu üben, aber die Subsistenz des Heeres müsse er auf jede Weise sicher stellen. Zwei Tage nachher, am 23. April, erschien dann noch ein feierliches Manifest, welches der Welt die Gründe des Einrückens der hannoverschen Truppen in Westfalen näher auseinandersetzen sollte. Nur allein die drohende Invasion einer zahlreichen französischen Armee, so verkündete es, veranlasse diese Maßregel. Nichts liege der Regierung ferner, als Offensiv-Absichten gegen ihre Reichs-Mitstände, selbst gegen die „Cron" Frankreich. Sie suche und wünsche vielmehr nichts anderes, als unter „göttlichem Segen" den feindlichen Angriff abzuwehren, und „das zu thun, was vor Gott und Menschen recht sei, und was die Vorsorge für die eigenen Lande erheische".

Unklar und unentschlossen, wie diese Proclamation, waren auch die Maßregeln, welche ihr folgten. An der zögernden widersprechenden Art des Auftretens erkennt man leicht den unseligen Zwiespalt der Meinung, der in Hannover herrschte. Der Herzog von Cumberland wollte das einmal für richtig Erkannte voll und energisch ausführen. Seinen Operationen hätte die Frage der politischen Grenzen keine Schranken auferlegt; aber, obgleich der Sohn des Monarchen, besaß er doch nicht Vollmacht, allein zu entscheiden, und die hannoverschen Minister sahen die Dinge nur von der staatsrechtlich-politischen Seite. Sie fürchteten von einer

*) Schreiben eines Barons von Hammerstein-Gesmold an die hannoversche Regierung, d. d. Osnabrück, 28. Januar 1757, im hannoverschen Archiv.

Verletzung der Kur-Cölnischen Territorien die böseſten Folgen; sie besorgten, man möge sie ebenso wie den König von Preußen als freventliche Störer des deutschen Landfriedens zur Verantwortung ziehen. Und wenn auch die wirkliche augenblickliche Gefahr durch eine angedrohte Reichs-Execution nicht sehr vergrößert werden konnte; so schien es ihnen doch bedenklich, sich den anderen Reichsständen gegenüber in dieselbe schlimme Lage zu bringen, in der sich Friedrich bereits befand. Trotzdem, daß der Erzbischof, die Mahnung verachtend, sämmtliche Kornvorräthe rückwärts nach dem Innern seines Landes schaffen ließ, trotzdem, daß er den Cartell-Vertrag mit Hannover kündigte und alle Verbindungen abbrach, beschloß man also, zunächst die Grenzen seines Landes nicht zu überschreiten. Nachdem die Grafschaft Mark, die Herzogthümer Cleve und Geldern, sowie das Fürstenthum Moers dem Feinde preisgegeben waren, blieben von den preußischen Provinzen nur noch das Fürstenthum Minden und die südlich daran grenzende Grafschaft Ravensberg, sowie die eng verbündete protestantische Grafschaft Lippe zu vertheidigen, ein Gebiet, das sich von der Weser aus wie ein Keil zwischen die Hochstifter Münster, Osnabrück und Paderborn vorschob.

Auch die kleine Enclave Lippstadt, welche Preußen und Lippe gemeinschaftlich gehörte, war bereits in die Hände der Franzosen gefallen. Zwar hatte der Herzog von Cumberland der im Rückzug begriffenen Besatzung von Wesel den Befehl zugehen lassen, den Platz zu behaupten, der, von Wall und Graben und der sumpfigen Niederung des Flusses umgeben, haltbar genug war. Aber dem Commandanten der Abtheilung schien es bedenklich, sich in einem schlecht befestigten Orte einschließen zu lassen, nachdem er soeben einen großen Waffenplatz auf Anordnung seines Monarchen hatte räumen müssen; er zog daher beim Herannahen des Feindes eilig ab. Drei Bataillone ließ er in Bielefeld, mit zweien marschierte er weiter bis Herford, das letzte legte er in Minden in Garnison.

Fast gleichzeitig, in den letzten Tagen des April, begannen die Operationen der Observations-Armee und des großen preußischen Heeres. Nichts kann verschiedener sein, als die Art und Weise, in der Beides geschah. Es prägt sich darin der ganze gewaltige Contrast zwischen der energischen, selbstbewußten Handlungsweise des Königs, der das einmal als nothwendig Erkannte auch mit ganzer Kraft ausführte, und der zögernden unentschlossenen Staatsweisheit der hannoverschen Minister aus, die jeden Schritt sich mühsam abnöthigen ließen. An der Spitze von über 100,000 Kriegern, mit einer Geschwindigkeit, die selbst den

20

Gegnern Bewunderung abzwang, brach Friedrich über die Grenzgebirge nach Böhmen ein. Drei hannoversche Bataillone unter dem Generallieutenant von Spörcken bildeten dagegen die gesammte Streitmacht, welche in denselben Tagen die Grenzen des Kurfürstenthums überschritt und sich zunächst auf Bielefeld dirigierte.

Der Herzog von Cumberland selbst verließ einige Tage später die Hauptstadt, die er in seinem Leben nie wiedersehen sollte. Er äußerte vor seiner Abreise gegen den General von Schmettau, der sich rasch sein Vertrauen erworben hatte, den dringenden Wunsch, ihn bei sich zu behalten; allein ein unglückliches Misverständnis verhinderte die Ausführung dieses Gedankens und entfernte einen thatkräftigen entschlossenen Rathgeber in dem Augenblick aus seiner Nähe, wo er von unendlichem Nutzen hätte sein können. Dagegen schloß sich der alte bedenkliche Großvoigt Ernst von Steinberg als Delegierter des Geheimraths-Collegiums dem Hauptquartier an. Der Umstand, daß derselbe ein Schwager der Gräfin von Yarmouth war, scheint gerade auf ihn den Blick gelenkt zu haben.

Am Dienstag, den 3. Mai, traf der Feldherr in Bielefeld ein. Die Hauptstadt der Grafschaft Ravensberg, die ihn während der nächsten fünf Wochen beherbergte, jetzt ein Centralpunkt deutscher Leinen-Industrie, der nach allen Welttheilen Handelsverbindungen unterhält, war damals ein unbedeutendes Landstädtchen von nicht 3000 Einwohnern; doch war es schon damals wegen seiner Leinenwebereien und seiner Bleichen weitberühmt. Inmitten grüner Wiesen und freundlicher Gärten lag es am nördlichen Ausgang des Passes, vermittelst dessen die uralte Handelsstraße von dem Rhein nach der Weser das Osning-Gebirge durchschneidet, jenen lieblichen belaubten Höhenzug, der in fast schnurgerader Richtung den Teutoburger Wald fortsetzt und seine letzten Ausläufer bis in die Gegend von Rheina vorschiebt. Auf vorspringender Bergspitze über der Stadt ragte das graue, alte Bergschloß Sparemberg hervor, das einst zu den Zeiten der Hansa den Zugang zu der westfälischen Tiefebene vertheidigte. Seinen Werth als Feste hatte es jedoch längst verloren. Der dicke Thurm, früher ein Hauptbollwerk der Reisigen und Bogenschützen, ward jetzt als Gefängnis benutzt.

Der Herzog von Cumberland konnte nicht die Absicht haben, hier einen unmöglichen Widerstand zu versuchen, als er in den ersten Tagen des Mai-Monats im Lager bei Bielefeld (auf der Schild'schen Haide) 16 Bataillone (incl. 7 braunschweigische) und 16 Schwadronen vereinigte, hinter denen sich bei Herford andere fünf Bataillone und vier Schwadronen

sammelten. Nur um eine Occupation des preußischen Gebiets war es ihm zu thun. Der Gedanke, den Weserstrom nöthigenfalls zur Hauptbasis der Vertheidigung zu machen, schien ihm nach wie vor der einzig mögliche Ausweg. Fünf hannoversche Bataillone und vier Schwadronen bezogen deshalb ein Lager bei Nienburg; sechs Bataillone und zehn Schwadronen formierten sich auf dem „Tünderanger“ bei Hameln. Hier trafen endlich am 11. Mai auch die ersten vier hessischen Infanterie-Regimenter und acht hessische Schwadronen ein.

Diese Anordnungen, durch welche die an sich schon numerisch schwächere Observations-Armee noch in drei, durch weite Räume getrennte, Gruppen zerrissen ward, giebt Anlaß zu den schwersten Bedenken. Nur zu leicht hätte ein energischer feindlicher Befehlshaber sich mit erdrückender Uebermacht auf die nach Bielefeld vorgeschobene Abtheilung werfen und sie vernichten können, ehe eine Unterstützung möglich war. Glücklicherweise brauchte man sich von dem neuen französischen Commandierenden jedoch keiner solchen Unternehmungslust zu versehen. Der Marschall Graf d'Estrées galt zwar für einen sehr rechtschaffenen Mann, tapfer und thätig; aber ein Feldherr war er nicht. Er rühmte sich, ein Schüler des großen Marschalls von Sachsen zu sein, des letzten wirklich bedeutenden Generals des königlichen Frankreichs; denn unter ihm hatte er oft Abtheilungen von 15—20,000 Mann mit Ruhm befehligt. Doch ist es ein Anderes, Pläne, die ein Höherer gemacht hat, geschickt auszuführen, als selbst nach eigenem Ermessen die Operationen eines großen Heeres zu leiten. Noch schwieriger wird die Aufgabe, wenn die Maschine durch einen langen Frieden verwildert und geschwächt ist, und wenn statt der Instructionen eines erfahrenen Oberfeldherrn die unberechenbaren Wünsche einer herrschsüchtigen Frau berücksichtigt werden müssen. Aus Begier, als Chef zu commandieren, hatte sich d'Estrées indeß den erniedrigendsten Bedingungen unterworfen; auch gefiel die Wahl wegen seiner vielen vortrefflichen Eigenschaften zuerst allen Parteien. Dem König, der sich entschieden geweigert hatte, einen Prinzen von königlichem Geblüt den Oberbefehl anzuvertrauen, empfahl er sich, weil seine Familie nicht zu dem alten Erbadel Frankreichs gehörte. Die Marquise von Pompadour aber hoffte durch seine Wahl zugleich ihre Stellung zu befestigen und der Nation zu schmeicheln. Sie wußte, daß er nicht wagen durfte, sich ihren Instructionen zu widersetzen, daß sie ihn in das Nichts zurückschleudern konnte, wenn er je versuchen sollte, sich unabhängig zu machen. War er aber glücklich, so hatten ihre Befehle ihn dazu gemacht; war er unglücklich, so war es seine Person, nicht die ihre, die bei dem Monarchen an Einfluß verlor. Die Nation

und die Armee sahen in der Ernennung von d'Etrées eine Sühnung des Unrechts, das man dem Marschall von Sachsen zugefügt hatte. Alle echten Soldaten endlich hofften von ihm, daß er den gesunkenen Geist des Heeres wieder heben sollte.

Bald genug zeigte es sich indeß, daß er dieser Aufgabe keineswegs gewachsen war. Daß er mit übertriebener Strenge gegen Marodeure und Disciplinar-Vergehen einschritt*), machte ihn dem gemeinen Manne verhaßt, um so mehr, da sein hitziges und auffahrendes Temperament ihn oftmals zu Ungerechtigkeiten fortriß. Auch verstand er es nicht, die Officiere zu gewinnen. Als er, in der Absicht, den Luxus zu steuern, einfach lebte und keine Tafel hielt, beschuldigte man ihn des Geizes; dazu sollte er noch Generale befehligen, die vornehmer waren, als der Chef. Nicht weniger wie 41 Generallieutenants, lauter Marquis und Herzoge befanden sich in seiner Armee und 52 Brigade-Generale (maréchaux de camp) gehörten ebenfalls sämmtlich zu dem höchsten Adel Frankreichs.**) Ja selbst Prinzen von königlichem Geblüt glänzten in seiner Umgebung. Und Alle diese unterhielten am Hofe von Versailles einflußreiche Verbindungen und untergruben seine Stellung durch Kabalen.***)

Ein ruhmreiches, entschlossenes Vorgehen möchte indeß trotzdem alle Neider bald zum Schweigen gebracht haben; aber die Klagen über seine Langsamkeit waren unglücklicher Weise nur zu berechtigt. Am 27. April traf der Marschall in Wesel ein und übernahm das Commando von dem Prinzen von Soubise, der sich nun zu dem abgesonderten Corps begab, das zwischen der Lippe und Ruhr zusammengezogen wurde. Seine Instruction wies ihn an, Münster und Emden zu nehmen. In Beziehung auf den Vormarsch an die Weser aber ward Alles seinem Ermessen anheimgestellt; es ward ihm sogar gestattet, eine Schlacht zu liefern, wenn er es für räthlich hielte, um das linke Ufer des Flusses vom Feinde zu säubern.†)

An das, was nun geschah, darf man nicht den Maßstab unserer heutigen Operationen legen. Wir haben erlebt, daß Armeen von Hundert-

---

*) Bis zur Mitte des Juli ließ er etwa 20 Soldaten wegen Plünderns aufhängen. (Mémoires du Duc de Luynes XIII, S. 112.)

**) S. Schlosser's Geschichte des 18. Jahrhunderts II, S. 323.

***) Ueber die Persönlichkeit des Marschalls d'Etrées vergl. das ziemlich seltene Buch, das 1791 in Paris erschien: Galerie des Aristocrates militaires et mémoires secrètes, deutsche Uebersetzung. S. 35 ff.

†) S. Stuhr, Forschungen I, S. 106.

tausenden in wenig Wochen von Schlesien bis vor die Thore von Wien gelangten, daß eine halbe Million von Kriegern vom Rhein bis zur Loire unaufhaltsam vordrang, daß es möglich ist, mitten im Winter die vereisten Pässe des Balkans zu überschreiten. Eine solche Art der Kriegsführung kannte man allerdings nicht. Das heillose Princip, daß dieselben Lebensmittel, welche hinreichen, einen Einwohner 365 Tage zu ernähren, auch genügen, um 365 Soldaten einen Tag zu verpflegen, wagte man damals noch nicht auszubeuten. Wenn man auch keineswegs rücksichtsvoller gegen die Einwohner verfuhr, als jetzt, so sah man doch jede Operation, bei der der Unterhalt der Truppen nicht im voraus durch Ansammlung von Magazinen und Anlegen von Bäckereien vorbereitet war, für bedenklich an.

Aber dennoch übersteigt das wochenlange unbewegliche Stillliegen des gewaltigen französischen Heeres und sein endliches unentschlossenes, zögerndes Vorgehen das Maß des Erklärlichen. Es ist, als wenn die Gunst des Schicksals, die ihm Wesel in die Hände gab, das Concept des Marschalls d'Estrées vollständig in Verwirrung gebracht hätte. Alle Verabredungen in Wien, die Instructionen der eigenen Regierung hatten sich zunächst auf dies Operationsobject bezogen. Nun war es gewonnen, ehe noch der Krieg begonnen, und in Folge dessen war der Feldherr eigentlich rathlos, was er weiter mit seinem Heere anfangen sollte. In Paris hatte man zwar schon im Winter unter dem Vorsitz des alten Marschalls Belleisle eine Commission niedergesetzt, um die Kriegs-Operationen im Großen zu leiten; aber diese Commission ließ ihm gerade jetzt viel mehr freien Spielraum, als ihm lieb war.

D'Estrées war in der peinlichsten Verlegenheit; er sehnte sich förmlich nach dem Gängelbande zurück, an dem man ihn bis dahin geleitet hatte. Sollte er direct durch Westfalen nach der Weser vorrücken, sollte er sich zunächst gegen Hessen wenden? Er berichtete nach Versailles, beides sei gleich gefährlich. Auf dem ersten Wege wäre ein Land zu durchschreiten, das ihm nicht viel besser, als eine Wüste vorkäme. Wovon sollte das Heer leben? Die einzelnen Gehöfte und die wenig ärmlichen Ortschaften, welche weit zerstreut inmitten unermeßlicher Haiden und Moore umherlagen, schienen ihm kaum genügende Subsistenzmittel für die eigenen Einwohner zu bieten; denn dieselbe Gegend, welche heute den gewerbthätigsten District von ganz Deutschland bildet, wo unzählige Eisenbahnen und Chausseen sich durchkreuzen, war damals wegen ihrer schauderhaften Communicationen verrufen. Dazu mangelte es dem Heere an Fuhrwerk, um die Vorräthe an Proviant und Fourage, die den Rhein herunter-

kamen, weiter zu schaffen, und auf die Schiffbarkeit seiner vielfach gewundenen Nebenflüsse, der Lippe und Ruhr, war stromauf wenig zu rechnen. Deshalb hielt es der Marschall für ganz unmöglich, die Reiterei, welche am Ufer des Stromes in Cantonnements lag, an die Tête zu ziehen und schnelle Bewegungen auszuführen. Auf dem zweiten Wege aber, gegen Hessen mußte er die Verbindung mit dem eben gewonnenen Wesel wieder aufgeben, und eine ganz neue Operationsbasis bilden. Allenthalben sah er Schwierigkeiten und Hindernisse und die Zeit, die ein Anderer dazu angewandt haben würde, sie zu überwinden, vertrieb er sich mit der Schaffung neuer Sorgen und Schrecknisse.

Außerdem empörten die Unterschleife der Lieferanten und der Luxus der Officiere sein redliches Gemüth. In der löblichen Absicht, die Misbräuche abzustellen und eine strenge Disciplin einzuführen, ward er sein eigener Intendant, Munitionair, General der Artillerie, gelegentlich auch Politiker und vergaß darüber die Pflichten des Feldherrn.*)

So geschah wochenlang eigentlich Nichts. Man verstärkte gelegentlich die nach Lippstadt vorgeschobene Abtheilung des Grafen von St. Germain bis auf 10 Bataillone und die königlichen Freiwilligen. Man vermehrte die Haltbarkeit dieses Orts durch Anlage von Redouten und Flechen; dennoch zweifelte man, ob man einen so weit vorgeschobenen Posten würde behaupten können. Außerdem machte man das wichtige Münster zu einem Waffenplatz; man besetzte das Städtchen Warendorf an der Ems mit einem kleinen Detachement, aber die Hauptmasse des französischen Heeres blieb unbeweglich bei Wesel stehen, während ihr Führer auf Befehle aus Versailles wartete.

Währenddem war der Herzog von Cumberland bemüht, sein kleines Corps möglichst kriegstüchtig zu machen. An gutem Willen fehlte es Niemand bis zum Soldaten herunter; auch glaubte jeder Einzelne, es wenigstens mit zwei Franzosen aufnehmen zu können.**) Aber an der mangelnden Selbstständigkeit der höheren Führer ebensowohl, wie an dem achtlosen Leichtsinn der jüngeren Officiere merkte man den Einfluß des langen Friedens. Namentlich machte sich das Bedürfnis leichter Truppen dringend geltend; denn in jener Zeit suchte man Alles, was an regulairen Truppen da war, für die rangierte Schlacht zu conservieren, und überließ den Vorposten- und Marsch-Sicherungsdienst besonderen Freicorps, die nur für die Dauer des Krieges engagiert wurden. Nun hatte

*) S. Stuhr, Forschungen I, S. 106. 109. 116 ff.
**) S. v. Westphalen I, S. 249.

sich freilich der Oberjägermeister Graf von Schulenburg, ein tapferer, einsichtsvoller, aber sarcastischer Mann, — wenn es auch, wie seine Gegner behaupteten, mit seiner Frömmigkeit nicht weit her war —, mit hohem patriotischen Sinn erboten, ein Jägercorps von zwei Compagnien zu Pferde und zweien zu Fuß zu werben, und die Formation war schon in vollem Gange. Aber mit der Brauchbarkeit desselben für den Felddienst sah es noch bös aus, obgleich nur gelernte Jäger angenommen wurden.*) Schulenburg selbst, der den Rang eines General-Majors der Cavallerie erhielt und sich im Hauptquartier Bielefeld befand, war im Anfang über die Unwissenheit seiner Untergebenen entrüstet.**) Indeß er betrieb ihre Ausbildung mit dem ihm eigenen Feuereifer, und der Nutzen des Corps ward bald so sehr empfunden, daß im Laufe des Sommers (22. Juli und 1. August) noch zwei Fuß-Compagnien formiert wurden.

Der erste wirkliche Act der Feindseligkeit von französischer Seite geschah in den ersten Tagen des Mai-Monats. Eine Abtheilung des d'Etrées'schen Heeres occupierte nämlich die kleine Grafschaft Bentheim, welche der verschwenderische Graf Friedrich Karl im Jahre 1752 gegen eine jährliche Rente an Hannover verpfändet hatte. Dieser Schritt gab demselben einen willkommenen Anlaß, sich von der lästigen Abhängigkeit wieder frei zu machen. Er trat bald nachher förmlich in französische Dienste und ließ sich durch den Marschall, trotzdem er die im Juli fällige hannoversche Zahlung annahm, in den landesherrlichen Besitz seiner Grafschaft wieder einweisen.***)

Auch der erste bewaffnete Zusammenstoß fand in denselben Tagen statt. Drückender Mangel an Lebensmitteln und Fourage nöthigte den Herzog von Cumberland, die Requisitionen über die Grenzen des preußischen Gebiets hinaus auszudehnen. Nicht allein die Kornvorräthe des Amtes Schwalenberg und des Klosters Marienmünster, welche wenigstens Lippe und dem Bisthum Paderborn gemeinschaftlich gehörten, wurden in Contribution gesetzt; auch in das Hochstift Münster entsandte man Commandos, um Vorräthe herbeizuschaffen, und am 4. Mai, Morgens 9 Uhr, erschien eine Abtheilung von sieben- bis achthundert Mann, Hannoveraner, Braun-

*) Die Jäger-Compagnien zu Fuß commandierte der Major von Freitag, welcher nach Schulenburg's Abgange im Jahre 1759 den Oberbefehl über das ganze Jägercorps erhielt. Das nachher so berühmt gewordene Luckner'sche Husarencorps bestand im Jahre 1757 nur aus einer Compagnie von 50 Husaren. (v. Sichart III, S. 11.)

**) Schreiben des Herzogs von Cumberland an den Minister von Münchhausen, d. d. Bielefeld, 6. Mai.

***) S. Huschberg-Wuttke, S. 333.

schweiger und Bückeburger, vor dem Kloster Marienfeld am rechten Ufer der obern Ems. Der commandierende General, Graf von Schulenburg, verlangte von dem Prior die Ablieferung des vorhandenen Korns, und während er sich nach allen Seiten durch kleine vorgeschobene Trupps sicherte, ließ er es sich mit seinen Officieren im Kloster wohlsein; auch die Soldaten wurden reichlich verpflegt. Sehr ordentlich scheint es aber dabei nicht zugegangen zu sein; denn zwei Meiereien, die vor dem Kloster lagen, wurden gänzlich ausgeplündert. Mittlerweile war dem Befehlshaber des von Warendorf aus vorgeschobenen französischen Fischer'schen Freicorps Nachricht von diesem Ereignisse zugegangen. Sofort brach er mit circa 50 Pferden auf, um die Fouragierung zu stören. Gegen Mittag stieß er im Dorfe Harsewinkel, eine Stunde vorwärts Marienfeld, auf eine kleine hannoversche Abtheilung, welche gerade beschäftigt war, Wagen und Pferde zusammenzutreiben, womit die requirierten Vorräthe weggeschafft werden sollten. Ein furchtbares Gewühl herrschte in den Gassen des Dorfes. Die Bauern, der Kriegslasten ungewohnt, tobten und schimpften; die Weiber heulten. So gelangten die Befreier fast unbemerkt bis mitten in den Ort. Vielleicht hatten ihnen auch geflüchtete Einwohner geholfen, sich ungesehen zu nähern; genug, plötzlich warfen sich die Franzosen so überraschend auf die Hannoveraner, daß ein Officier und 12 Mann gefangen und fast ebensoviel getödtet wurden. An eine weitere Verfolgung konnten die Sieger bei ihrer Schwäche jedoch nicht denken, und acht Fuder Korn wurden trotz dieses unglücklichen Ueberfalls ohne weitere Störung vom Kloster nach Bielefeld abgefahren.*)

Derartige kleine Zufuhren halfen jedoch den drückenden Mangel nur in geringem Maße ab; man war genöthigt, die Requisitionen immer weiter auszudehnen. Ja sogar die Hilfsquellen der Grafschaft Cloppenburg, die damals gleichfalls zum Hochstift Münster gehörte, wurden in Anspruch genommen. Fliegende Commandos, von der hannoverschen Enclave Wildeshausen aus entsendet, setzten die Einwohner dieses wüsten entlegenen Landstrichs in Schrecken und streiften bis fast unter die Kanonen der kleinen fürstbischöflichen Festung Vechta. Die Haupt-

*) Die Erzählung dieses ersten Gefechts ist nach 1) Duc de Luynes, Mém. XVI. S. 49, 2) „Factispecies der in Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht zu Cöllen, Hochstift Paderborn und Münsterschen Landen von den königlich großbritannisch-hannoverschen Truppen verübten gewaltsamen Thät- und Feindseligkeiten", S. 28 ff. — Rénouard, Geschichte des Krieges rc. I, S. 163, verlegt irrthümlicherweise das Treffen auf den 9. Mai, während die beiden ersten Quellen über das Datum des 4. keinen Zweifel lassen.

Magazine und Bäckereien aber wurden aus den Vorräthen des Kurfürstenthums gefüllt; sie befanden sich an der Weser, in Rehme, Blotho und Hameln. Bei den ersteren beiden Orten waren Pontonbrücken über den Strom geschlagen und Tausende von requirierten Fuhrwerken vermittelten den Verkehr mit dem Lager.

Sonst ereignete sich bis zur Mitte des Monats Nichts, was die abwartende, beobachtende Stellung der beiden Armeen wesentlich verändert hätte. Da durchflog mit einem Male die Nachricht von dem großen entscheidenden Siege, den der König Friedrich am Freitag, den 6. Mai, unter den Mauern von Prag erfochten hatte, ganz Europa. Die Aufregung, welche uns Alle ergriff, als wir erfuhren, daß nach dreitägigen blutigen Kämpfen die Armee Bazaine's nach Metz hineingeworfen war, kann nicht größer gewesen sein, wie damals, als sich die Kunde des ganz ähnlichen Ereignisses mit Blitzesschnelle verbreitete. Friedrichs Freunde jubelten, seine Feinde waren niedergeschlagen. Die gesammte österreichische Operations-Armee unter dem Erzherzog Karl von Lothringen, so hieß es zuerst, sei gezwungen worden, einen precairen Schutz in der Festung zu suchen, wo bald genug der Mangel an Lebensmitteln sie zur Uebergabe bringen müsse. Und wer sollte denn den Sieger hindern, nach Wien zu marschieren, um den Frieden zu dictieren? Bei einem solchen großartigen Erfolge kamen die ungeheuren blutigen Opfer kaum in Betracht; selbst der Heldentod des Feldmarschalls Schwerin war nicht zu theuer erkauft. In der Kaiserstadt selbst herrschte eine unbeschreibliche Bestürzung; man erfuhr bald, daß der tapfere Feldmarschall Browne tödtlich verwundet war. Den eigenen Verlust schätzte man auf wenigstens 15,000 Mann. Ein Gerücht wollte wissen, die gesammte Artillerie sei in die Hände des Feindes gefallen. Nicht allein Prag hielt man für verloren, ganz Böhmen, selbst Wien sah man schon in dringender Gefahr.*)

Am richtigsten und nüchternsten beurtheilte der Sieger selbst den eigenen Erfolg. Noch am Abend der Schlacht schrieb er an den König von England, es sei ihm unter schweren Verlusten gelungen, einen Theil des feindlichen Heeres nach Prag hineinzuwerfen; ein anderer habe sich über die Sazawa in Sicherheit gebracht. Aber auch der erste Jubel des Erfolges riß ihn nicht zu übertriebenen Hoffnungen fort, obgleich er sich über die Größe der Entscheidung nicht täuschte.**)

---

*) Berichte des hannoverschen Gesandten von Steinberg, d. d. Wien, 9. 19. 25. und 28. Mai 1757.

**) S. den eigenhändigen Brief Friedrichs II. an den König Georg aus dem Lager von Prag, d. d. 6. Mai 1757, in Anlage 15.

Am 10. Mai traf die freudige Kunde von dem großen Ereignis in Bielefeld ein und erweckte die hochgespanntesten Erwartungen. Der Herzog von Cumberland sah den Feldzug entschieden. Daß Prag sich nur wenige Tage halten könnte, schien ihm zweifellos; capitulierte aber die böhmische Hauptstadt, so hinderte den König von Preußen nichts mehr, die versprochene Hilfsarmee nach Westfalen zu schicken, und dann konnte man mit leichter Mühe die Franzosen über den Rhein zurückwerfen. Ja des Herzogs Zuversicht wuchs jetzt in einem solchen Grade, daß er der preußischen Hilfe kaum mehr zu bedürfen glaubte.*) Es galt jetzt, auf alle Fälle ein Faustpfand für den bevorstehenden Friedensschluß sich zu sichern. Die Hoffnung auf Erweiterung der Grenzen des Kurfürstenthums erschien nicht mehr eine Chimäre und verschwunden war mit einem Male die Vorsicht und Zaghaftigkeit der letzten Wochen. Man beschloß nun, unverzüglich das Bisthum Paderborn zu occupieren, und die gesammte Observations-Armee in eine andere Stellung vorzuschieben, welche diesen Besitz deckte und von der man vielleicht — wenn die preußischen Verstärkungen einträfen — angriffsweise weiter vorgehen könnte.

Die Truppen, welche sich im Lager bei Hameln sammelten, erhielten also Befehl, nach Süden abzumarschieren; auch die Hessen, die zuerst bestimmt gewesen waren, den bedenklichen Weser-Cordon durch eine Besetzung von Hoya zu vervollständigen**), wurden beordert, sich dieser Bewegung anzuschließen. Dem hannoverschen Ministerium ward erneut aufgegeben, für Herbeischaffung der nöthigen Subsistenzmittel zu sorgen. Dann schlug man am 15. Mai oberhalb des Dorfes Ohr eine Pontonbrücke über die Weser, und am 16., ganz in der Frühe, setzte sich die Heeresabtheilung in Bewegung. Den Oberbefehl führte der hannoversche General von Zastrow.

Es war ein fürchterlicher Marsch. Drei Tage brauchte man, ehe man Schlangen erreichte, die letzte Ortschaft auf Lippeschem Gebiet in der öden Sennerhaide gelegen. Die Truppen waren einer solchen combinierten Bewegung ungewohnt, und schon zwischen Aerzen und Blom-

*) Am 11. Mai schreibt der Herzog von Cumberland an den Minister von Münchhausen: „Jamais campagne n'a commencé si heureusement et glorieusement. Je ne fais aucun doute, que même sans détachement prussien nous ne nous en ressentions ici. Je ne veux pas dire, que je ne serais pas charmé que le roi de Prusse se trouvât en état de nous en envoyer. Mais je prétends, que la France n'entre pas en Allemagne bride abattue, comme elle l'aurait fait, si le roi de Prusse n'avait pas eu de supériorité et d'avantages si marqués" 2c.

**) S. Rénouard I, S. 128. 149.

berg hatte der anhaltende Regen die Wege so verdorben, daß der größte Theil der Bagage nicht folgen konnte. Noch schlimmer war es, als man am nächsten Tage, auf gänzlich aufgeweichter holperiger Straße, das Osning-Gebirge überschritt. Es wurde 7 Uhr Abends (den 18.), ehe die Infanterie nach 15stündigem anstrengenden Marsche im Lager eintraf; Geschütze und Fuhrwerke aber blieben in den ausgefahrenen steilen Waldwegen stecken; nicht einmal die leichten Regiments-Kanonen brachte man vorwärts. Peitschenhiebe regneten fruchtlos auf die unglücklichen Zugthiere; die Fuhrknechte schimpften und fluchten; ein großer Theil der Cavallerie- und Artilleriepferde stürzte kraftlos zusammen. Es wurde Nacht und die Colonne steckte noch immer in dem Gebirgsdefilé. Man mußte endlich campieren, wo man war. Am nächsten Morgen ging's weiter, aber der ganze Tag (der 19.) verging noch, ehe die Abtheilung wieder zusammen war. An demselben Abend traf, von Bielefeld entsendet, noch eine Verstärkung von 2 Bataillonen und 4 Schwadronen im Lager bei Schlangen ein.

Nunmehr waren 12 Bataillone und 22 Schwadronen hier vereinigt, und in der Frühe des nächsten Tages (Sonnabend den 20. Mai) setzte sich die gesammte Streitmacht gegen die Grenze des Bisthums Paderborn in Bewegung. Zwei Avantgarden-Abtheilungen unter dem hannoverschen General von Hardenberg und dem hessischen General-Major Prinz von Anhalt brachen um 3 Uhr Morgens auf und stiegen mit Tagesgrauen zur Flußniederung der Lippe hinab. Das Gros folgte um 6 Uhr in einer einzigen langen Colonne. Das erzkatholische Land, welches man nun betrat, erschien den Soldaten ganz besonders fremdartig und eigenthümlich. Auf den freien Plätzen der Ortschaften, auf allen Wegkreuzungen standen Cruzifixe, auf den Hügeln Betkapellen mit Heiligenbildern, und die Bewohner lagen in stummer Andacht auf den Knieen und beteten noch um Abwendung des Unheils, als es schon über sie hereinbrach.

In der fürstbischöflichen Residenz Paderborn selber aber herrschte die furchtbarste Verwirrung. Kaum waren die Bürger vom Schlummer erwacht, so erschien der kurfürstlich hannoversche General von Hardenberg, der seinen Truppen vorausgeeilt war, in der Stadt. Er überbrachte dem Geheimenrath ein Schreiben des Herzogs von Cumberland, dessen dunkle Fassung schon Schlimmes befürchten ließ. Während der hochweise Rath noch darüber grübelte, was eigentlich mit dem seltsamen Gemisch von Freundschafts-Versicherungen, von Betonung der Nothwendigkeit, dem Feind die Herbeischaffung der Subsistenzmittel aus dem Bisthum zu verwehren, und von Versprechung guter Mannszucht gemeint

sei, kündigte der General mit kurzen Worten an, daß die alliierte Armee binnen einer Stunde vor den Thoren eintreffen werde. Bewaffneter Widerstand war unmöglich. In der Stadt befand sich nur ein schwaches Kur-Cölnisches Regiment von etwa 800 Mann. Der Commandierende dieses Corps, der General-Lieutenant von Mengerssen, war noch dazu abwesend. Man hatte demselben zwar am Abend vorher, als die erste Nachricht von der bedrohlichen Ansammlung feindlicher Truppen an der Grenze nach Paderborn gelangte, per Estafette zurückberufen; aber er konnte kaum rechtzeitig eintreffen. Das Rathscollegium war rathlos vor Schrecken. Einst hatte ein Ahnherr des feindlichen Feldherrn, der wilde Herzog Christian von Braunschweig, der Domkirche ihren köstlichsten Schatz, die zwölf silbernen Apostel und den silbernen Sarg des heiligen Liborius, geraubt und davon jene berühmten Thaler mit der Inschrift „Gottes Freund, der Pfaffen Feind“ prägen lassen. Wer schützte sie nun vor ähnlicher Gewaltthat, wenn der neue, ebenso kostbare Schrein des Heiligen die Habsucht der Soldaten des Herzogs von Cumberland reizte? Man beschloß also, um Plünderung und Verwüstung abzuwenden, eine Deputation dem hannoverschen Commandierenden entgegenzusenden und sich zum Abschluß einer anständigen Capitulation bereit zu erklären.

Zugleich arrangierte die geängstigte Bürgerschaft eine Wallfahrt um die Mauern. Den Kasten, welcher die Gebeine des Schutzpatrons enthielt, voran, die Geistlichkeit mit wehenden Fahnen, mit rauchenden Weihfässern und hochgehobenen Kreuzen dahinter, setzte sich die Procession in Bewegung. Singend und betend hatten sie um 9 Uhr Morgens eben den Rundgang vollendet und wollten durch das Neuhäuser-Thor, von wo sie ausgegangen waren, wieder in die Stadt zurückkehren, da zeigten sich plötzlich die Bajonnetspitzen der anrückenden hannoverschen Colonne. Nun entstand eine ziemliche Verwirrung. Die Soldaten ließen dem erschreckten Wächter nicht Zeit, das Thor wieder zu schließen, sondern drangen unmittelbar hinter dem heiligen Zuge mit ein. Ein Paderbornscher Unterofficier, der mit dem Kurzgewehr in der Hand den Truppen entgegentrat, ward bei Seite geschoben. Ohne weiteren Widerstand gelangten dieselben auf den Markt, wo ein Regierungsbeamter eine langathmige Protestation ablas. Dann fügte man sich der Nothwendigkeit, und schloß eine Capitulation, wonach eine hannoversche Besatzung von einigen tausend Mann in der Stadt selbst einquartiert ward. Hundert Kur-Cölnische Soldaten blieben als Wache in den öffentlichen Gebäuden zurück; der Rest mußte abziehen. Uebrigens wurde die landesherrliche Autorität des Erzbischofs in vollem Maße anerkannt und jede mögliche

Sorge getragen, daß an seinen Palästen und an den Kirchen nicht „deterioriert" werde. Auch das Schloß Neuhaus erhielt eine kleine Schutzwache von der alliierten Armee, die außerhalb lagerte, und deren Zeltreihen sich von hier am rechten Ufer der Unna bis fast nach Paderborn hin erstreckten.*)

Der Theil des Observations-Heeres bei Bielefeld hatte sich inzwischen auch in Bewegung gesetzt. Am 19. Mai ließ der Herzog die 12 hannoverschen und braunschweigischen Bataillone, welche bisher auf der Schildschen Haide gestanden hatten, am Südhange des Osning-Gebirges, bei dem Dorfe Brackwede, — jetzt ein beliebter Ausflugs- und Vergnügungsort der Bielefelder Bürger —, ein neues Lager beziehen. Aus der kleinen reichsunmittelbaren Grafschaft Rietberg, einem Besitz des österreichischen Staatskanzlers Grafen Kaunitz**), war die französische Besatzung schon in den ersten Tagen des Monats vertrieben worden. Jetzt wurden ungefähr 2000 Mann mit acht Geschützen unter dem General von Brunk dahin vorgeschickt. Recognoscierungs-Abtheilungen durchstreiften die Haideflächen Westfalens nach Süden bis über Salzkotten hinaus. Die Grenadiere wurden in Bataillone zusammengezogen; allenthalben gab sich eine vermehrte kriegerische Thätigkeit kund. Ein Brief des Marschalls d'Estrées, der noch am 24. Mai von neuem freien Durchmarsch durch Hannover verlangte und alle mögliche Schonung des Kurfürstenthums versprach, ward ablehnend vom Herzog beantwortet, und es gewann den Anschein, als wenn nunmehr ernstliche Operationen beginnen sollten. Es herrschte eine gehobene zuversichtliche Stimmung. Selbst der zaghafte General von Zastrow bekam Lust, einen großen Schlag auszuführen.***)

Auch die Geheimräthe in Hannover begannen die Angelegenheiten in einem rosigeren Licht zu sehen. Der Minister von Podewils hatte geschrieben, der König Friedrich hoffe bis zum 26. Mai seine schwere

*) Ueber die Ereignisse in Paderborn vergl. die oben erwähnte „Factispecies" rc., S. 32 ff., die auch das „Gesinnungs"-Schreiben des Herzogs von Cumberland, d. d. Bielefeld, 19. Mai, sowie die Capitulations-Urkunde enthält. Das Uebrige ist nach Rénouard I, S. 151 ff.; Huschberg-Wuttke, S. 333 ff.

**) Der letzte Graf von Rietberg, welcher die Grafschaft als hessisches Lehn besessen hatte, war bereits 1552 gestorben. Durch seine weiblichen Nachkommen vererbte dieselbe zunächst auf die Grafen von Ostfriesland und kam dann (1692) durch eine Tochter des Grafen Johann an deren Gemahl Maximilian Walrich von Kaunitz, den Vater des Staatskanzlers. (Büsching VII, S. 462 ff.)

***) Schreiben des Herzogs von Cumberland an den Minister von Münchhausen, d. d. Bielefeld, 26. Mai.

Artillerie vor Prag zu haben und ein Bombardement von wenig Tagen werde die Hauptstadt Böhmens in seine Hände liefern. Steinberg's Depeschen schilderten die allgemeine Muthlosigkeit in Wien. Der Kammerpräsident von Münchhausen hielt daher den Moment für gekommen, um eine enge Allianz mit Preußen abzuschließen, deren er sich so lange geweigert hatte. In dem Sinne berichtete er nach London und bat um königliche Autorisation.*)

In einer Beziehung hatten sich jedoch die hannoverschen Minister und der Herzog von Cumberland schwer getäuscht; sie glaubten, die Niederlage von Prag würde auch auf die Operationen der französischen Armee einen lähmenden Einfluß üben. Nun gingen aber gerade jetzt von Wien dringende und immer dringendere Botschaften nach Versailles, welche ein thätigeres Eingreifen forderten; auch war man dort fester, als je, entschlossen, der Kaiserin mit allen Kräften Beistand zu leisten. Den König Ludwig XV. hatte es von neuem schwer verletzt, daß Friedrich, der einzigste unter den Monarchen Europa's, es unterließ, ihm schriftlich seine Theilnahme auszusprechen, als Damiens den Mordstahl gegen seine geheiligte Person gezückt hatte. Außerdem scheint ihm ein gefälschter Allianz-Tractat zwischen Preußen und England vorgelegt zu sein, wonach sich beide contrahierenden Mächte neuerdings verpflichtet haben sollten, den Krieg in das Innere von Frankreich zu spielen. Genug, er befahl nun die Unterzeichnung eines neuen geheimen Unions- und Freundschafts-Vertrages mit dem Hause Habsburg, und genau am Jahrestage des ersten Neutralitäts-Bundes, den 1. Mai 1757, ward derselbe von Starhemberg und Bernis unterschrieben. Seinem Inhalte nach war er nichts mehr und nichts weniger als ein Theilungsplan der preußischen Monarchie. Der König von Frankreich verpflichtete sich, eine selbstständige Armee von 105,000 Mann zu stellen, die Kaiserin mit einem Hilfscorps von 4000 Baiern und 6000 Württembergern zu unterstützen und ihr jährlich 12 Millionen Gulden Subsidien zu zahlen, damit sie wieder in den Besitz des Herzogthums Schlesien und des Fürstenthums Crossen gelangte. Der Kurfürst von Sachsen sollte das Herzogthum Magdeburg und den Saalkreis erhalten, mit Schwedisch-Pommern, Halberstadt und Cleve die anderen Theilnehmer an dem Bunde entschädigt werden. Für sich selber endlich beanspruchte Frankreich die Abtretung der Herrschaften Chimay und Beaumont, der Häfen Ostende und Nieuport und einiger anderer Städte, sowie des Forts Knocke. Von

*) Münchhausen's Bericht, d. d. 28. Mai 1757, im Königlichen Archiv zu Hannover.

Philipp, Herzog von Parma und Guastalla, der Schwiegersohn Ludwigs XV. aber sollte die österreichischen Niederlande erhalten.*)

Um die Pläne zu verwirklichen, glaubte man nicht energisch genug handeln zu können, und schon am 19. Mai erhielt der Marschall d'Estrées den bestimmten Befehl, den Herzog von Cumberland mit Gewalt aus seiner Stellung zu vertreiben. Gleichzeitig über die Weser zu gehen und gegen Cassel zu operieren, dazu hatte der französische Heerführer sich trotz seiner ungeheuren Ueberlegenheit aber stets für zu schwach erklärt. Und selbst an die Ausführung der einen ihm aufgedrungenen Operation ging er widerwillig und zögernd. Es dauerte bis zum Ende des Monats Mai, ehe er ein Corps von 53 Bataillonen und 28 Escadrons im Lager bei Münster vereinigt hatte, wohin er selber sein Hauptquartier verlegte. Um dieselbe Zeit concentrierte der Prinz von Soubise 26 Bataillone und 20 Schwadronen bei Lippstadt, hinter denen sich noch eine Reserve-Abtheilung bei Hamm sammelte.

Unbestimmt und unsicher waren die Nachrichten, die dem Herzog von Cumberland über diese Bewegungen zugingen. Bedenklich schwankend und unklar waren aber auch seine Entschließungen. Einmal fürchtete er, der Feind möchte direct von Münster über Osnabrück gegen die Unterweser vordringen, und dachte an eine Besetzung von Bremen; ein anderes Mal meldete der General von Zastrow aus Neuhaus, vor seiner Front zeigten sich täglich zahlreiche feindliche Abtheilungen. Und als gar am 28. Mai eine zahlreiche Gruppe französischer Generale recognoscierend bis auf 3/4 Stunden von dem Lager vorritt, da schien es gewiß, daß hier der Hauptangriff erfolgen sollte. Nun wurden in aller Eile von Bielefeld Verstärkungen dorthin dirigiert. Wenige Tage später trafen auch die ersten vier jener acht hessischen Regimenter, welche in England gestanden hatten, im Lager von Neuhaus ein, so daß nunmehr 18 Bataillone und 24 Schwadronen hier vereinigt waren.

In den ersten Tagen des Juni änderte sich die Situation abermals. Nun war kein Zweifel mehr möglich, daß sich der ganze gewaltige Heerhaufen des Marschalls d'Estrées am linken Ufer der Ems aufwärts in Bewegung gesetzt hatte. Vorsichtig und gemessenen Schritts, in der Flanke stets durch den Strom gedeckt, kam diese imponierende Truppenmasse näher und näher. In wenig Tagen konnte sie sich mit dem Detachement des Prinzen Soubise vereinigt haben, das sich nunmehr von Lippstadt nördlich gegen den Ems-Uebergang bei Rheda zu dirigieren schien. Einer solchen Ueber-

*) Den ganzen Vertrag siehe auszugsweise bei Schäfer I, S. 280 ff.

macht gegenüber durfte der Herzog von Cumberland das Bedenkliche der Theilung seiner Streitkräfte nicht mehr verhehlen. Der General von Zastrow, dem es in seiner isolierten Stellung schon längst unbehaglich geworden war, klagte dazu bitter über die Unmöglichkeit, die Verpflegung herbeizuschaffen. Trotzdem daß vier Capitains mit bewaffneten Commandos alle Klöster, adeligen Höfe und Pachtungen im Bisthum Paderborn einer strengen Durchsuchung hatten unterziehen müssen, meldete er, es sei nicht gelungen, genügende Vorräthe aufzutreiben.

Dem Herzog von Cumberland gab diese Noth einen willkommenen Anlaß, das Hochstift wieder zu räumen, und er sandte dem General von Zastrow den Befehl, unverzüglich sich mit ihm bei Bielefeld zu vereinigen. Demselben schien indeß ein Abmarsch bei Tage wegen der Nähe des Feindes zu bedenklich. Er wartete daher mit dem Aufbruch bis um 10 Uhr Abends den 2. Juni, und schätzte sich glücklich, als seine Truppen, zum Tode ermattet, von schwerem Gewitterregen durchnäßt, am Nachmittage des nächsten Tages beim Jägerkruge in der Sennerhaide das Lager bezogen; denn vom Gegner hatten sich nur ein paar kleine Patrouillen gezeigt, die sich in respectabler Ferne hielten. Früh um 4 Uhr den 4. Juni brach man wieder auf. Einige französische Schwadronen drängten zwar lebhafter nach und wechselten selbst Schüsse mit der Arrieregarde; doch erreichte man ohne Verlust um 6 Uhr Abends das Lager bei Bielefeld. An demselben Tage und am folgenden trafen von Hameln her noch vier hessische Bataillone, die gleichfalls zum englischen Expeditionscorps gehört hatten, und einige hannoversche Abtheilungen hier ein.

Endlich war nun die gesammte Observations-Armee in der Stärke von 46 Bataillonen und 38 Schwadronen vereinigt.*) Es sah aus, als wenn man sich nunmehr auf einen entscheidenden Kampf vorbereitete; in beiden Lagern wurde eifrig geschanzt. Nach der Front schien die Stellung stark genug zu sein, die Flügel sicherte man durch Anlegung von Batterien. Die schwere Bagage wurde über die Weser zurückgeschickt, die Feldscheerwagen näher herangezogen.

*) Dieselbe bestand aus:

Hannoveranern	22 Bat.,	30 Schw.,
Hessen.	10 „	8 „
Braunschweigern	7 „	— „
Preußen	6 „	— „
Bückeburgern	1 „	— „
	46 Bat.,	38 Schw.

Vier hannoversche Bataillone und vier Schwadronen standen bei Nienburg, zwei hessische Bataillone und zwei Schwadronen in Hameln. (v. Sichart III, S. 245.)

Mit der Verpflegung war es in der letzten Zeit besser geworden. Auch die Cavallerie, die im Paderbornschen fast verhungert war und die man einige Zeit von jedem Dienst hatte dispensieren müssen, erholte sich nun wieder; aber trotzdem herrschte jetzt eine gedrückte Stimmung und die Bande der Disciplin lockerten sich. Der gewaltigen feindlichen Heeresmacht gegenüber, die unabwendbar, wie ein drohendes Unwetter, heraufzog, fühlte selbst das furchtloseste Gemüth sich deprimiert. Was half gegen eine solche Ueberzahl selbst die stärkste Position? Wenn sie umgangen ward, so führte dennoch der nothwendige Rückzug zu unvermeidlicher Vernichtung. Unter den Aufregungen eines lebhaften Offensiv-Feldzuges hätte die Armee vielleicht die Gefahren der Lage zeitweilig vergessen; während des wochenlangen Stillliegens unter luftigen Zelten bei rauhem, regnerischem Wetter aber war es anders. Freilich wurden häufig Recognoscierungs-Abtheilungen weithin entsendet, aber die Erzählungen, mit denen die Theilnehmer von solchen Expeditionen in's Lager zurückkehrten, bestätigten die schlimmsten Befürchtungen. Mit täglich wachsender Gewalt drängten sich die traurigsten Befürchtungen den Gemüthern auf. Jeder Einzelne bis zum Soldaten herunter wußte zwar, daß es nicht blos die Ehre, sondern die Existenz des Vaterlandes galt, wenn er in den Kampf zog; aber er empfand instinctmäßig, daß unter den Führern keine rechte Zuversicht mehr herrschte und daß jeder Tag ihn einer Katastrophe näher brachte. Wer will unter diesen Umständen den Truppen einen Vorwurf daraus machen, wenn die Desertionen häufiger als sonst vorkamen und besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen werden mußten, um diesem Uebel zu steuern?

Mittlerweile waren die französischen Heersäulen im langsamen Vorrücken geblieben. Von Münster her wälzte sich die große Hauptcolonne über Telgte nach Warendorf, das sie am 5. Juni erreichte. Der unaufhörliche Regen verzögerte jedoch die Bewegungen; man war gezwungen, hier einige Tage halten zu bleiben, denn Fuhrwerk und Geschütze blieben in den grundlosen Wegen stecken. Die Soldaten wadeten selbst in ihren Zelten bis an die Knie im Schlamm. Dazu herrschte ein drückender Mangel an Brod; weizengebackenes war für Geld nicht zu haben, und der landesübliche schwarze „Pumpernickel" mundete den Franzosen nicht. Die unwillkommene Ruhepause benutzte der unternehmende General-Quartiermeister des Heeres, Graf von Mallebois, um recognoscierende Abtheilungen leichter Truppen über die Ems vorzuschicken. Das Detachement, welches noch am 5. Juni über Harsewinkel bis nach Marienfeld vordrang, begleitete er selbst, und von dem Kirchthurm des Klosters erblickte er an dem Hange

des Bergzuges, welcher den Horizont begrenzte, zum ersten Male die weißen Zeltreihen des feindlichen Lagers. Eine schwarze, morastige Niederung, von weiten blinkenden Wasserflächen unterbrochen, umgab die Front und den rechten Flügel und machte sie anscheinend unangreifbar.*)

Gerade um die Sicherheit dieses rechten Flügels war aber der Herzog von Cumberland vorzugsweise besorgt. Kaum hatte er von der zeitweiligen Besetzung des Klosters Marienfeld erfahren, so entsandte er den General von Schulenburg mit 500 Grenadieren, 200 Jägern und 200 Reitern, um den Feind wieder von da zu vertreiben. Am Montag, den 6. Juni, Abends 7 Uhr, traf derselbe an der Grenze des Münsterschen Territoriums ein; hier ließ er seine Abtheilung aufmarschieren und ruhen. Eine Menge Neugieriger umstanden das kleine Lager, und er erfuhr bald, daß der bekannte französische Parteigänger, Oberst Fischer, mit einer Grenadier- und Jägercompagnie anscheinend sorglos im Kloster lagere. Der hannoversche General beschloß, denselben in der nämlichen Nacht zu überfallen. Kurz nach Mitternacht brach er mit seinem Detachement wieder auf. An der Spitze marschierten die Jäger, dann folgten die Grenadiere; die Reiterei schloß den Zug. Es war rabenfinster. Ohne etwas Verdächtiges zu bemerken, hatte die Avantgarde auf dem Wege, der sich, von Hecken und Gräben eingefaßt, durch die morastige Niederung hinschlängelte, fast das Thor des Klosters erreicht. Da plötzlich blitzten aus den Gebüschen links und rechts einzelne Flintenschüsse auf; dann ergossen sich knatternd ganze Salven auf die Grenadiere und Reiter, welche, nichts Böses ahnend, hinterher marschierten. Die Ueberfallenden waren selbst überfallen. Bauern hatten dem Oberst Fischer die Annäherung des Feindes frühzeitig verrathen, und so gewann er Zeit, seine Abtheilung zu beiden Seiten des Weges in Versteck zu legen. Nun entstand die unbeschreiblichste Verwirrung. Die Hannoveraner suchten das Feuer ihrer unsichtbaren Gegner zu erwiedern; aber die Ueberraschung und die Unordnung waren zu groß; an ein Standhalten war bald nicht zu denken. Die Reiterei jagte zuerst weg, dann löste sich Alles in wilde Flucht auf und rannte, Waffen und Gepäck fortwerfend, davon. Die Franzosen schossen aus sicherem Versteck in den unentwirrbaren Menschenknäuel hinein, und die Feuerstrahlen ihrer Gewehre warfen ihr unsicheres Licht auf die schaurige Scene. Nicht einmal eine Besetzung der rückwärtigen Stellungen ließ sich ausführen; der Versuch, die Flüchtigen hier anzuhalten und zu ordnen, misglückte. Es war eine Nacht voll Grauens und Schreckens, und der

*) S. Duc de Luynes, Mémoires XVI, S. 81.

General von Schulenburg, als er mit Tagesanbruch die Versprengten sammelte, wunderte sich, daß er im Ganzen nicht mehr als zwei Officiere und 25 Soldaten verloren hatte. Unter den Todten befand sich der Capitain von Arenstorff, der erste hannoversche Officier, der in diesem Kriege blieb.*)

Sonst hatte diese Affaire keine weiteren Folgen. Die französische Hauptmacht überschritt die Ems nicht, sondern zog gemessenen Schrittes am linken Ufer des Stromes aufwärts gegen Herzebroek, wo sie bis zum 11. Juni lagerte. Hier vereinigte sie sich mit der Abtheilung des Generals Muy, welche bis dahin in Hamm gestanden hatte; drei Bataillone von dieser mußten jedoch bei Oberhagen zurückbleiben, denn der furchtbare unaufhörliche Regen hatte ihr Lager in eine Insel verwandelt, die sie ohne Schiffe nicht verlassen konnten.**) Die sogenannte Reserve des Prinzen von Soubise erreichte von Lippstadt aus am 8. Juni Wiedenbrück. In Folge dessen räumte am 9. der General von Brunk das Schloß Rietberg und zog ohne Verlust nach Bielefeld ab.

Hier spitzte sich nunmehr Alles einer gewaltsamen Entscheidung zu. Am 12. Juni in der Frühe gingen die französischen Colonnen über die Ems; dann bezog das gesammte vereinigte Heer wenig Meilen vor der Front der Observations-Armee zwischen Rheda und Neuenkirchen ein Lager. Noch schien es, als wenn der Herzog von Cumberland Stand halten wollte; noch hoffte er vielleicht, daß der Feind, der von der Bedrohung des rechten Flügels abgelassen hatte, auf seine Uebermacht vertrauend, die starke Stellung von Brackwede von vorn angreifen würde — und das war seine einzige Chance. Am nächsten Tage jedoch änderte sich das Bild. Die Hauptmasse der Franzosen blieb unbeweglich stehen; Schwärme von leichten Truppen, unterstützt von zahlreichen Pikets, dagegen drangen nach allen Richtungen vor. Dreihundert Freiwillige nebst acht Grenadier-Compagnien marschierten gegen Marienfeld; die volontaires royaux besetzten Gütersloh; das Fischer'sche Freicorps endlich schlug die noch bedenklichere Direction gegen den Gebirgspaß von Oerlinghausen ein. Siebenhundert Dragoner folgten ihm, und wenn es den Franzosen gelang, sich dieses Defilés zu bemächtigen, so lief der Herzog

*) Auch bei diesem zweiten Gefecht von Marienfeld herrscht einige Unsicherheit hinsichtlich des Datums. Die „camps topographiques“ verlegen es auf die Nacht vom 8. zum 9. Juni. Reden (Feldzüge der alliierten Armee), der die Nacht vom 6. zum 7. Juni angiebt, scheint mit dem Duc de Luynes (XVI, S. 81) am besten übereinzustimmen. Rénouard (I, S. 171) hält den 7. Abends für richtig.

**) S. Duc de Luynes, Mém. XVI, S. 81.

Gefahr, von Herford abgeschnitten zu werden. Dem durfte er sich unter keiner Bedingung aussetzen. Entsendete er aber Truppen, um den bedrohten Zugang zu vertheidigen, so schwächte er seine Front zu sehr. Nichts blieb daher übrig, als der Rückzug hinter die Weser.

Dem Feldherrnblick Cumberland's kann die wahrscheinliche Nothwendigkeit dieses Schrittes schon längst nicht entgangen sein. Um so mehr muß uns die überstürzte und unvorbereitete Art seiner Ausführung befremden. Sie macht den Eindruck, als wenn man sich dennoch über den wirklichen Werth der Stellung von Brackwede Illusionen gemacht oder als wenn man sich bis zum letzten Augenblick gescheut hätte, der Eventualität eines Rückzuges klar in's Auge zu sehen. Erst mit der Entdeckung, daß die Position auch in der linken Flanke umgangen werden könnte, brachen die letzten Hoffnungen mit einem Male zusammen, wie ein Kartenhaus. Nun sah man eine Umfassung, die zwar möglich war, aber noch nicht einmal ernstlich begonnen hatte, schon in voller Ausführung begriffen; ja man glaubte, die Dunkelheit der Nacht benutzen zu müssen, um möglichst unentdeckt wegzukommen.

Am Montag den 13. Juni, Mittags, ward der Abmarsch beschlossen, und noch denselben Abend um 6 Uhr trat man ihn an. Allein es fehlte dem Heere nicht nur an leichten Truppen, sondern auch an geübten Quartiermeistern, an Führern, an Schanzgräbern. Eine Recognoscierung der rückwärtigen Communicationen hatte daher nicht stattgefunden und die Wegebesserungen beschränkten sich auf die Instandhaltung der großen Straße über Herford nach Rehme, auf der bis dahin die Zufuhren herangeschafft waren. Außerdem scheint die allgemein übliche Eintheilung in Flügel und Treffen bei der Observations-Armee damals noch gar nicht durchgeführt gewesen zu sein. Man war daher genöthigt, die gesammte Infanterie auf diese eine Straße anzuweisen; die Reiterei dagegen sollte in einer zweiten Colonne auf weiter östlich laufenden Nebenwegen nach der Brücke von Vlotho abziehen.

Noch andere Uebelstände vermehrten die Schwierigkeiten dieses Rückzuges. Unbegreiflicher Weise hatte man versäumt, das Gepäck vorher zurückzusenden; ebenso wenig existierte eine streng geregelte Marschordnung. Jedes Regiment marschierte also, als wenn es allein auf der Welt wäre, und nahm seine Wagen und Packpferde, wie im Frieden, hinter sich. Niemand dachte daran oder wurde angehalten, eine andere Form anzunehmen, als die ihm seit langem geläufigste. Die Bataillone setzten sich einfach durch Rechts- oder Linksum zu Dreien, unbekümmert darum, was aus den Nachfolgenden werden mochte, in Bewegung. Trotzdem ging, so

lange es hell blieb, der Marsch ohne besondere Störung von statten; denn wenn auch die Colonne sich drei- oder mehrmal länger ausdehnte, als nöthig war, so erforderte sie doch wenigstens kein Abbrechen. Kein Damm, keine Brücke, kein Hohlweg hielt sie auf.

Nach Einbruch der Dunkelheit aber nahmen die Unordnungen in erschreckendem Maße überhand. Wenn vorn eine Stockung eintrat, so rannten hinten Mannschaften und Fuhrwerke aufeinander; in den Regenlöchern, die man nicht sah, brachen die Gepäckwagen zusammen; die Packpferde stürzten und brachten die gräulichste Confusion hervor. Bis das Hinderniß zur Seite geschafft war, mußte Alles, was folgte, halten, indessen die Tête, die nichts Böses ahnte, ruhig weiter marschierte. So kam es, daß die Colonne schon bald in eine Menge getrennter Stücke zerriß. Endlich gelangte man aber noch an eine Stelle, wo die Straße vermittelst einer flachen Furth die Aa passierte, während für Fußgänger ein Steg nebenherlief. Keine Macht der Erde konnte die Truppen bewegen, das Wasser gliederweise zu durchwaten; sämmtliche Bataillone brachen vielmehr Mann vor Mann ab und benutzten den trockenen Fußsteig.*)

Dadurch entstand neuer Aufenthalt und neue Confusion, und es ist nicht zu verwundern, daß, als die Spitze des Heeres bereits Herford erreicht hatte, der Schwanz noch durch Bielefeld defilierte. Und auch das war noch nicht das Schlimmste. Die vorgeschobenen leichten Truppen der Franzosen hatten schon frühzeitig ungewöhnliche Bewegung im Lager bemerkt; das Abbrechen der Zelte, das Abfahren der Wagen am Nachmittag verrieth ihnen, was vorging; sie meldeten, was sie gesehen, im Hauptquartier und baten um schleunige Unterstützung. Zehn Grenadier-Compagnien mit 200 Pferden unter dem Prinzen von Beauvau, zwölf andere unter dem Grafen von Lorges mit 200 Reitern wurden unverzüglich beordert, aufzubrechen; aber die Nacht brach herein, ehe diese Verstärkungen eintrafen. Da hielten die königlichen Freiwilligen und die Fischer'schen Jäger ihre Ungeduld nicht länger. Ungesehen schlichen sie sich bis an das Lager heran, wo eben die letzten Abtheilungen abmarschierten; ja einzelne gelangten unter dem Schutze der Dunkelheit und der Ge-

*) Die Verhältnisse bei diesem Rückzuge veranlaßten den Herzog von Cumberland, sich beschwerend an den König Georg zu wenden. Darauf erließ dieser unterm 28. Juni eine ernste Rüge an den General von Zastrow, worin befohlen wird, die Uebelthäter vor ein Kriegsgericht zu stellen und strengstens zu bestrafen. Namentlich wird dabei nachdrücklichst getadelt, daß sämmtliche Truppen „sich vor das Wasser gescheut und nicht anders als Mann vor Mann daselbe zu passieren zu bewegen gewesen wären", während es doch eigentlich gliederweise hätte geschehen müssen. (Handschriftliche Nachricht aus den Acten des hannoverschen Archivs.)

büsche bis mitten unter die feindlichen Colonnen und feuerten in sie hinein. Kurz nach Mitternacht fielen die ersten Schüsse. Die Ueberraschten antworteten, freilich ohne viel zu sehen, wohin sie schossen, und bald wurde das Geknall allgemein. Indessen die Arrieregarde der abziehenden Armee, etwa 1000 Mann unter dem hessischen General von Einsiedel, bewahrte trotz Allem eine ziemliche Haltung. Erst nach hartnäckigem Widerstand konnten sie durch das Gebirgs-Defilé bis zur Stadt Bielefeld zurückgedrängt werden. Hier aber riß unter den weichenden Truppen eine immer größere Unordnung ein. Das hannoversche Dragoner-Regiment von Bock, durch einige verlorene Schüsse erschreckt, hatte beim Abdefilieren aus dem Lager den richtigen Ausgang verfehlt. Statt, wie die übrige Reiterei, seinen Weg außen um die Stadt zu nehmen, kam es plötzlich in die Straßen gesprengt. Athemlos, mit wildem Geschrei, als sei ihnen der Feind auf den Fersen, jagten die Reiter Alles über den Haufen, was sich ihnen in den Weg stellte. Rücksichtslos drangen sie in das Stadtthor, und zerrissen die lange Infanteriecolonne, welche, mit Fuhrwerken untermischt, die Hauptstraße entlang zog, in zwei Stücke. Der vordere Theil des Fußvolkes dachte nicht anders, als der Feind sei unmittelbar dahinter. Und als der Reiterschwarm donnernd und funkenstiebend vorübergebraust war, sahen sie in ihrer eigenen, von ihnen abgeschnittenen Queue, die nun in das Thor hinein wollte, die verfolgenden Franzosen. Diese dagegen glaubten, der Feind sei unbemerkt von hinten in die Stadt gedrungen, und hielten sich für abgeschnitten. Nun feuerten in unglücklicher Verblendung befreundete Bataillone auf einander, und in der Finsterniß dauerte es längere Zeit, ehe der Irrthum sich aufklärte, dem 40 Mann an Todten und Verwundeten zum Opfer gefallen sein sollen. Die Nachricht, die Franzosen seien bereits in Bielefeld, verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Die Panik ward allgemein und der Rückzug nahm immer mehr den Charakter einer Flucht an. Sechszig mit Heergeräth beladene Wagen steckten im Getümmel fest und konnten nicht von der Stelle. Da hauten die Fuhrknechte die Stränge durch und jagten davon. Die Magazine, welche man glaubte, nicht mehr räumen zu können, wurden in Brand gesteckt, und als die ersten Flammen empor züngelten, stürzten die Einwohner mit ihren Habseligkeiten aus den Häusern und heulten und wehklagten. Dann schlug die Lohe himmelhoch empor und beleuchtete die jammervollen Scenen mit rothem flackernden Lichte.

Endlich nach drei Stunden voller Angst und Schrecken erhob sich die Sonne und mit ihrem belebenden Strahl kehrte Ruhe und Besonnenheit zurück. Man sah mit Beschämung, daß man eigentlich vor Nichts

geflohen war. Zweihundert hannoversche Jäger unter dem Major von Freitag, welche erst in der vorigen Nacht angekommen waren, besetzten den Kirchhof und hielten die kleinen französischen Abtheilungen, welche jetzt erst sich den Thoren zu nähern suchten, mit wohlgezielten Schüssen in respectabler Ferne. Dann, als der fernere Rückzug nicht mehr gestört werden konnte, zogen auch sie in guter Ordnung ab.

Jetzt ward das unglückliche Bielefeld ein Opfer der eindringenden Franzosen. Die Detachements regulairer Truppen Beauvau's und Lorges', welche nun auch eingetroffen waren, wetteiferten mit den Freiwilligen Chabot's und Fischer's an Habgier und Zuchtlosigkeit. Die Stadt wurde geplündert und während des langen Sommertages war sie der Schauplatz grauenvoller Zerstörungswuth und entfesselter Sinnenlust. Alles Leinen auf den berühmten Bleichen von Bielefeld und Brackwede erklärte man für gute Beute und nicht weniger als für 20,000 Thaler schleppten die Soldaten fort.

Indessen war die gesammte Infanterie der alliierten Armee gegen 6 Uhr Nachmittags, am Dienstag den 14. Juni, bei Gohfeld, hinter Herford, glücklich wieder versammelt; doch hatte sie unterwegs viele Karren und Wagen verloren. Um dieselbe Zeit ruhte die Reiterei zwischen Exeter und Solterwisch an der Straße nach Blotho. Zur Zurücklegung eines Marsches von wenig mehr als drei Meilen hatte man also volle 22 Stunden bedurft. Bei einem solchen Mangel jeder Manöverfähigkeit schien es dem Herzog von Cumberland bedenklich, noch länger auf dem linken Ufer der Weser zu verweilen; man brach daher noch denselben Abend um 10 Uhr wieder auf und passierte in der Nacht die nahen Schiffbrücken von Rehme und Blotho. Todtmüde von dem fast ununterbrochenen sechsunddreißigstündigen Marsche bezog die Armee endlich in der Frühe des 15. Juni ein neues Lager zwischen Holzhausen und Rothenhof in der Ebene von Hausberge, Angesichts der Porta Westphalica. An demselben Tage ward eine Arrieregarde von zwei hannoverschen Bataillonen, welche unter dem General von Block in Herford zurückgeblieben war und der fünf andere Bataillone unter dem General von Hardenberg als Unterstützung dienten, von den nachdringenden Franzosen heftig angegriffen. Sie vertheidigten den Ort indeß so lange, bis das Hospital und die Magazine in Sicherheit gebracht waren. Die Hannoveraner verloren in diesem Gefecht etwa 20 Mann; auf dem ganzen Rückzuge hatten sie wenig mehr als hundert eingebüßt.

Bei dem eiligen Uebergange auf das rechte Weserufer hatte man die in Blotho angesammelten Vorräthe fast vergessen, und der General

von Spörcken, den der Herzog mit 6000 Mann in der nächsten Nacht (vom 15. auf den 16.) dahin detachierte, nahm sich nicht Zeit, viel wegzuschaffen. Er verbrannte einen Theil und vertheilte Anderes an die Truppen. Indessen nach einigen Tagen stellte sich heraus, daß man dem Gegner eine größere Thätigkeit zugetraut hatte, als er besaß. Kein Feind zeigte sich, und noch am 21. Juni gelang es dem General von Hardenberg, 36,000 Himpten Korn unbemerkt auf Schiffe zu verladen, vermittelst welcher sie nach Minden und weiter abwärts nach Nienburg transportiert wurden.*)

Auch der unerwartete eilige Rückzug des Herzogs von Cumberland beschleunigte die Operationen des Marschalls d'Etrées nicht. Er blieb mit dem großen Heere noch einige Tage ganz ruhig in seinem Lager bei Rheda stehen; dann folgte er langsam nach Gütersloh, erst am 18. Juni erreichte er Bielefeld.

*) Ueber den Rückzug der alliierten Armee auf das rechte Weserufer vgl. Rénouard I, S. 173—179, der sich übrigens hinsichtlich des Datums des Stromübergangs, den er, und nach ihm von Sichart, auf den 15. Juni Abends, verlegt, offenbar im Irrthum befindet, wie sich durch Vergleich mit Westphalen I, S. 254, leicht ergiebt. Die Angaben Huschberg-Wuttke's (S. 336) über eine besonders verlustreiche Betheiligung des preußischen Regiments Junkheim an dem Nachtgefecht bei Bielefeld habe ich ebenso wenig irgendwo bestätigt gefunden, wie die Erzählung von der Räumung des Schlosses von Rietberg durch die Hannoveraner an derselben Stelle, die in Folge einer Convention stattgefunden haben soll.

Achtes Capitel.

Der Herzog von Cumberland war herzensfroh, so leichten Kaufs aus einer militairisch unhaltbaren Situation herausgekommen zu sein. Ihn überkam das wohlthuende Gefühl momentaner Sicherheit, wie es derjenige empfindet, der bei eintretendem Thauwetter zu lange auf dem Eise verweilte, und dem es noch eben rechtzeitig gelang, von der glatten Fläche unter seinen Füßen, die er krachen, erbeben und in's Treiben kommen fühlte, sich durch einen kühnen Sprung auf das feste Land zu retten. Immer tiefer hatten ihn politische Rücksichten der widersprechendsten Natur in Operationen hingerissen, die er bei ruhiger Ueberlegung als aussichtslos verdammen mußte, bis alle Annexions- und Occupations-Phantasien vor der Realität der herannahenden gewaltigen französischen Armee in Nichts verflogen. Der Nothwendigkeit, sich ihrer Umklammerung zu entziehen, hatte jede andere Rücksicht weichen müssen. In dem Gefühl, recht gehandelt zu haben, konnten nun die ungerechten Vorwürfe des Ministers Podewils, der sich beklagte, daß man die Grafschaft Ravensberg so frühzeitig geräumt hätte, den Herzog nicht wankend machen; gerade jetzt hoffte er mit doppelter Gewißheit auf einen glücklichen Ausgang des Feldzuges. Er erfuhr die Einnahme von Erfurt durch die Preußen*), den erfolgreichen Freischaarenzug des kühnen Obersten Meyer nach Franken. Daß vor diesem unternehmenden Manne die Reichsarmee wie Spreu vor dem Winde zerstieben würde, schien zweifellos. Und das war noch nicht Alles. Das ganze Reich kam in Gährung. Der Kurfürst von Baiern wollte sich neutral erklären, der Herzog von

*) Diese Nachricht bewahrheitete sich nicht. Zwar war am 19. Juni ein Corps von 8000 Preußen unter dem General von Oldenburg vor der Kur-Mainzischen Festung Erfurt erschienen; aber die schwache Garnison zog sich in die Citadelle auf dem Petersberg zurück, und die Preußen mußten am 24. Juni mit einigen Geiseln wieder abziehen, die für die Zahlung der auferlegten Contribution von 230,000 Thlr. bürgen sollten. Vgl. Huschberg-Wuttke, S. 277 ff.

Württemberg machte Miene, sich von dem Bunde mit Oesterreich und Frankreich loszusagen. Ja, die auf dem Marsche nach Westfalen begriffenen kurpfälzischen Truppen erhielten Befehl, vorläufig stehen zu bleiben. In Prag endlich begannen die Lebensmittel zu mangeln, und der Prinz Karl von Lothringen meldete nach Wien, er könne sich höchstens bis zum 20. Juni halten.*)

Unter dem Eindruck aller dieser günstigen Nachrichten ging der Herzog von Cumberland mit frischem Muthe an die Lösung einer Aufgabe, an der vor ihm und nach ihm unzählige Feldherren sich vergeblich abgemüht haben. Gedeckt durch den Weserstrom glaubte er sich nun in der vortheilhaftesten Lage zu befinden, die ein kleines Heer einem großen gegenüber einnehmen kann. Mit Fiebereifer brachte er alle die Vorkehrungen zur Ausführung, welche für derartige Situationen empfohlen zu werden pflegen. Was sich von Schiffen und Kähnen auf dem Flusse finden ließ, ward nach Hameln, Minden und Nienburg in Sicherheit gebracht. Die Fuhrten wurden durch Einrammung von spitzen Pfählen und durch Versenkung von Eggen ungangbar gemacht. Man vertheilte kleine Beobachtungs-Detachements längs der ganzen Uferstrecke, die man für besonders gefährdet hielt.

Darüber aber herrschte unter der gesammten Generalität kaum ein Zweifel, daß der Feind es besonders auf die Unterweser abgesehen habe. Nur für diese hatten sie bis dahin eigentlich Besorgnis gehabt, und, da der bisherige Gang der Operationen, das Nachfolgen des Marschalls d'Etrées bis Bielefeld, die Richtigkeit dieser Ansicht zu bestätigen schien, so wurden sie in ihrer Ueberzeugung noch mehr bestärkt. Deshalb glaubte man, zur Bewachung der bergigen Gegend, welche dem Hochstift Padernborn gegenüber lag, nicht zu viel Kräfte vergeuden zu sollen. Diese schwierige Aufgabe wurde dem Major von Stockhausen vom Regimente Zastrow übertragen, den man mit 300 Mann Infanterie und 50 Reitern nach Holzminden und dem unwegsamen Solling-Gebirge entsandte. Seit Jahrhunderten war die Familie dieses Officiers in jener Gegend ansässig und seine genaue Bekanntschaft mit den Oertlichkeiten hatte auf ihn vorzugsweise den Blick gelenkt.

Für die Aufstellung der Hauptmasse des Heeres aber erschien die Gegend von Minden bei weitem die geeignetste. Denn nicht allein lag diese Festung etwa in der Mitte der Strecke, die man am meisten gefährdet

*) Briefe Cumberland's an den Minister von Münchhausen, d. d. Holzhausen, 21., 22. und 25. Juni 1752; vgl. damit Stuhr's Forschungen I, S. 227 ff.

hielt, auch der ganze Lauf des Stromes war an dieser Stelle ein solcher, wie ihn nach den alten Lehrbüchern der Taktik der feindliche Feldherr sich für einen Uebergang nur wünschen konnte. Der Fluß, der von Hameln an eine westliche Richtung angenommen hat, wendet sich bei Blotho mit einer großen Schleife wieder nördlich. Ja kurz, ehe er das Wiehen-Gebirge in der berühmten Porta Westphalica durchbricht, fließt er eine kurze Strecke rückläufig von Westen nach Osten. Die ganze Configuration lud, so schien es, förmlich dazu ein, hier auf dem dominierenden linken Ufer Batterien aufzufahren, die gegenüberliegende Ebene vom Feinde zu säubern und unter dem Schutz der Kanonen den Brückenschlag auszuführen. Daß gegenüber einer solchen Eventualität das Lager von Holzhausen nicht günstig gewählt war, entging dem Herzog von Cumberland nicht. Nicht allein war es der Einsicht und der Feuerwirkung vom feindlichen Ufer ganz preisgegeben, sondern auch seine Verbindung mit der Festung Minden, die durch den Engpaß der Porta führte, war in gleicher Weise bedroht. Trotzdem scheute sich der Feldherr, den Rückzug, der für die Haltung seiner Armee von so verderblichen Folgen gewesen war, sofort noch weiter fortzusetzen.

Es schien ihm nöthiger, zunächst die bedenklich gelockerte Mannszucht der Truppen wieder aufzufrischen; denn bereits auf dem Marsch hatten sich die Anzeichen der Zuchtlosigkeit in schreckenerregender Weise gemehrt. Mannschaften entfernten sich ohne Erlaubnis aus dem Lager und plünderten die benachbarten Ortschaften. Ganze Trupps von Marodeurs durchstreiften die Felder. Um das wenige Genießbare aufzutreiben, was sich in der frühen Jahreszeit auf dem Lande befand, verwüsteten sie große Strecken. Auch nach dem Ueberschreiten der Weser hörten die Excesse nicht auf. Der Herzog sah sich daher zu den strengsten Maßregeln gezwungen, um dem Uebel zu steuern. Er erließ am 16. Juni den Befehl, daß des Morgens um sechs Uhr der „Grand-Profoß" mit einer Bedeckung von 1 Officier und 20 Pferden regelmäßig das Lager umreiten, jeden Marodeur ergreifen und ihn an das Hauptquartier abliefern solle. Indeß trotzdem, daß die Schuldigen unnachsichtlich am Leben gestraft werden sollten, zeigte sich diese Drohung wirkungslos. Bald nachher wurde deshalb der Grand-Profoß ermächtigt, jeden Uebelthäter sofort ohne Gnade aufknüpfen zu lassen. Damit jedoch die Sünder nicht ohne den Segen der Kirche in's Jenseits befördert würden, mußte ein Pastor ihn auf seinem Umritt begleiten.*)

*) Handschriftliche Notiz aus den Acten des königlichen Archivs in Hannover.

Die übereilte Räumung Bielefelds hatte noch andere bedenklichere Nachwirkungen. Das ganze Gefüge der alliierten Armee drohte für einen Augenblick sich zu lösen. Uebertriebene Nachrichten von dem, was vorgegangen war, hatten sich mit Blitzesschnelle verbreitet. Der regierende Herzog Karl von Braunschweig fing an, für sich selbst und sein Land die schlimmsten Folgen zu fürchten, wenn er noch länger bei dem hannoverschen Bündnis aushielte. Mit der geheimen Absicht, sein Truppencorps nach Braunschweig heranzuziehen, schlug er daher dem Herzog von Cumberland vor, dasselbe zur schleunigen Besetzung von Hannover zu entsenden. Dieser durchschaute indeß die wahre Meinung der Proposition und lehnte sie ab.*)

In Hannover selbst verursachte die Kunde von dem Rückzuge über die Weser die größte Bestürzung. Kaum hatten die geängsteten Einwohner erfahren, daß die Stellung von Brackwede, auf welche sie so viele Hoffnung gesetzt, fast ohne Schwertstreich aufgegeben, daß man gezwungen gewesen sei, die Magazine den Flammen zu opfern; da setzten große Wagenzüge, welche, mit den Vorräthen und Kassen von Minden beladen, die Straßen passierten, sie von neuem in Schrecken. Wenn es das Festungs-Commando von Minden für nöthig hielt, seine Schätze nach Magdeburg in Sicherheit zu bringen, was sollte dann aus der offenen Residenz werden? Niemand zweifelte, daß die feindlichen Scharen schon in den nächsten Tagen sengend und plündernd in das wehrlose Kurfürstenthum einbrechen würden. Einzelne Familien begannen, sich und ihre Habe zu flüchten. Selbst die Geheimräthe wurden von der allgemeinen Consternation angesteckt. In aller Eile ließen sie die Kriegskasse und die wichtigsten Acten des Archivs in Kisten und Kasten verpacken. Nicht einmal des Sonntags gönnten sie sich Ruhe und schon am 19. Juni ging der Transport nach Stade ab.**)

Als man jedoch nach einigen Tagen erfuhr, daß noch kein Franzose sich am linken Ufer der Weser gezeigt hatte, ward man ruhiger. Auch die Berichte des Herzogs von Cumberland lauteten zuversichtlich. Allmählich wuchs nun der Muth wieder. Selbst die, welche den Krieg mit Frankreich für ein ganz aussichtsloses Unternehmen gehalten hatten, begannen jetzt von neuem Hoffnung zu schöpfen. Denn, so sagten sie, wenn der französische Marschall sich scheut, dem weichenden Heere auf dem Fuße über

*) Briefe des Herzogs von Cumberland an den Minister von Münchhausen, d. d. Holzhausen, 21. Juni.

**) Correspondenz aus Hannover, d. d. 22. Juni 1757, im „Supplément de la gazette de Vienne", d. d. 6. Juillet 1757.

den Strom zu folgen, so muß dieser Uebergang in der That ein sehr bedenkliches Unternehmen sein. Die allgemeine Situation hatte sich demnach eher verbessert als verschlimmert, und der Inhalt einer neuen königlichen Instruction vom 10. Juni, welche am 20. spät Abends in die Hände der Minister gelangte, erschien diesen keineswegs mehr chimärisch. Es war die lange erwartete Antwort auf den Antrag vom 28. Mai. Georg II. schrieb, er theile vollständig die günstige Meinung des Kammerpräsidenten von Münchhausen über die augenblickliche politische Lage; auch er hielte den jetzigen Moment für geeignet, um eine Allianz mit Preußen abzuschließen. Verhandlungen darüber sollten daher sofort mit dem Minister von Podewils eröffnet werden und er hoffe, der König Friedrich werde ihm behülflich sein, das Stift Hildesheim, das Eichsfeld, das Stift Paderborn und das Osnabrücksche Gebiet an sein Haus zu bringen. Dagegen sei er gern bereit, zur Schlichtung aller bisherigen Grenz- und anderer Streitigkeiten die Hand zu bieten.

Demgemäß setzte Münchhausen einen förmlichen Conventions-Antrag auf, und hatte am 22. Juni Abends die inhaltsschwere Depesche an Podewils zur Post befördert, als ihm am 23. in der Frühe eine kurze Notiz von dem britischen Gesandten Mitchell zuging, wonach der König von Preußen in Böhmen „einen Echec" erlitten haben sollte. Das war eine unangenehme Ueberraschung. Freilich ließen sich die Folgen dieses Ereignisses noch nicht übersehen; aber den Kammerpräsidenten durchzuckte das für einen Staatsmann doppelt beschämende Gefühl, sich übereilt zu haben. Sofort sandte er nach dem Posthause, um seinen Brief womöglich noch zurückzuhalten, und wie ein Stein fiel es ihm vom Herzen, als er seinen Boten richtig mit der Depesche zurückkehren sah, die wegen zufällig verspäteten Abgangs der Estafette nicht abgeschickt war.*)

Die nächsten Tage brachten die Bestätigung der schlimmsten Befürchtungen. Kein Zweifel war mehr möglich, daß der nie besiegte Feldherr am 18. Juni bei Colin in blutigem Kampfe geschlagen worden war. Und wenn auch das Geschick des Tages eine Zeit lang geschwankt hatte, die schließliche Niederlage war darum nicht weniger entscheidend. Die Aufhebung der Cernierung von Prag folgte der unglücklichen Schlacht auf dem Fuße. Die preußischen Armeen begannen, Böhmen zu räumen. Von dem österreichischen Heere verfolgt, und aus der Offensive, die er vor wenig Wochen mit so glänzenden Hoffnungen begonnen hatte,

*) Königliche Rescripte, d. d. 10. und 20. Juni. Berichte Münchhausen's, d. d. 22. und 23. Juni, im königlichen Archiv zu Hannover.

sah sich Friedrich auf die Vertheidigung seiner eigenen Grenzen zurückgedrängt. Der Feldmarschall Daun, der Sieger über den nie Ueberwundenen, war nun der allgemein gefeierte Held. Am 25. Juni Nachmittags ritt ein General-Adjutant des Prinzen Karl von Lothringen mit zehn blasenden Postillonen in Wien ein, und verkündete der jubelnden Bevölkerung die Befreiung von Prag. Ein feierliches Te Deum ward angestimmt. Die Kaiserin stiftete zur ewigen Erinnerung an den glorreichen Tag den Maria-Theresia-Orden. Der König von Preußen schien verloren. Niemand zweifelte, daß der Krieg noch in demselben Jahre zu Ende sein würde. Der französischen Hilfe glaubte man in Böhmen nun nicht mehr zu bedürfen; aber eine Botschaft über die andere ging nach Versailles, um auf größere Beschleunigung der Operationen in Westfalen zu dringen.*)

Die hannoverschen Minister waren in der furchtbarsten Verzweiflung. Das Schlimmste, was sie gefürchtet und vorhergesagt hatten, war eingetreten. Mehr als alles Andere bewies der gänzlich veränderte Ton in den Briefen des Ministers Podewils dem Kammerpräsidenten, wie düster man in Berlin selber die Situation auffaßte. Jetzt war der Herzog von Cumberland ein „digne", ein „grand prince". Zwar sei es, so schrieb Podewils weiter, dem Könige nun nicht möglich, ein Corps zu seiner Unterstützung zu detachieren; aber man hoffte, daß es seinen „sages dispositions" trotzdem gelingen werde, dem Feinde den Uebergang über die Weser zu verwehren. Vor Allem sei aber nun eine feste und solide Allianz zu gegenseitiger Unterstützung dringend nöthig. Dazu war jedoch Münchhausen begreiflicher Weise weniger als je geneigt. Der Untergang der preußischen Macht schien ihm gewiß. Was indeß geschehen sollte, wußte er nicht und wohl Niemand in der Welt hätte in einer solchen Situation Rath gewußt. Er schrieb daher nach England und bat um bestimmte Instructionen. Er flehte den König Georg an, zu veranlassen, daß das englische Ministerium einen andern Kriegsplan mache, damit die Franzosen nicht alle Streitkräfte nach Deutschland würfen. — Doch hoffte er wohl selbst kaum mehr, das Unheil abwenden zu können.**)

Dem Herzog von Cumberland ging die erste Nachricht der Niederlage von Colin am 22. Juni in seinem Hauptquartier Holzhausen zu, und zwar durch den Courier, welcher sie nach England überbringen sollte.

*) Depeschen des hannoverschen Gesandten von Steinberg, d. d. 20., 22. und 29. Juni 2c.

**) Briefe des Ministers von Podewils an den Kammerpräsidenten von Münchhausen, d. d. 23. und 27. Juni 1757. Promemoria des Letzteren, d. d. 5. Juli 1757.

Einen solchen Umschlag hatte er nicht entfernt für möglich gehalten, so fest stand damals allgemein die Ueberzeugung von Friedrichs unüberwindlicher Feldherrnkunst. Indessen der Herzog verlor den Muth nicht; ja es schien, als wenn die gestiegene Gefahr oder die neue Stellung ihn noch vermehrt hätte. Er war thätiger als je. Die schon vorher beschlossene Aenderung in der Aufstellung der Observations-Armee wurde nun ausgeführt. Am 26. Juni verließ sie nach zehntägigem Aufenthalte ihr Lager, um ein neues zu beziehen, das ihrer Aufgabe besser entsprach. Dasselbe erstreckte sich längs der großen Straße von Minden nach Bückeburg bis in die Gegend von Petzen. Die preußischen Regimenter lagerten auf dem Glacis des Brückenkopfes der Festung selbst. Das Hauptquartier kam nach Dankersen, jenem großen Kirchdorf, welches heute die von Hannover kommenden Eisenbahnzüge in großem Bogen umfahren, kurz bevor der schrille Pfiff der Locomotive die Nähe der Station Minden ankündigt. Es schien in der That, als wenn der Feldherr seine neue Stellung mit vorzüglichem Geschick gewählt hätte. Jeden Punkt der Stromstrecke, die er besonders bedroht glaubte, konnte er in einem Marsche von wenig Stunden erreichen. Er konnte sogar, wenn er wollte, die feste steinerne Brücke von Minden benutzen, um dem Feind, der es wagte, den Fluß zu überschreiten, in den Rücken zu fallen. Die Pontonbrücke bei Rehme ward deshalb als unnütz abgebrochen und in Sicherheit gebracht.

Von Tag zu Tag mehrten sich die Anzeichen, daß der Herzog richtig calculiert hatte. Zwar ging der französische Marschall, seiner Gewohnheit gemäß, übermäßig langsam und methodisch zu Werke. Aber ein Detachement nach dem andern zeigte sich am linken Ufer des Stromes und schien mit aufmerksamer Untersuchung der Uebergangsstellen beschäftigt. Bis weit unterhalb Minden dehnten dieselben ihre Recognoscierungen aus. Dann erregte eines Tages die Erscheinung des Grafen d'Etrées selber, der in Begleitung aller Prinzen von Geblüt und mit einem zahlreichen glänzenden Gefolge das Gestade des Flusses in Augenschein nahm, die Aufmerksamkeit des herzoglichen Lagers. Dann wieder erfuhr man Anfangs Juli, daß ein starkes feindliches Corps unter dem General Broglio auf Engern marschiere, ein anderes, mit Geschütz und Pontons versehen, in der Richtung von Minden bereits Herford passiert habe.

Endlich aber machte die wiederholte Ankunft einer feindlichen Abtheilung vor Rinteln, der Hauptstadt der kleinen hessischen Grafschaft Schaumburg, am 6. Juli die letzten Zweifel verstummen. Schon am 27. Juni war ein französischer Major mit einem kleinen Detachement

vor dem, mit Wall und Graben umschlossenen Ort erschienen und hatte freien Durchzug für 8000 Mann, die Besetzung zweier Thore und die Auslieferung der Fähre verlangt. Unter Berufung auf die Neutralität lehnte damals das hessische „Kanzleiamt“ dies Verlangen ab, schloß jedoch ein vorläufiges Abkommen, welches zur Bestätigung durch den Marschall d'Etrées nach Bielefeld geschickt ward. Nach zwei Tagen kam die bestürzende Antwort zurück, der König von Frankreich könne einen Fürsten nicht für neutral ansehen, der 12,000 Mann bei der feindlichen Armee stehen habe. Es handelte sich sonach nur um unbedingte Unterwerfung der Garnison und der Einwohner. Währenddem waren die zuerst erschienenen Franzosen beim Herannahen der Freitag'schen Jäger eiligst wieder abgezogen. Eben begann die Stadt wieder Hoffnung zu schöpfen, als der General von Soubré mit 200 Mann heranrückte und ohne Widerstand den Ort besetzte. Die 300 Invaliden, welche in dem Fort in Garnison lagen, wurden entwaffnet. Der Deputation aber, welche der Magistrat auf Veranlassung des Generallieutenants von Lede nach Bielefeld entsandte und um Schonung bat, eröffnete man zu ihrem nicht geringen Schrecken, daß die auf die Grafschaft entfallene Quote der festgesetzten Kriegs-Contribution 10,000 ₰ betrage. Falls dieselbe nicht schleunigst erlegt würde, solle Stadt und Land geplündert werden.*)

Längst hatte der Landgraf Wilhelm VIII. gewußt, daß es so kommen würde; denn schon im Januar 1757 war der Ritter Folard als Abgesandter des Versailler Hofes in Cassel erschienen, und hatte den Uebertritt der hessischen Truppen in französischen Sold verlangt. Man hatte ihn damals mit der Berufung auf die gewählte Neutralität abgewiesen und daran erinnert, daß Frankreich als Mitgarant des westfälischen Friedens verbunden sei, die Reichsstände gegen Vergewaltigung zu schützen. Trotzdem fand sich Folard im April abermals am landgräflichen Hofe ein und übergab ein förmliches Project einer zwischen Frankreich und Hessen zu schließenden Convention. Er begehrte die sofortige Zurückberufung der in englischen Diensten stehenden Truppen, sowie den Beitritt zu den Reichstagsbeschlüssen vom 10. und 17. Januar. Auch forderte er den freien und ungehinderten Durchmarsch der französischen Armee, widrigenfalls man den Landgrafen als Anhänger des Königs von Preußen ansehen und mit Waffengewalt zwingen würde.

Vergeblich waren dessen Gegenvorstellungen. Vergeblich erklärte er, er könne nicht glauben, daß man ihn als Theilnehmer an einem Kriege

---

*) Rénouard I, S. 182. 185; v. Westphalen I, S. 255; Huschberg-Wuttke, S. 337.

zu Gunsten Friedrichs ansehen würde, weil er eine gewisse Anzahl Truppen an England überlassen habe. Es war umsonst, daß er sich auf neue und alte Beispiele berief, wo Subsidienverträge nicht als feindliche Handlungen betrachtet waren, daß er die Unmöglichkeit darthat, sie abzuberufen. Folard blieb bei seiner Forderung. In dem Ultimatum, das er bald darauf übergab, verlangte er Aufhebung der Convention mit England und Zurückberufung des Contingents, das mittlerweile schon zur Observations-Armee gestoßen war. Dagegen sicherte er dem Landgrafen, falls er dasselbe Frankreich überlassen wolle, bedeutende Subsidien und beim Friedensschlusse angemessene Vortheile zu.*)

Selbst wenn er gewollt, hätte der Landgraf hierauf nicht eingehen können. Die großbritannische Regierung war in der Lage, seine Soldaten mit Gewalt zurückzuhalten, ja sie zu entwaffnen, im Fall er Miene machte, sich seinen Verpflichtungen zu entziehen. Wohl oder übel war sein Geschick unauflöslich an das der Armee des Herzogs von Cumberland geknüpft.**) Und als es dieser nicht gelang, den übermächtigen Feind aufzuhalten, da täuschte er sich nicht mehr darüber, daß das französische Invasionsheer nun sein Land zuerst und vor Allem überfluthen würde.

Seit hundert Jahren hatte die Bevölkerung Hessens keinen Feind innerhalb seiner Grenzen gesehen; man kannte den Krieg nur der Sage nach. Ein unbeschreiblicher Schrecken ergriff daher die Einwohner, als fast gleichzeitig mit dem Rückzuge von Bielefeld es bekannt wurde, daß französische Truppen plündernd in einige hessische Dörfer eingedrungen waren. Am Schlusse des Monats Juni aber sahen die Bürger von Kassel mit Bestürzung, daß man im Stillen die Kriegskasse und die Kostbarkeiten aus dem landgräflichen Schlosse fortschaffte. Dazu erfuhren sie noch, daß am 23. Juni der Reichshofrath die Execution gegen ihren Landesherrn verfügt hatte, wenn er binnen zwei Wochen den Beschlüssen des Reichstages nicht nachkäme. In der Nacht vom 1. zum 2. Juli verließ sodann die letzte Truppenabtheilung, die im Lande zurückgeblieben war, das sogenannte „gelbe Dragonerregiment", die Residenz, und als am 3. Juli noch die

*) Ueber diese Verhandlungen vergl. Huschberg-Wuttke, S. 322 ff.

**) Diese Verhältnisse erklären das Aushalten des Landgrafen auf der englisch-hannoverschen Seite genügend. Es erscheint mir kaum gerechtfertigt, demselben eine besondere Anhänglichkeit an die Sache Friedrichs II. zu vindicieren, die durch Nichts, selbst nicht durch die Anstellung des Erbprinzen in der preußischen Armee, motiviert ist, auch wenn der König ihm in einem eigenhändigen Schreiben nachmals für seine Festigkeit und das schöne Beispiel, das er allen Patrioten gäbe, hohe Lobsprüche ertheilte. (Vergl. Rénouard, S. 250 ff.)

Erbprinzessin sich entfernte, da machte man sich auf das Schlimmste gefaßt. Dienstag den 5. Juli folgte endlich auch der 71jährige, allgemein verehrte und geliebte Landgraf seiner Schwiegertochter. Die Nacht logierte er in Göttingen in dem bekannten Hotel „zur Krone", dann reiste er nach Hamburg weiter, wo er ein Landhaus besaß. Das Land, das er vor der Invasion nicht zu schützen vermochte, überließ er der Sorge seines Staats-Ministeriums, mit dem schwierigen Auftrage, über dessen freiwillige Unterwerfung mit dem feindlichen Commandierenden in Unterhandlung zu treten.

Die Operation gegen Hessen war seit fast drei Wochen das erste Lebenszeichen, was die französische Armee von sich gab Es war, als wenn das Aufgeben der Stellung von Brackwede das Concept des Marschalls d'Etrées ebenso vollständig verwirrt hätte, wie seinerzeit die Räumung von Wesel. Wieder war die Lösung einer militairischen Aufgabe, deren Gelingen er mit aller berechnenden Vorsicht, mit aller Combinationskraft seines methodisch schwerfälligen Geistes gesichert zu haben glaubte, zu Wasser geworden; wieder hatte der Gegner nicht geduldig abgewartet, bis der auf's feinste ausgesonnene Plan zur Ausführung reif war. Nun war der Herzog hinter dem Weserstrom in Sicherheit, und dahin unmittelbar nachzudringen, schien dem Marschall trotz seiner gewaltigen Uebermacht ein viel zu großes Wagestück. Nach dem Wortlaut seiner Instruction hielt er sich vielmehr berechtigt, von der Observations-Armee, da sie das linke Ufer des Flusses geräumt hatte, ganz abzulassen. Dennoch konnte er sich nicht entschließen, mit Ernst an den zweiten Theil seiner Aufgabe, die Occupation von Hessen, zu gehen; er meinte, selbst die Besetzung von Kassel sei unthunlich, da er nicht im Stande sei, gleichzeitig die Weser zu überschreiten. Erst als er am 26. Juni die Niederlage des Königs von Preußen und die Aufhebung der Belagerung von Prag erfuhr, wurde er unternehmender. „Ich werde von der Ungeduld zu handeln getrieben", so schrieb er nun eigenhändig an den Kriegsminister Paulmy, „aber dies kann nicht vor dem Zeitpunkt geschehen, den ich Ihnen in meinem letzten Briefe bezeichnet habe."*) Drei bis vier Wochen hatte er nämlich auf alle Fälle für die nöthigsten Vorbereitungen beansprucht; allein schon die Anlegung einer großen Bäckerei in Paderborn erforderte, wie er berichtete, einen bedeutenden Zeitaufwand, obgleich Tausende von Wagen für die Anfuhr des nöthigen Mehls requiriert wurden.

---

*) S. Stuhr's Forschungen I, S. 115 ff.

Am Hofe von Versailles jedoch begann man allmählich der Bedenklichkeiten des Marschalls überdrüssig zu werden. Der General-Quartiermeister des Heeres, Graf von Mallebois, ein talentvoller, mit ungewöhnlichem Muth begabter, aber intriguanter Mann, in den der Feldherr Anfangs viel Vertrauen setzte, unterrichtete dazu seinen Schwiegervater, den Kriegsminister, insgeheim von Allem, was bei der Armee vorging. Spottend schrieb er, es solle nun wieder vorwärts gehen, bald gegen Hessen, bald gegen die Weser — niemals gegen den Feind. Man könne zufrieden sein, wenn der Feldzug mit der Besetzung Hessens und der Einnahme Hamelns und Mindens endete — und mehr dürfte der König nicht erwarten. Er berichtete ferner, die Verstimmung in der Armee sei allgemein, das Vertrauen zu dem Heerführer völlig geschwunden, ja Alles sei verloren, wenn man nicht einen neuen Befehlshaber ernennte — und er selbst schmeichelte sich im Stillen der Hoffnung, daß man ihn dazu ausersehen würde. In Folge dieser Intriguen gelangten im Anfang Juli immer dringendere Aufforderungen an den Marschall zum Vorrücken über die Weser. Auf Ermahnungen folgten schließlich ernstliche Vorwürfe; ja, Paulmy erklärte wiederholt, der König selber wünsche eine solche Unternehmung, und fügte hinzu: „Die Schwierigkeiten, die Sie anführen, können keine unübersteiglichen Hindernisse bieten.“*)

d'Etrées sah endlich die Nothwendigkeit, Etwas zu unternehmen. Um jedoch bis zum Beginn der eigentlichen Operationen nicht ganz unthätig zu bleiben, hatte er Ende Juni bereits eine Expedition nach Ostfriesland entsandt. Etwa 1000 Mann unter dem General d'Auvet besetzten, ohne nennenswerthen Widerstand zu finden, die ganze Provinz. Am 2. Juli erschienen etwa 200 Dragoner unter dem Grafen Lislebonne vor Emden. Die Stadt, mit Wall und nassem Graben umgeben, war damals sehr wohl vertheidigungsfähig. Auch wurde der französische Anführer, der zum Recognoscieren vorritt, von einem lebhaften Kanonen- und Flintenfeuer begrüßt. Man machte sich also auf einen Sturm-Angriff gefaßt, der am nächsten Morgen, den 3. Juli, versucht werden sollte. Es war daher eine angenehme Ueberraschung, als sich in der Nacht zahlreiche Deserteure von den preußischen Garnisonbataillons im französischen Lager einfanden. Sie berichteten, im Orte herrschte die völligste Unordnung, die Bürgerschaft wolle sich nicht der Gefahr eines gewaltsamen Angriffs aussetzen und bestürmte den Commandanten, zu capitulieren; auch unter der Besatzung sei die größte Entmuthigung und Zuchtlosigkeit eingerissen.

*) S. Stuhr's Forschungen I, S. 117.

Diese Nachrichten gaben dem inzwischen persönlich eingetroffenen General d'Auvet Hoffnung, leichter zum Ziele zu kommen. In der Frühe ließ er den Gouverneur durch einen Parlamentair zur Uebergabe auffordern, und nach kurzen Verhandlungen kam in der That eine Capitulation zu Stande, wonach die Garnison — etwa 550 Mann — sich kriegsgefangen ergab und sämmtliche Vorräthe und Waffen in die Hände der Franzosen geriethen. Gegen 8 Uhr Morgens hielten diese ihren feierlichen Einzug, und monatelang blieben sie von da an nutzlos in der entlegenen Provinz stehen.*)

Die Kunde von dem glücklichen Erfolg empfing der Marschall d'Estrées am 5. Juli während der letzten Vorbereitungen zu dem nunmehr beschlossenen Weser-Uebergang. Schon in der Nacht vorher — 4. zum 5. — war der Herzog von Orleans mit 23 Bataillonen und 22 Schwadronen von Bielefeld zur Occupation von Hessen abmarschiert. Diesem Corps voran bewegte sich die Colonne des Generallieutenants Perreuse gegen die Uebergänge der Diemel. Eine Deputation hessischer Beamten eilte dem feindlichen Heere an die Grenzen der Landgrafschaft entgegen. Sie fanden am 8. das Gros desselben in einem Lager bei Grimmeshaim unweit Warburg, wurden aber von dem Generallieutenant Marquis von Contades sehr ungnädig empfangen. Man eröffnete ihr, daß man sich auf Unterhandlungen überall nicht einlassen könne. Und wenn auch der Marquis versprach, die gutwillige Unterwerfung dem Könige zu rühmen, so verlangte er dennoch die sofortige Einräumung der Hauptstadt, des Schlosses und der Stadt Marburg, sowie die unverzügliche Entlassung der aufgebotenen Landmiliz und die Ablieferung aller Waffen; auch forderte er, bei Androhung gewaltsamer Wegnahme, die Lieferung der täglichen Bedürfnisse der Armee.

Gleichzeitige Geschichtsschreiber und spätere haben über die unerhörten Bedrückungen, welche Hessen nun zu erleiden hatte, ein gewaltiges Geschrei erhoben. Und gewiß war es nicht angenehm, wenn die Rentmeister den Befehl erhielten, sämmtliche Weizenvorräthe wegzunehmen und bei Leib- und Lebensstrafe ungeheure Quantitäten Heu zur Füllung der Magazine abzuliefern.**) Ebensowenig trug es zur Annehmlichkeit bei, daß die Steuern und Einkünfte bereits am 1. jeden Monats eingetrieben wurden, und insbesondere war es eine arge Enttäuschung, als man

*) Rénouard I, S. 178; Mémoires du Duc de Luynes XVI, S. 101 ff.

**) Der Werth der Requisitionen betrug 1,200,000 Rationen und 28,000 Säcke Getreide, im Gesammtwerth von 1 Million Thalern. Außerdem mußte die Hofkammer in Kassel täglich 2000 Thaler zahlen. (Rénouard I, S. 253.)

entdeckte, daß ein kaiserliches Requisitionsschreiben, welches baare Bezahlung für Lieferung der Armeebedürfnisse in Aussicht stellte, von den Franzosen gar nicht beachtet wurde. Aber im großen Ganzen waren die Leiden, die Hessen ertragen mußte, nicht größer, als die jedes andern Landes, das von der Furie des Krieges heimgesucht wird. Ja es hatte noch den Vortheil, daß die größern feindlichen Heersäulen — wenigstens im Jahre 1757 — es nur auf dem Durchmarsche passierten; nicht eine hat dort für längere Zeit ihr Standquartier genommen.

Der General Perreuse marschierte fast ohne Aufenthalt durch die Schluchten des Reinhardts-Waldes gegen Münden weiter, jenes lieblich gelegene Städtchen, bei dem sich Fulda und Werra zur Weser vereinigen. In dem Ort, der damals bedeutende Stapel-Gerechtigkeiten besaß und dessen Bürger sich auf ihre Handels-Privilegien nicht wenig einbildeten*), lag eine Besatzung von 300 hannoverschen Milizen, die zu Gefangenen gemacht und entwaffnet wurden (10. Juli).

Von da dirigierte sich Perreuse in dem romantischen Schedethal aufwärts gegen Göttingen. Hier commandierte ein alter tapferer Haudegen, der Oberst von Storren. Während der letzten drei Wochen hatte sich derselbe vergeblich abgemüht, die wenigen Landmilizen, die ihm unterstellt waren, kriegstüchtig zu machen; aber es fehlte an Allem, selbst an Gewehren. Ja von einer Compagnie, die er Anfangs Juli zu einer Recognoscierung in den Solling entsandte, kehrten nach den merkwürdigsten Abenteuern nur ganz Einzelne zurück. Auf dem Hinwege hatten sich schon viele verlaufen. Der Rest stieß im dichten Walde auf Truppen, die man im ersten Schrecken für Franzosen hielt, obgleich sie sich schließlich als Hannoveraner von dem Stockhausen'schen Detachement entpuppten, und entfloh. Mit Mühe konnte der unglückliche Hauptmann einen Theil wieder zusammenbringen, und mit im Ganzen nur 30 Mann traf er in seiner Garnison wieder ein.

Als daher am 14. Juli Nachmittags ein französischer Husaren-Oberst mit 36 Reitern vor der Stadt erschien und verlangte, der Commandant und zwei Deputierte des Magistrats sollten vor ihm erscheinen und wegen der Capitulation verhandeln, war eigentlich jeder Widerstand unmöglich. Storren aber gerieth in die furchtbarste Wuth. „Wenn der

*) Kein Fremder, d. h. wer nicht Mündenscher Bürger war, durfte diese Stadt vorbeihandeln. Alles, was zu Schiff ankam, mußte hier einem Mündener Factor übergeben und aus- und übergeladen werden. Auf der Fulda aber, aufwärts nach Kassel, durften überhaupt nur Mündener Schiffe fahren. (Büsching, Erdbeschreibung IX, S. 286.)

Mann mich etwas zu sagen hat, so mag er zu mich hereinkommen", ließ er erwiedern, und der Franzose fügte sich. Auch die Drohung, die derselbe nun aussprach, daß 5000 Mann mit 12 Kanonen die Uebergabe schon zu erzwingen wissen würden, machte keinen Eindruck auf den Commandanten. Er verlangte dreimal 24 Stunden Bedenkzeit, um von Hannover Instructionen einzuholen.

Aber schon am 16. Juli Morgens, stieg eine große französische Colonne von Dransfeld her die Höhen herab und näherte sich dem Grohnder Thore. Storren wollte sie durchaus mit den alten Böllern auf dem Stadtwalle begrüßen; der Bürgermeister und der Prorector der Universität stürzten jedoch in namenlosem Schrecken zu ihm und protestierten gegen jeden bewaffneten Widerstand. Indessen war gegen 11 Uhr die Spitze der feindlichen Abtheilung am Thore angelangt. Zwei Generale erschienen in der Stadt und verlangten, unter Androhung des Bombardements, sofortige Uebergabe. Der Oberst weigerte sich hartnäckig, aber einige Magistratspersonen und Hofräthe fuhren trotzdem mit zum General Perreuse hinaus, und schon um 12 Uhr kamen sie mit einem vollständig abgeschlossenen Capitulations-Document zurück. Auch jetzt wollte der Commandant dasselbe durchaus nicht unterzeichnen, bevor er sich nicht persönlich von der Uebermacht des Feindes überzeugt hätte. Das ward ihm gestattet, und als er gesehen hatte, daß in der That 6 Bataillone und 8 Schwadronen, die außer den Regimentsstücken zwei kleine Mörser mit sich führten, zum Angriff bereit standen, da ließ er Nachmittags 5 Uhr seine 200 Milizen auf dem Markte die Waffen niederlegen. Auch die 8 unbrauchbaren Geschütze übergab er in die Hände der Franzosen. Storren selbst erhielt seinen Degen zurück.*)

Contades — der Herzog von Orleans war längst zum Hauptquartier zurückgekehrt — folgte mit seinem Corps der Abtheilung Perreuse's; nur ganz vereinzelte kleinere Detachements besetzten zeitweilig Kassel. Beide Generale vereinigten sich sodann wieder mit dem großen Heere, welches mittlerweile die Weser überschritten und die Gegend von Holzminden erreicht hatte.

Als der Marschall d'Etrées selber am 7. Juli Bielefeld verließ, gedachte er nicht allein, dem Herzog von Cumberland eine Niederlage zu bereiten. Er wußte sehr wohl, daß seine gefährlichsten Feinde nicht die waren, die ihm gegenüberstanden, sondern die hochgeborenen Generäle in

*) Die Erzählung dieses Ereignisses ist nach den officiellen Actenstücken, betreffend die Capitulation von Göttingen, im königlichen Archiv zu Hannover.

seiner Umgebung. Sie redeten in Alles und Jedes hinein und berichteten täglich an ihre Freunde am Hofe. Um Herr der eigenen Armee zu sein, galt es daher vor Allem, sich von ihrem Einfluß frei zu machen. Ein glücklicher Umstand fügte es nun, daß der Marschall Carl von Rohan, Prinz von Soubise, der Pompadour bevorzugtester Günstling, jetzt gerade am Podagra erkrankt war und nach Paris zurückkehren mußte.*) Die von ihm bis dahin befehligte sogenannte Reserve ward daher mit dem Operations-Heere vereinigt. Nachdem ferner der Herzog von Orleans durch seine Detachierung nach Hessen unschädlich gemacht war, blieb nur noch der schlimmste Intriguant, der General Mallebois, zu beseitigen. Längst schon hatte der Marschall gegen diesen Mann Argwohn geschöpft. Er vermuthete mit Recht, daß derselbe es in Paris so darzustellen suchte, als wenn Alles, was geschah, sein Verdienst, alle Versäumnisse dagegen von dem Oberfeldherrn verschuldet wären. Da nun diesmal in der That Mallebois die geeignetste Stelle für den Brückenschlag ausfindig gemacht hatte, so war um so mehr zu befürchten, daß man ihn am Hofe von Versailles als den alleinigen Urheber einer Operation ansehen würde, von deren Gelingen d'Etrées selber Ruhm und Ehre und die Befestigung seiner Stellung zu retten hoffte. Deshalb hielt es der Feldherr für nothwendig, den gefährlichen Mann aus seiner Nähe zu entfernen, und ließ sich wenig träumen, daß seine eigene Abberufung zu der Zeit bereits eine fest beschlossene Sache und die Nachricht davon sogar schon in Mallebois' Händen war.**)

Während dieser befehligt wurde, sich dem General Berchiny anzuschließen, der in der Gegend von Bielefeld zurückblieb, um die Demonstrationen gegen Minden fortzusetzen, begab sich der Marschall selbst nach Brackel, einem Städtchen im Hochstift Paderborn da gelegen, wo sich die Straße von Detmold in zwei Arme, südlich gegen Warburg und östlich gegen Höxter, verzweigt. An demselben Abend (den 7. Juli) erreichte der Marquis von Armentières mit 25 Grenadier-Compagnien und 400 Carabiniers bei Beverungen die Weser. Gegenüber, in dem hannoverschen Flecken Lauenförde, lag ein kleines Beobachtungs-Detachement, von der Abtheilung des Majors von Stockhausen entsendet. Der Commandant desselben war nicht wenig überrascht, als er plötzlich auf den dominierenden

*) S. Mémoires du Duc de Luynes XVI, S. 101.

**) Vergl. das Mémoire du Comte Mallebois, was derselbe in Folge der gegen ihn wegen der Schlacht von Hastenbeck erhobenen Beschuldigungen drucken ließ. Es findet sich in den Mémoires du Duc de Luynes XVI, S. 307 ff., sowie in den Archives du Royaume, Carton K. 151.

Höhen des jenseitigen Ufers große feindliche Truppenmassen erscheinen sah, und zog schleunigst ab.

Kaum graute der nächste Tag, so begannen die Vorbereitungen für den Uebergang. An den grünbelaubten Bergkuppen, welche das enge Flußthal einfassen, hingen noch weiße, flüchtige Nebel und bei dem kühlen, erfrischenden Morgenwetter dampfte die Wasserfläche, wie wenn sie kochte, als schon Tausende von weißröckigen französischen Kriegern sich auf den thauglitzernden Wiesen südlich Blankenau sammelten. Und während sie ihre Gewehre in Pyramiden zusammensetzten und Kochfeuer anzündeten, zog von dem nahen Beverungen eine lange Reihe schwerfälliger Brückenwagen heran. Nun begann ein geschäftiges Treiben. Die Einen hoben mit aufmunterndem Geschrei die kupfernen Pontons von den Fuhrwerken und schoben sie, bemannt mit geübten Ruderern, in den Strom; die Anderen hauten Holz zu Faschinen und ihre Artschläge hallten an den Höhen des jenseitigen Ufers wieder. Mittlerweile waren die Fahrzeuge verankert und mit zauberischer Geschwindigkeit begann das Auflegen der Brückendecke. Gegenüber, wo über den Schindeldächern des kleinen Kirchdorfes Meimbrexen das stattliche Schloß der Herren von Mansberg hervorragte, herrschte erst Todtenstille; dann aber stürzten die Einwohner aus den Häusern und sahen mit Schrecken, wie der Feind über das Wasser sich ihrer friedlichen Gemarkung näherte.

Gegen Mittag war Alles vollendet und die Truppen begannen zu defilieren. Der Marschall selbst war Zeuge des Uebergangs. Er sah, wie die Soldaten das jenseitige Ufer erkletterten und auf der Straße, welche längs desselben abwärts nach Holzminden führt, weiter zogen. Kleine Abtheilungen durchstreiften die waldige Umgegend, ohne auf den Feind zu stoßen. In dem romantisch gelegenen Schlosse Fürstenberg, im Mittelalter eine Burg der mächtigen Grafen von Eberstein, welches auf hoher Felskuppe weithin das Weserthal überragt, fanden sie noch einige hundert Tornister. Die Besatzung, die dem Schutz der alten Mauern und der beiden wohl erhaltenen Zugbrücken nicht traute, hatte sich beim Herannahen des Feindes eiligst entfernt. Damit fiel die erst vor wenig Jahren (1753) im Schlosse eingerichtete herzogliche Porzellan-Fabrik in die Hände der Franzosen. d'Armentières selber nahm Quartier in dem benachbarten Amtshause; das Gros seines Corps lagerte um ihn.

Des Oberfeldherrn Freude über die geglückte Unternehmung blieb nicht lange ungetrübt. Kaum war er nach dem Hauptquartier zurückgekehrt, so begannen seine Bedenklichkeiten von neuem. Noch einmal

überlegte er die Situation. War es wirklich ein großer Gewinn, daß er eine isolierte Abtheilung auf das rechte Ufer hinüber geschoben hatte? Ließ nicht vielmehr der Umstand, daß der Gegner den Uebergang ohne jeglichen Widerstand geschehen ließ, eine Falle vermuthen? Zwar führten zahlreiche Communicationen von der paderbornschen Seite zum Flusse hinunter; gegenüber aber trat das unwirthliche Solling-Gebirge dicht an den Strom. Inmitten der zahlreichen Ortschaften, die ihn umgaben, erinnerte sich der Marschall doppelt lebhaft, daß er auf der andern Seite der Weser nichts gesehen hatte, als einen unermeßlichen, dunkeln Wald, der sich bis zum Horizonte ausdehnte. Wohnorte gab es darin nicht; die Rauchsäulen, welche hie und da über den Baumkronen emporwirbelten, deuteten höchstens die Lage vereinzelter Köhlerhütten an. Eingekeilt zwischen dem Fuße der Höhen und dem Flusse, erschien die Situation der Armentières'schen Truppen daher wenig beneidenswerth; alles hing davon ab, ob es ihnen möglich war, sich den Ausgang der Defiléen in das freie Hinterland zu eröffnen. Auf jeden Fall schien es höchst gefährlich, die marschierenden Colonnen auf dieselbe bedenkliche Brückenstelle bei Blankenau zu dirigieren. Der Besitz von Holzminden dagegen, dem Punkte, wo die alte Handelsstraße von der Weser in's Innere des Landes führt, gewann nun eine besondere Wichtigkeit. Diese Erwägungen bestimmten den Marschall, dem Heere nunmehr die allgemeine Richtung auf Höxter statt auf Beverungen anzuweisen. Er selbst verlegte am 10. Juli sein Hauptquartier nach der benachbarten alten ehrwürdigen Benedictiner-Abtei Corvey. Dann ließ er zwischen diesem Punkte und Holzminden drei Pontonbrücken bauen, und als die große Armee am 13. das Ufer der Weser erreichte, war Alles zum Uebergange bereit.

Aber den Marschall drückten nun neue schwere Sorgen. Statt des früheren kalten Regenwetters herrschte seit einiger Zeit eine unerträgliche Hitze. Die Truppen waren daher von dem Marsche auf der bergigen Straße über Detmold, Horn und Nieheim auf das äußerste erschöpft. Dazu wiederholten sich die Klagen über mangelhafte Verpflegung, namentlich die vornehmen Herren in der Umgebung d'Estrées beschwerten sich auf's bitterste, daß sie selbst für vieles Geld keine anständige Tafel halten könnten. Fleisch und Schwarzbrod freilich, das ihrem verwöhnten Gaumen nicht mundete, mußten die Einwohner zu einem normierten Preise hergeben; alles Uebrige aber kostete unerschwingliche Summen. Weizenbrod und Wein gab es überall nicht, wenn man es nicht aus Frankreich nachschicken ließ — und das frischgebraute Bier verursachte unbequeme

Magenbeschwerden.*) Wenn diese Entbehrungen sich schon in dem reichen angebauten Lande fühlbar machten, das man durchzogen hatte, was sollte auf dem andern Ufer der Weser werden? Der Marschall wußte nicht, was er thun sollte. Die Neigung, die begonnene Operation durchzuführen, kämpfte mit den schwersten Bedenken für die Subsistenz. Sollte er hier 18 Tage stehen bleiben, wie es der General-Intendant für die Erbauung neuer Bäckereien in Hörter verlangte? Sollte er es wagen, frischweg weiter zu gehen und seinen Bedarf nach wie vor aus den entfernten Magazinen von Paderborn zu beziehen? Lange konnte er nicht mit sich in's Reine kommen. Beschämt gestand er sich, daß er weit weniger eigene Entschlußkraft und Charakterfestigkeit besitze, als er sich zugetraut hatte. Ja seine Unentschiedenheit quälte ihn so, daß er schließlich seinen alten Rathgeber, den General-Quartiermeister Mallebois, wieder zu sich rufen mußte, um ihr ein Ende zu machen.**) Doch auch dieser bedurfte der eindringlichsten Vorstellungen, ehe er den Marschall zur Fortsetzung der Bewegungen bestimmen konnte.

Am Sonnabend den 16. Juli in der Frühe überschritt jedoch endlich die große französische Armee den Strom. Die Infanterie benutzte die drei Pontonbrücken; für die Reiter hatte man zwei Fuhrten ausfindig gemacht. Auf dem linken Ufer blieben nur 10,000 Mann unter dem Herzog von Broglio zurück, die von Engern über Lemgo bereits am 13. die Gegend von Grohnde erreicht hatten. Das Hauptquartier d'Etrées' kam nach Holzminden. Der Herzog von Orleans nahm unter dem Schutze des Chevert'schen Corps die Gastfreundschaft des Herzogs von Braunschweig-Bevern in dessen bescheidenem Schlosse in Anspruch. An den Defiléen des tief eingeschnittenen Forstbaches von Stadtoldendorf bis hinunter zur Weser aber standen die Grenadiere des Marquis von Armentières und deckten den Aufmarsch des Heeres; er selbst lag in Warpsen.

Vom Feinde war bis dahin nichts zu sehen gewesen. Nur eine kleine französische Parteigänger-Abtheilung, welche sich am 13. Juli unvorsichtig dem Dorfe Eschershausen näherte, war hier in einen Hinterhalt des Stockhausen'schen Corps gefallen. Ueberrascht von dem Flinten-

*) In dem Privatbriefe eines hochgestellten Officiers, d. d. Rieheim, den 12. Juli, den Luynes (Mémoires XVI. S. 106) mittheilt, finde ich die Angabe, daß man ein Paar kleiner magerer Hühner mit 2 livres 10 sols, ein Paar Tauben mit 3 livres, einen alten Hasen mit 10 livres hätte bezahlen müssen. Eine alte Truthenne mit vier Kleinen habe 48 livres, ein Pfund Butter 10 sols, 25 Eier 2 livres gekostet.

**) Vgl. das oben erwähnte Mémoire du Duc de Mallebois.

feuer, das ihnen empfindliche Verluste beibrachte, wandten sich die Franzosen zur Flucht. Die 50 hannoverschen Reiter verfolgten heftig, wurden aber ihrerseits abgewiesen und verloren fünf Todte und zehn Verwundete, so daß die Gegner ihren Rückzug in guter Ordnung ausführen konnten.

Indessen war eine Hiobspost nach der andern auf den Herzog von Cumberland hereingestürmt. Alles ging anders, als er es gehofft hatte. Am 1. Juli schrieb ihm Münchhausen, daß er auf ein preußisches Hilfscorps überall nicht mehr rechnen dürfte; am 5. erfuhr er die Flucht des Landgrafen von Hessen; am 6. setzte ihn die Nachricht von der wenig ehrenvollen Emdener Capitulation in großen Zorn; am 9. endlich erschienen der Erbprinz von Hessen und der General la Motte in seinem Hauptquartier zu Dankersen und theilten ihm mit, daß ihr Kriegsherr ihnen befohlen habe, mit den drei preußischen Regimentern die Observations-Armee zu verlassen und nach Magdeburg abzumarschieren. Sie zeigten eigenhändige Instructionen des Königs Friedrich vor, wonach sie auf diesem Punkte bestehen sollten, falls der Herzog die Weserlinie aufgäbe und die Franzosen sie überschritten.

Und darüber, daß das letzte Ereignis wirklich eingetreten sei, schwand schon am nächsten Tage der letzte Zweifel. In der Frühe des 10. Juli erhielt Cumberland die erste bestimmte Nachricht, daß der Feind Lauenförde gegenüber eine Brücke geschlagen und 1500 Mann übergesetzt habe. Noch schien es ihm trotzdem unwahrscheinlich, daß der vorsichtige französische Marschall sich in ein Gebirgsland hineinwagen wollte, wo die Verpflegung die größten Schwierigkeiten haben mußte. Aber als er am Nachmittage desselben Tages erfuhr, daß auch der Rest des französischen Heeres sich von Bielefeld gegen Paderborn in Bewegung gesetzt habe, da beschloß er, unverzüglich gegen Hameln aufzubrechen.*)

Diese Operation war in der That die einfachste und beste, die er machen konnte. In Hameln befand sich eine schöne, auf neuen steinernen Pfeilern ruhende Brücke, oberhalb Minden der einzige feste Uebergang über den Strom, seitdem im dreißigjährigen Kriege die alte Brücke bei Hörter zerstört war. Ein bewegliches Heer kam daher vielleicht noch rechtzeitig, um die feindlichen Colonnen, die in den schwierigen Gebirgsdefiléen auf dem rechten Weser-Ufer steckten, festzuhalten und sich gleichzeitig vom linken aus auf ihre Verbindung zu werfen. Und wenn auch der Herzog bald einsah, daß er der Manövrierfähigkeit seiner Truppen so viel nicht

*) Die Zeitangaben über das Eintreffen der verschiedenen Nachrichten im Hauptquartier Dankersen sind dem eigenhändigen Briefwechsel des Herzogs von Cumberland mit dem Kammerpräsidenten von Münchhausen entnommen.

zutrauen dürfte, so blieb ihm immer noch das Mittel der Schlacht, die unter den Kanonen der Festung die denkbar günstigsten Chancen bot. So marschierte er in der festen Absicht, die Dinge zur gewaltsamen Entscheidung zu bringen, am 11. Juli aus seiner bisherigen Stellung ab. Denselben Morgen trennten sich die preußischen Regimenter von der Armee und in das aufgegebene Minden rückten drei Bataillone Hannoveraner, Hessen und Braunschweiger unter dem Prinzen Ysenburg als Besatzung ein. Mit dem Rest des Heeres bezog der Herzog am 12. Juli ein neues Lager, das seinen rechten Flügel in der Gegend des Dorfes Afferde an die Hamel, den linken bei Voremberg an den Hastebach lehnte. Nach Hagen-Ohsen und Latferde wurden kleine Beobachtungs-Detachements vorgeschickt. Das Dorf Hastenbeck bezeichnete etwa die Mitte der Aufstellung. Der Herzog selbst nahm sein Hauptquartier in dem kleinen Afferde. In der Festung Hameln lagen seit dem 20. Juni 2000 Hannoveraner unter dem General von Brunck in Garnison, welche die frühere hessische Besatzung abgelöst hatten.

Dem, welcher nach dem ferneren Verlauf der Ereignisse urtheilt, wird es auffallen, daß die Front der Aufstellung nicht gegen Süden gerichtet war, sondern der Weser parallel lief. Dennoch war sie der damaligen Situation ganz angemessen. Noch immer schien es dem Herzog widersinnig, zu glauben, daß der feindliche Feldherr wirklich den Strom mit der Hauptmacht da überschreiten wollte, wo er, von steilen Bogen und schwierigen Defiléen eingeengt, dahin floß. Die offenbare Unentschlossenheit der letzten Tage, die auffallenden Zögerungen in den Bewegungen der Franzosen bestärkten ihn in seinen Zweifeln. Endlich aber machte das Erscheinen des Broglio'schen Corps in der Gegend von Grohnde es fast zur Gewißheit, daß es auf den „Tünder-Anger" abgesehen sei, jenen Punkt, wo sich das Weserthal zum ersten Male zu einer breiten Wiesenfläche erweitert.

Die nächsten Tage vergingen in beklemmender Unsicherheit. Als jedoch der Major von Stockhausen meldete, daß sich ihm gegenüber in dem Thalkessel von Stadtoldendorf täglich mehr feindliche Streitkräfte ansammelten, schien es bedenklich, dieselben noch länger unbeachtet zu lassen. Diese ganze Gegend gewann nun anscheinend eine erhöhte Bedeutung. Schon im 13. Jahrhundert hatte das mächtige Dynastengeschlecht der Herren von Homburg sich dort angesiedelt und beherrschte die waldigen Schluchten, durch welche die alte Handelsstraße von Holzminden her in das Thal des Lennebaches hinüberführte. Noch heute sind die Trümmer ihrer Burg, mit Dornengestrüpp überwachsen, unter dem dunkeln Waldes-

grün wohl zu erkennen, obgleich der größte Theil der Steine zur Erbauung des Amthauses in Wickensen benutzt ist. Von der „Homburg“ überschauten die gewaltigen Lehnsherren weithin die bergige Landschaft. Nach Nordwesten zu sahen sie, diesseits des unwegsamen Gebirgsstockes des Voglers, die Straße von der Weser über Amelungsborn langsam zu dem berühmten „Odfeld“ ansteigen, um sich in steilen Windungen wieder nach Eschershausen hinabzusenken. Jene Einsattlung, im Mittelalter der Schauplatz zahlreicher blutiger Kämpfe, war zu Hinterhalten wie geschaffen. Hier lauerten im sicheren Versteck geharnischte Reisige auf die vorüberziehenden Kaufleute, die sich glücklich schätzten, wenn man sie gegen Erlegung eines schweren Durchgangszolls passieren ließ. Auch die zu der Zeit weniger befahrene, längere Schlucht, durch die heute die Buke-Kreienser Bahn von Stadtoldendorf um den südlichen Fuß des Kellberges herum in's obere Thal der Lenne führt, überwachten die verwegenen Ritter. Eschershausen aber, der Punkt, wo sich beide Straßen wieder vereinigen, schien dem Herzog von Cumberland auch jetzt noch eine besondere Wichtigkeit zu besitzen. Er beschloß, sich desselben auf alle Fälle zu versichern.

Am 15. Juli marschierte in Folge dessen der General von Hardenberg mit sieben Grenadier-Bataillonen, denen sechs Geschütze beigegeben waren, von Tündern ab. Ohne Widerstand zu finden, bezog er ein Lager zwischen Eschershausen und Wickensen; ihm gegenüber schlängelte sich in einer tiefen, von Wald eingefaßten Schlucht voll Steingerölls die Straße von Amelungsborn in's Thal herab. Zwei Jäger-Compagnien unter dem verwegenen Major von Freitag drangen noch weiter bis nach Stadtoldendorf vor. — Außerdem wurden zwei Dragoner-Regimenter unter dem Generalmajor von Dachenhausen nach Alfeld detachiert, um das Leinethal zu beobachten.

Den 17. Juli Morgens ging im Hauptquartier Afferde die Meldung ein, daß in der Nacht ein französisches Detachement von einigen hundert Grenadieren und Husaren die Hardenberg'sche Aufstellung zu überfallen versucht habe. Zwar war der Feind mit geringem Verlust abgeschlagen worden, und die vielen Hüte, welche man bei Anbruch des Tages auf dem Kampfplatze fand, zeugten von der Eile und Unordnung seines Rückzuges*); aber da gleichzeitig Freitag berichtete, bei Amelungsborn lagerten vier bis fünf französische Bataillone nebst sechs Schwadronen, so schien die Stellung bei Wickensen etwas exponiert. Der Herzog hielt

*) S. Rénouard I, S. 198. Luynes, Mémoires XVI, S. 111.

es daher für nöthig, noch den General von Fürstenberg mit drei Bataillonen und zweihundert Pferden bis jenseits Halle vorzuschieben.

Am Nachmittag mehrten sich die bedenklichen Nachrichten, und die Bitten um Verstärkung der vorgeschobenen Truppen wurden immer dringender. Endlich gegen Mittag des 18. Juli sprengte ein Reiter auf schaumbedecktem Pferde in's Lager, und überbrachte die Kunde, daß die gesammte feindliche Armee bei Holzminden die Weser überschritten habe und gegen Wickensen im Anmarsche sei. Jetzt glaubt der Herzog nicht länger zögern zu sollen. Nur die Stunden, wo die Hitze am drückendsten war, ließ er noch vorübergehen; dann, als die Schatten länger wurden und eine wohlthuende Kühle eintrat, setzte er das ganze zweite Treffen der Armee, 15 Bataillone nebst 10 Schwadronen, gegen Bodenwerder und Halle in Marsch; eine Batterie von 6 Sechspfündern folgte.*) In zwei Colonnen, auf holperigen, ausgefahrenen Wegen, zwischen wogenden Kornfeldern zogen die Truppen dahin. Der Herzog von Cumberland mit einer zahlreichen Suite begleitete sie. Glühendroth ging jenseits der Weser die Sonne hinter der bewaldeten Kuppe des Scharfenberges unter und die Dämmerung war längst in finstere Nacht übergegangen, ehe man gänzlich ermüdet den Bestimmungsort erreichte. Beim Schein der Strohfackeln ward bei Halle ein Lager abgesteckt, das seinen linken Flügel an den Abhang des Ith-Gebirges lehnte. Der tief eingeschnittene Grund des Tranebaches deckte seine Front.

In der Frühe des nächsten Morgens ritt der Feldherr selbst mit dem Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel**), der seit einigen Tagen in seinem Hauptquartier verweilte, zum Recognoscieren weiter nach Eschershausen vor. Hier fand er jedoch bald, daß er sich in seinen Erwartungen vollständig getäuscht hatte, und daß er falsch berichtet gewesen war, als er geglaubt hatte, dort der feindlichen Armee das Debouchieren verwehren zu können. Er sah sich allenthalben umgeben von waldigen Höhen und tiefen Schluchten. Was im Mittelalter eine gute Paßsperre für Wegelagerer gewesen war, war es für Armeen des 18. Jahrhunderts nicht mehr. Nirgends gab es Positionen, die eine freie Uebersicht gewährten

---

*) Diese Stärkeangaben sind nach von Sichart III, S. 248 ff. Rénouard I, S. 199, weicht etwas davon ab.

**) In seinem Briefe an den Minister von Münchhausen, d. d. Afferde, 22. Juli, nennt der Herzog von Cumberland ihn „le duc“. Es unterliegt keinem Zweifel, daß damit der Herzog Karl und nicht der Erbprinz gemeint ist; denn auch Westphalen I, S. 271, erzählt, daß er in der Schlacht von Hastenbeck gegenwärtig gewesen sei.

und die nicht durch andere Engpässe umgangen werden konnten. Der Herzog entschloß sich also kurz und gut zum Rückzug in's alte Lager, der mittelst eines zweiten Nachmarsches (in der Nacht vom 19. zum 20.) ausgeführt wurde. Auch die vorgeschobenen Truppen schlossen sich dieser Bewegung an und am 20. Nachmittags war sie vollendet.

Auch in der starken Stellung hinter den Defiléen des Tranebaches wagte der Feldherr nicht die Schlacht anzunehmen; und mit Recht. Denn nicht allein konnte der Feind, einmal im Besitz von Eschershausen, von da über Alfeld in's Leinethal gelangen und ihn auf dem kürzesten Wege nach Hannover umgehen; auch die weit wichtigere Verbindung mit der Festung Hameln wäre gefährdet gewesen. Wie empfindlich diese aber durch das Broglio'sche Corps auf dem linken Weserufer bedroht war, zeigte sich schon, während noch das nach Halle detachierte zweite Treffen im Rückmarsch begriffen war. In Folge einer Nachricht, daß die Franzosen gegen Grohnde vorrückten*), welches übrigens noch von 200 Hannoveranern besetzt war, wurden am Nachmittage des 20. Juli sämmtliche im Afferde'schen Lager zurückgebliebenen Truppen alarmiert und gegen Latferde in Bewegung gesetzt. Hier klärte sich der Irrthum auf; doch verging die ganze Nacht, ehe sie, zum Tode erschöpft, da wieder anlangten, wo sie 12 Stunden vorher abmarschiert waren.

Der Herzog von Cumberland ahnte kaum die ganze Größe der Gefahr, der er eben rechtzeitig entgangen war. Fast genau zu derselben Zeit, wo er seine bedenklich auseinandergezogenen Abtheilungen wieder in der Stellung von Hastenbeck zusammenzog, setzte sich auch die große französische Armee in Bewegung. Am 19. Juli Abends brach zunächst der Generallieutenant von Chevert mit 40 Grenadier-Compagnien aus der Gegend von Amelungsborn auf und besetzte die Schlucht von Wickensen, wenige Stunden, nachdem Hardenberg sie verlassen hatte. Am nächsten Morgen folgte der Herzog von Orleans mit vier Brigaden, die theils zu dem Corps von Armentières, theils dem Detachement des Herzogs von Chevreuse angehörten. Der Rest des Heeres lagerte bei Stadtoldendorf und blieb auch den folgenden Tag hier stehen, während die Vortruppen die Gegend von Halle erreichten.

Am Freitag den 22. Juli folgte endlich der Marschall dahin nach. Man brach sehr früh auf; denn die Hitze war bei Tage erstickend. Unterwegs hörte man von fern einige Kanonenschüsse — die ersten in

*) Ein Oberhauptmann von Mansberg wird als Ueberbringer dieser Alarm-Nachricht genannt. Rénouard I, S. 200.

diesem Feldzuge — aber man achtete nicht darauf. Kaum aber hatte die Armee, gegen 12 Uhr Mittags, ihren Bestimmungsort erreicht und begann das Lager aufzuschlagen, da wurde das Geschützfeuer heftiger; auch Flintenschüsse knatterten aus den umliegenden Hölzern. Offenbar war Armentières, welcher mit 12 Grenadier-Compagnien bei dem Dorfe Heyen an der Straße nach Grohnde stand, im Kampfe begriffen. Das Alarmsignal ertönte und rief die Soldaten zu den Waffen. Die Zelte wurden wieder eingerissen. Der Marschall und die vornehmsten Generale schwangen sich zu Pferde und jagten den Truppen voraus. Als sie bei Heyen ankamen, sahen sie in der That eine Abtheilung von 8—10,000 Mann — so hoch schätzten sie die 5 hessischen Regimenter, 3 braunschweigischen Bataillone und 8 Schwadronen, welche sich zum Angriff entwickelten — von den gegenüberliegenden Höhen zwischen den Dörfern Brockensen und Frencke heruntersteigen. Man hielt sie für die Avantgarde des feindlichen Heeres. Trotzdem ward es nicht recht Ernst. Immer zaghafter und zaghafter wurde des Vorgehen der Alliierten, je näher sie den französischen Stellungen kamen. Und als die große Armee selber in zahlreichen Colonnen von Halle heranrückte, brachen sie das Gefecht ganz ab und zogen sich hinter die verdeckenden Holzungen zurück, aus denen sie hervorgebrochen waren. Um fünf Uhr Nachmittags war Alles wieder still; die Franzosen hatten etwa 20 Mann, die Verbündeten nicht einen verloren.*)

Nun endlich hatte der Marschall den Feind vor sich, und daß er diesmal Stand halten würde, daran war nicht zu zweifeln. Was sollte er jetzt thun? Sollte er den Herzog in seiner starken Stellung angreifen und nachher, wenn es gelang, ihn zu schlagen, Hameln und Minden belagern? Führte es nicht einfacher und sicherer zum Ziele, wenn er ihn stehen ließ, wo er war, und auf der directen Straße über Münder und Springe gegen Hannover vordrang? Gerade an dem Punkte, wo er stand, in Halle, trennten sich die beiden Wege; hier mußte er sich entscheiden. Wie alle unentschlossenen Generale berief er am 22. Abends einen Kriegsrath — und der stimmte für den Angriff.

---

*) Die Erzählung dieses an sich selbst unbedeutenden Gefechts ist nach Rénouard I, S. 194. 201, und Mémoires du Duc de Luynes XVI, S. 118 2c. Es ergiebt sich daraus, wie unbegründet der Vorwurf ist, das man bei energischerem Vordringen das Armentières'sche Corps hätte überfallen und vernichten können; es ist auch nicht nöthig, die unerträgliche Hitze als Grund dafür anzuführen, daß die Infanterie nicht rechtzeitig herankommen konnte. Die Unternehmung, die am 21. vielleicht hätte glücken können, war am 22. aussichtslos.

In der Frühe des nächsten Morgens (des 23.) setzten sich also die französischen Vortruppen in der Richtung auf die Fähre von Grohnde wieder in Bewegung. Auf dem rechten Flügel besetzte der Generallieutenant Marquis von Contades Brockensen; d'Armentières rückte gegen Frencke, der Aide-Maréchal-Général Vogué nahm auf der Höhe, Grohnde gegenüber, Stellung. Die Alliierten hatten ihre Positionen vom Tage zuvor geräumt; nur die Dörfer Latferde und Börrie blieben noch von starken Pikets besetzt; dahinter stand im Latferder Holze ein Soutien von 1500 Mann. Sonst verging der Tag ohne besondere Ereignisse, und als es dunkel ward, sahen die Vorposten den ganzen Horizont geröthet von der unendlichen Linie feindlicher Wachtfeuer, die sich von Daspe am Ufer der Weser bis gegen Hunzen am Fuße des Ith-Gebirges hin erstreckte.

Mit Tagesanbruch, am Sonntag den 24. Juli, ging zunächst Contades zum Angriff über. Er bemächtigte sich, jedoch erst nach hartnäckigem Widerstande, der Dörfer Börrie und Latferde, wo der hannoversche Oberst Diepenbroik befehligte. Derselbe zog sich in die weiter nördlich am Berghange gelegenen Holzungen zurück, wo ihm das Geschützfeuer Vogué's, obgleich Broglio es vom linken Weserufer unterstützte, nicht viel anhaben konnte.

Bei den ersten Kanonenschüssen war der Herzog von Cumberland zu den Vortruppen geeilt. Von der Kuppe jenes flachen Höhenzuges, der bei Hagen-Ohsen unter dem Namen des Bückeberges steil nach der Weser zu abfällt und in östlicher Richtung bis gegen Harderode sich fortsetzt, beobachtete er den Anmarsch des Feindes. In der ganzen Thalsenkung, der die Straße von Halle her folgt, sah er Alles in Bewegung. Wie eine gewaltige Riesenschlange wand sich auf dieser die Hauptcolonne des französischen Heeres heran; ihre Bajonnette glitzerten in den Strahlen der Morgensonne. Auch auf allen Nebenwegen, die zwischen den üppigen Saatfeldern sich hinzogen, erblickte man, so weit das Auge reichte, marschierende Truppen-Abtheilungen. Reitermassen, die man nicht sah, verriethen durch dichte Staubwolken, die hinter den zahlreichen Gehölzen emporstiegen, ihre bedrohliche Nähe. Und endlich näherten sich, jenseit des Weserstromes, noch Broglio's dunkle Heeressäulen dem Ufer und begannen Vorbereitungen zum Uebergang zu treffen. Der entscheidende Augenblick war da.

Der Herzog ließ seine Armee unter's Gewehr treten. Die Zelte wurden abgebrochen, die schwere Bagage und das Gepäck nach Hameln zurückgeschickt. Dann traf er mit Umsicht seine Anordnungen. Offenbar

war der linke Flügel seiner Vortruppen — die Grenadiere, die in Völkershausen und Voremberg standen — am meisten bedroht. Dahin dirigierte er also die gesammte hessische und braunschweigische Infanterie. Vier hannoversche Bataillone aber unter dem General von Kielmansegge erhielten Befehl, die Verbindung zwischen dieser Truppenabtheilung und den Pikets der Vortruppen, welche bis in die Lisière der Holzungen am Bückeberge zurückgewichen waren, herzustellen. Endlich ließ der Herzog noch einen Theil seines rechten Flügels in die Ebene von Tündern hinabsteigen und die Cavallerie gegen Hagen-Ohsen vorgehen, um der französischen Reiterei zu begegnen, falls dieselbe versuchen sollte, die Weser zu durchschreiten.

Um 9 Uhr Morgens war diese Aufstellung vollendet. Das Geschützfeuer wurde nun immer heftiger; auch Broglio beschoß vom linken Stromufer den Bückeberg, jedoch ohne Effect. Die Alliierten antworteten lebhaft und bald war die ganze Gegend um Latferde und Börrie in Pulverdampf gehüllt. Trotzdem ward es mit dem Angriff kein rechter Ernst. Die feindlichen Colonnen schoben sich zwar zu dichten drohenden Massen zusammen; Gruppen höherer Officiere erschienen recognoscierend auf den gegenüberliegenden Höhen; aber das Gros des Heeres kam nicht weiter. Endlich, gegen 1 Uhr Nachmittags, versuchte ein Detachement, zum größten Theil aus den königlichen Freiwilligen bestehend, von Brockensen aus über die bewaldeten Anhöhen gegen Volkershausen vorzudringen. Hier wurden die Angreifer jedoch von einem lebhaften Tirailleurfeuer empfangen. Es entspann sich ein hartnäckiges Gefecht, in das bald auch von beiden Seiten die Artillerie eingriff. Keine von beiden Parteien konnte lange Zeit Terrain gewinnen; dann aber, als ein glücklicher Schuß eine der französischen Kanonen demontierte, als der General von Kielmansegge seine vier Bataillone unter Trommelschlag zur Unterstützung heranführte, zogen sich die Franzosen zurück.*)

Allmählich verstummte nun das Feuer der ganzen Linie und der französische Marschall ließ seine Armee auf den Höhen südlich von Latferde und Börrie ein Lager beziehen. Dem Oberfeldherrn selber war indessen in seinem Hauptquartier gar nicht wohl zu Muthe. Der unerwartet hartnäckige Widerstand der Hannoveraner erfüllte ihn mit den ärgsten Befürchtungen. Wenn die Bezwingung der vorgeschobenen Truppen

---

*) Vgl. Rénouard I, S. 201 ff.; v. Sichart III, S. 250 ff. Der Verlust der Alliierten war sehr unbedeutend, er betrug im Ganzen 32 Mann an Todten und Verwundeten.

schon solche Anstrengung kostete, wie sollte es dann bei der Hauptstellung werden? In seiner Noth berief er die vornehmsten Generale von neuem zu einem Kriegsrath. Jedoch auch deren Zuversicht war erschüttert. So lebhaft sie vor wenig Tagen auf einen Angriff gedrungen hatten, als sie ihn mit leichter Mühe für ausführbar hielten, ebenso dringend empfahlen sie nun eine Umgehung. Der Marschall war nur zu geneigt, auf den Vorschlag einzugehen. Seinem vorsichtigen Charakter erschien es widersinnig, sich den Chancen eines immerhin zweifelhaften Kampfes auszusetzen, wenn durch eine unblutige Operation dasselbe Ziel erreicht werden konnte. Nur der General Mallebois war für die Schlacht. Mit allen Kräften seines beredten Mundes suchte er den Feldherrn zu überzeugen, daß der König, ja das ganze Frankreich, nun endlich eine Waffenentscheidung verlangten, deren Ausgang bei der gewaltigen Ueberzahl der Streitkräfte kaum zweifelhaft sein könnte. Er erinnerte daran, wie einst sein eigener Vater von dem Versailler Hofe verdammt worden sei, weil er in ähnlicher Lage sich dem Majoritätsbeschluß eines Kriegsrathes unterworfen habe, aber alles war umsonst. Da kam gegen 10 Uhr Abends die überraschende Kunde, daß der Feind die Positionen, welche er am Tage so tapfer vertheidigt hatte, geräumt und sich in die Stellung von Hastenbeck zurückgezogen habe. Nun erst ward der Angriff definitiv beschlossen.*)

Währenddem bereitete sich der Herzog von Cumberland mit ernster männlicher Entschlossenheit zum Kampfe. Es war ihm vollständig klar, was auf dem Spiele stand, daß sogar sein Rückzug in's Bremensche durch einen soeben zwischen Frankreich und Dänemark abgeschlossenen Vertrag gefährdet war.**) Aber weder die Wehklagen der hannoverschen Minister, die das kleine Heer schon rettungslos verloren und des Landes unvermeidlichen Ruin vor Augen sahen, noch die Hoffnungslosigkeit selbst der einsichtigeren unter den höheren Officieren konnten seinen Muth beugen. Er theilte nicht die Ansicht derer, welche meinten, sogar eine dem Feinde beigebrachte Scharte könne die verzweiflungsvolle Lage nicht bessern; aus

*) Ueber diese Debatten im französischen Hauptquartier vgl. das Mémoire du Comte de Mallebois in: Mémoires du Duc de Luynes XVI, S. 310 ff.

**) Dänemark hatte früher durch den Vertrag vom 26. Juni 1715 sich verpflichtet, dem Kurfürsten von Hannover den Besitz der Fürstenthümer Bremen und Verden zu garantieren, nöthigenfalls sogar 5000 Mann Infanterie und 3000 Reiterei zu ihrer Vertheidigung zu stellen. Jetzt aber hatte Frankreich durch den Vertrag vom 11. Juli 1757 zwar die Neutralität dieser Fürstenthümer anerkannt; aber sich ausdrücklich das Recht vorbehalten, die hannoversche Armee eventuell bis dahin verfolgen zu dürfen. Dänemark dagegen verpflichtete sich, die stipulierte Hilfe in diesem Falle nicht zu leisten.

seiner langen Kriegerlaufbahn wußte er zu genau, was es ist um eine Schlacht. Und wie der einzige unglückselige Tag von Colin allein die jetzige traurige Situation veranlaßt hatte, so mochte ein gewonnener Sieg sie ebenso leicht wieder zum Guten wenden.*) Auf Eins aber durfte er sich auf alle Fälle verlassen: auf die unbeugsame Tapferkeit und den willigen Gehorsam der Armee. Nicht allein der hannoversche Soldat, der von Natur gleichgiltig gegen die Gefahr ist, erwartete ohne besondere Unruhe den Anmarsch eines Feindes, dem sich jeder Einzelne weit überlegen glaubte; auch der junge, lebenslustige Officier, des zwecklosen Hin- und Herziehens müde, sehnte sich nach einer Gelegenheit, um seinen Muth und sein Ehrgefühl zu zeigen. In den Kreisen jener jungen, feurigen Geister, die kaum etwas Besseres wünschten, als sich zu schlagen, entstand auch der Plan, und ward eifrig erwogen, mit einem Theil der Armee nächtlicher Weile über die Hamelner Brücke zu defilieren und Broglio, der isoliert bei Grohnde stand, in den Rücken zu fallen. Sie wollten wissen, der französische General habe den Grohnder Wald nicht besetzt, ja nicht einmal in das Thal von Hämelschenburg Vorposten vorgeschoben. Wenn man also gleichzeitig einen Theil der Cavallerie bei Ohsen durch die Weser gehen und die Plaine von Ohsen im Galopp passieren ließe, so schien ihnen die Vernichtung des Feindes gewiß.

Eine solch abenteuerliche Unternehmung kann indeß in der Umgebung des Herzogs kaum ernstlich besprochen worden sein. Ein erfahrener Feldherr, wie er, würde sofort die Unmöglichkeit erkannt haben, mit einem Corps, das doch wenigstens 10,000 Mann stark sein mußte, in einer kurzen Sommernacht unentdeckt eine Strecke von vier deutschen Meilen — denn so weit ist die Entfernung von Afferde über Hameln, Aerzen, Amelgatzen nach Grohnde — zurückzulegen.**)

*) Am 22. Juli 1757 schreibt der Herzog an den Minister von Münchhausen: „Je suis fâché des tristes idées que vous vous formez de la situation présente des affaires de la bonne cause. Je ne puis pas nier qu'en général elles ne soient dans un assez mauvais état. Mais, quand je me souviens que tous ces malheurs, qu'on prévoit maintenant, sont causés par le seul echec que le roi de Prusse reçut le 18. du mois passé, je ne peux m'empêcher de me flâter que pendant l'armée du roi de Prusse et celle de S. Majesté ne sont pas détruites, que les mêmes bonheurs peuvent nous arriver“ etc.

**) Der Vorwurf, dies Unternehmen unterlassen zu haben, ist dem Herzog schon im hannoverschen „Neuen militairischen Journal“ (I, S. 205. 224 ꝛc.) und danach von Rénouard (I, S. 241 ff.) und Anderen gemacht worden; er findet sich selbst mit der Angabe, daß ein hannoverscher General, der die Gegend genau kannte, sich zur Ausführung des Ueberfalls erboten habe. Indessen ich habe in den Gutachten, welche

Ueberhaupt war die Situation kaum danach angethan, um an Angriffsbewegungen zu denken. Was bei einem solchen Misverhältnis der Streitkräfte, einem vorsichtigen erfahrenen Feldherrn gegenüber, bei einer verwegenen Offensive herauskommen konnte, hatte das Beispiel von Colin eben erst schlagend bewiesen. Und dabei hatte der König Friedrich doch nur einen Theil seiner Streitkräfte auf's Spiel gesetzt, während der Herzog von Cumberland Alles an Alles wagen mußte. Nichts blieb ihm übrig, als die Vertheidigung in einer Stellung, die das gewaltige Uebergewicht der feindlichen Heeresmassen einigermaßen paralysierte.

Und dazu erschien die Position von Hastenbeck, die der Herzog ausgewählt hatte, vorzüglich geeignet. Sie erstreckte sich in einem flachen nach vorwärts gekrümmten Bogen vom Fuße des Scheckenberges in Südost bis zur Einmündung des Hastebaches in die Hamel in Nordwest. Da, wo heute, weithin sichtbar, der neue gothische Schloßbau des Gutsherrn von Hastenbeck sich erhebt, lag etwa ihre Mitte. Auf jenen leichtgewellten, kornbewachsenen Fluren aber, die unter dem Namen des „Süntelberges" sich gegen Hameln hinziehen, stand der rechte Flügel des Heeres. Gegen Umgehungen schützten ihn die Kanonen der Festung; auch sonst war er so gut wie unangreifbar, denn dicht vor ihm fällt das Terrain mit scharf abgeschnittenem steilen Rande gegen die Wiesenfläche des „Tünder-Angers" oder der „Laake" ab, die sich bis zur Weser hin erstreckt. Im Frühjahr und Herbst häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, ist diese niedrige fruchtbare Ebene auch heute noch gemeinsamer Wiesengrund für die umliegenden Ortschaften. Eingeschlossen von lebendigen Hecken und festen Zäunen, sieht man im Sommer zahlreiche Heerden buntgefleckten Rindviehes hier grasen. Nur wenig Communicationen führen hierdurch und in nasser Jahreszeit sind auch sie unbrauchbar; denn häufig tritt der Hastebach, der in seinem untern Lauf, eingefaßt von sumpfigen Wiesengründen, zwischen einer Doppelreihe knorriger Weidenbäume träge dahinfließt, über seine schilfbewachsenen Ufer und verwandelt die ganze Fläche in einen weiten See. Alsdann müssen die, welche von dem großen Kirchdorf Tündern nach Hameln wollen, den Umweg über Hastenbeck einschlagen. In jenen Tagen aber war selbst der Theil des Weideangers, der heute hart und fest bis an die Häuser dieses letzten Orts herantritt, ein großer Fischteich. Wer also von Süden durch Hastenbeck auf die

die hervorragendsten Generale der Armee nachher bei der Abreise des Herzogs über dessen Heerführung einreichen mußten, und die ich im hannoverschen Staatsarchive eingesehen habe, diese Erzählung nirgends erwähnt gefunden und halte sie deshalb für apokryphisch. Auch von Sichart (III, S. 270) stimmt damit überein.

dahinterliegenden sanft ansteigenden Höhenzüge gelangen wollte, war auf die wenig von Hecken eingefaßten Dorfwege beschränkt.

Weiter oberhalb ist der Bach, der in einem großen, nach Süden zu gekrümmten Bogen von Voremberg herunterkommt, ein höchst unbedeutendes Gewässer. Im heißen Sommer trocknet er oft ganz aus, und sein flaches, mit Steingeröll gefülltes Bett bildet nirgends ein genügendes Front-Hindernis. Das war der Grund, weshalb der Herzog Hastenbeck gegenüber seinen linken Flügel mehr zurückbog und ihn in fast östlicher Richtung direct gegen den bewaldeten Hang des Scheckenberges führte, der sich wie ein ungeheurer Wall quer vorlegte und ihn schützte. Das üppige Laubholz, welches, mit dichtem Gestrüpp unterwachsen, den ganzen Höhenzug bedeckt, zog sich damals weit tiefer in die Hastenbecker Ebene hinab; nur wenige schmale Holzwege führten durch das fast undurchdringliche Dickicht. Und da der schmale Bergrücken nördlich bis zum Remte-Thal sich hinzieht, so konnte nicht allein der linke Flügel, sondern auch der Rücken des Heeres für ziemlich gesichert gelten. Gegen Westen fällt der Scheckenberg ziemlich steil ab, noch schroffer aber gegen Süden nach Voremberg und den Quellen des Hastebaches zu. Seinen nördlichen und östlichen Fuß endlich umspült die kleine Remte, ein Nebenbach der Hamel, in großem Bogen. Nach Osten zu, gegen Bisperode und den Gebirgszug des Ith, ist ihr Thal breit und muldenförmig; nach Norden dagegen wird es durch den von gegenüber nahe herantretenden bewaldeten „Eichberg“ zu einem Engpasse, der „Schecken“ genannt, zusammengepreßt. Allenthalben aber, wo sich der Hang des Berges zu einem breiteren, sanfter geneigten Fuß verflacht, ist er von tiefen Wasserrissen und Schluchten durchzogen, und dadurch haben sich namentlich gegen Voremberg und Hastenbeck zu verschiedene plateauartig gewölbte, zungenförmige Vorsprünge gebildet. Auf diesen erheben sich zum Theil wieder niedrigere Kuppen, die von unten wie selbständige Höhen erscheinen und als solche bezeichnet werden. Eine derartige Erhebung ist der „Schierenberg“ auf dem Abfalle von der Ohmsburg gegen das westliche Ende von Voremberg.

Hier hatte der Herzog von Cumberland eine Batterie von sechs schweren Geschützen erbauen lassen, welche bis nach dem Dorfe Hastenbeck hinüber die ganze Front seines linken Flügels flankierend bestreichen sollte. Unmittelbar vor demselben aber, auf dem Plateau nördlich des tief eingeschnittenen „Ketziggrundes“, der in fast schnurgerader Richtung von Hastenbeck gegen die Ohmsburg sich hinaufzieht, wurden 12 Zwölfpfünder und sechs Haubitzen aufgefahren. Die Stelle, wo damals diese sogenannte

„große Batterie“ stand, ist heutzutage noch wohl zu erkennen. Sie war mit unbezweifeltem Geschick ausgewählt, um dem Feinde zwischen dem Dorfe und dem Walde den Durchbruch zu verwehren. Hastenbeck selber erschien dagegen, da es zu tief in der Niederung lag, zur hartnäckigen Vertheidigung wenig geeignet. Der Herzog zog es deshalb vor, 400 Schritt nördlich davon, am Hange, eine dritte Batterie von fünf Zwölfpfündern und vier Sechspfündern zu erbauen; sie sollten feindliche Colonnen, die versuchten, aus dem Dorfe zu debouchieren, mit Kartätschen begrüßen. Zwei kleinere Batterien endlich vor dem rechten Flügel vervollständigten die Aufstellung.

Leider genügte jedoch die Zahl der Truppen bei weitem nicht, um die über 6000 Schritt lange Position genügend zu besetzen; denn nur 7 Grenadier- und 39 Musketier-Bataillone standen zur Verfügung, deren jedes zwei Dreipfünder als Regimentsgeschütze mit sich führte. Die wenig verwendbare Cavallerie bestand aus 32 hannoverschen und 11 hessischen Schwadronen, 50 hannoverschen Husaren und 25 bückeburgischen Carabiniers. Im Ganzen zählte die Armee nicht mehr als 36,000 Mann.*) So kam es, daß auf dem weniger gefährdeten rechten Flügel das Fußvolk (es bestand aus neun hannoverschen Bataillonen) nur in einem dünnen Treffen formiert werden konnte, und dahinter war fast die gesammte Reiterei (29 Schwadronen) vereinigt. Zwischen Hastenbeck und dem Walde dagegen suchte der Herzog der Aufstellung mehr inneren Halt zu geben. Im Centrum standen in erster Linie die Hessen (11 Bataillone), dahinter bildeten, dem nördlichen Ausgange des Dorfes gegenüber, vier hannoversche Bataillone ein zweites Treffen. Ferner wurden zwischen der großen Batterie und der Ohmsburg, vor dem zurückgebogenen linken, aus Braunschweigern und Hannoveranern zusammengesetzten Flügel am nördlichen bewaldeten Hange des Retziggrundes vier Grenadier-Bataillone aufgestellt. General von Hardenberg befehligte sie. Noch weiter vorwärts deckte General Graf von Schulenburg mit drei anderen die Batterie am Schierenberge. Hinter der Schlachtlinie endlich, im Holze, standen zwei hannoversche Bataillone unter dem General von Hodenberg als allgemeine Reserve. Kleine Detachements bewachten die Uebergänge über die Hamel und über die Remte bei der Afferd'schen Warte. Drei Bataillone und zwei Schwadronen unter dem Oberst Max von Breidenbach hielten den Engpaß „im Schecken“ besetzt.

*) Nähere Details über die Stärke und Aufstellung s. bei v. Sichart III, S. 264; Rénouard I, S. 202 ff.

Auf der südlichsten, höchsten Kuppe des Scheckenberges ragt, weithin sichtbar, aus niedrigen Bäumen eine Gruppe schlanker, hochstämmiger Eichen und Buchen empor. Das ist die berühmte, vielgenannte „Ohmsburg“. Merkwürdiger Weise hat hier jedoch in historischer Zeit gar keine Burg gestanden; auch Reste von Mauerwerk haben sich nie gefunden. Dagegen sind dort, wie auch am östlichen flacheren Hange des Berges, überwachsen von dichtem Unterholz, die Spuren eines jener räthselhaften kreisförmigen Erdwälle zu erkennen, die im Munde des Volkes „Sachsenwälle“ heißen, aber wahrscheinlich keltische Begräbnisplätze sind. Etwa an derselben Stelle, wo vor dreißig Jahren der Herr des Waldgrundes einen Aussichtspavillon hat erbauen lassen, hielten vier Jäger-Compagnien unter dem Major von Freitag Wacht.

Eine entzückende Rundschau genießt man von da oben; aber ein großartigeres Schauspiel, als das, was sich am 25. Juli Morgens vor dem kleinen Häuflein hannoverscher Krieger entfaltete, hat wohl noch kein menschliches Auge von hier je erblickt. Nach Osten zu freilich lag die Landschaft still und friedlich da, wie heute. Und als der Frühnebel sich vertheilte und die Sonne, das breite fruchtbare Bisperoder Thal erleuchtend, über den waldbewachsenen Kamm des Ith-Gebirges emporstieg, erinnerte allein die kleine Truppenabtheilung des Oberstlieutenants von Fersen, die auf der Straße nach Diederssen den langgestreckten Ort verließ*), daran, daß ringsum die Gegend von der Furie des Krieges heimgesucht ward. Weiter nach Norden, wo die rothen Dächer des Städtchens Coppenbrügge und das weiße Schloß von Behrensen daher schimmerten, sah man eine andere dunkle Reitercolonne marschieren. Das waren die Regimenter des Generals von Dachenhausen, die seit dem 15. Juli in Alfeld gestanden hatten und nun zur Armee zurückkehrten.

Auf der entgegengesetzten Seite, gegen Westen, aber zeigte sich ein ganz anderes Bild. Es war schon ganz finster gewesen, ehe die Truppen von dem Gefechtsfelde auf den Latferder Höhen in ihr Lager zurückkehrten. Fast die ganze Nacht schallten rauschende Musik und Commandorufe nach der Ohmsburg herauf. Und obwohl es endlich gegen Morgen, als die Wachtfeuer in langer Reihe aufflammten, stiller wurde, blitzten doch fortwährend bei den vorgeschobenen Posten Flintenschüsse auf. Dann

*) Dieses Detachement, bestehend aus 300 Mann Infanterie vom Regiment Zandré und 60 Pferden, war schon am 20. Juli nach Bisperode commandiert worden, um den linken Flügel der Armee zu sichern. Am 25. mit Tagesanbruch traf es im Paß von Diederssen ein. Vgl. Rénouard I, S. 200, und den Bericht des Obersten von Breidenbach bei v. Sichart III, S. 262.

wurde es hell, und auf den gesegneten lachenden Fluren, zwischen erbarmungslos niedergetretenen Saaten, sah man vom Fuße des Berges an, bis gegen die fernen Thürme von Hameln, die aus der dunkelgrünen Umgebung von Fruchtgärten und Obstpflanzungen hervorragten, die unendlichen Linien des Lagers sich hinziehen.

Darin herrschte ein geschäftiges Treiben. Aus zahllosen Kochlöchern stieg kräuselnd der Rauch empor. Im Dorfe Hastenbeck waren rothröckige Soldaten, die von oben klein wie Ameisen erschienen, emsig beschäftigt, Gartenzäune und Hecken niederzuhauen; andere brachen die Brücken über den Bach ab und machten die Wege durch Abgrabungen unbrauchbar; noch andere thürmten vor den Batterien Brustwehren auf, während von Hameln her schwarze sargähnliche Deckelwagen Pulver und Geschosse heranfuhren.

Die lieblich bewaldeten Hohenzüge jenseit des Weserstromes umrahmten das bewegte kriegerische Bild. Hie und da erglänzte inmitten der grünen Wiesenfläche des Tünder-Angers der Fluß wie ein Spiegel. Deutlich erkennbar hob sich im Hintergrunde auf der belaubten Kuppe des „Klüth" der alte Wartthurm ab, während die Umrisse der entfernteren „Pyrmonter Berge" am Horizonte verschwammen. Rechts von dem Dorfe Tündern sah man hart am gegenüberliegenden Ufer das weiße Schloßgebäude von Ohr daher leuchten und dahinter die sanft ansteigenden buschigen Parkanlagen des Ohrberges. Weiter links endlich spiegelten sich die Fenster der altersgrauen, gewaltigen „Hämelschen Burg" in den Strahlen der Morgensonne.

Und wenn das Auge sich von diesem fesselnden Landschaftsbilde weiter südlich wandte zu jenen bewaldeten Höhen, die am Tage zuvor der Schauplatz des Gefechts gewesen waren; dann sah es allenthalben aus jeder Schlucht, aus jedem Hohlwege die feindlichen Heeresmassen hervorbrechen. Mit Tagesanbruch drangen zwei Colonnen von Volkershausen her über die Kuppe des „Kratzenberges" und entwickelten sich Voremberg gegenüber. Auf dem tief eingeschnittenen Wege, der von Latferde direct nach Hastenbeck führt, debouchierte eine dritte und marschierte etwa an der Stelle auf, wo bis zum dreißigjährigen Kriege das Dorf Frohbewsen gestanden hat.

Da endlich, wo der Silberstreifen des Weserstromes hinter der westlichsten belaubten Kuppe des Bückeberges heraustritt, wo die rothen Dächer der Domaine Hagen-Ohsen über den flachen Fuß der Höhe hervorragen, quoll die größte, mächtigste der französischen Heersäulen hervor. Und während sie aus dem engen Defilé zwischen Ufer und Berg heraus-

kam und sich in der Ebene zu langen unabsehbaren Linien entfaltete, durchschritt der General Broglio mit seinem Corps noch weiter unterhalb den Fluß. Dann fuhren an verschiedenen Stellen Batterien auf. Eine Kanonade begann, von den Alliierten lebhaft erwidert. Gegen Mittag zog ein Theil der französischen Reiterei nordwärts in die Ebene von Tündern. Man sah kleine Abtheilungen der verbündeten Cavallerie, von der Ziegelei her, ihr entgegenrücken, aber es kam zu einem nur unbedeutenden Geplänkel; auch die dunkeln Massen des Fußvolkes zogen anscheinend unentschlossen hin und her. Bald marschierten sie in das Gehölz zurück, dann rückten sie wieder drohend vor; doch zu einem ernsten Angriff schritten sie nicht. So verging der Tag.

Indessen hielt der Marschall d'Estrées oben am Hange des Bückeberges, über Hagen-Ohsen, und übersah mit aufmerksamem Auge die feindliche Stellung, die vor ihm dalag wie auf einer ausgebreiteten Landkarte. Noch heute bezeichnet die ungeheure „d'Estrées-Linde", von der Pietät der Besitzer erhalten, den Platz. Von hier erkannte der Feldherr leicht die Unangreifbarkeit des rechten gegnerischen Flügels; der linke dagegen, zwischen Hastenbeck und dem Walde, schien weniger Schwierigkeiten zu bieten. Hier war das Terrain wenigstens fest, wenn auch mit Schluchten und Hohlwegen durchschnitten. Das Artilleriefeuer der Alliierten verrieth ihm die Lage ihrer Batterien, und eine gewaltige Rauchsäule, welche um Mittag in der größten von ihnen aufstieg, verkündete, daß die französischen Geschütze mit Erfolg gewirkt und einige Munitionswagen in Brand geschossen hatten. Der Schlüssel der Aufstellung lag aber offenbar noch weiter östlich. Wenn es gelang, die Ohmsburg zu ersteigen, die sich wie eine Bastion gegen die französischen Linien vorschob, so war die ganze feindliche Position in der Flanke umgangen und bedroht. Dahin beschloß der Marschall also seinen Hauptangriff zu richten. Nach dem östlichen Ende des Dorfes Voremberg zu aber schien es, als wenn der Abhang des Scheckenberges sich verflachte, ja als wenn ein sattelförmiger niedriger Rücken ihn mit den Höhen nördlich von Volkershausen verbände. Wenn irgendwo, so mußte es hier möglich sein, die Ohmsburg zu erklimmen.

Diese Aufgabe übertrug der Marschall dem General von Chevert, einem Manne, der es vor Allem verstand, selbständig und entschlossen zu handeln.*) Drei Brigaden erprobter Truppen — Picardie, Navarre und Marine — jede zu vier Bataillonen nebst den Freiwilligen von

*) S. von Westphalen I, S. 270.

Flandern und Hennegau wurden ihm unterstellt. Damit setzte er sich schon um Mitternacht in Bewegung und gelangte unbemerkt bis in die bewaldete Schlucht oberhalb Voremberg, in der die Haste entspringt. Dort stieß noch die Brigade Eu (zwei Bataillone) von dem Randan'schen Reservecorps, das sich eben erst mit der Armee wieder vereinigt hatte, zu ihm. Die ganze übrige Armee lagerte dicht zusammengerückt auf den Höhen zwischen Volkershausen und Hagen-Ohsen.

In tiefer Stille erwartete man den Anbruch des Tages. Vor der Front der Alliierten stand eine dichte Reihe von Doppelposten, mit Pikets dahinter. Man hörte deutlich das Anrufen der Schildwachen. Zweimal entstand blinder Alarm, als befreundete Patrouillen in der Dunkelheit auf einander feuerten; dann ward es wieder ruhig.

Bei Aufgang der Sonne, am Dienstag den 26. Juli, setzten die Colonnen des französischen Heeres sich in Bewegung. Eingehüllt in dichte gelbe Staubwolken marschierte jede Abtheilung dem Punkte gegenüber auf, den er angreifen sollte. Rechts, Voremberg gegenüber, entwickelte der Marquis von Armentières sechs Brigaden: drei französische, Belsunce, Couronne, Elsaß, und eine Brigade kaiserlicher Truppen (zwei Bataillone) unter General Dombasle waren bestimmt, am Hange der Höhe im Holze vorzudringen; zwei andere — Champagne und Reding (Schweizer) — sollten außerhalb desselben, westlich an Voremberg vorbei, längs der Lisière angreifen. Links neben d'Armentières formierte sich der Marquis von Contades mit weiteren vier Brigaden — Orleans, Vaubecourt, Lyonnais und Mailly —, dem Zwischenraum zwischen dem Holze und Hastenbeck gegenüber. Zum Angriff dieses Dorfes selber wurden drei Grenadier-Regimenter unter dem General von Guerchy bestimmt. Ihnen folgten als Unterstützung vier Bataillone kurpfälzischer Truppen unter dem General Isselbach und die beiden französischen Brigaden Poitou und Royal Suédois. Broglio's Corps endlich und die Reiterei bildeten eine allgemeine Reserve.

So war die gesammte französische Streitmacht*) in erdrückender Ueberzahl allein vor dem linken Flügel der Alliierten vereinigt; der rechte blieb ganz unberücksichtigt. Eine imponierende Macht von nicht weniger als 74,000 Mann rückte gegen die dünnen Linien der Verbündeten heran, die ihr hier kaum ein Viertel an Zahl entgegenstellen konnten.

---

*) Nach v. Sichart (III, S. 257) waren es 88 Bataillone und 115 Schwadronen, die 68 schwere Kanonen und 8 Haubitzen mit sich führten.

Es war gegen 6 Uhr Morgens, als das Geschützfeuer der Hannoveraner begann. Der aufsteigende Staub diente den Artilleristen zugleich zum Signal und zum Ziel. Indessen bei der großen Entfernung war die Wirkung unbedeutend. Die Franzosen antworteten erst schwach, dann immer heftiger; nach einer Stunde aber ward ihre Ueberlegenheit schon recht empfindlich. An fünf bis sechs verschiedenen Orten blitzte es auf und Wolken von Pulverdampf wälzten sich aus den Batterien hervor, die bereits in der Nacht auf den dominierenden Höhen aufgefahren waren. Auf die Dauer konnten die Alliierten, namentlich an Geschwindigkeit des Feuerns, dagegen nicht aufkommen; sie konnten es um so weniger, da die schweren Positionsgeschütze, die man von Hämeln herbeigeschafft hatte, nicht mit Patronen, sondern mit losem Pulver und der Ladeschaufel geladen wurden.

Noch eine Stunde verging unter zwecklosem Hin- und Herkanonieren. Schon begann man in der Umgebung des Herzogs zu glauben, es sei vielleicht wieder, wie am Tage vorher, nur auf eine Recognoscierung abgesehen; da erschollen plötzlich, kurz nach 8 Uhr, von links her aus dem Walde zwischen Voremberg und der Ohmsburg Flintenschüsse herüber. Das Feuern wurde rasch heftiger. Offenbar war eine größere feindliche Abtheilung hier, wo man es am wenigsten erwartete, ungesehen in das Gehölz eingedrungen und drohte, den für unangreifbar gehaltenen Flügel zu umfassen. Wenn man dem noch rechtzeitig begegnen wollte, so war keine Zeit zu verlieren. Unverzüglich sandte der Herzog durch den Capitain du Plat an den Obersten von Breidenbach, welcher, wie wir wissen, im Defilé des „Schecken" stand, den Befehl, am östlichen Hange des Berges vorzudringen und den Feind anzugreifen, den er auf den Höhen von Voremberg vermuthete. Doch ehe dieser auf dem weiten Umwege den Kampfplatz erreichen konnte, war nicht allein das Gefecht um die Ohmsburg, sondern die ganze Schlacht entschieden.

Es war nämlich Chevert's Heeresabtheilung gewesen, deren bedrohliche Gegenwart sich durch das unverhoffte Aufknattern der Gewehrschüsse verrieth. Ohne Widerstand zu finden, hatten seine vier Brigaden den Berghang da erstiegen, wo die Bauern des Dorfes Voremberg ihre Ländereien mit dem Namen „Bütebrink" bezeichnen. Picarde und Navarre bildeten das erste, Marine und Eu das zweite Treffen; die beiden Freicorps Hennegau und Flandern deckten, als Tirailleurs aufgelöst, die Front. Wir können uns schwer vorstellen, wie es möglich gewesen ist, in dem dichten Walde einigermaßen Ordnung und Uebersicht zu bewahren, denn die damalige Tactik kannte kaum eine Form, in der es thun-

lich war, quer durch ein hochstämmiges, mit dichtem Untergebüsch durchwachsenes Gehölz vorwärts zu kommen, ohne in die gräulichste Confusion zu gerathen. Hier scheint aber, der damaligen Gewohnheit zuwider, jede Brigade eine Masse gebildet zu haben, in der ihre vier deployierten Bataillone in ganzer Front hinter einander marschierten. Einige leichte Verhaue wurden mit geringer Mühe bei Seite geschafft; aber als die beiden vordersten Colonnen fast die höchste Kuppe des Berges erstiegen hatten, wurden sie plötzlich von einem vernichtenden Feuer verborgener hannoverscher Büchsenschützen begrüßt. Vergeblich waren alle Drohungen und Befehle der Officiere; umsonst ermahnten sie die Soldaten, nur Bajonnet und Beine zu gebrauchen. Die Front, durch den langen Anstieg gebrochen, löste sich in eine Menge kleiner Gruppen auf; jeder Einzelne suchte, so gut es ging, hinter den Baumstämmen Schutz, und es begann ein Plänklergefecht, wie es in den Schlachten neuer Zeit Regel geworden ist. Viel Gewinn war damit nicht zu erzielen; keiner wußte in dem Dickicht recht, wo er war und wen er vor sich hatte. Indessen, je weiter die Franzosen sich nach rechts hin ausdehnten, desto mehr machte sich ihre Ueberzahl geltend und die vier hannoverschen Jägercompagnien, umfaßt und gedrängt, wichen langsam und stetig gegen die Ohmsburg zurück.

Allenthalben, bis zum Fuß des Berges, dröhnte nun das Knallen der Flintenschüsse durch den Wald; denn auch von den drei Grenadier-Bataillonen, welche die kleine Batterie auf dem „Schierenberge" deckten, wurde das des Majors von Stockhausen, welches am weitesten links, oben am Hange stand, bald in das Gefecht mit hineingezogen. Den General von Schulenburg erfüllte das knatternde Gewehrfeuer, das sich plötzlich über ihm und seitwärts von ihm entspann, mit gerechter Besorgnis; und als er hörte, wie es nicht allein von Minute zu Minute an Heftigkeit zunahm, sondern immer mehr nach Ohmsburg zu fortrollte, da fürchtete er, umgangen zu sein. Er bestimmte also eins der hessischen Grenadier-Bataillone, die unter seinem Commando standen, den bedrängten Jägern Hilfe zu bringen. Mit unsäglicher Mühe erklommen die braven Hessen den Berg von seiner steilsten Seite. Oben angelangt, stießen sie gerade auf die Flanke der Freiwilligen von Hennegau, die im Vordringen längs des Kammes begriffen waren. Ein vernichtendes, überraschendes Feuer ergoß sich auf die Franzosen. Der Oberst de Bussy, schon aus drei Wunden blutend, sank zusammen, von vier anderen Kugeln durchbohrt; seine ganze Abtheilung löste sich auf. Vorn von den hannoverschen Jägern, in der Flanke von den hessischen Grenadieren be-

schossen, flohen sie auf die rückwärtigen Brigaden zurück. Nur 2 Officiere und 20 Mann sollen sich gerettet haben. Doch nicht lange konnten die Alliierten ihren Vortheil behaupten. Allmählich ging ihnen die Munition aus und, von der Ueberzahl gedrängt, wichen sie endlich zurück. Chevert war Meister der Ohmsburg.*)

Indessen war es gegen 9 Uhr geworden. Die anderen französischen Heersäulen, denen der Beginn des Gefechts auf dem Scheckenberge das Signal zum Angriff hatte sein sollen, traten nun auch in den Kampf. Zunächst drang d'Armentières mit vier Brigaden durch Voremberg und westlich daran vorbei in den Wald. Doch Schulenburg hatte mittlerweile zwei Bataillone Verstärkung unter dem General Kielmansegge erhalten, und es gelang den Franzosen im Anfang nicht recht, vorwärts zu kommen; sie erlitten empfindliche Verluste. Der Commandeur der Brigade Belsunce ward durch den Arm geschossen, der Marquis de Chatelet schwer verwundet; namentlich aber wurde die Brigade Couronne stark gelichtet. Bei dieser Gelegenheit war es auch, wo der tapfere Oberst von Laval-Montmorency, ein allgemein verehrter Officier, eine Kartätschenkugel in's linke Auge erhielt, die ihn auf der Stelle tödtete. Erst als weiter links auch die beiden Brigaden Champagne und Reding auswärts am Rande des Gehölzes vorrückten, hielten es die Alliierten für gerathen, abzuziehen. Die Batterie am Schierenberg fiel damit in die Hände der Franzosen, und im „Wittengrund", gedeckt gegen das Feuer der großen Batterie, sammelten sich dann ihre aufgelösten Bataillone zum weiteren Vorgehen.

Gleichzeitig stiegen, in eine dichte Staubwolke gehüllt, die dunkeln Colonnen des Generals Contades längs des Latferder Weges den Berghang hinab. Etwa in der Mitte zwischen Hastenbeck und Voremberg überschritten sie die Haste. Zahlreiche Batterien gingen vorauf, und eine nach der anderen etablierte sich auf den Höhen nördlich des Baches. Der General de la Vallière dirigierte persönlich das Vorrücken und bald waren 68 Feuerschlünde vereinigt und überschütteten die Stellung der Alliierten mit einem mörderischen Feuer. Noch weiter links endlich drangen die Truppen des Generals Guerchy gegen das Dorf Hastenbeck vor.

Das waren angstvolle Stunden für den Herzog von Cumberland. Nach den Demonstrationen des letzten Tages hatte er fest geglaubt, er

*) Die Details dieses Gefechts sind nach Rénouard I, S. 214, und Mémoires du Duc de Luynes XVI, S. 131. Die Stelle, wo der Oberst Bussy fiel, war bis vor kurzem noch den Bewohnern der Gegend unter dem Namen des „Obersten-Grabes" bekannt.

würde einem einfachen Frontalangriff zu begegnen haben, und dem hielt er sich, trotz der großen Minderzahl seiner Truppen, gewachsen. In dieser Ueberzeugung hatte er noch in der Nacht den Posten an der Hamelbrücke bei der Afferd'schen Warte beträchtlich verstärkt. Nun erkannte er mit einem Male, daß er sich getäuscht hatte. Jetzt stand sein rechter Flügel vollständig in der Luft und gegen den linken allein wälzte sich der Feind in gewaltiger Ueberlegenheit heran. Zu einer Aenderung in der Aufstellung war es jetzt zu spät. Mit bangem Vorgefühl verglich der Feldherr die imponierenden gewaltigen Massen der heranrückenden Franzosen und die dünnen Linien seiner Soldaten. Kaum wagte er zu hoffen, daß die Tapferkeit der Seinen solcher Uebermacht widerstehen könnte. Und während jeder Augenblick ihn der verhängnisvollen Entscheidung näher brachte, sah er sich außerdem noch in seiner linken Flanke umgangen. Das Feuern auf der Ohmsburg wurde immer heftiger; die ganze bewaldete Kuppe des Berges hüllte sich in bläulichen Pulverdampf. Es war kein Zweifel, daß da, wo er geglaubt hatte, daß höchstens einzelne kleine Schützenschwärme durchdringen könnten, ganze Bataillone fochten.

Daß der Herzog die Ohmsburg für absolut unersteiglich hielt oder daß ein recognoscierender Officier sie ihm so geschildert hätte, wird Niemand, der sie gesehen hat, für recht glaublich halten. Aber was er nicht wußte, war, daß von Voremberg aus ein zwar äußerst steiler, aber doch fahrbarer Weg oben hinauf führt, den die Bauern im Winter zur Abfuhr des Holzes aus ihrem Gemeindewalde gebrauchen. Auch dem mit der Untersuchung Beauftragten scheint dies Geleise, das im Sommer fast ganz mit Unterbusch überwachsen ist, entgangen zu sein; die Franzosen aber benutzten es, um einige leichte Regimentsgeschütze den Berg hinaufzuschaffen. Schwer genug mag es gegangen sein, aber es ging. Wenn auf der einen Seite die Räder tief einsanken, während das Gestein sie auf der entgegengesetzten hoch in die Höhe hob, so faßten die Soldaten in die Speichen und schützten die Kanonen vor dem Sturz in den Abgrund. Noch heute heißt die holperige Spur, welcher sie damals folgten, der „Kanonenweg“. Oben auf dem Kamme jedoch hört dieselbe fast ganz auf, und Faschinenmesser und Beil mußten erst das Dickicht aufräumen, ehe man an's Ziel gelangte.

Der Herzog von Cumberland aber war nicht wenig überrascht, als aus den grünen Gebüschen auf der Ohmsburg sich mit einem Male dichte weiße Wolken hervorballten, denen der dumpfe Knall eines Kanonenschusses folgte. Das Plötzliche, Unerwartete dieser neuen Gefahr ließ ihn

vielleicht ihre Größe überschätzen; auch war der moralische Eindruck auf die Truppen, die sich von einer Seite mit Geschützfeuer bestrichen sahen, die sie bis dahin für unangreifbar gehalten hatten, sehr bemerkbar. Trotz der unbedeutenden Wirkung der Kanonade begannen die Soldaten bald gegen das Feuer von oben, dem sie sich wehrlos preisgegeben sahen, hinter Terraindeckungen Schutz zu suchen. Erst einzeln, dann immer zahlreicher entfernten sie sich aus den Reihen, und wenn ein fernerer Widerstand überhaupt noch möglich sein sollte, so war es vor Allem nöthig, den Feind von der Ohmsburg wieder hinabzuwerfen. Dahin dirigierte der Herzog also Verstärkungen, — aber unglücklicherweise schickte er nicht alle seine disponibeln Kräfte auf einmal und auf einer Stelle in den Kampf, sondern ließ Bataillon nach Bataillon in dem hartnäckigen Waldgefecht verbluten.

Zunächst erstiegen unter General von Hardenberg drei Grenadier-Bataillone, von denen, die links der großen Batterie standen, die Höhe. Bei ihrem Erscheinen flackerte das fast erstorbene Kleingewehrfeuer von neuem auf. Auch die hannoverschen Jäger und die hessischen Grenadiere sammelten sich wieder und griffen mit frischem Muth in's Gefecht ein. In der That gelang es den Verbündeten zuerst, Raum zu gewinnen; ja, zwei französische Geschütze auf der Ohmsburg fielen in ihre Hände. Aber nur zu bald machte sich die Ueberlegenheit Chevert's von neuem geltend. Seinen ganz intacten Brigaden konnten die aufgelösten Bataillone der Alliierten nicht widerstehen; die Kanonen gingen wieder verloren und Grenadiere und Jäger wichen tapfer fechtend zurück. Auch die beiden Bataillone, welche der General von Hodenberg nun von rückwärts her zur Unterstützung heranführte, richteten Nichts mehr aus und ihrem Führer wurde dazu der Arm zerschmettert; er starb einige Tage nachher in Hameln.

Von unten hatte der Herzog das hin- und herwogende Gefecht mit aufmerksamem Auge verfolgt. Als mit einem Male die Geschütze schwiegen, glaubte er schon den Sieg gewonnen. Doch bald sah er seine Soldaten abermals gegen den Rand der Höhe zurückgedrängt, und Hardenberg sandte eine Botschaft nach der andern und bat dringend um Verstärkung. Der Feldherr war nur zu geneigt, sie zu gewähren, und gegen 11 Uhr ertheilte er dem General von Behr den bedenklichen Befehl, mit noch drei Bataillonen Braunschweigern des zweiten Treffens in den Wald zu rücken.

Kaum hatte er diese Anordnung erlassen, da sah er, daß seiner eigenen Front eine neue dringendere Gefahr drohte. Er schickte daher dem General von Behr Contreordre und den Hardenberg'schen Grenadieren die Ermächtigung, sich langsam an seinem linken Flügel heran-

zuziehen. Das Feuer der schweren französischen Geschütze nördlich des Hastebaches ward nun immer heftiger und mörderischer. Und während die feindlichen Artilleristen jeden Mann in den Linien hinter Hastenbeck bis zu den Füßen erkennen konnten, waren sie selber durch die vorliegenden Terrainwellen gegen die Geschosse der großen Batterie vollständig geschützt. Namentlich die Hessen, welche das Centrum der Schlachtlinie bildeten, erlitten daher bedeutende Verluste. Der Oberst v. Haudring wurde nebst drei anderen Officieren an der Spitze seines Regiments erschossen. Der Oberst von Dalwigk fiel, 17 Officiere wurden verwundet. Das Dorf Hastenbeck gerieth in Brand. Die französischen Grenadiere unter Guerchy, welche durch dasselbe auf das Plateau zu gelangen suchten, geriethen zwar in ein vernichtendes Kartätschenfeuer und wurden am Debouchieren gehindert; aber sie warfen sich in die tiefen Schluchten zur Rechten und verstärkten die übrigen Angriffscolonnen. Auch die Brigaden des Generals Contades gewannen nach dem Retziggrund zu immer mehr Terrain. Vor ihrem rechten Flügel aber hatte der General de la Vallière einige leichte Geschütze so günstig placiert, daß sie die Kehle der großen Batterie mit Erfolg bestrichen. Eine unglückliche Kugel zerschlug den Luntenstock in der Hand eines Artilleristen und das brennende Ende fiel in das vielfach umherliegende lose Pulver. Dieses flammte auf, züngelte hierhin und dorthin, und mit einem Male, ehe man noch recht wußte, was geschehen war, flogen mehrere Munitionswagen, die in der Nähe standen, mit furchtbarem Knall in die Luft. Nun entstand eine momentane Verwirrung. Die Bedienungsmannschaft verließ ihre Geschütze; die Besatzung stürzte, von Schreck ergriffen, aus der Batterie. Dann brach die Brigade Champagne aus dem Wittengrunde hervor und besetzte sie.

Es war gegen 11½ Uhr. Der Herzog von Cumberland hielt die Schlacht für verloren. Er sah sich in der linken Flanke umgangen, und im Centrum bedurfte es offenbar nur noch eines letzten Stoßes und seine Linien waren durchbrochen. Schon ordneten sich die französischen Divisionen zum erneuten Vorgehen; immer mehr Kanonen wurden auf den eroberten Höhen aufgepflanzt; dahinter schoben sich drohende dunkle Reitermassen zusammen, zum Einhauen bereit. In der Beklemmung dieser verhängnisvollen Minuten erlahmte die Thatkraft des Feldherrn. Ein schleuniger Rückzug schien ihm das einzige Mittel, seine Armee vor gänzlicher Vernichtung zu retten. Zunächst schickte er also dem Commandanten von Hameln, General von Brunck, den Befehl, die Bagage sofort auf der Straße nach Nienburg abfahren zu lassen. Dann wies er den General von Zastrow, der den rechten Flügel befehligte, an, auf

der directen Straße nach Hameln abzuziehen. Der General von Imhoff mit dem linken sollte weiter östlich den Weg durch den Afferd'schen Eichwald einschlagen. Er selbst begab sich zur Reiterei, welche in die Hastenbecker Ebene vorrückte, um mit einigen Grenadier-Bataillonen und mehreren Batterien den Rückzug zu decken.

Hätte der Herzog nur eine kleine Viertelstunde gezögert, so hätte noch Alles gut werden können. Denn während seine Anordnungen eben in der Ausführung begriffen waren, trat eine jener unerwarteten Wendungen ein, welche so oft das Geschick der Schlachten entschieden haben. Voll Unmuth und Ingrimmes hatte der junge feurige Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig zugesehen, wie vor der Front seiner Truppen die große Batterie fast ohne Widerstand in die Hände der Franzosen fiel. Schon längst hatte es ihn gewurmt, daß es ihm nicht gestattet ward, sich mit dem Feinde zu messen, daß seine tapferen Soldaten unthätig im Kanonenfeuer ausharren mußten, ohne selbst eingreifen zu dürfen. Der Befehl, die fechtenden Truppen auf der Ohmsburg zu unterstützen, war, kaum gegeben, wieder zurückgenommen worden. Nun hielt es ihn nicht länger mehr. Rasch entschlossen setzte er sich an die Spitze des Flügel-Bataillons des braunschweigischen Leibregiments und stürmte unter den Augen seines Vaters*), den Degen in der Faust, gegen die große Batterie vor. Die Regimenter, welche in der Nähe standen**), schlossen sich ihm an und, von der Plötzlichkeit des Angriffs überrascht, flohen die Franzosen in wilder Auflösung, Gepäck und Waffen fortwerfend, davon. Erst im Ketziggrund gelang es, sie einigermaßen wieder zu sammeln. Bald aber entdeckte der Erbprinz, daß er in der eroberten Batterie ganz isoliert stand; rechts und links von ihm war Alles bereits im Rückzug begriffen. Der Herzog von Cumberland war in dem Getümmel nicht zu finden. Allein mit seinen wenigen Truppen konnte er das Geschick des Tages nicht mehr wenden, wenn er auch die Verfolgung für kurze Zeit hemmte. Blutenden Herzens sah er sich gezwungen, der Retirade zu folgen.

Fast gleichzeitig mit der Großthat des Erbprinzen erfolgte auch auf der Ohmsburg ein totaler Umschwung. Der Oberst Max von Breidenbach war kurz nach acht Uhr mit seiner Abtheilung, dem er-

*) v. Westphalen I, S. 274.

**) Nach Rénouard I, S. 216, soll das hannoversche Bataillon Block und das zweite Bataillon des braunschweigischen Regiments Behr, unterstützt von den hessischen Regimentern Grenadier, Erbprinz und Mansbach, die That vollführt haben.

haltenen Befehle gemäß, gegen Diederssen abmarschiert. Das Detachement des Oberstlieutenants von Ferssen bildete die Avantgarde. Dann folgten die drei Bataillone Hardenberg, Zandré und Spörcken. Zwei Schwadronen des Breidenbach'schen Regiments machten den Schluß. Der Weg um den nördlichen Fuß des Scheckenberges herum war damals abschüssig, tief eingeschnitten und von undurchdringlichem Gebüsch eingeengt. Die Colonne wird daher nicht viel vor 10 Uhr Diederssen erreicht haben. Ferssen's Reiter streiften in dem offenen Bisperoder Thal weit voraus, und es ward bald klar, daß eine Umgehung von hieraus nicht zu besorgen war. Dagegen schallte von der Kuppe der Ohmsburg fortwährend Flinten- und Kanonenfeuer herüber, das von Minute zu Minute an Heftigkeit zunahm. Jetzt wußte der tapfere Oberst, wo er den Feind zu suchen hatte. Seine Instruction hätte ihm vielleicht gestattet, bis zu dem Wege von Bisperode nach Voremberg vorzurücken und dort das Weitere abzuwarten; aber er besann sich keinen Augenblick, sofort anzugreifen. Er marschierte also am Rande des Hochwaldes, der ihn vor den Blicken des Feindes verbarg, noch eine Zeit lang fort, bis er sich etwa der Stelle gegenüber befand, wo die Grenadiere und Jäger fochten. Dann ließ er seine drei Bataillone in einer Linie mit der Front gegen Südwesten aufmarschieren. Gleichzeitig traf auch der Oberst von Dachenhausen, der mit zwei Schwadronen seines eigenen Regiments und zweien des Regiments Schlütter bei Afferde gestanden hatte, ein. Derselbe erhielt nunmehr, als der ältere, den Befehl über die gesammte Reiterei. Damit rückte er weiter links, wo das Terrain offen und übersichtlich war, in der Richtung auf Volkershausen vor. Ein Capitain und 100 Mann blieben in Diederssen zurück. Mit der übrigen Infanterie aber drang Breidenbach selbst längs des sogenannten „Knibgrundes" aufwärts gegen den südlichen Abfall der Ohmsburg. Zuerst ging das Ansteigen leicht. Der Hang war flach und unter dem kühlen Laubdach hochstämmiger hundertjähriger Buchen hatte es selbst keine Schwierigkeiten, die Regimentsgeschütze mit fortzubringen. Nach einer Viertelstunde jedoch ward die Böschung merklich steiler. Auch die großen Bäume hörten auf; ein dichter Bestand von vierzigjährigen Stämmen, mit fast undurchdringlichem Gestrüpp unterwachsen, schien das Fortkommen ganz zu verwehren. Jede Spur eines Weges verschwand. Die Zweige schlugen den Pferden in's Gesicht, ihre Füße versanken in dem moorbewachsenen, schwammigen Boden; die Beine verwickelten sich in Dornen und Schlinggewächsen; schäumend und zitternd blieben sie stehen und wollten nicht weiter. Man mußte sie ausspannen und die

Kanonen durch Soldaten weiter ziehen lassen. Trotz der Leichtigkeit der Dreipfünder kam man jedoch nur mit unsäglicher Mühe vorwärts.

Der Lärm des Gefechts auf der Ohmsburg gab indeß den vordringenden Bataillonen die Direction an. Ohne vom Feinde beachtet zu werden, gelangten sie bis unter den höchsten Kamm des Berges. Erst dann gab eine einzelne Husaren-Vedette Feuer und jagte davon. Der Schuß alarmierte die Franzosen. Breidenbach ließ ihnen jedoch nicht Zeit, zur Besinnung zu kommen. Seine Truppen zu möglichster Eile antreibend, blieb er in stetigem Vorrücken. Zwar öffneten die Ueberraschten ein unregelmäßiges Geschützfeuer. Auch eine lebhafte Füsillade begann bald, jedoch Nichts hielt die Hannoveraner auf. Ihre Kanonen konnten so rasch nicht folgen; man vergrößerte daher die Intervallen zwischen den Bataillonen, so daß sie da hindurch wenigstens einige Schüsse abgeben konnten. Ohne zu feuern rückte die Infanterie bis auf etwa 80 Schritt an den Feind heran; dann begann sie zu antworten. Die feindlichen Kugeln rissen bedenkliche Lücken, namentlich das mittlere Bataillon Zandré litt stark. Der Major von Linsingen und ein Lieutenant wurden verwundet, ein anderer Officier blieb. Aber unaufhaltsam ging es vorwärts. Der Oberst von Breidenbach indeß sah bald ein, daß es unmöglich sein würde, den Feind, der hinter dem alten „Sachsenwall" fast ganz verdeckt stand, mit Gewehrfeuer zu vertreiben, und kam er zur Besinnung, so war überhaupt auf keinen Erfolg zu rechnen. Der Oberstlieutenant von Linstow vom Regiment Spörcken, der älteste Officier, welcher die Infanterie befehligte, machte daher dem Schießgefecht rasch ein Ende. Er ließ sämmtliche drei Bataillone das Bajonnet fällen und stürzte mit unbeschreiblichem Ungestüm vorwärts.

Der Angriff stieß mit voller Wucht auf die französische Brigade Eu, die, nichts Böses ahnend, hinter ihren fechtenden Kameraden in Reserve stand. Aufgeschreckt durch den Pistolenknall der Vedette, hatte sie zwar versucht, gegen den Feind, der von einer Seite, die sie ganz unbeachtet gelassen hatte, auf sie hereinbrach, sich in Verfassung zu setzen; aber es ging zu rasch. Kaum hatte sie einige Schüsse abgegeben, so war das ganze Gehölz schon voll von feindlichen Soldaten. Wie Pilze wuchsen sie aus der Erde; wohin das Auge blickte, glitzerten Bajonnette und schimmerten rothe Uniformen durch das dunkle Laub. Nun war kein Halten mehr. Nach einem kurzen unregelmäßigen Rottenfeuer wandten sich die Franzosen zur Flucht. Die, welchen es gelang, den Weg wieder zu finden, den sie beim Ersteigen des Berges benutzt hatten, schätzten sich besonders glücklich; aber in dem namenlosen Schrecken

verfehlten ihn die Meisten. Die Brigaden Navarre, Picardie und Marine, welche weiter vorn noch mit den Grenadieren und Jägern fochten, sahen sich umgangen und abgeschnitten. Sie geriethen in die furchtbarste Confusion und stürzten sich kopfüber in den Abgrund. Sämmtliche Geschütze — 13 an der Zahl — ließen sie im Stich. Auch ihre Fahnen würden sie nicht gerettet haben, wenn „la peur ne leur avait procuré une légèreté tout-à-fait extraordinaire".*) Oben vom Rande der Höhe sandten die Sieger den Fliehenden Flintenschüsse nach. Einige verlorene Kugeln schlugen in die Reihen der kaiserlichen Brigade Dombasle, welche im Walde unten am Berge eine Reserve für d'Armentières' Colonnen bildete. Fast gleichzeitig kamen die zwölf flüchtenden Bataillone Chevert's in blinder Hast, unter wildem Geschrei, den steilen Abhang herab. Wie ein Gießbach, der seine Dämme durchbricht, rannten sie Alles über den Haufen, was sich ihnen in den Weg stellte. Feldsteine polterten in großen Sprüngen den Berg hinunter; man hörte Bäume und Aeste krachen und brechen; Flinten, die sich unversehens entluden, knallten dazwischen. Die Oesterreicher glaubten sich überfallen und feuerten rücksichtslos in den dichten Schwarm. Darauf ergriffen sie schleunigst die Flucht. Neben ihnen die Schweizer unter Reding wurden von der allgemeinen Panik angesteckt; nur eine übereilte Salve gaben sie ab, dann liefen auch sie davon. Sie stürzten auf die französische Brigade Elsaß, die zuerst eine etwas bessere Haltung bewahrte; aber bald suchte sie gleichfalls Schutz in den benachbarten Schluchten und eröffnete von da ein mörderisches Feuer auf ihre vermeintlichen Feinde. Noch weiter links, wo das Terrain eine freie Uebersicht gestattet, behaupteten die Truppen indeß einigermaßen ihre Fassung. Jedoch die eingeleitete Verfolgung stockte; Niemand getraute sich, weiter vorzudringen.

Mittlerweile hatte die Brigade Eu, der es gelungen war, auf dem flacheren Hange des Berges nach Volkershausen zu zu flüchten, den Rand des Waldes erreicht. Sie hielten sich für gerettet; aber als die eben einigermaßen wieder geordneten Bataillone das freie Terrain betraten, wurden sie von den sechs Schwadronen Dachenhausen's ereilt. Vergeblich war nun jeder Versuch des Widerstandes. Zwar gaben die Franzosen noch einige Schüsse ab, deren einer den Rittmeister Schaden vom Regiment Schlütter tödtete; dann aber wurden sie vollständig zersprengt. Auch mehrere kleine französische Reiterabtheilungen scheinen bei

---

*) Eigenhändiger Bericht des Obersten von Breidenbach bei von Sichart III, S. 264.

dieser Gelegenheit mit überritten zu sein. In den nahen Hölzungen suchten die Flüchtigen sich dem Schwert der Verfolger zu entziehen; aber so unbeschreiblich und gewaltig war die Bestürzung, daß Einzelne in einem Athem bis nach Heyen fortrannten und den Schreck unter die dort parkierenden Bagage- und Train-Colonnen trugen.

Den Marschall d'Estrées erfüllte die unverhoffte Niederlage seines rechten Flügels mit gerechter Besorgnis. Er selbst hatte von ferne, wenn auch undeutlich gesehen, daß auf der Ohmsburg etwas Ueberraschendes vorging. Die Meldungen, welche bald nachher eingingen, bestätigten die schlimmsten Befürchtungen. Ein feindliches Corps von wenigstens 10,000 Mann sollte der französischen Armee in Flanke und Rücken gefallen sein. Chevert war, so berichtete man, total geschlagen, alle seine Geschütze waren verloren. Andere Unglücksboten erzählten von einer gewaltigen Reitermasse, die sie bereits nahe bei Volkershausen gesehen haben wollten; noch andere wollten gar wissen, die Hannoveraner hätten die Weser passiert und bedrohten Broglio's Reserve. Haufen von Flüchtigen verbreiteten sich in der Ebene. Ein ungeheurer Staub aber verbarg dem Feldherrn, was wirklich innerhalb der feindlichen Linien vorging. Er hielt sich für geschlagen. Der Cavallerie gab er daher den Befehl, nach dem rechten Flügel zu eilen, Broglio, zwei Brigaden Verstärkung in den Wald zu schicken. Das Centrum dagegen ward beordert, dem weichenden rechten Flügel zu folgen und den Rückzug anzutreten. Die Grenadiere unter Guerchy, welche bereits eine kurze Strecke über Hastenbeck hinaus verfolgt hatten, wurden zurückberufen. Nun entstanden infolge der sich kreuzenden Befehle zahlreiche Stockungen und Verwirrungen. D'Armentières' und Contades' Colonnen waren jedoch eben im Begriff, die Retirade zu beginnen; da entdeckte man den verhängnisvollen Irrthum. Der Herzog von Orleans war es, der zuerst den Entschluß faßte, mit seiner Brigade wieder vorzugehen. Die andern folgten; doch zum Einholen des Feindes war es nun zu spät, und am Nachmittage lagerte die gesammte französische Armee auf dem eroberten Schlachtfelde. So gewannen die Alliierten Zeit, ihren Rückzug in guter Ordnung und in einer Haltung, die selbst dem Feinde imponierte, auszuführen. Ohne weiter gestört zu werden, überschritten sie die Hamel. Der Arrieregarde, welche bis Abends 6 Uhr auf den jenseitigen Höhen stehen blieb, sandte d'Estrées von fern einige unschädliche Kanonenschüsse nach.

Dem Obersten von Breidenbach oben auf der Ohmsburg verhinderte der Staub, genau zu erkennen, was unten vorging — und was er auch kaum hätte ändern können. Er verhehlte sich indeß nicht, daß er etwas

spät gekommen war. Sofort entsandte er nun einen Officier, der den Erfolg seiner Unternehmung dem Herzog melden sollte. Der Bote traf jedoch in dem Defilé „im Schecken" den Generalmajor von Kielmansegge, welcher ihn mit der niederschlagenden Nachricht empfing, daß die Armee bereits den Rückzug angetreten und er mit zwei Bataillonen dort aufgestellt sei, um Breidenbach aufzunehmen. Nichts blieb diesem übrig, als der allgemeinen Bewegung zu folgen. Von den dreizehn eroberten Geschützen konnte er aus Mangel an Pferden nur sechs mit fortschaffen, die anderen wurden zerstört und unbrauchbar gemacht. Von den zahlreichen Verwundeten jedoch, die er mit rührender Sorgfalt unter dem dichten Gesträuch aufgesucht hatte, ließ er keinen zurück; sie wurden, so gut es ging, auf die wenigen Karren verladen, die ihm zur Verfügung standen. Dann gab er dem Oberst von Dachenhausen von dem erhaltenen Rückzugsbefehle Kenntnis, und Beide trafen, ohne irgendwie vom Feinde beunruhigt zu werden, Abends im Lager von Fischbeck wieder bei der Armee ein.*)

So endete eine der merkwürdigsten Schlachten aller Zeiten; denn es ist wohl kaum je dagewesen, daß beide Parteien sich für geschlagen halten und gleichzeitig nach der entgegengesetzten Seite den Rückzug antreten. Die Verluste waren nicht bedeutend, die alliierte Armee hatte an Todten, Verwundeten und Vermißten 1213 Mann, die Franzosen etwa 1500 Mann eingebüßt. Acht Zwölfpfünder, ein Sechspfünder und zwei Haubitzen waren in den verlassenen Batterien stehen geblieben; dagegen hatte Breidenbach eine Anzahl Geschütze erobert.

Wie immer hat der geschlagene Feldherr von der Kritik herben Tadel erfahren. Man hat ihm vorgeworfen, daß er den Angriffsplan des Gegners nicht frühzeitig errathen habe, daß er nicht alle seine Streitkräfte von vornherein auf dem linken Flügel und dem Centrum concentrierte. Mir scheint diese Art der Beurtheilung etwas stark post festum zu kommen. Auch glaube ich nicht, daß es den Gang der Schlacht wesentlich geändert hätte, wenn einige tausend Mann mehr un-

*) Der tapfere Oberst von Breidenbach sollte das Ende des Krieges nicht erleben, er starb als Generalmajor zu Hannover am 7. September 1759.

Für die Beschreibung der Schlacht von Hastenbeck habe ich benutzt: Rénouard (I, S. 203 ff.), der oft unklar und widersprechend ist; v. Sichart III, S. 252 ff., der zugleich den sehr interessanten Originalbericht des Obersten von Breidenbach zum ersten Male veröffentlicht; v. Westphalen I, S. 267 ff.; Mémoires du Duc de Luynes XVI, S. 123 ff. Die werthvollen Notizen über das Schlachtfeld, insbesondere seine Beschaffenheit zur Zeit des Gefechts, verdanke ich der gütigen Mittheilung des Barons von Hake auf Diederssen.

thätig in dem Zwischenraum zwischen Hastenbeck und dem Holze gestanden, oder wenn der Herzog noch mehr Bataillone in dem Waldgefecht verzettelt hätte. Der Grund seiner Niederlage lag tiefer. Stellung und Truppenvertheilung konnten kaum besser gewählt sein; aber mit der Auswahl derselben endete im Ganzen die Thätigkeit des Feldherrn. Er vertraute der todten Widerstandskraft des Terrains mehr, als der lebendigen seiner Soldaten. Er hoffte, des Feindes Uebermacht sollte an seiner unüberwindlichen Position zerschellen, und dennoch that er nicht genug, um sie ausreichend zu verstärken. Daß die Batterie am Schierenberge für den Zweck der Flankierung reichlich hoch lag, ist ein Irrthum, den man vielleicht verzeihen kann; aber daß man dieselbe nicht mit einer geschlossenen Brustwehr umgab, um sie gegen einen gewaltsamen Angriff zu sichern, ist unbegreiflich. Nicht einmal einen Verhau, den man mit leichter Mühe herstellen konnte, hatte man angelegt. So fiel sie in die Hände der Franzosen, noch ehe der Kampf um die Hauptstellung begann. Auch hier wirkte die große Batterie nicht so, wie man hoffte, und dann ging sie durch unglückliche Zufälligkeiten verloren. Nun verzweifelte der Herzog; in einer Art dumpfer Betäubung nahm er die Entscheidung hin, wie ein unabwendbares, blindes Fatum. Daß seine tapferen Truppen ihn wieder in den Besitz des Verlorenen bringen könnten, hielt er bei ihrer Minderzahl für unmöglich; und als kühne Officiere dennoch einen unvermutheten Umschlag hervorriefen, da wagte er nicht, das Glück beim Schopfe zu fassen. So sehr er in den Stunden der Gefahr die ganze Kaltblütigkeit und Todesverachtung seines Geschlechts besaß und zeigte, ihm fehlte dennoch die frische, unerschütterliche Zuversicht Bonaparte's, der, als am Nachmittage jenes blutigen 14. Juni 1800 die Schlacht von Marengo unrettbar verloren schien, Energie genug fühlte, eine zweite zu beginnen. Der Tag war und blieb eine Niederlage für die Alliierten, und der Hannoveraner, der die berühmte Gallerie „à toutes les gloires de la France“ in Versailles besucht, mag mit Aerger und Ingrimm auf dem kleinen kunstlosen Gemälde, das den Sieg des Marschalls d'Etrées verewigt, die waldigen Höhen seiner Heimath wieder erkennen.

Ein reicher Kranz von Legenden hat sich um diesen merkwürdigen Tag gewoben. Man erzählte, aus Gram über Oesterreichs Undankbarkeit wären die Wunden des Herzogs, die er einst bei Dettingen und Fontenoy erhalten, wieder aufgebrochen, und tausend von Fliegen, durch den Geruch des Eiters angezogen, hätten sich auf seine Stiefel gesetzt. Er habe vor Verzweiflung geweint, als der Oberst von Breidenbach am Abend der Schlacht mit den eroberten Trophäen bei ihm eingetroffen sei

und ihm mitgetheilt habe, daß der Officier, den er frühzeitig mit der Bitte um Verstärkung an ihn entsendet, von einem ungenannten General ohne weiteres zurückgeschickt worden sei.

Eine andere Sage wollte wissen, der Herzog habe die Armee eigentlich hinter der Hamel in vortheilhafter Stellung von neuem formieren wollen; aber gerade das Gegentheil von dem, was er angeordnet, sei geschehen, und zu spät habe er mit „Schmerz" bemerkt, daß die Infanterie bereits auf der Straße nach Minden abdefiliert wäre.

Ja in den ersten Tagen nach der Schlacht coursierte in Norddeutschland das Gerücht, sie sei für die Alliierten siegreich ausgefallen. Blitzschnell verbreitete sich diese glückliche Kunde nach dem Haag bis an den Hof der Prinzessin von Oranien, der Schwester des Herzogs von Cumberland. Der Prinz Ludwig von Braunschweig, holländischer Feldmarschall, theilte der Fürstin die frohe Botschaft mit, gerade als sie zu einer Spazierfahrt in den Wagen steigen wollte. Voll Freude klatschte sie in die Hände, Hofcavaliere und Dienerschaft brachen in Jubel aus, und die Garden, welche Spalier bildeten, stimmten mit lauten Hurrahs ein.*) Nur zu bald folgte die bitterste Enttäuschung.

Am Hofe von Versailles herrschte große Freude über den endlich gewonnenen Sieg. Nach der Versicherung eines hamelnschen Gelehrten glaubte man, wegen der Nachbarschaft des Ithberges, er sei an derselben Stelle erfochten, wo einst Germanicus den Arminius schlug und die Tacitus „Idistavisus" nennt. Spötter knüpften nachher die Bemerkung daran, daß auch Germanicus acht Tage, nachdem er die Weser überschritten, abberufen sei.**) Der Umstand, daß unglückliche Zufälligkeiten die feindliche Armee vor vollständiger Vernichtung gerettet hatte, ward zwar bekannt; aber man tröstete sich bald darüber, denn die Folgen wurden für die Geschlagenen ebenso verhängnisvoll, wie wenn sie gänzlich zersprengt worden wären.

Niemand jedoch freute sich mehr als der Kurfürst-Erzbischof von Cöln. In allen Kirchen ließ er ein feierliches Te deum singen, und drei Tage nach dem Empfang der Botschaft gab er einen großen Ball. Dann reiste er über Paderborn nach Hannover und schmeichelte sich mit der stolzen Hoffnung, aus der Hauptstadt seines überwundenen Gegners,

---

*) S. Huschberg-Wuttke, S. 345.
**) S. Mémoires de Luynes XVI. S. 178. 305.

der ihn nie in seiner Residenz hatte besuchen wollen, an alle Potentaten Europa's zu schreiben.*)

Die Schuld des übereilt angeordneten Rückzuges warf der Marschall nun auf Maillebois; ob mit Recht oder Unrecht, ist schwer zu entscheiden. Ein scandalöser Proceß entstand nachher; elf Marschälle mußten über ihn zu Gericht sitzen. Sie gaben ihre Stimmen versiegelt ab, und wenn sie auch vielleicht des Generals Thätigkeit in der Schlacht selbst nicht tadelnswerth fanden, so mögen andere Dinge zu ihrer Kenntnis gekommen sein, die seine Handlungsweise gegen den Feldherrn in einem wenig ehrenhaften Lichte erscheinen ließen. Genug, sie fällten ein äußerst strenges Urtheil; da jedoch die Pompadour auf Maillebois' Seite war, ward es nicht vollstreckt; man schickte ihn nur auf einige Jahre nach der Citadelle von Dourlens — aber was er gehofft und gewünscht hatte, d'Etrées' Nachfolger wurde er nicht.**)

*) Frau von Pompadour beschenkte den Erzbischof zum Zeichen der Anerkennung für seine Gesinnung mit einem prachtvollen Porzellan-Service aus ihrem Privatbesitz. (Mémoires de Luynes XVI, S. 144.)

**) Galerie des Aristocrates militaires, deutsche Bearbeitung, S. 39 ff.

Neuntes Capitel.

Die militairische Niederlage des Herzogs von Cumberland war kaum größer, als die politische. In England waren alle Versuche, aus seinen Creaturen eine Regierung zu bilden, kläglich gescheitert. Von Tag zu Tag nahm die allgemeine Misstimmung zu, und nach elfwöchentlichen fruchtlosen Verhandlungen, während deren sogar Lord Holdernesse seine Entlassung nahm, gewann der König endlich die Ueberzeugung, daß es ohne Pitt nicht gehe, und Pitt, daß er den mächtigen Einfluß des Herzogs von Newcastle nicht entbehren könne. So war am 29. Juni*) jenes berühmte Coalitions-Ministerium zu Stande gekommen, das größte, das England je besessen hat. Pitt erhielt den Posten des ersten Staatssecretairs (für das südliche Departement), die ausschließliche Leitung der auswärtigen und Colonial-Angelegenheiten und die Führung des Krieges. Für das nördliche Departement trat wieder Lord Holdernesse ein, bereit, den Instructionen Pitt's willenlos zu gehorchen. Newcastle wurde erster Lord der Schatzkammer, Legge Schatzkanzler. Zum ersten Lord der Admiralität ward Lord Anson gemacht, ein bewährter Seemann, aber ohne jede politische Bedeutung. Pitt's Schwager, Lord Temple, erhielt das Amt des Großsiegel-Bewahrers, und Fox endlich ließ sich mit dem einträglichen Posten eines Zahlmeisters für das Landheer abfinden — obgleich Sitz und Stimme im Kabinet nicht damit verbunden waren.

Die ganze Nation jubelte, eine einige und starke Regierung zu haben, in der Pitt das entscheidende Wort führte. Niemand zweifelte, daß nun der Krieg mit Frankreich eine bessere Wendung nehmen würde. Den erfahrenen Staatsmännern jedoch, die die Geschicke Großbritanniens leiten sollten, mag die bedenkliche Situation schwere Stunden genug bereitet

*) S. Walpole, Memoirs II, S. 224 ꝛc. Carlyle passiert der merkwürdige Irrthum, daß er das Datum einen Monat später, auf den 29. Juli, verlegt. (Vgl. Carlyle, Tauchn. ed. X, S. 161.)

haben. Geld freilich war genug vorhanden; aber genau in denselben Tagen, wo sie ihr Amt übernahmen, setzte die Niederlage Friedrichs bei Colin sie in Trauer und Bestürzung. Zwar verkündete die Thronrede, womit am 2. Juli die Parlamentssession geschlossen wurde, den festen Entschluß, die Rechte der britischen Krone und ihrer Unterthanen zu vertheidigen. Auch war darin von der Absicht die Rede, zu verhindern, daß nicht die „wahren Freunde der Regierung und die Freiheiten Europa's" durch eine unnatürliche und provocierte Verbindung unterdrückt würden. Pitt selbst gab sogar am nächsten Tage dem preußischen Gesandten die feierliche Versicherung, die englische Nation werde eher ihre eigenen Interessen opfern, als leiden, daß der König von Preußen einen Zoll seines Gebiets einbüße; aber die klare, selbstbewußte Absicht, ihn thatkräftig zu unterstützen, sucht man vergebens. Mit Geld, nicht mit Mannschaften dachte man den Bundespflichten zu genügen, und die sehr bescheidene Summe von 500,000 Pf. Sterling bot man Friedrich zur Rettung aus seiner Bedrängnis.*) Vergeblich beantragte dieser eine Verstärkung der alliierten Armee durch englische Truppen, vergeblich forderte er die Entsendung einer Flotte in die Ostsee. Kaum war Pitt zu bewegen, die Blockierung des Emdener Hafens durch einige Kriegsschiffe zu verfügen, als Ostfriesland in französische Hände gefallen war. Nach wie vor widersetzte er sich jeder Maßregel, die den Schein haben könnte, als wenn er auf Kosten Englands hannoversche Sonderinteressen begünstigen wollte.

Mit der Fortdauer der hessischen Subsidien-Zahlung und dem Zuschuß von 100,000 £ zu den hannoverschen Kriegskosten war ebenso wenig geholfen. Auch die Nachrichten von der immer größeren Bedrängnis der Observations-Armee machten den Minister in seinem Entschluß nicht wankend; umsonst wandte sich Cumberland selber unter Fürsprache des preußischen Gesandten mit der Bitte um Beistand an seinen alten Gegner. Der König Georg sogar suchte seine persönlichen Wünsche zu Gunsten seines Sohnes geltend zu machen; aber Pitt blieb unerschütterlich, und am 29. Juli ward der abschlägige Bescheid des Ministeriums dem Herzog definitiv mitgetheilt.**)

Es fällt schwer zu glauben, daß diese unerhörte Theilnahmlosigkeit für das Stammland des Monarchen und dessen Lieblingssohn allein durch staatsmännische Erwägungen veranlaßt sein soll. Mag auch Pi

*) S. Schäfer I, S. 375, und den Bericht über die Sitzung des englischen Geheimen Raths am 14. Juli daselbst in Beilage II, S. 612.

**) S. Schäfer I, S. 372.

den Continentalkrieg nur als Mittel zum Zweck angesehen haben, mag er ihm nur insofern von Bedeutung gewesen sein, als er die französische Hauptmacht fesselte und von den Colonien abhielt; aber daß er die Armee seiner Alliierten, die nur um Englands willen in den Krieg verwickelt waren, kaltblütig der Vernichtung aussetzte, ohne einen Finger zu rühren, das übersteigt doch das Maß des politisch Erlaubten. Ich wenigstens gestehe, daß ich mich nicht zu einer Auffassung erheben kann, die in dieser Weigerung eine fast übermenschlich großartige Staatskunst zu erkennen glaubt, — wenn ich auch zugeben muß, daß Pitt kaum anders handeln durfte, ohne mit seiner ganzen Vergangenheit in Widerspruch zu gerathen. Wer mag aber entscheiden, ob nicht das Vorgefühl des Triumphes über den langjährigen Feind seines aufstrebenden Ehrgeizes den Minister härter machte, als er sonst gewesen sein würde. — Gegen dessen Nachfolger hat er sich schließlich durchaus nicht so ablehnend verhalten.

Der Herzog von Cumberland hat, wie die Verhältnisse lagen, sich von englischer Hilfe wohl nie viel versprochen. Die Absicht jedoch, sich äußersten Falls nach dem Bremischen zurückzuziehen, wo doch wenigstens die Möglichkeit einer Einschiffung nach England blieb, stand seit langem bei ihm fest. Auch konnte er in der That kaum etwas Besseres thun; denn nach den Recognoscierungs-Berichten, die ihm vorlagen, mußte er annehmen, daß er dort selbst des überlegensten Gegners spotten könne. Man braucht es durchaus nicht einem unglücklichen Misverständnis*) zuzuschreiben, wenn er diese Direction wählte, und diejenigen, die ihn hart tadeln, weil er nach der verlorenen Schlacht sich nicht nach der preußischen Provinz Sachsen wandte, kennen die damaligen Verhältnisse nicht. Schon im Juni hatte es der König Friedrich rund abgeschlagen, ihm die Magazine von Magdeburg und Halberstadt zu überlassen**); die Hauptstadt Hannover zu vertheidigen aber war auf alle Fälle unmöglich.

Daß Friedrich den Herzog dennoch mit offenen Armen aufgenommen haben würde, bezweifle ich sehr; denn seine eigene Noth war kaum geringer. Fast genau in denselben Tagen, wo sich das Geschick der Obser-

*) Es ward erzählt (vergl. Neues militairisches Journal I, S. 218), die Bagage habe aus Irrthum den Weg nach Minden statt nach Hannover eingeschlagen. Dem widerspricht aber nicht allein die erste bestimmte Ordre, welche der Herzog dem Commandanten von Hameln, General von Brunk, schon während der Schlacht zugehen ließ, sondern noch eine zweite, wonach dieser selber sich, „im Falle der wirklichen Retirade", an den General von Zastrow anschließen und nur den Oberstlieutenant von dem Knesebeck in der Festung zurücklassen sollte. (Vergl. v. Sichart III, S. 266.)

**) Brief des Herzogs an den Minister von Münchhausen, d. d. Bielefeld, den 4. Juni 1757.

vations-Armee entschied, hatte auch das preußische Heer eine neue Katastrophe ereilt. Nach der Niederlage von Colin war der König mit der Belagerungsarmee von Prag zunächst bis nach Leitmeritz zurückgewichen. Seinem Bruder, dem Prinzen August Wilhelm, vertraute er dagegen ein abgesondertes Corps von ungefähr 30,000 Mann an, das bei Jung-Bunzlau an der oberen Iser Stellung nahm. Eine Menge militairischer Rathgeber, Winterfeld, Bevern, Golz, Schmettau, die sich unglücklicher Weise alle untereinander nicht vertragen konnten, wurden dem Prinzen beigegeben und sein böser Stern wollte, daß gerade gegen ihn sich das Unwetter entlud, welches sich über den preußischen Armeen in Böhmen zusammenzog. Nach langem Zaudern setzte sich in den ersten Tagen des Juli die große österreichische Streitmacht in Bewegung. Am ersten überschritt sie die Elbe bei Brandeis und dirigierte sich auf der Straße von Reichenberg gegen die Lausitz. Unter unbedeutenden Gefechten wichen die Preußen seitwärts gegen Böhmisch-Leipa zurück.

Dem König war die Unmöglichkeit, Böhmen zu behaupten, längst nicht entgangen; aber er sandte seinem Bruder eine Botschaft über die andere und ermahnte ihn, sich nicht zu eilig zurückzuziehen. Neun Tage blieb dieser daher stehen, wo er war; plötzlich aber setzte am 12. Juli Abends Kanonendonner, der von Nordosten herüberschallte, ihn in die äußerste Bestürzung, und Husaren brachten bald nachher die Nachricht, daß die Oesterreicher Gabel mit großer Uebermacht angegriffen hätten. Dieser Ort war für den Prinzen von besonderer Wichtigkeit. Er lag an der großen bequemen „Kaiserstraße", die von Jung-Bunzlau am östlichen Fuße des wildromantischen Gebirgsstocks „Oybin" vorüber nach Zittau führt. Von den Magazinen und Bäckereien in Zittau aber bezogen die Preußen ihre Vorräthe, und lange Wagenzüge fuhren regelmäßig auf den bergigen Nebenwegen von Böhmisch-Leipa nach Gabel und von da auf der Kaiserstraße nach Zittau hin- und her. Es galt vor Allem, diese Verbindung offen zu halten. Ein gewaltsamer Angriff auf Gabel wäre offenbar der einfachste Weg gewesen. Einen derartigen Entschluß zu fassen, dazu war der Prinz jedoch nicht der Mann. Er besaß Geist, Kenntnisse und das beste Herz von der Welt, aber einer Krisis war er nicht gewachsen. Die schreckliche Gewißheit, umgangen und abgeschnitten zu sein, lähmte seine Thatkraft ganz. Er berief einen Kriegsrath — dem unglücklicher Weise der energische Winterfeld nicht beiwohnte — und man beschloß, auf der wenig benutzten, steilen Gebirgsstraße geraden Weges nach Rumburg zurückzugehen, um von da Zittau wieder zu gewinnen. Gabel gab man auf, und der Commandant,

General von Puttkammer, mußte sich am 15. Abends mit 2000 Mann nach tapferster Gegenwehr gefangen geben.

Am 16. Abends setzte sich die Armee in Bewegung. Neue Gerüchte, daß der directe Weg nach Rumburg abgeschnitten sei, veranlaßten sie noch zu dem bedenklichen Umwege über Kamnitz, Krebitz und Schönlinden. So vergingen fünf Tage, ehe der Marsch von kaum fünf Meilen zurückgelegt werden konnte. Die Wege waren schlecht und für schwere Fuhrwerke ganz unbrauchbar. Man sah sich genöthigt, alle Pontons, das Proviantfuhrwerk, einige Kanonen und viele Munitionswagen entweder stehen zu lassen oder zu verbrennen. Zum Tode erschöpft, ausgehungert, erreichte das Heer erst am 22. die Nachbarschaft von Zittau und fand die Oesterreicher bereits auf den jenseitigen dominierenden Höhen. Fünf preußische Bataillone hielten zwar die Stadt noch besetzt, und auf die Weigerung, sie zu räumen, begann am 23. Morgens ein wüthendes Bombardement. Der ganze reiche, gewerbthätige Ort ging in Flammen auf. Der Prinz von Preußen hielt sich für nicht stark genug, zur Rettung desselben und der Magazine eine Schlacht zu wagen. Unthätig sah er dem grauenvollen Schauspiel zu; dann zog er in der Nacht vom 24. zum 25. Juli ab nach Löbau. Unterwegs mehrten sich die Zeichen der Unordnung und Auflösung im Heere. In drei Tagen liefen mehr als 1500 Mann zu den Oesterreichern über. Am 27. erreichte er Bautzen.

Auch der König räumte auf die Nachricht des Verlustes von Gabel eiligst Böhmen. Am 21. Juli verließ er nach vierwöchentlichem Aufenthalte Leitmeritz und marschierte in die Gegend von Pirna. Die Nachricht von dem Tode seiner innig geliebten Mutter*), die er kurz zuvor erhalten hatte, stimmte ihn düsterer, als gewöhnlich. Ein Brief Winterfeld's rief ihn von hier schleunigst zum Corps seines Bruders und am 29. traf er mit einem Theile seiner Armee bei Bautzen ein. Das Wiedersehen der Beiden war schrecklich. Friedrich ließ sich nicht einmal herbei, den unglücklichen Prinzen selbst zu sprechen. In Gegenwart sämmtlicher Generale ward ihm durch einen General-Adjutanten eröffnet, daß er eigentlich nach Kriegsrecht den Tod verdient habe, und daß nur die Rücksicht auf das brüderliche Verhältnis ihn vor der ganzen Strenge

*) Sophie Dorothea, einzige Schwester Georgs II. und Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, geb. den 27. März 1687, starb zu Montbijou den 28. Juni 1757. Friedrich erhielt die Nachricht am 2. Juli in Leitmeritz. (Vergl. Carlyle, Tauchn. ed. X, S. 116.)

der Gesetze schütze. Unverzüglich verließ der Prinz das Heer; kaum ein Jahr nachher starb er an gebrochenem Herzen (12. Juni 1758).*)

Von diesen Unglücksfällen konnte der Herzog von Cumberland am Tage von Hastenbeck freilich noch nicht vollständig unterrichtet sein; aber er wußte doch so viel, daß es um die Sache des Königs sehr schlecht stand, und seine Kriegserfahrung belehrte ihn, daß Böhmen gewiß, Sachsen und Schlesien wahrscheinlich verloren waren. Dazu brachen nun noch die Russen in Ostpreußen ein. Am 5. Juli schon hatte sich Memel dem General Apraxin ergeben. Auch die Reichs-Contingente erholten sich von dem Schrecken der Prager Schlacht und begannen, sich wieder zu sammeln. Endlich zog der Marschall Soubise in der Gegend von Frankfurt ein neues Heer von 30,000 Mann zusammen, bestimmt Sachsen zu befreien. Das waren die Aussichten am Abend der verlorenen Schlacht. Wohin auch der Herzog blickte, nirgends brach ein Hoffnungsstrahl durch das finstere Gewölk; allenthalben drohte unvermeidliche Vernichtung.

Und das Schlimmste ahnte er nicht einmal. Nach der Coliner Schlacht schon hatte sich der König Friedrich gesagt, daß die alliierte Armee allein ohne ein Wunder der Uebermacht der Franzosen nicht lange mehr werde widerstehen können. Dann aber hinderte den Marschall d'Etrées Nichts, in seine Staaten einzubrechen, und nach menschlicher Berechnung war er verloren. In dieser äußersten Noth kam ihm der Gedanke, sich durch ein Separat-Abkommen mit Frankreich wenigstens nach einer Seite Luft zu machen. Gelang aber das, so wurde mit einem Male Hannover das alleinige Kriegsobject für Frankreich, und die militairische Aufgabe des Invasionsheeres vereinfachte sich. Es galt dann blos, die alliierte Armee zu zermalmen, die bis dahin mehr ein Hindernis gewesen war, das man zur Seite räumen mußte, um an den eigentlichen Gegner zu gelangen.

Schon am 28. Juni schrieb Friedrich seiner Schwester, der Markgräfin von Bayreuth, sie möge zu erfahren suchen, ob und auf welche Bedingungen der Versailler Hof geneigt sei, Frieden mit ihm zu schließen. Diese ließ durch den an ihrem Hofe beglaubigten Ritter Folard die Anfrage nach Paris übermitteln, aber ohne Erfolg. Hier war nämlich genau in denselben Tagen (29. Juni) Abbé Bernis, der wärmste Anhänger der österreichischen Allianz und der Frau von Pompadour, officiell an die Spitze des auswärtigen Ministeriums getreten, das er schon lange durch seinen Einfluß gelenkt hatte. Daher schlug auch der Versuch der Markgräfin, die Favorite durch das

---

*) Ueber diese Katastrophe vergl. Huschberg, S. 175 ff.; Carlyle X, S. 128—142; Schäfer I, S. 330 ff.

Anerbieten eines Geschenks von 500,000 ₰ zu Gunsten ihres Bruders umzustimmen, gänzlich fehl. Trotzdem gab derselbe das Spiel nicht verloren, und eine Gelegenheit, von neuem anzuknüpfen, fand sich bald. Oberst Fischer, der kühne Parteigänger des französischen Heeres, hatte in den letzten Tagen des Juni die d'Etrées'sche Armee verlassen und zog mit seinem Freicorps von Cöln rheinaufwärts nach Frankfurt. In Neuwied genoß er am 3. Juli die Gastfreundschaft des regierenden Grafen Alexander, eines warmen Anhängers Friedrichs des Großen. Beide unterhielten sich eifrig über die augenblickliche französische Politik; Beide bedauerten, daß der Versailler Hof gleichsam bei den Haaren in einen Krieg für die Vergrößerung Oesterreichs hineingezogen sei. Ein Wort gab das andere und Fischer ging endlich so weit zu behaupten, es gäbe im ganzen Heere nicht zehn Franzosen, die nicht für Friedrich die wärmsten Sympathien hätten. Ja er glaubte, wenn der König Friedenspropositionen machen wolle, so würde der Marschall Belleisle, sein alter Verehrer, dieselben mit seinem ganzen Ansehen unterstützen, und eine Einigung über die Präliminarien sei leicht zu erzielen.

Friedrich war freudig überrascht, als der Graf von Neuwied ihm diese neuen Aussichten eröffnete und zugleich die Fischer'schen Erklärungen schriftlich wiederholt übersandte. Sofort war er bereit, Unterhandlungen anzuknüpfen, wenn auch das Gerücht von der Existenz eines französisch-österreichischen Theilungsvertrages zu ihm gedrungen war und ihn mistrauisch machte. Er erklärte, auf Bedingungen, die seine Ehre nicht compromittierten und seine deutschen Alliierten mit inbegriffen, gern eingehen zu wollen. Nicht einmal die Rückkehr des Abgeordneten wartete er ab, den der Graf insgeheim zu weiterer Informierung nach Paris geschickt hatte, sondern er entsandte um die Mitte des August einen gewissen Oberst Balby mit förmlichen Instructionen für die Eröffnung der Präliminarverhandlungen nach Neuwied. Diese Vollmachten enthielten neben der Erklärung der Bereitwilligkeit, die alte Allianz mit Frankreich erneuern zu wollen, eine Wiederholung der fürsorglichsten Absichten für das Wohl der deutschen Verbündeten, — und preußische Historiker haben bei der Beurtheilung dieser Vorgänge hierauf ein besonderes Gewicht gelegt. Es ist indeß zwecklos, über den Werth oder Unwerth jener Zusicherungen zu discutieren oder dazu auf frühere Vorfälle am Schlusse des ersten schlesischen Krieges hinzuweisen, wo das feste Waffenbündnis mit Frankreich für Friedrich kein Hindernis war, einen Separatfrieden mit Oesterreich zu schließen. Auffallend bleibt es aber immer, daß in den Vorschlägen Englands gar nicht gedacht wird, in dessen Solde die

sogenannten Alliierten standen, daß vielmehr genau in denselben Tagen Friedrich das englische Subsidien-Anerbieten „moutarde après le diner" nannte.*) Endlich wirft die gleichzeitige Abberufung der preußischen Regimenter von der Observations-Armee auf seine Anschauungen von diesem Bundesverhältnis ein eigenthümliches Licht.

Zum Glück für beide Theile führten jedoch alle Friedensversuche diesmal zu Nichts. Der geheime Botschafter des Grafen von Neuwied kehrte zwar fast gleichzeitig mit dem Eintreffen des Obersten Balby von Paris zurück. Er überbrachte den Rath des Marschalls Belleisle, man möge die Frau von Pompadour durch die Abtretung von Neufchatel an sie zu versöhnen suchen, und sein Bericht ward sofort an den König expediert; aber der Courier fiel unglücklicherweise in Oschatz in die Hände österreichischer Husaren. Kaunitz fand daher Zeit, Gegenmaßregeln zu treffen, und jetzt war Alles vorbei. Umsonst autorisierte Friedrich einige Wochen später Balby, der Favorite das proponierte Anerbieten zu machen. Der in Aussicht gestellte französische Bevollmächtigte kam gar nicht, denn der Minister Bernis war zuvor von Allem unterrichtet, und als der Abgesandte des Grafen von Neuwied abermals nach Paris zurückkehrte, ward er verhaftet und in die Bastille geworfen. Ebenso vergeblich blieb ein dritter Versuch, welchen der König auf Anrathen seiner Schwester und Voltaire's unternahm und auf den ich weiter unten zurückkommen werde.**)

Niemand wird es dem Herzog von Cumberland ernstlich zum Vorwurf machen, daß er sich nicht im Stande glaubte, nach der einmal verlorenen Schlacht am nächsten Tage in unvorbereiteter Stellung eine neue anzunehmen; für die übereilte Weise jedoch, in der er den Rückzug ausführte, giebt es kaum eine Entschuldigung. Niemand drängte ihn, und dennoch führte er die Armee, die sich am Spätnachmittage des 26. Juli auf der Ebene zwischen der „Wehrberger Warte" und Hameln sammelte, Abends noch bis Fischbeck und Oldendorf zurück; die Reiterei und tausend Mann der Festungsbesatzung postierte er auf den Höhen bei der „Afferd'schen Warte", um dem Feinde den Abmarsch zu verbergen. Am nächsten Tage den 27. Juli brach man sehr zeitig auf und marschierte, ohne von den Franzosen belästigt zu werden, bis Lüden, eine halbe Meile vor Bückeburg. Dort gewährte der Feldherr seinen auf's äußerste erschöpften Truppen einen Tag Ruhe;

---

*) S. Schäfer I, S. 375; nach Mitchell, Papers I, S. 252 ff.

**) Ueber diese geheimen Verhandlungen vgl. Schäfer I, S. 411—422; die Actenstücke S. 641 ff. Der Briefwechsel Friedrichs mit der Markgräfin von Bayreuth findet sich auch bei Carlyle X, S. 125.

nur die Bagage schickte er unter einer starken Bedeckung nach Nienburg voraus, und Pioniere wurden entsendet, um die sandigen Straßen durch den Schaumburger Wald auszubessern. Vergeblich bat der entschlossene Graf Wilhelm von Schaumburg, man möge hier stehen bleiben und sich in seiner befestigten, wohl vertheidigungsfähigen Hauptstadt dem Feinde von neuem entgegenstellen.*) Schon am nächsten Tage zog der Herzog weiter nach Frille, in der Nähe von Minden, nahm jedoch Alles, was ihm der Graf an Waffen und Material zur Verfügung stellte, mit. Am 30. ward abermals gerastet und die Bataillone, die bis dahin in der Weserfestung gestanden hatten, vereinigten sich wieder mit dem Heere. Den 31. Juli ging es weiter nach Loccum. Bis dahin hatte der regierende Herzog von Braunschweig die Alliierten begleitet; beim Antritt dieses Marsches jedoch trennte er sich von der Armee und kehrte in seine Residenz zurück.

Muthlos und niedergeschlagen zogen die Soldaten dahin. Das Vertrauen zu dem Führer war geschwunden, und als man am 1. August nach anstrengendem Marsche die Gegend von Nienburg erreicht hatte, begannen die Excesse sich in erschreckendem Maße zu mehren. Der Herzog, der während der folgenden Tage in einem der Rittergüter des kleinen, engen Fleckens Drackenburg sein Hauptquartier nahm, suchte vergeblich den Unordnungen zu steuern. Verzweiflungsvoll meldete er der englischen Regierung, er werde bald keine Armee mehr haben, um das Feld zu halten, keine Lebensmittel, sie zu ernähren, keinen Raum, sie in Bewegung zu setzen.**) Schon unterwegs hatte die Noth die Soldaten gezwungen, haufenweise die Ortschaften und Felder an der Landstraße zu durchstreifen. In den Lagern zwischen Drackenburg und Wölpe aber wurde das Uebel so arg, daß der Profoß selber seines Lebens nicht mehr sicher war; ja er wurde einmal auf seinem Umritt von den Marodeuren thätlich angegriffen und „maltraitiert“, so daß er sich genöthigt sah, einige von den Uebelthätern eigenhändig niederzustechen.***)

Für die Festungswerke von Nienburg war seit dem Jahre 1684 so gut wie Nichts gethan, und die Arbeiten der letzen Wochen hatten den Versäumnissen nicht mehr abhelfen können. Es fehlte den Wällen jegliches Mauerwerk; ein nasser Graben war ihr einziger Schutz und außerdem bedeckte wie heute ein breiter Gürtel von Gärten das ganze Vorterrain bis zum Glacis. Nur das Ravelin auf dem linken Ufer, das

*) S. Huschberg-Wuttke, S. 347.

**) Schäfer I, S. 374 nach Mitchell's Bericht vom 16. August 1757.

***) Handschriftliche Notiz aus den Acten des königlichen Archivs in Hannover.

die solide steinerne Weserbrücke schützte, befand sich in etwas besserem Zustande. Hier hatte man sogar den bedeckten Weg mit Pallisaden garniert.*)

Unter diesen Verhältnissen den Platz zu vertheidigen, schien dem Herzog unmöglich und unnütz. Er benutzte daher die nächsten Tage, um die aufgestapelten Vorräthe und die schweren Geschütze über Verden in's Bremensche zu schaffen. Indeß man ging dabei ohne Noth mit großer Ueberstürzung zu Werke. Jede Stunde brachte neue drohende Nachrichten, immer hastiger ward das Aufladen und Abfahren betrieben. Fünf Tage vergingen zwischen Furcht und Hoffnung; endlich am sechsten glaubte man nicht länger zögern zu sollen, und warf, was an Heu und Stroh noch vorhanden war, in den Strom. Zweiundzwanzig alte Kanonen blieben auf den Wällen stehen, und in dem Zeughause fanden die Franzosen nachher etwa noch 1200 Pfund Pulver und andere werthlose Gegenstände vor.

Am 7. August brach die Armee kurz nach Mitternacht wieder auf. Die Hauptcolonne erreichte nach einem anstrengenden Marsche Dörverden. Sämmtliche sieben Grenadier-Bataillone und zwei Schwadronen unter dem General von Hardenberg aber marschierten durch die wilden Einöden des „Lichten-Moors“ nach Rethem, um dort die Brücke abzubrechen und den Aller-Uebergang gegen den Feind zu vertheidigen, welchen man bereits von Neustadt her in Anmarsch glaubte. Einige Tage vorher schon war ein Bataillon nach der „Burgschanze“ jenseits Bremen entsendet worden, die, am Ausgange eines meilenlangen schmalen Dammes, der durch die moorige Niederung des St. Jürgens-Landes führt, gelegen, den rechten Flügel der neuen Vertheidigungsstellung bilden sollte.

Der mächtige rothe Ziegelbau des Verdener Domes mit seinen beiden unvollendeten, abgestumpften Thürmen bezeichnete, weithin sichtbar, den Soldaten das Marschziel des nächsten Tages. Die Etappe war kurz, und am Montag den 8. August defilierten von früher Morgenstunde an die endlosen Colonnen des alliierten Heeres über die beiden Allerbrücken und durch die engen, winkeligen Gassen der alten Bischofsstadt. Der Herzog von Cumberland nahm in Verden selbst sein Hauptquartier; jenseits, an der Straße nach Visselhövede, auf der sogenannten „Tüt-Haide“ schlug die Armee das Lager, und ihre Zeltreihen erstreckten sich von der bewaldeten Anhöhe des „Lindhoop“ fast bis

---

*) Ueber den damaligen Zustand von Nienburg vgl. Mémoires du Duc de Luynes XVI. S. 179. 180; Büsching, Erdbeschreibung VI, S. 444.

dahin, wo heute der Bahnhof steht. Das ist dieselbe Gegend, wo einst Karl der Große, der Sage nach, 4000 Sachsen hinrichten ließ. Einen wüsteren und sterileren Strich Landes kann man sich kaum denken. Erst in neuester Zeit ist es gelungen, durch Kiefernpflanzungen und Lupinenbau einige Stellen zu cultivieren. Damals bedeckte, soweit das Auge reicht, braunes Haidekraut den unwirthlichen Boden; nur hie und da erhoben sich einzelne dunkle Wachholderbüsche und lange Reihen blendend weißer Sanddünen aus der einförmigen Fläche. In nasser Jahreszeit sammelten sich zwar an den niederen Stellen mit Rietgras umgebene Tümpel schwarzbraunen brackigen Moorwassers; jetzt aber waren sie alle ausgetrocknet, und jeder Windstoß setzte von den Dünenketten dichte Wolken feinen Flugsandes in Bewegung. Der Aufenthalt im Lager war daher sehr ungemüthlich, um so mehr, da die Truppen zum Trinken und Kochen auf den ziemlich entfernten Halse-Bach und einige fast versiegte, unreine Quellen angewiesen waren. Die Brunnen der wenigen benachbarten kleinen Ortschaften zu benutzen, war verboten, weil man Unordnungen besorgte; dennoch wurden bald genug die Obstbäume in den Gärten ihrer halbreifen Früchte beraubt. Sonstige Lebensmittel mangelten jedoch, und die Landeseinwohner fürchteten sich, dergleichen zum Verkauf anzubieten. Man darf sich daher nicht wundern, wenn die Ruhr und andere Krankheiten ausbrachen und die 16tägige Ruhepause in den Operationen, welche nun eintrat, den unglücklichen Truppen keineswegs die ersehnte Erholung gewährte.

Dagegen verkündete ihnen am 20. Sept. ein Tagesbefehl des Herzogs den königlichen Dank für ihr rühmliches Verhalten in der Schlacht bei Hastenbeck. Ein expresser Courier hatte denselben zugleich mit anderen Depeschen von England überbracht, die für den weiteren Verlauf der Ereignisse von den verhängnisvollsten Folgen sein sollten.

Wenige Tage später begann nun endlich auch die französische Armee, die seit der Schlacht mit unentschlossenem Zaudern und zwecklosen Hin- und Hermärschen kostbare Wochen vergeudet hatte, ihre erdrückende Gegenwart von neuem fühlbar zu machen. Broglio war noch am Abend des 26. Juli in sein altes Lager bei Grohnde auf dem linken Weserufer zurückgekehrt; der Rest des Heeres lagerte auf dem Schlachtfelde selbst. Es herrschte allgemeiner, unendlicher Jubel. Die Truppen begrüßten den vorüberreitenden Feldherrn mit freudigen Zurufen; er theilte Lobsprüche und Belohnungen aus. Der Graf von Gisors, des Marschalls Belleisle ritterlicher Sohn, ward mit der Siegesnachricht nach Versailles geschickt und traf daselbst genau zu derselben Zeit ein,

wo der Marschall Richelieu im Lager d'Estrées' ankam.*) Am nächsten Tage (den 27.) blieb man unthätig stehen, wo man war, und da es an Lebensmitteln und Feuerungsmaterial mangelte, so wurden die nächsten Dörfer erbarmungslos geplündert und zerstört. Durch eine vorgesandte Abtheilung erfuhr man, daß die feindliche Armee Oldendorf bereits verlassen hatte. Trotzdem trat man auch am 28. noch den Weitermarsch nicht an, sondern beschäftigte sich zunächst mit der Capitulation von Hameln. Diese freundlich gelegene Stadt ist der Ausgangspunkt aller Touristen, welche das liebliche Weserthal durchwandern. Nicht allein der alte, ehrwürdige Sandsteinbau des Münsters oder die wundervolle Aussicht vom „Klüth" fesselt die Besucher; die Sage vom „Rattenfänger" hat ihrem Namen noch einen romantischen Zauber hinzugefügt, der sie weit über die Grenzen der engeren Heimath bekannt gemacht hat. Durch den ersten Kurfürsten von Hannover war der Ort zu einer Festung umgeschaffen worden. Den acht Bastionen, welche sie im Halbkreis auf dem rechten Weserufer umgaben, verlieh er die Namen seiner Brüder und Söhne**); auf dem linken lag eine Fleche, welche die Brücke deckte. Dennoch sollte es der Feste nicht gelingen, in der Vertheidigung der Besitzungen des Welfenhauses sich besonders hervorzuthun. Nur ein einziges Mal hat sie einer Belagerung erfolgreich widerstanden, — und das war im Winter 1805—1806 als sie sich in französischem Besitz befand und von den Russen cerniert ward. Auch jetzt konnte die schwache Besatzung von 1000 Mann Linientruppen***) und 300 Milizen keinen Widerstand leisten; sie genügte nicht einmal, die Wälle zu besetzen. General von Brunck ging daher gern eine Capitulation ein, vermittelst welcher den Soldaten freier Abzug zur Observations-Armee mit allen Kriegsehren bewilligt ward. Nur die Kanonen mußte er zurücklassen, und die Invaliden, sowie die unglücklichen, in Eile zusammengerafften, nicht uniformierten Milizen sollten entwaffnet werden und sich verpflichten, nicht gegen Frankreich zu dienen. Am 30. Juli Vormittags ward der Vertrag unterzeichnet. Gleichzeitig räumten die Hannoveraner das „Mühl-Thor" der feindlichen Vorhut ein. Die Garnison marschierte in guter Haltung ab und ward nach Hannover

*) S. Mém. de Luynes XVI, S. 130. 299 ꝛc.

**) Sie hießen von oben nach unten gezählt: 1) Johann Friedrich, 2) Georg Wilhelm, 3) Ernst August, 4) Georg Ludwig, 5) August, 6) Maximilian, 7) Karl, 8) Christian.

***) Nach dem in den Acten vorhandenen Rapport waren es außer den Officieren 80 Hannoveraner, 320 Braunschweiger und 540 Hessen.

escortiert. Die beiden „Landes-Ausschuß-Compagnien" wollte der französische Feldherr jedoch nicht als Soldaten gelten lassen. Und man kann es ihm nicht verdenken; denn von den Unterofficieren waren fünf über siebzig, nicht weniger als achtzehn über sechzig Jahre alt; zahlreiche Mannschaften aber hatten das fünfzigste Lebensjahr überschritten, und nur sehr wenige waren ohne körperliche Gebrechen.*) Er schickte daher diese „Bauern" einfach nach Hause und bedrohte sie mit dem Galgen, wenn sie sich jemals wieder in Waffen betreffen ließen. In den Hospitälern fanden die Franzosen noch etwa 400 Verwundete vor. Bei ihrem Einrücken ward die Stadt der Schauplatz großer Unordnungen und Verwüstungen. Selbst das Rathhaus wurde, wie eine lateinische Inschrift über dem Thore besagt, bei dieser Gelegenheit ein Raub der Flammen.

Der Marschall d'Estrées verlegte an demselben Tage sein Hauptquartier nach Hessisch-Oldendorf, und hier erhielt er Abends die überraschende Kunde, daß er von seinem Commando abberufen sei. Die Form, in der sich dieser Wechsel vollzog, den die Eingeweihten am Versailler Hof schon längst gewußt hatten, war indeß so mild als möglich. Der bisherige Befehlshaber der Rheinarmee, Marschall von Richelieu, war zum Nachfolger d'Estrées' ausersehen worden. Seine am 17. Juli ausgefertigten Instructionen besagten, daß der König von Frankreich in Folge der Schlacht von Colin seine ursprünglichen Dispositionen geändert hätte. Die mächtige Diversion, welche das im Elsaß versammelte Heer habe ausführen sollen, sei nunmehr unnütz geworden. Jetzt genüge es, wenn der Prinz von Soubise einen Theil dieser Streitmacht mit den Reichstruppen vereinige; mit dem Rest von 28 Bataillonen und 18 Schwadronen solle Richelieu die Armee in Hannover verstärken.**)

Da derselbe aber der Ancienetät nach älter war, als d'Estrées, so ergab sich das Uebrige von selbst. Das Heer blieb stehen, wo es stand, bis am 3. August Abends 11 Uhr der neue Oberbefehlshaber im Hauptquartier eintraf. Hier, in dem kleinen hessischen Städtchen, überlieferte sodann am nächsten Morgen der alte Feldherr seinem Nachfolger den Commandostab. Er unterrichtete ihn auf das Gewissenhafteste von allen Verhältnissen, von seinen Sorgen, von seinen Hoffnungen; aber er lehnte es ab, unter ihm als Zweiter zu dienen, und

*) Diese Details habe ich aus den Namen-Listen der Land-Compagnien „Lauenstein" und „Lauenau" entnommen, die sich bei den Acten über die Capitulation von Hameln im Archiv zu Hannover befinden.

**) S. Stuhr, Forschungen I, S. 119.

sein langjähriges Steinleiden bot ihm einen willkommenen Vorwand, sich in die Bäder von Aachen zurückzuziehen.

Von der Uebernahme des Commandos durch den Herzog von Richelieu datiert sich die Epoche des Verfalls der französischen Armee und ihrer schmachvollen Niederlagen. Sein Geist und seine Talente waren ebenso schädlich, wie die Dummheit und Unwissenheit seiner Nachfolger. Diejenigen, die diesen Mann den Alcibiades seiner Zeit nennen, erweisen ihm viel zu viel Ehre. Er besaß weder die militairischen Fähigkeiten jenes leichtfertigen Atheners, noch die geistigen Eigenschaften, die denselben zum gefeiertsten Bürger seines Vaterlandes machten. Richelieu war nichts weiter, als ein alter Geck, der sein ganzes Leben vom 18. bis zum 60. Jahre damit zugebracht hatte, Frauen zu verführen und Männer zu betrügen. Der Hof von Versailles war ein besonders günstiges Theater für derartige Intriguen. Persönliche Bravour, Galanterie, Witz und Pracht machten ihn aber zu dem liebenswürdigsten Cavalier, Feinheit und Gefälligkeit zu dem angesehensten Hofmann. In früheren Zeiten war er ein besonderer Freund der Marquise von Pompadour gewesen. Jetzt würde sie freilich vorgezogen haben, ihrem neuen Günstling, dem Prinzen von Soubise, den Oberbefehl zu übertragen; aber doch mochte sie der Wahl eines Mannes nicht entgegen sein, dem das Glück in seiner Krieger-Laufbahn stets hold gewesen war und den sie deshalb für ein Feldherrngenie hielt. Bei Fontenoy war er es gewesen, der die berühmte englische Colonne durchbrach und den Sieg entschied. Im nächsten Jahre 1746 machte ihn der Tod des Generals Boufflers, der während der heldenmüthigen Vertheidigung von Genua an den Blattern starb, zum Befehlshaber der bedrängten Festung, und als die Belagerung aufgehoben ward, erntete er den Ruhm seines Vorgängers und den Marschallsstab. Die Einnahme von Minorca endlich, die Jedem fast unmöglich erschien, war ihm gelungen. Wer war also würdiger, d'Etrées' Nachfolger zu werden?

Außerdem verstand es Richelieu vorzüglich, durch Toilettenkünste die Spuren seiner Debauchen zu verstecken. Alles war falsch an ihm, Haare, Zähne, selbst die Fülle seiner Waden, und damit putzte er seinen kraftlosen, ausgemergelten Körper in einer Weise heraus, daß man auf eine gewisse Entfernung den Elegant seiner jungen Jahre vor sich zu haben glaubte.*) Er liebte es, den üppigen Luxus seines Pariser Palastes

*) Nur mit dem Parfümieren trieb er es etwas zu stark. Er pflegte ein Pulver, das man à la Maréchal nannte, zu benutzen, und auf ihn und d'Etrées sangen die Soldaten das Spottlied:

mit in das Feldlager zu nehmen, und wenn er in reichen, juwelenbesetzten Kleidern, mit kostbaren Spitzen, Jabots und Manschetten an glänzend geschmückter Tafel den Wirth machte, oder wenn er, überprächtig beritten, mit zahlreichem, goldstrotzendem Gefolge in die eroberten Städte einzog, so war er ganz der vornehme Grand-Seigneur des alten königlichen Frankreichs. Den Krieg liebte er; aber es war ihm mehr um seinen Glanz und Schimmer, wie um die ernste Thätigkeit des Soldaten zu thun. Dazu hatte er nun das Alter erreicht, wo in dem Menschen alle Leidenschaften, mit Ausnahme der, Schätze zu sammeln, zu erkalten pflegen. Seine Ruhmsucht ward deshalb von der Begierde, Reichthümer zu erwerben, weit überwogen. Bald bemerkten die Officiere, daß er seine Operationen stets so einzurichten pflegte, wie es sein Privatvortheil erheischte. Er dehnte die Occupation über einen möglichst großen Strich Landes aus, nur, um mehr Geld durch Contributionen, erpreßte Geschenke, Gebühren für Pässe und sichere Geleite zu bekommen.

Bald veränderte sich nun der Geist des Heeres zum Schlimmsten. An die Stelle der Strenge trat Lustigkeit und Ungebundenheit. Die bisherige Einfachheit verwandelte sich in unerhörten Luxus und Aufwand. Der gemeine Mann, dem seine Oberen mit bösem Beispiel vorangingen,

---

Nous avons deux généraux
Qui tous deux sont maréchaux
Voilà la ressemblance.
L'un de Mars est le favori,
Et l'autre l'est de Louis,
Voilà la différence.

Que pour eux dans combats
La gloire a toujours d'appas,
Voilà la ressemblance.
L'un contre les ennemis,
L'autre contre les maris,
Voilà la différence.

Cumberland les craint tous deux
Et cherche de s'éloigner d'eux
Voilà la ressemblance.
De l'un il fuit la valeur
De l'autre il fuit l'odeur.
Voilà la différence.

Vergl. Galerie des Aristocrates militaires, deutsche Bearbeitung, S. 58 ff. Ein anderes Quodlibet fängt so an:

Quand Richelieu parait dans une chambre,
Il faut garder son cœur et bien boucher son nez.

ergab sich der schamlosesten Raubsucht und den wildesten Ausschweifungen. Den Feldherrn aber, der ihm Alles gewährte, was sein zügelloser Sinn wünschte, betete er Anfangs an; er nannte ihn „Petit-père la Marande", und der ganze Krieg artete in Scherz und Insolenz aus, bis die alliierte Armee aus ihrer Lethargie erwachte und die Franzosen in einem kurzen Feldzuge unaufhaltsam von der Elbe bis über den Rhein zurücktrieb.

Dem Herzog von Richelieu ließen die Instructionen seines Hofes keinen Zweifel darüber, was mit der gewaltigen Heeresmacht, die nun ohne die leichten Truppen, die 4 Bataillone Oesterreicher und 10 Bataillone Pfälzer auf 141 Bataillone und 159 Schwadronen angewachsen war, geschehen sollte. Der Plan war einfach und zweckentsprechend. Man empfahl, sich nicht mit der Belagerung der kleinen Festungen aufzuhalten, sondern unmittelbar gegen die Streitmacht des Herzogs von Cumberland vorzugehen, damit der nächste Feldzug mit der Belagerung von Magdeburg eröffnet werden könne.

Aber als der neue Feldherr bei der Armee ankam, fand er den schwierigsten Theil seiner Aufgabe bereits gelöst. Voll Neid und Ingrimm mußte er Zeuge des Triumphes seines Vorgängers sein. Nicht allein das feindliche Heer hatte derselbe auf's Haupt geschlagen, auch die Thore der Festung Hameln hatten sich ihm soeben geöffnet. In das verlassene Minden war Broglio ebenfalls am 2. August ohne Widerstand eingezogen. Die Aussicht, den Feldzug mit einer glänzenden Waffenthat zu eröffnen, war also für Richelieu vorüber. Der Herzog von Cumberland aber hatte mittlerweile einen so bedeutenden Vorsprung gewonnen, daß er sich nicht schmeicheln durfte, ihn wieder einzuholen. Und wenn er ihm wirklich bis in die Einöden des Fürstenthums Bremen folgte, was hatte er gewonnen? Unter den Kanonen der Festung Stade konnte die Observations-Armee von neuem Stellung nehmen, ja die Engländer mochten ihr Verstärkungen zuführen, und statt der gehofften raschen Entscheidung stand ein langwieriger Belagerungskrieg in unwirthlicher, ärmlicher Gegend zu erwarten.

Auf der andern Seite lockte den Marschall eine neue, weit einträglichere Operation. Wenn er sich zunächst der feindlichen Hauptstädte bemächtigte, so warf das in Paris, wo man die wahren Verhältnisse dieser entlegenen Gegend wenig kannte*), auf den Beginn seiner Operationen einen glänzenden Schimmer und — in seine eigenen Taschen flossen vor-

*) Im Lager bei Hameln glaubten selbst unterrichtete höhere Officiere, daß sie in der Gegend von Magdeburg und an den Ufern der Elbe kahle Felsengebirge zu übersteigen haben würden. (Mémoires du Duc de Luynes XVI, S. 141.)

aussichtlich große Schätze. Bereits waren Deputierte von Braunschweig und Hannover im Hauptquartier eingetroffen, um wegen der Uebergabe zu verhandeln. Der Herzog Karl hatte noch am Tage der Rückkehr in seine Residenz nichts Eiligeres zu thun gehabt, als die Gnade des Siegers anzurufen. Schon am 2. August entsandte er einen Officier an den französischen Oberbefehlshaber, um seine Unterwerfung anzubieten. Richelieu empfing den Abgeordneten jedoch sehr ungnädig. Er verlangte die Einräumung des ganzen Herzogthums, namentlich der festen Plätze Braunschweig und Wolfenbüttel. Er drohte, man werde das Land genau nach dem Vorbilde des Königs Friedrich in Sachsen behandeln, wenn man sich nicht füge. Jeder Versuch, von den harten Bedingungen etwas abzudingen, blieb vergeblich. Der Herzog mußte froh sein, daß man ihm vorläufig gestattete, in der kleinen Harzstadt Blankenburg seinen Aufenthalt zu nehmen, und am 10. August unterzeichnete er den vorläufigen Vertrag, der alles Uebrige der Gnade der Franzosen überlieferte.

Die Residenzstadt Hannover war nach dem Eintreffen der Unglücksbotschaft von Hastenbeck der Schauplatz der grimmigsten Verzweiflung. Alle heldenmüthigen Vorsätze vom verflossenen Winter waren vergessen. Niemand erinnerte sich mehr daran, daß nun der Moment wirklich eingetreten war, wo man sich vermessen hatte, dem vordringenden Feinde in den Engpässen des Süntels und Deisters ein sicheres Grab zu bereiten; jeder dachte nur an die eigene Rettung. Dieselben Männer, welche über das Ungewitter gespottet hatten, so lange es nur von weitem donnerte, verloren nun Herz und Kopf. Vornehme Herren, die noch vor wenig Wochen kühnlich behaupteten, fünf oder sechs hannoversche Regimenter genügten, um die Feinde viel geschwinder nach Frankreich zurückzuschicken, als sie herausgekommen wären, liefen jetzt mit gerungenen Händen und zitternden Knieen verzweiflungsvoll von Haus zu Haus und suchten Rath bei Personen, die sie sonst kaum beachtet hatten. Furcht und Schrecken malte sich auf allen Gesichtern; wer irgend konnte, benutzte die nächste Gelegenheit, um abzureisen.*)

Nur die Geheimräthe bewahrten einigermaßen ihre Fassung. Freilich darüber, was ihnen bevorstand, täuschten sie sich nicht. Sie führten nun aus, was sie längst für einen solchen Fall beschlossen hatten. Ein Theil des Collegiums siedelte nach Stade über. Das nominelle Prä-

*) Ueber die damalige Stimmung im Kurfürstenthum Hannover und über das Verhalten der Franzosen finden sich werthvolle Notizen in Roques de Beaumont, Prediger in Celle, Briefe an einen Freund aus den Jahren 1757 und 1758, herausgegeben 1780.

sidium dieser Abtheilung übernahm der Geheimrath Diede zum Fürstenstein, ein schweigsamer, phlegmatischer, corpulenter Herr, mit einer ungeheuren herabhängenden Unterlippe. Derselbe war zwar sehr geschickt und in Geschäften erfahren und ein streng rechtlicher, ehrenwerther Charakter; aber in diesen kritischen Zeiten war er seiner Aufgabe nicht gewachsen und der energische, kräftige Schwichelt hatte bald das Heft in Händen.

Den schwierigsten Theil der Aufgabe, durch Verhandlung mit dem feindlichen Feldherrn den Druck des Landes möglichst zu mildern, behielt sich der Kammerpräsident von Münchhausen selber vor. Entschlossen, Glück und Unglück mit seiner theuren Heimathsstadt zu theilen, erwartete er in seinem „Osnabrückschen Hause“ ruhig und würdig das Herannahen der ungebetenen Gäste. Außer dem Geheimrath von dem Bussche hielt der jüngste des Collegiums, Erwin Adolf von Hake, der bestimmt war, dermaleinst sein Nachfolger zu werden, bei ihm aus. Derselbe war wegen seiner Leutseligkeit, Menschenliebe und Gutherzigkeit in Hannover allgemein beliebt*) und gerade deshalb besonders geeignet, die Ansprüche der feindlichen Befehlshaber mit den Wünschen der Landeseinwohner zu vereinen.

An einen Widerstand der Residenz hatte man nie gedacht; auch wäre ein solcher vollständig unnütz und unmöglich gewesen. Zwar war die Stadt zu der Zeit noch ringsum von hohen Erdwällen umgeben, deren letzte Reste erst in unseren Tagen weggeräumt sind. Außerdem ward sie von einem tiefen, von der Leine gespeisten Wassergraben umflossen.**) Aber sämmtliche dreizehn Bastionen waren vollständig verfallen und, was noch schlimmer war, alle brauchbaren Geschütze hatte man bereits im Juni nach Stade fortgeschafft. Sechzehn alte Kanonen, die der Bürgerschaft gehörten und sich noch in den Werken der altstädter Seite befanden, bildeten nun die ganze artilleristische Ausrüstung des Platzes, und sie waren kaum zu etwas Anderem, als zu Salutschüssen zu gebrauchen.

---

*) Im Winter 17$^{57}/_{58}$ blieb derselbe schließlich als alleiniger Minister in Hannover zurück, und als der Herzog von Clermont im Februar 1758 ihn bei seinem Abzuge als Geißel mitnehmen wollte, übersandte die Stadt eine Petition und bat so dringend ihn dazulassen, daß man ihn wirklich gegen 12 Söhne der angesehensten Patricier-Familien wieder frei ließ. (Handschriftliche Notiz aus der Bibliothek von Diedersen.)

**) Die frühesten Anfänge der Befestigung auf der altstädter Seite datieren bis in die ersten Zeiten nach der Erfindung des Schießpulvers zurück. Durch Herzog Georg und seine Nachfolger ward dann auch der Theil links der Leine mit Wällen und Gräben eingeschlossen.

Die Geheimräthe beschlossen daher, sich in das Unvermeidliche zu fügen. So wie sie die Nachricht von der verlorenen Schlacht erhielten, entsandten sie eine Deputation in das Hauptquartier des feindlichen Feldherrn, um ihre Unterwerfung anzukündigen und die unabwendbaren Lasten durch eine Convention zu regeln. Sie betrauten mit dieser schwierigen Mission den Ober-Hof-Bau- und Gartendirector, Geheimrath Friedrich Karl von Hardenberg. Ihm ward noch der Kämmerer und General-Major a. D. Georg Ludwig Graf von Platen-Hallermund beigegeben, von dessen Einfluß man sich vielleicht deshalb besonders viel versprach, weil er zu gewissen Persönlichkeiten am französischen Hof in verwandtschaftlichen Beziehungen stand.*)

Am 2. August schon trafen die beiden Abgesandten im Lager bei Stadt Oldendorf ein; aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich. Der Marschall Richelieu verlangte bedingungslose Unterwerfung. Sie sahen bald, daß es unmöglich sein würde, die Annahme des Capitulations-Entwurfes zu erreichen, den die Geheimräthe und der Gouverneur, General von Sommerfeld, vereinbart hatten. Namentlich an freien Abzug der Garnison war nicht zu denken. Und dabei rückte die Gefahr immer näher. In den nächsten Tagen schon setzten sich die französischen Colonnen in der Richtung auf Hannover in Bewegung. Rathlos folgten die Abgesandten dem Hauptquartier, das am 7. August nach der kleinen Stadt Münder, in dem Thalkessel zwischen Süntel und Deister, verlegt ward. Hier endlich gestand der Marschall zu, daß die Bürger und das königliche Eigenthum vor Gewaltthätigkeiten geschützt werden sollten, wenn die Stadt ihm unverzüglich übergeben würde und die Garnison sich zu Kriegsgefangenen ergäbe. Es war nichts weiter zu erreichen, und mit schweren Herzen sicherten die Deputierten endlich ihm die Annahme dieser Bedingungen zu.

Mit der vorläufigen Besetzung der Residenz beauftragte der Marschall den Herzog von Chevreuse. Am 8. August Morgens setzte sich derselbe mit drei Dragoner-Regimentern und vier Grenadier-Bataillonen in Marsch. Gegen Mittag überstieg er die Kuppe des Deisters, und von der Höhe des Steinkruges aus erblickten die Franzosen zum ersten Male am fernen Horizonte das weithin sichtbare Merkzeichen der feindlichen Hauptstadt, den rothen backsteinernen Marktthurm mit seinen

*) Nach Luynes (XVI, S. 141) war er ein Bruder der Madame de St. Florentin. Er hatte bis vor kurzem die Garde du Corps befehligt, jedoch wegen Kränklichkeit sich pensionieren lassen müssen.

eigenthümlichen vier Giebeln und der grünen kupfernen Spitze. Am nördlichen Fuße der bewaldeten Höhe, beim Kloster Wennigsen, lagerte die Colonne. In der Frühe des nächsten Tages (Dienstag den 9. August) brachen sie wieder auf. Hundert Dragoner und einige Compagnien eilten vorauf, um die Thore der Stadt zu besetzen. Gegen 10 Uhr Morgens kam der General Chevreuse selbst vor der Barriere an. In einem Hause, hundert Schritte vor dem Calenberger Thore, trafen bald nach ihm städtische Deputierte und einige höhere Officiere ein, um die Details der Capitulation zu regeln und zu vollziehen. Sie waren erniedrigend genug. Während die französischen Truppen die Stadt besetzten, mußte sich die Garnison — 800 Mann — zur Hälfte Invaliden, zur Hälfte Milizen, im Hofe ihrer Kaserne versammeln. Ein Detachement französischer Dragoner in würdiger kriegerischer Haltung marschierte ihnen gegenüber auf. Dann rückte der Herzog von Chevreuse mit seinen Grenadieren unter den Klängen rauschender Musik in den Hof, ließ das Häuflein Hannoveraner die Waffen niederlegen und erklärte die Officiere und die wenigen Linien-Soldaten, die sich darunter befanden, für Kriegsgefangene; die anderen wurden nach Hause geschickt. Nur dem alten Gouverneur, General von Sommerfeld, gestattete man aus besonderer Rücksicht, gegen das Versprechen, sich nicht entfernen zu wollen, eine Promenade außerhalb der Wälle.*) Nach der Erledigung der militairischen Geschäfte ging man an die Entwaffnung der Bürgerschaft. Dann kam der schwierigste Punkt, die Regelung der Lieferungen für die nahende große französische Armee. Da gab's natürlich angstvolle Stunden und schwere Debatten; denn die Forderungen der französischen Generale waren nahezu unerschwinglich. Aber bei Unterhandlungen, wo eine Partei allein die Macht hat, zu gebieten, muß die andere zufrieden sein, wenn es ihr gelingt, die Sieger dahin zu bringen, daß sie durch friedliche Uebereinkunft Alles das erhalten, was man sie nicht hindern kann, mit Gewalt zu nehmen.

Und bald genug kam das gewaltige französische Heer unter dem Marschall selber heran. Der Schrecken ging vor ihm her, Elend und Verwüstung folgten. Alle Fluren an der Marschstraße wurden abfouragiert. Die Früchte aber, die die Feinde nicht nahmen und zerstörten, verfaulten auf dem Felde; denn es fehlte an Pferden, um die Ernte hereinzuschaffen. Sämmtliches Spannfuhrwerk ward den Bauern weggenommen, und wenn sie es je wieder erhielten, so war es nur,

*) Diese Details sind nach Luynes XVI, S. 142 ff.

weil es unbrauchbar geworden war. Bald war für die Menschen kein Brod, für die Thiere kein Futter zu schaffen, und um das Uebermaß des Leidens voll zu machen, räumte noch die Rinderpest — die Geißel aller Kriegszüge — unter dem übrig gebliebenen Vieh auf. Am 10. August überstieg die große Armee den Deister und gelangte bis Pottholtensen; am Donnerstag, den 11. August, schlug sie zwischen Wettbergen und dem Dorfe Linden das Lager auf. Der ganze kornbewachsene Hang des „Tönjes-Berges" bis hinab nach Ricklingen und das Ufer der Leine bedeckte sich mit Zelten. Linden, der Vorort Hannovers, jetzt eine in schwarze Rauchwolken gehüllte, häßliche Fabrikstadt mit zahlreichen hohen Schornsteinen und klappernden Maschinenhäusern, war damals nur ein Kirchdorf. Fast auf der höchsten Kuppe des Lindener Berges aber besaßen die Grafen Platen ein prachtvolles Schloß, von einem schönen Park in französischem Styl umgeben. Dort nahm der Herzog von Richelieu persönlich sein Hauptquartier, und aus denselben Fenstern, aus denen einst die allmächtige Freundin des ersten Kurfürsten auf Hannover hinabgeblickt hatte*), überschaute jetzt der französische Marschall die unterworfene Hauptstadt.

Nun begann ein lustiges Leben im Lager. Täglich vom Morgen bis zum Abend strömten Tausende von französischen Kriegern über die Ihme-Brücke, um sich die kurfürstliche Residenz zu besehen; aber so sehr sich auch mein Selbstgefühl als Hannoveraner sträubt, es einzugestehen — ich finde nirgends, daß sie ihnen besonders imponiert hätte. Sie schien ihnen ärmlich und kleinlich, der Größe nach höchstens mit St. Germain-en-Laye vergleichbar. Auch wäre es zu verwundern, wenn es anders gewesen wäre; denn Hannover war damals eine Landstadt von nicht mehr als 18,000 Einwohnern. Wer heute die prachtvollen Läden und Schaufenster des in fabelhafter Schnelle entstandenen Centralpunktes norddeutschen Lebens bewundert, der wird nur noch mit Mühe Spuren der Hauptstadt des Kurfürsten Ernst August und der ersten George entdecken. Inmitten der breiten, hellerleuchteten Straßen des neuen Hannovers wird er es kaum für möglich halten, daß man bis zum Ende des 17. Jahrhunderts dort weder Trottoirs noch Straßen-

*) Das schöne Grundstück, allerdings vielfach verändert und verkleinert, befindet sich jetzt im Besitz der Familie von Alten. Doch erinnern noch viele Einrichtungs-Gegenstände an die prachtliebende erste Besitzerin. Bis vor kurzem wurde noch in einem Gartenhause eine Wanne gezeigt, in der sie Bäder von frischer Milch zu nehmen pflegte. Die Milch aber soll, der Sage nach, nachher an arme Leute verkauft oder doch vertheilt worden sein.

beleuchtung*) kannte. Da wo heute der schönste Theil der Stadt steht, wo Equipagen, Tramways und Omnibusse an hohen, palastartigen Gebäuden vorüberrollen, wo man dem König Ernst August inmitten geschmackvoller Anlagen ein Reiterstandbild errichtet, da war zur Zeit Georgs II. grüner Weide-Anger und einzelne elende Hütten (die sogenannte Garten-Gemeinde) lagen zwischen Gemüsegärten zerstreut. Fast genau an der Stelle des imposanten neuen Theaterbaues drehte noch im Anfang dieses Jahrhunderts auf dem alten, hohen Georgenwalle eine Windmühle ihre Flügel, und 50jährige Männer erinnern sich noch heute des steilen Abhanges als des beliebtesten Spielplatzes ihrer Kinderjahre.

Die Aegidien-Neustadt, die jetzt ganz von neu entstandenen Stadtvierteln und grünen Parks eingeschlossen ist, galt in der Mitte des 18. Jahrhunderts als der schönste und regelmäßigste Theil der kurfürstlichen Residenz. Um für seine Anlagen Platz zu gewinnen, war 1747 der alte Wall abgetragen und der Stadtgraben ausgefüllt worden.

Das vornehmste Quartier aber war die Calenberger-Neustadt auf dem linken Leineufer. Hier hatten die ersten Familien des Landes, die Grafen Platen, Kielmansegge, Bernstorff, ihre Stadtwohnungen. Und doch gefiel den Franzosen die Calenberger-Straße mit ihrem schlechten Steinpflaster trotz ihrer Breite durchaus nicht; über die engen winkligen Gassen der eigentlichen Altstadt aber geriethen sie in noch größeres Erstaunen. Die einzelnen schönen, hohen Giebelhäuser aus den Zeiten der Renaissance, mit Sandstein-Sculpturen reich verziert, die sich hier bis auf unsere Tage erhalten haben, machten gar keinen Eindruck. Diejenigen besonders, welche die landgräfliche Residenz Kassel durchzogen hatten, gaben derselben bedeutend den Vorzug; denn dort hatten sie ein vollständiges Quartier mit modernen, eleganten Gebäuden gesehen; hier fanden sie nur ganz einzelne Häuser des Adels, die nach französischer Manier ihre Front der Straße zukehrten, und noch weniger, die das in Frankreich so beliebte sogenannte Louvre-Dach mit Mansarde besaßen.

Nicht einmal die Schlösser Herrenhausen und Montbrillant fanden Beifall; sie schienen weder wegen ihrer Größe, noch wegen der Schönheit der Gebäude oder der Decorationen bemerkenswerth. Auch die berühmte Linden-Allee blieb unbeachtet. Mit Ausnahme der großen Fontaine, die sie der von St. Cloud gleichstellten, konnten auch die Gärten,

*) Am 1. September 1696 erhellten zum ersten Mal 390 Pfahl-Laternen mit ihrem trüben Lichte die Residenz, und diese großartige Neuerung versetzte die Einwohner in gerechtes Erstaunen.

wie die Besucher meinten, nicht entfernt einen Vergleich mit denen von Wilhelmshöhe aushalten, obgleich die große Cascade und die berühmte Kolossal-Statue des Hercules damals erst im Modell existierten. Nur das Residenzschloß in der Stadt selbst ließ man einigermaßen gelten.

Dennoch wurden alle drei Paläste in der ersten Zeit von Besuchern nicht leer. Anfangs gestattete man jedem Officier ohne Weiteres die Besichtigung. Schon am zweiten Tage aber fielen solche Unordnungen, ja Unanständigkeiten vor, daß diese Erlaubnis zurückgenommen werden mußte. Von da an gab man besondere Eintritts-Billets für vier Personen aus, und derjenige, auf dessen Namen es lautete, mußte für die drei anderen garantieren. Ob diese Maßregel gefruchtet hat, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls fanden aber die, welche ihre Neugierde gestillt hatten, noch weniger Gelegenheit, andere Gelüste zu befriedigen. Wirthshäuser gab es nur wenige und schlechte, und was den Franzosen mundete, war kaum zu beschaffen. Dazu konnten die fremden Gäste sich den Einwohnern schwer verständlich machen, und Streitigkeiten mit den leicht erregbaren Südländern führten oft genug zu groben Excessen und blutigen Raufereien. Die ehrsamen Bürger zogen sich mit ihren Frauen und Töchtern in das Innere ihrer Häuser zurück. Die gewohnten Nachmittags-Promenaden auf den Wällen wurden eingestellt, noch weniger riskierte man einen Spaziergang vor das Thor, in die „Eilenriede“ oder nach den beliebten, neu eröffneten Vergnügungsorten des „Neuen Hauses“ und des „Entenfanges“. Auch die Männer zeigten sich weniger auf den Straßen, als sonst; nur wer ganz dringende Geschäfte hatte, wagte sich heraus. Man sah weder die Staatscarossen des Adels, noch die Sänften der städtischen Rathsherren. Kaum daß der Arzt, wohl gepudert, sein Hütchen unter dem Arm, ein spanisches Rohr mit goldenem Knopfe in der Hand, mit mehr als sonst nachdenklicher Miene in den frühesten Morgenstunden seine Patienten besuchte.

Die französischen Officiere und Soldaten sahen sich daher in ihren Erwartungen von den Freuden der kurfürstlichen Residenz bitter getäuscht und begannen bald, sich zu langweilen. Nur eine Unterhaltung entschädigte sie einigermaßen und versetzte sie, wenigstens auf ein paar Stunden, in die Gedankenwelt ihrer fernen Heimath. Sie fanden nämlich in dem alten kurfürstlichen Hoftheater an der Leinstraße eine französische Schauspieler-Gesellschaft, die der König Georg auf eigene Kosten unterhielt. Jedermann hatte unentgeltlichen Zutritt. Wohl nie aber haben die Künstler vor einem dankbareren Publikum gespielt und ungetheilteren

Beifall geerntet als damals, als ihre kriegerischen Landsleute jeden Abend alle Ränge bis auf den letzten Platz füllten.*)

In Hannover wurde nun eine förmliche Verwaltung der „eroberten Länder“ eingerichtet. An ihrer Spitze stand ein gewisser Jacques Pinaud Chevalier, Baron de Lucé, ein Mann, der durch die unerhörten Erpressungen, die unter seiner Autorität ausgeführt wurden, seine Regierung und seine ganze Nation mit Schmach bedeckt hat. Noch heute wird sein Name im nördlichen Deutschland mit Abscheu genannt.

Elf Tage blieb das französische Heer bei Hannover stehen. Während dieser Zeit ließ der Marschall durch 200 Reiter das benachbarte Celle occupieren. Außerdem ward, dem abgeschlossenen Vertrage gemäß, das Herzogthum Braunschweig durch den Herzog von Ayen mit drei Infanterie-Regimentern und 150 Dragonern in Besitz genommen. In der Hauptstadt fand man nicht weniger als 160 schwere Geschütze, von denen man sich für die demnächstige Belagerung von Magdeburg großen Nutzen versprach.**)

Mittlerweile war der zaghafte Broglio in Minden unter die Befehle des Marquis von Armentières getreten, eines der edelsten, uneigennützigsten Officiere des damaligen französischen Heeres. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, einige hundert feindliche Jäger hielten das kleine Jagdschloß Linzburg besetzt; auch der Fürst von Bückeburg sollte sich da verborgen halten. Aber vergeblich durchstreiften Reiter-Patrouillen den Grindener Wald nach allen Richtungen; es fand sich keine Spur des alliierten Heeres, und schon am 13. August früh 9 Uhr ritten hundert Berchiny'sche Husaren in das verlassene Nienburg ein.***) Am 16. folgte Armentières mit seinem gesammten Reservecorps und bezog am 18. bei Drackenburg ein Lager. Rechts von ihm erreichte am folgenden Tage, den 19., der Herzog von Randan mit zwei Infanterie- und einer Cavallerie-Brigade Neustadt am Rübenberge.

So standen die Dinge, als der Herzog von Richelieu von seinem Hofe die wiederholte ernste Aufforderung erhielt, die militairischen Operationen wieder zu beginnen. Vergeblich hatte er versucht, seinen bisherigen Bewegungen einen strategischen Mantel umzuhängen; vergeblich schickten er und General-Quartiermeister Mallebois weitläuftige Denk-

---

*) Ueber diese Einzelheiten finden sich schätzbare Notizen in Luynes, Mémoires XVI, S. 176 ff.; Hoppe, Geschichte der Stadt Hannover, S. 268 ff. 280 ff.

**) S. Stuhr, Forschungen I, S. 133.

***) S. Luynes, Mém. XVI, S. 175.

schriften nach Paris, um zu beweisen, daß die Armee nichts mehr bedürfe, als der Ruhe, daß es dringend nothwendig sei, zunächst sich in Hannover und Hameln feste Stützpunkte zu bilden, daß es wegen der Nähe des Königs von Preußen gefährlich sei, Braunschweig und die Ocker zu überschreiten. Der Kriegsminister Paulmy wollte von nichts hören. Auch des Marschalls Bedenken, daß der Herzog von Cumberland Aussicht auf englische und preußische Unterstützung hätte, fand sich widerlegt, noch ehe es seinen Bestimmungsort erreichte. Freilich glaubten einflußreiche Personen am Versailler Hofe ebenfalls, daß die gewaltige Expedition, welche damals in England ausgerüstet ward, nach der Elbmündung bestimmt sei. Andere gingen noch weiter. Sie meinten, die Flotte sollte Truppen nach Holland schaffen, dessen Bewohner sich durch die französische Besatzung von Niewport und Ostende und noch mehr durch die Einnahme von Ostfriesland und Emden bedrängt fühlten. Geschah aber das, so besorgten sie, daß die englisch gesinnte Partei im Haag das Uebergewicht bekommen und die Regierung zu kriegerischen Unternehmungen fortreißen möchte. Daß die ehrgeizige Prinzessin von Oranien längst nichts sehnlicher wünschte, als ihrem Bruder, dem Herzoge von Cumberland, ein Hilfsheer zuzuschicken, war ohnedies bekannt genug. Die französischen Minister selbst sahen indeß die Sache kühler an. Sie vermutheten mit Recht, daß es eher auf eine Unternehmung gegen die französische Küste selbst abgesehen sei; aber sie nahmen Anlaß, Richelieu auf alle Fälle zu lebhafterer Thätigkeit anzuspornen. Sie empfahlen dringend, den Herzog von Cumberland schleunigst unschädlich zu machen, damit im schlimmsten Falle die erwarteten 15,000 Engländer zu spät kämen. Sie wollten keine Entschuldigung gelten lassen; denn auch mit einer solchen Verstärkung wäre, wie sie meinten, das alliierte Heer ja offenbar dem französischen nicht entfernt gewachsen. Endlich äußerte Bernis und der Kriegsminister Paulmy noch ihr ernstes Misfallen über die „verwegenen und zweideutigen“ Verhandlungen, welche Richelieu auf eigene Faust mit den deutschen Fürsten angeknüpft haben sollte.*) Derartigen deutlichen Mahnungen durfte sich der Marschall nicht länger widersetzen. Am Montag den 22. August verließ er mit Bedauern sein üppiges Quartier und setzte seine Colonnen nordwärts in Bewegung.

Kaum war er fort, so ging bei dem Minister von Münchhausen ein Schreiben des Herzogs von Cumberland vom 19. ein, das ihm zu

*) Vgl. Stuhr, Forschungen I, S. 121—126. Ueber die damalige Stimmung am Hofe von Versailles vgl. Mém. de Luynes XVI, S. 147 ff.

seiner höchsten Ueberraschung aufgab, zufolge königlichen Befehls sofort bei dem französischen Oberfeldherrn einen Waffenstillstand zu vermitteln.

Um diesen plötzlichen Umschwung zu verstehen, müssen wir einen kurzen Rückblick auf das werfen, was während der letzten Wochen am Hofe von Kensington vorgegangen war. Den König Georg hatte die Nachricht von der Niederlage bei Colin aus allen seinen Himmeln gerissen. Vorbei war es nun mit einem Male mit den geheimen Hoffnungen auf eine Vergrößerung des Kurfürstenthums. Jetzt erschien es ihm wie ein großer Glücksfall, daß die Vorsicht des Kammerpräsidenten ihn noch eben rechtzeitig vor dem Abschluß einer engen Allianz mit Preußen gerettet hatte. Des Königs Friedrich eigenhändiger Brief vom 20. Juni war auch nicht geeignet, ihm großes Vertrauen auf die Zukunft einzuflößen. Zwar schrieb derselbe, er hoffe den erlittenen Echec bald zu redressieren; aber er gestand zu, daß er die Belagerung von Prag habe aufgeben müssen, und was noch übler war, daß er nun ganz außer Stande sei, Detachierungen zur Unterstützung der Observations-Armee vorzunehmen. Darum war es dem König Georg jedoch gerade am meisten zu thun, darauf allein beruhte sein ganzes Vertrauen für den Ausgang des Feldzuges in Westfalen. Um Hilfe und wieder um Hilfe hatte er in seinen Briefen vom 27. Mai und vom 28. Juni auf das dringendste gebeten. Auch jetzt klammerten sich seine schwindenden Hoffnungen auf den versprochenen preußischen Beistand. Er schrieb am 9. Juli, der Herzog von Cumberland habe zwar bis jetzt den Franzosen den Uebergang über die Weser glücklich verwehrt; aber nun sammele sich ein zweites Heer von 40,000 Mann, um nach Böhmen zu marschieren, ein drittes, um durch Hessen vorzudringen. Mit Sehnsucht erwarte er daher, daß es dem Könige gelingen möge, seine Armee bald zu retablieren; denn sein Sohn sei außer Stande, nach allen Seiten Front zu machen.*) Dazu brachten die hartnäckigen Weigerungen des englischen Ministeriums, irgend Etwas für Hannover zu thun, den unglücklichen Georg fast zur Raserei. Er war in einem Zustande nervöser Aufregung, der seine Umgebung ganz rathlos machte. „Ich komme nie aus dem Königlichen Kabinet, ohne daß mein Herz in Thränen schwimmt", schreibt der Geheimrath von Münchhausen am 2. August an seinen Bruder. Was sollte werden, wenn auch noch das letzte Mittel, das Kurfürstenthum zu retten, die Schlacht, fehlschlug? Und bald genug trat auch dieses Schlimmste

*) S. die Briefe Friedrichs, d. d. Camp de Prague 10. Juni 1757, und Rieheim, 20. Juni, und die Briefe Georgs II. vom 27. Mai, 28. Juni und 9. Juli in Anlagen 15, 16 und 17.

ein. Am 9. August erhielt der König die Nachricht von dem unglücklichen Treffen bei Hastenbeck. Fast gleichzeitig meldete ihm Friedrich in einem langen eigenhändigen Schreiben die Unglücksfälle von Gabel und Zittau und seinen Rückzug aus Böhmen.*) Nun verfiel der britische Monarch in die tiefste Bekümmernis und Verzweiflung. Er versammelte seine Minister und stellte ihnen seine bedrängte Lage vor. Er drohte, wenn man ihn von englischer Seite nicht unterstützte, so hielte er sich als Kurfürst nicht mehr verpflichtet, für eine Sache zu kämpfen, die nach den Niederlagen des Königs von Preußen rettungslos verloren schien. Einige Minister ließen sich in der That durch seine Klagen bewegen, Pitt aber widerstand; kaum daß er sich herbeiließ, für die Observations-Armee einen abermaligen Zuschuß von 100,000 £ zu bewilligen und dem Landgrafen von Hessen ein außerordentliches Geschenk von 20,000 £ auszuzahlen.**)

Was Georg II. jetzt empfand, ist nicht zu beschreiben. Er bereute schmerzlich, sich mit dem König von Preußen als einzigem Alliierten in gefährliche Kriegsunternehmungen eingelassen zu haben. Dann wieder klagte er sich selber an, daß er auf den Rath seiner vorsichtigen hannoverschen Minister weniger gehört hatte, als auf die Einflüsterungen Friedrichs, der nun selbst eingestehen mußte, daß er mit Ausnahme Spaniens, Dänemarks, Hollands und Sardiniens ganz Europa gegen sich hätte.***) In seiner Niedergeschlagenheit sah er in seinem eigenen Starrsinn die alleinige Schuld des Scheiterns der Neutralitätsverhandlungen im verflossenen Frühjahr. Jetzt wollte er wieder gut machen, was er damals versäumt hatte. Mochten die englischen Minister in seinem Namen den Krieg mit Frankreich fortführen, wenn sie es für nöthig hielten; als Kurfürst wollte er mit der Angelegenheit nichts mehr zu thun haben. Er ermächtigte also seinen Sohn, sofort mit dem französischen commandierenden General wegen eines Waffenstillstandes in Unterhandlung zu treten. Zugleich übersandte er dem hannoverschen Bevollmächtigten in Wien, von Steinberg, die Instruction, unverzüglich Verhandlungen wegen eines Particularfriedens einzuleiten, und endlich mußte der Geheimrath von Münchhausen in London den dänischen Gesandten aufsuchen und ihn auffordern, daß er den französischen Hof zu einer Negociierung bewegen möge.

*) S. diesen interessanten Brief au marche de Pirna, d. d. 27. Juli 1757, in Anlage 18.

**) S. Schäfer I, S. 373 ff.

***) S. den oben erwähnten Brief Friedrichs, d. d. 27. Juli 1757.

Die Vollmacht für den Herzog von Cumberland war am 19. August in Verden in seinen Händen. Sie lautete so allgemein wie möglich. Ihm ward die vollständigste Gewalt gegeben, nach seinem freien Ermessen entweder selbst oder durch eine autorisierte Person mit dem feindlichen Befehlshaber „solchen Tractat oder Artikel oder Convention" abzuschließen, wie er es für gut hielte. Nur in einer einzigen Beziehung war der Herzog beschränkt. Es wurde ihm bestimmt aufgegeben, die Fürsten, deren Truppen sich bei der Observations-Armee befanden, in den Vertrag einzuschließen. Sonst aber versprach der König auf's feierlichste, Alles zu ratificieren, was sein „sehr lieber" Sohn stipulieren und unterzeichnen würde.*)

Cumberland verlor keine Zeit. Sofort expedierte er einen Expressen nach Hannover, um durch den Kammerpräsidenten von Münchhausen den Herzog von Richelieu zu ersuchen, daß er für einen Bevollmächtigten zur Eröffnung von Waffenstillstands-Verhandlungen die nöthigen Pässe bewilligen möge. Der Marschall aber hatte vor wenig Stunden sein Quartier verlassen, um der vorrückenden Armee zu folgen; man glaubte, er wolle die nächste Nacht in Neustadt zubringen. Münchhausen ertheilte also dem Geheimrath von Hardenberg, der schon einmal mit demselben erfolgreich verhandelt hatte, den Auftrag, ihm unverzüglich zu folgen. Auf sandiger Landstraße mit abgetriebenen Postpferden erreichte der Abgesandte am 22. August Abends das Städtchen Neustadt; aber der Marschall war nicht da. Wie er von den französischen Officieren erfuhr, sollte er in Wunstorf sein; jedoch erwartete man ihn für den nächsten Mittag in dem benachbarten Damenstifte Mariensee.**) Dahin begab sich Hardenberg am andern Morgen den 23. und hier konnte er sich seines Auftrages entledigen. Er ward jedoch sehr ungnädig empfangen. Richelieu, der eben neue verschärfte Instructionen erhalten hatte, erklärte kurz, es sei zu spät für einen Waffenstillstand. Ein Parlamentair, der ihm zu derselben Zeit einen Brief des Herzogs von Cumberland überbrachte, welcher dasselbe Gesuch wiederholte, reizte ihn zum heftigsten Zorn. „Ich glaube, der Herzog will sich über mich lustig machen mit seinem Waffenstillstand", rief er aus; „glaubt er, er kann den König, meinen Herrn, mit seinen Alliierten entzweien?" Vergeblich suchte Harden-

*) S. diese Vollmacht, d. d. Kensington, 11. August 1757, in Anlage 19.

**) Mariensee (Lacus S. Mariae) nächst Wunstorf, welches bereits im Jahre 870 gegründet sein soll, eines der ältesten Klöster des Fürstenthums Calenberg. Es ward 1215 durch den Grafen Bernhard von Wölpe gestiftet. (Büsching IX. S. 249. 250.)

berg ihn milder zu stimmen. Er erinnerte ihn daran, daß selbst der Marschall d'Etrées anerkannt habe, es sei eigentlich kein Krieg zwischen dem Kurfürstenthum und Frankreich. „Die Dinge haben sich jetzt geändert, ich kenne die Absichten meines Hofes; dem Herzog von Braunschweig habe ich dasselbe eröffnet", war die Antwort, und Hardenberg mußte unverrichteter Sache nach Hannover zurückkehren.*)

Der Gesandte in Wien hatte keinen besseren Erfolg. Am 28. August Morgens erhielt er durch ein von dem Geheimrath und Großvoigt E. von Steinberg, der im Hauptquartier Cumberland's sich aufhielt, unterzeichnetes Schreiben zuerst den bestimmten Auftrag, sofort einen Particularfrieden zu beantragen. Noch an demselben Tage um 1 Uhr Mittags bewilligte ihm Kaunitz die erbetene Audienz. Der Staatskanzler war jedoch übler Laune. Er wiederholte die alten Beschuldigungen, daß man im Frühjahr keine bestimmten Zusicherungen für den Fall habe geben wollen, wenn die Franzosen von dem Durchmarsch abständen. Jetzt habe die Observations-Armee die 100,000 Franzosen für den diesjährigen Feldzug unwirksam gemacht, 30 Millionen Gulden seien unnütz verschwendet. Nichts weiter war von ihm zu erreichen, als das Versprechen, die Entscheidung der Kaiserin einzuholen.

Indessen der hannoversche Vorschlag lag doch zu sehr im Interesse Oesterreichs, als daß man ihn ohne Weiteres von der Hand weisen durfte. Der klar vorgezeichnete Zweck des ganzen Krieges war für den Wiener Hof die Zertrümmerung Preußens, und man wünschte nichts sehnlicher, als daß dafür auch die französische Hilfsarmee möglichst bald disponibel würde. Eine Vernichtung der übrigen norddeutschen Staaten dagegen bedeutete zugleich das Ende des habsburgischen Einflusses, gerade da, wo er bis dahin allmächtig gewesen war. Kaunitz, der Vicekanzler Colloredo und der dänische Gesandte von Backhof unterzogen daher die Propositionen am nächsten Tage einer nochmaligen Berathung, und namentlich der Letztere befürwortete sie so dringend, daß man beschloß, sie mit einem motivierten Gutachten der Kaiserin zu unterbreiten.

Schon schöpfte Steinberg Hoffnung. Man eröffnete ihm vorläufig, die Kaiserin wolle Alles vergessen, Starhemberg solle sich in Versailles nach den Bedingungen erkundigen, unter denen man dort zum Frieden bereit sei. Nur zur Besorgung einer Aufforderung an Richelieu, einen Waffenstillstand abzuschließen, wollte sich Kaunitz durchaus nicht verstehen.

*) Der Bericht Hardenberg's über seine Mission, sowie die ablehnende schriftliche Antwort Richelieu's befinden sich im königlichen Archiv in Hannover.

Aber so leicht, wie man sich gedacht hatte, ging die Sache doch nicht. Seit wenig Tagen (20. August) war in Wien nämlich als französischer Gesandter der Marquis de Choiseul-Stainville eingetroffen, ein Mann von glänzenden Gaben und hochfliegendem Ehrgeiz. Dieser Diplomat fühlte durchaus keinen Beruf, noch länger mit französischen Mitteln österreichische Politik zu treiben. Dem Minister Bernis wußte er sich überlegen; er dachte auch nicht daran, sich Kaunitz unterzuordnen. Er erkannte dagegen, daß der Krieg gegen England für seine Regierung der Hauptzweck sei, daß man dafür die habsburgische Allianz nach Kräften ausnutzen müsse. Kaum hatte er also von den hannoverschen Vorschlägen erfahren, so widersetzte er sich denselben mit allen Kräften. Daß Georg sich dazu herbeiließ, schien ihm der sicherste Beweis dafür, daß man richtig calculierte, wenn man in Frankreich glaubte, durch Bedrückung Hannovers England zum Frieden zwingen zu können. Er meinte, die kurfürstliche Regierung müsse ganz den Kopf verloren haben, daß sie mit so Etwas überhaupt hervorzutreten wage. Man dürfe sich um so weniger auf Etwas einlassen, da der Gesandte keine bestimmten Vorschläge habe machen, ja nicht einmal eine Vollmacht habe vorzeigen können.

Demgemäß erhielt Steinberg am 1. September Morgens den niederschlagenden Bescheid, des Kaisers Majestät könne zu den Verhandlungen die Hände nicht bieten, falls nicht die Hessen, Braunschweiger und Gothaer sich von der Armee trennten, und der König sich als Kurfürst verpflichtete, sein Contingent zur Armee zu stellen, sowie durch Bezahlung der Römermonate den Pflichten gegen das Reich vollständig Genüge leiste.*)

Noch denselben Nachmittag ging eine neue Depesche aus Verden ein, die Steinberg von der fehlgeschlagenen Mission Hardenberg's Kenntnis gab. Auf das Dringendste wiederholte der Herzog von Cumberland den Auftrag, der Gesandte möge wegen „periculi in mora“ den Wiener Hof bewegen, daß er wenigstens dem Herzog von Richelieu Halt gebiete. Man empfahl ihm, seinen Antrag mit plausibeln Gründen „statthaft“ zu unterstützen und „schmackhaft zu machen“ **), aber Alles war umsonst.

Endlich, am nächsten Abend, den 2. September, empfing der Bevollmächtigte die sehnlichst erwarteten Instructionen aus London. Der Umstand, daß man sie der Vorsicht halber dem dänischen Gesandten

*) Ministerial-Rescript, d. d. Verden, 20. August 1757. Depesche Steinberg's d. d. Wien, 2. September 1757. — Ueber die Persönlichkeit und den Einfluß Stainville's vergl. Schäfer I, S. 303 ff.

**) Ministerial-Verfügung, d. d. Verden, 24. August 1757.

von Rantzau zur Besorgung anvertraut hatte, war die Ursache der ungebührlichen Verzögerung. Nun las Steinberg mit Ueberraschung, daß sein Herr in der That bereit sei, die bei der Observations-Armee befindlichen fremden Truppen nach ihrer Heimath und die eigenen nach ihren Quartieren zu entlassen, mithin das gesammelte Heer aufzulösen, wenn man ihm dagegen sämmtliche „deutschen Lande, Gerechtsame, Possessiones und Hypotheken" sichern wollte. Außerdem verlangte jedoch der König ausdrücklich, daß der Herzog von Braunschweig, der Landgraf von Hessen-Kassel, die fürstlich Ernestinischen Häuser und der Graf von Lippe mit in den Particularfrieden eingeschlossen würden. Dagegen wollte er sich verpflichten, in dem jetzigen Kriege als Kurfürst von nun an neutral zu bleiben, wenn der Wiener Hof die Räumung der bedrückten Länder und das Aufhören der unerträglichen Lasten veranlaßte und auf das Bündigste versicherte, daß auch die alliierten Fürsten nicht gezwungen werden sollten, an dem Kriege wider den König von Preußen Antheil zu nehmen. Offenbar drängten aber die hannoverschen Minister viel mehr auf den ersehnten Abschluß des Friedens, als der König selbst; denn der Gesandte ward angewiesen, nicht sofort einen förmlichen Antrag zu thun, sondern zunächst bei dem Reichs-Vicekanzler Colloredo und anderen befreundeten Ministern in's Haus zu hören.*)

Steinberg ließ noch denselben Abend dem Staatskanzler von dem Inhalt der Depesche Kenntnis geben. Dennoch gelang es ihm erst auf wiederholte mündliche und schriftliche Gesuche, ihn am Sonntag den 4. September Nachmittags zu einer zweiten Conferenz zu bewegen. Sie war noch erfolgloser als die erste. Kaunitz machte leere Erwiderungen und Ausflüchte. Er äußerte, wenn es dem König Georg wirklich mit seinem Antrage Ernst sei, so hätte er bestimmt formulierte Vorschläge schicken müssen; man könne nicht ohne Einverständnis mit Frankreich handeln; auch wäre, wenn Richelieu durch einseitige Vorstellungen des Wiener Hofes sich in seinen Operationen anhalten ließe, der Vortheil ganz auf hannoverscher Seite. Alle Vorstellungen Steinberg's, alle Erinnerungen an die alte Freundschaft des Kaiserhauses waren umsonst. Mit Bekümmernis mußte er sich sagen, daß die Vorliebe für Frankreich den Staatskanzler für jede Ueberredung taub machte. Wenn auch vielleicht der Kaiser und die Kaiserin selber den Friedensvorschlägen geneigter sein mochten, er verhehlte sich nicht, daß auf dem officiellen Wege alle

*) S. die Instruction, d. d. London, wahrscheinlich 9. August, die mit der Notiz „empfangen durch den Backhof, 2. September Abends", versehen ist, in Anlage 20.

Bemühungen nutzlos waren. Daher rieth er seinem Monarchen, als letztes Mittel die Bestechung zu versuchen.*)

In den nächsten Tagen schwollen die Siegeshoffnungen des Wiener Hofes immer gewaltiger an. Am 10. September erfuhr man den Sieg Nadasty's bei Moys und den Tod Winterfeld's. Am 11. überbrachte ein Courier die Nachricht von dem russischen Siege bei Groß-Jägersdorf. Man glaubte sich dem großen Ziele schon ganz nahe. Unter diesen Umständen versprach sich Steinberg von weiteren persönlichen Vorstellungen bei den österreichischen Staatsmännern keinen Nutzen, obgleich die hannoverschen Minister ihn fortwährend mit Wehklagen bestürmten, die er ihnen übermitteln sollte. Die Geheimräthe jammerten über die unerhörten Bedrückungen des Landes. Sie berichteten, die Franzosen hätten nicht allein das Korn von dem Felde, sowie sämmtliche Pferde und Wagen weggenommen, sondern es wären den Landschaften außerdem noch ganz unerschwingliche Naturallieferungen auferlegt worden; andere große Forderungen an baarem Gelde seien angedroht. Und das Alles geschähe unter einer Regierung, die versicherte, „im Namen Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin" das Land zu verwalten und deren Mitglied in der That ein kaiserlicher Commissarius Kinkel sei, welcher selbst behauptete, er sei beauftragt, die Einkünfte mit Frankreich zu theilen.**) Was half's? Der Gesandte konnte nichts thun; er mußte sich begnügen, alle Beschwerden in einem weitläuftigen Promemoria zusammenzufassen, das er dem allmächtigen Staatskanzler übersandte.

Am 18. September aber erhielt er zu seinem größten Erstaunen die Nachricht, daß dennoch unter dänischer Vermittelung zwischen dem Herzog von Cumberland und dem Marschall Richelieu ein Abkommen zu Stande gekommen sei, welches den Feindseligkeiten vorläufig ein Ziel setzte. Verschiedene merkwürdige Zufälligkeiten hatten zusammen gewirkt, um diese unglückselige Convention zu Wege zu bringen. Der Herzog

*) Depesche Steinberg's, d. d. 5. September 1757.

**) In den Ministerial-Rescripten, d. d. 29. August und 2. September, wird angegeben, es sei außer den sehr großen Hospital-Forderungen der Calenbergischen Landschaft allein die Lieferung von 1,500,000 Rationen, 33,000 Sack Weizen, 76,000 Sack Roggen; der Cellischen von 1,000,000 Rationen, 10,000 Sack Weizen, 20,000 Sack Roggen aufgegeben worden. Das Fürstenthum Grubenhagen sollte 45,000 Malter Hafer, 72,000 Centner Heu, 10,000 Malter Roggen, 5000 Malter Weizen; die Grafschaft Hoya außer 80,000 bereits gelieferten Rationen noch 500,000, sowie 2000 Sack Roggen und 1000 Sack Weizen liefern.

selber dachte nach der schnöden Abfertigung, die er erfahren hatte, an nichts weniger, als an den nahen Abschluß eines Waffenstillstandes. Bereits vor der Rückkehr seines Parlamentairs von Mariensee berichtete General von Hardenberg aus Rethem, daß sich von allen Seiten überwältigende feindliche Heeresmassen näherten; er habe sich daher genöthigt gesehen, die Brücke über die Aller zu verbrennen. Diese Maßregel konnte jedoch das Vorgehen der Franzosen nicht lange verzögern. Die Hauptarmee, welche am 22. August aufbrach, marschierte auf dem linken Ufer der Leine über Wunstorf und Rodewald gegen Ahlden. Auf dem rechten zog der Herzog von Chevreuse mit sämmtlichen Dragonern, einer Infanterie-Brigade und 12 Schwadronen Reiterei die sandige Straße durch Langenhagen, Mellendorf und die großen Föhrenwaldungen des „Lister" entlang, welche heute durch die schnurgerade Chaussee nach Walsrode ersetzt ist. Die „Esseler Brücke" über die Aller fand man indeß abgebrochen und ein voller Tag verging, ehe in der Nähe des Dorfes Bothmer eine neue geschlagen werden konnte. Deshalb erreichte diese Colonne erst am 26. August 2 Uhr Nachmittags das kleine Dorf Böhme, nahe an der Mündung des Flüßchens desselben Namens in die Aller gelegen. Während man hier die gleichfalls zerstörte Brücke wieder herstellte, nahm Chevreuse sein Hauptquartier in dem schönen Schlosse, dessen Besitzerin, eine junge Wittwe, sich Tages zuvor entfernt hatte. Auch ein kleines hannoversches Vorposten-Detachement, welches hier gestanden hatte, war am 24. bereits eiligst abgezogen.

An diesem Tage war bereits der Herzog von Broglio mit 40 Grenadier-Compagnien, 8 Bataillonen und 600 Pferden von Nienburg aus in Rethem angekommen. Cumberland hatte zwar auf die erste Nachricht der herannahenden Gefahr den General von Wutginau mit 12 Bataillonen und ebensoviel Schwadronen zur Aufnahme und Unterstützung der Grenadiere bis Otersen und Wittlohe vorgeschickt. Hardenberg nahm auch bei Groß-Häuslingen eine vortheilhafte Stellung; aber beide alliierten Generale hielten sich dennoch zu schwach, um Widerstand zu leisten. Kaum setzten Nachmittags die Franzosen eine Avantgarde über den Strom, welche mit ihren Vortruppen einige Schüsse wechselte, so traten sie den Rückzug an. Ihre Rückkehr gab der gesammten Armee das Signal zum Abmarsch. Man glaubte, der Feind sei ihnen bereits auf den Fersen. Noch in derselben Nacht wurde das Verdener Lager abgebrochen und um zwei Uhr Morgens, den 25. August, setzte sich das Heer nach Rotenburg zu in Bewegung. Der Herzog selber verließ gegen drei Uhr sein bisheriges Quartier, und als es einige Stunden nachher hell wurde, erschienen zum

Schrecken der Einwohner Broglio's Reiter schon vor den Thoren der Stadt.*)

Der Herzog von Richelieu erreichte mit dem Gros seiner Armee an demselben Tage (den 25.) Rethem. Ihm war trotz aller äußerlichen Zuversicht gar nicht wohl zu Muthe. Ein Land wie das, was ihn jetzt umgab, hatte er noch nie gesehen. Bis Hannover war die Gegend vergleichsweise reich und angebaut gewesen. Zahlreiche Ortschaften, inmitten üppiger Saatfelder, wechselten mit bewaldeten Höhenzügen. Jetzt breitete sich, so weit das Auge reichte, eine weite, einförmige, braune Haidefläche aus, von dunkleren Streifen schwarzen todten Moores durchzogen. Wie in der Steppe, zauberte die warme Augustsonne am Horizonte seltsame Luftspiegelungen hervor. Entfernte Bäume, Häuser, Kirchthürme, das kleine weiße Schloß von Ahlden**), Alles schwebte eigenthümlich verzerrt, hin- und herzitternd, über dem Erdboden. Freilich an den Flüssen hinunter zog sich ein schmaler Streifen üppig grüner Wiesen, und hohe Gruppen schöner Eichen verkündeten hie und da die Lage vereinzelter Ortschaften. Aber diese Dörfer erschienen den Franzosen über die Maßen ärmlich und elend. Umgeben von einem schmalen Ringe gelber Roggen- und Haferfelder, lagen sie da, wie Oasen in der Wüste. Jene niedersächsischen Bauernhäuser endlich, mit niedrigen Lehmwänden, kleinen Fenstern und ungeheuren moosbewachsenen Strohdächern, deren First zwei gekreuzte hölzerne Pferdeköpfe zierten, erregten bei den Fremdlingen Erstaunen und Mitleid. Sie konnten sich nicht in eine Häuslichkeit finden, die Menschen, Vieh und Vorräthe unter einem Dache vereinigte. Und einladend waren diese alten Gebäude, von denen sich noch eine gute Zahl bis auf unsere Zeit erhalten hat, in der That nicht. Die große gestampfte Lehmdiele war der Versammlungsort der ganzen Familie. Schornsteine kannte man nicht und wollte man auch nicht haben; denn der Rauch, der sich schwerfällig durch die geöffnete weite Hausthür einen

---

*) Rénouard (I, S. 265 ff.) und nach ihm v. Sichart (III, S. 278) verlegen den Rückzug Hardenberg's und den Abmarsch der Armee aus dem Lager vor Verden auf den **23.** August Nachmittags. Dem widerspricht aber nicht allein der Aufbruch Broglio's von Nienburg, der nach beiden Quellen erst an demselben **23.** Morgens stattgefunden hat, sowie die ganz bestimmten, genauen Angaben bei Luynes (Mém. XVI, S. 179) und der Umstand, daß noch am **24.** August eine Depesche des Geheimraths von Steinberg von Verden nach Wien abgeschickt ist, deren Original ich eingesehen habe.

**) Dies kleine Schlößchen, jetzt die Wohnung des Beamten, war 32 Jahre lang (von 1694 bis 1726) das Staatsgefängnis der unglücklichen Kurprinzessin Sophie Dorothea, der Mutter Georgs II. und der Großmutter Friedrichs des Großen.

Ausweg suchte und das ganze Innere der Häuser schwärzte, sollte auf seinem Wege die Fleischvorräthe durchräuchern, welche in langen Reihen von den Balken herabhingen.

In einem solchen Lande die Verpflegung der Armee sicher zu stellen, schien dem Marschall Richelieu unüberwindliche Schwierigkeiten zu bieten. Dazu gab es nicht eine gebahnte Straße; mühsam quälten sich die zahllosen Fuhrwerke mit kreischenden Rädern in den ausgefahrenen sandigen Haidwegen weiter. Am schlimmsten aber war es beim Passieren der vielen morastigen Niederungen. Die leichten, mit Faschinen und Knüppeln gebesserten Erddämme trugen wohl die hochräderigen Korbwagen der Landeseinwohner; aber unter den schweren Fourgons und Equipagen brachen sie ein. Oft waren die Colonnen genöthigt, weite Umwege zu machen. Wenn das schon jetzt geschah, wie sollte es werden, wenn der Herzog von Cumberland sich immer weiter in die Einöden des Fürstenthums Bremen*) zurückzog, wenn er dort hinter einem der unergründlichen Moore stehen blieb, wenn man gar genöthigt war, ihn während der schlechtesten Jahreszeit in seiner festen Stellung bei Stade zu belagern? Jeder Aufenthalt konnte verhängnisvoll werden. Schweres Geschütz schnell heranzuschaffen, war ganz unmöglich. Monate mußten daher vergehen, ehe man zum ersten Angriff schreiten konnte, und während derselben mochten nur zu leicht Sumpffieber die Truppen decimieren. Auf der andern Seite bewies das stete Zurückweichen des Herzogs, sein dringendes Nachsuchen um einen Waffenstillstand, daß die Energie seines Widerstandes gebrochen war. Es schien daher besser, ihn nicht zum Aeußersten zu treiben. Vielleicht war es vielmehr möglich, ihn durch stetes Nachdrängen in eine Lage zu bringen, wo er mit Freuden nach einem Abkommen griff, selbst wenn es die ganze Observations-Armee für den nächsten Feldzug unschädlich machte. Gelang es, ein solches zu erzielen, so konnte die französische Armee, ihrer nächsten Sorge ledig, daran gehen, im Halberstädtischen Winterquartiere zu beziehen und sich auf die Belagerung von Magdeburg im nächsten Frühjahr vorzubereiten.

So rechnete Richelieu, und die unbestimmten Garantien, welche der dänische Hof für die Fürstenthümer Bremen und Verden übernommen hatte, gaben ihm einen willkommenen Anlaß, sich dahin zu wenden. Er

---

*) Daß Richelieu die Herzogthümer Bremen und Verden wirklich für ein „von Gebirgen strotzendes" Land gehalten haben soll, wie Schäfer (I, S. 368) nach Flassan VI, S. 94 ff., angiebt, kann ich nicht glauben. In Luynes, Mémoires, der eine Menge Correspondenzen von hochgestellten Officieren mittheilt, findet sich von einer derartig unglaublichen geographischen Ignoranz keine Spur.

schrieb also am 25. August von Rethem aus an den französischen Gesandten in Kopenhagen, den Präsidenten Ogier, er möge doch die Vermittelung des Königs Friedrich V. in Anspruch nehmen, damit ein Neutralitätsvertrag zu Stande käme. Ein wunderbarer Zufall fügte es, daß genau in denselben Tagen der dänische Monarch von seinem Schwiegervater, dem König Georg, die dringende Aufforderung zur Vermittelung zwischen ihm und dem König von Frankreich erhalten hatte.*) Er war um so mehr zu einem solchen Geschäfte geneigt, da er den König von Preußen haßte und den Aufregungen eines Krieges überall abgeneigt war. Sein erster Minister von Bernstorff theilte diese Ansichten; beide nahmen sich also der Handlung bereitwilligst an und gingen unverzüglich daran, sie in's Werk zu setzen.

Unterdessen erreichte der Herzog von Cumberland das Ziel seines Rückzuges. Daß es ihm nicht möglich sein würde, die Stellung hinter der Wümme zu behaupten, die er am 25. August bezogen hatte, nahm er von vornherein an. Zwar war in den Wiesenniederungen dieses Flusses seit Wochen eifrig geschanzt worden. Auf dem linken Flügel, bei dem Städtchen Rotenburg an der Einmündung des Wiedaubaches, war ein altes, kleines sechsseitiges Fort wieder hergestellt, von dem jetzt noch einige geringe Spuren zu sehen sind. Auf dem rechten, bei Ottersberg, war von dem Werke, welches einst die Schweden an der Stelle der uralten bischöflichen Burg auf einer der zahlreichen Wümme-Inseln erbaut hatten, nichts übrig geblieben, als zwei eingestürzte Bastions, Theile des Verbindungswalles und die Commandantenwohnung. In der früheren Garnisonkirche wohnte der Amtmann. Indeß auch diese Schanze hatte man seit einigen Wochen in haltbaren Stand gesetzt und ihre eingesunkenen Wälle, von den Bäumen des ehemaligen Amtsgartens überwachsen, haben bis jetzt ihre Contouren bewahrt. Ein Bataillon bildete dessen Besatzung, es gehörte zu der Abtheilung des Generals von Oberg, welcher sein Hauptquartier noch weiter flußabwärts in Lilienthal hatte, dem Mittelpunkte des von unzähligen Wasserläufen, Kanälen und todten Flußarmen durchschnittenen „Hollerlandes“. Es ist das eine Gegend, die sich nur mit Holland vergleichen läßt. So weit das Auge reicht, erblickt man nichts als eine üppige grüne Wiesenfläche. Aber jede Communication außerhalb der wenigen Straßendämme ist absolut unmöglich, und außerdem hatte man, wenn auch mit geringem Erfolg, versucht, durch Anstauung der zahlreichen Schleusen die Ebene in einen weiten See zu verwandeln.

*) Vgl. Stuhr, Forschungen I, S. 126 ff.

In dem Hauptlager bei Rotenburg campierten unter dem Herzoge selber zehn Bataillone und acht Schwadronen. Zwischen ihm und Ottersberg standen noch sieben andere Bataillone an einem nicht näher angegebenen Punkte. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Aufstellung ungeheuer ausgedehnt war; namentlich auf der 2½ Meilen langen Strecke zwischen Ottersberg und Rotenburg gab es mehrere Fuhrten durch die Wümme*), und die Wiesen, welche hier den Fluß einfassen, sind vergleichsweise fest.

Dennoch schien es dem Herzog von Richelieu bedenklich, einen Durchbruch in der Front zu versuchen, und seine Ueberzahl erlaubte ihm eine Umfassung von beiden Seiten. Ein unbeschreiblich heftiger Orkan aber verzögerte den Brückenschlag über die Aller. Auch im Lager richtete er gräuliche Verwüstungen an und warf fast alle Zelte um. So kam es, daß die große Armee sich nicht vor dem 28. August von Rethem wieder in Marsch setzen konnte, und erst am 1. September erreichten ihre letzten Abtheilungen über Westen, wo man eine Brücke geschlagen hatte, das weithin sichtbare, auf kahler Haidhöhe gelegene Dorf Walle, an der Straße von Verden nach Rotenburg. Dort schlug man ein neues Lager. Der Marschall selbst nahm sein Hauptquartier in der Stadt Verden.

Broglio war schon am 26. August mit zwei Brigaden den Alliierten in der Richtung auf Ottersberg gefolgt. Zwei Tage später setzte sich der Marquis von Armentières gegen Bremen in Bewegung. Am 28. erreichte er Achim; den nächsten Morgen erschien er mit neun Grenadier-Compagnien, vier kleinen Regiments-Kanonen und zehn Schwadronen vor den Thoren der freien Reichsstadt. Ihre alten Wälle, die jetzt geschmackvollen Anlagen Platz gemacht haben, waren damals als Befestigungen keineswegs verächtlich; aber die Bürger, die noch im vorigen Jahrhundert zwei schwedische Belagerungen mannhaft erduldet hatten, verspürten jetzt gar keine Neigung, sich zu wehren. Dem Parlamentair, welcher dem hochweisen Rath ein Schreiben mit Aufforderung zur Uebergabe hereinbrachte, antworteten sie mit der schwächlichen Berufung auf ihre Rechte, ihre Freiheiten und den Schutz des Kaisers. Daß der französische Befehlshaber darauf Rücksicht nehmen würde, hatten sie wohl selbst kaum erwartet. Aber als er nun gar drohte, er würde unverzüglich die ganze Stadt in Brand schießen, und den Frauen sagen ließ, sie möchten sich, wenn ihnen ihr Leben lieb sei, sofort entfernen;

*) Vielleicht einzig in seiner Art ist der vielbefahrene Weg, der von Hellwege mittelst einer Fuhrt nach Sottrum führt; denn er bildet heute noch eine Strecke lang zugleich den Ent- und Bewässerungskanal für die umliegenden Wiesen.

da entsank auch dem Kühnsten der Muth. Sie überlieferten eins der Thore und die Franzosen zogen, ihres leichten Sieges froh, Mittags in die reiche Hansastadt ein.*)

Dem Herzog von Cumberland ging die Nachricht von diesem Ereignisse am 30. August zu. Andere Gerüchte wollten wissen, daß sich die Heeresabtheilung des Herzogs von Chevreuse vom Böhmefluß aufwärts in Bewegung gesetzt habe. Wenn sie auf der Straße über Soltau weiter nach Harburg zu vordrang, so war die Stellung hinter der Wümme auch in ihrer linken Flanke umgangen.**) Das glaubte der Herzog nicht abwarten zu sollen, und beschloß, den weiteren Rückzug anzutreten.

Am 31. August um 4 Uhr Morgens marschierte die alliierte Armee in zwei Colonnen ab. Zwei Tage vorher hatten schon der große Artillerie-Train und die Bagage den Weg nach Stade eingeschlagen. Die Hannoveraner dirigierten sich auf der fast unpassierbaren Straße durch die unermeßlichen Haiden von Gyhum und Zeven nach Bremervörde zu. Rechts davon marschierten die Hessen und Braunschweiger über Heßlingen und den „Mulsumer Damm“ nach Hagenah. Pioniere und Zimmerleute gingen voraus, um die baufälligen Brücken in Stand zu setzen und die Dämme zu bessern. Aehnliche Abtheilungen folgten, um sie wieder zu zerstören. Gleichzeitig zog der General von Oberg, nachdem er Ottersberg hatte räumen lassen, von Lilienthal nach Burgdamm ab.

Richelieu war nicht wenig überrascht, als der General Monteynard, den er am 31. August mit zwanzig Grenadier-Compagnien, den Freiwilligen von Flandern und Hennegau, vier Geschützen und zahlreicher Reiterei von Walle aus gegen Rotenburg zur Recognoscierung vorschickte, ihm meldete, daß der Ort vom Feinde verlassen sei. Noch denselben Abend verlegte er sein eigenes Hauptquartier dahin, und erhielt dort die Nachricht, daß Broglio auch das geräumte Ottersberg besetzt habe. Nun sah er sich seinem Ziele nahe. Noch vor wenig Tagen hatten erfahrene Officiere in seinem Heere ihn hart getadelt, daß er es wagte, von der Aller weiter in die Einöden des Bremischen vorzudringen.***)

*) Interessante Details über die Uebergabe von Bremen finden sich bei Luynes, Mém. XVI. S. 186.

**) In Wirklichkeit ging dem Herzog von Chevreuse der Befehl zum Abmarsch von Böhme erst 30. August Abends zu. Am 31. marschierte er nach Fallingbostel, am 1. September nach Soltau, wo er bis zum 8. September stehen blieb. Da rückte er nach Schneverdingen, wo er am 10. die Nachricht des abgeschlossenen Waffenstillstandes erhielt. (Luynes XVI, S. 181 ff.)

***) Luynes XVI, S. 181. 183. Die Angabe der „Camps topographiques“, wonach die Franzosen in Rotenburg 17, in Ottersberg 12 vernagelte Geschütze erbeuteten

Aber ein Gegner, der die stärksten Stellungen räumte, ohne angegriffen zu sein, gab sich offenbar selbst verloren, und es bedurfte wahrscheinlich nur eines rücksichtslosen Nachdrängens, um die Dinge zur Entscheidung zu bringen. Der Marschall ließ also einen viertägigen Lebensmittel-Vorrath vertheilen. Die schwere Bagage blieb im Lager von Walle stehen; dann setzte er sich mit der gesammten Armee nordwärts in Bewegung. Er selber folgte an der Spitze mit den Grenadieren dem abgezogenen Feinde auf dem Fuße; voran marschierte der Marquis von Poyanne mit einem Detachement Carabiniere und den leichten Truppen. Schon am 3. September erreichte er Kloster Zeven*), wo sich von Ottersberg her die Brigade Elsaß mit ihm vereinigte. Das große Heer rückte divisionsweise nach.

Und in der That, der französische Feldherr hatte seinen Gegner nur zu richtig beurtheilt. Der Herzog von Cumberland war ein ganz gebrochener Mann. Er gehörte nicht zu jenen wenigen bevorzugten Naturen, die in den eigenen Unglücksfällen Muth zu neuen Thaten schöpfen. Die Kampfesfreude, die ruhige, stets überlegte Zuversicht seiner früheren Jahre war verschwunden. Zu tief war er in allen seinen Erwartungen getäuscht worden. Statt des Feldherrnruhms, den er zu ernten gehofft hatte, war er in offener Feldschlacht geschlagen, besiegt in einer Stellung, die er selbst ausgesucht und für unüberwindlich gehalten hatte. Der König von Preußen, auf dessen überlegenes Kriegsgenie das Vertrauen für einen glücklichen Ausgang des Feldzuges sich hauptsächlich gegründet hatte, war dem Untergange nahe. England, das der Herzog zu beherrschen vermeinte, als er es im Frühjahr voll stolzer Siegeshoffnungen verließ, ward nun von einem Ministerium regiert, das ihm jede Unterstützung verweigerte. Und sogar der eigene Vater wußte keinen anderen Ausweg, als sich frieden- und gnadebittend an den Kaiserhof zu wenden. In der Armee endlich mehrten sich die Zeichen der Unordnung und der Auflösung. Die dumpfe Verzweiflung, die der Feldherr zur Schau trug, theilte sich den Unterbefehlshabern mit. Wenn er in seinem Mismuthe sich bemühte, die Schwächen jeder neuen Stellung herauszufinden, und den hannoverschen Ministern unbegründete Vorwürfe über ihre ungenügenden Kriegsvorbereitungen machte, so hielten sich die

haben sollen, erscheint nicht glaubwürdig, da weder Luynes noch der Generaladjutant Reden sie erwähnten.

*) Zeven ist ein unbedeutender Flecken mitten in der Haide. Früher befand sich daselbst ein Nonnenkloster. Die letzte Conventualin ist aber schon im Jahre 1694 gestorben. (Büsching IX, S. 109.)

Generale berechtigt, auch die beste Position zu verlassen, sobald sich der erste feindliche Reiter zeigte. Und auch das war noch nicht das Schlimmste. Jetzt mußte der Herzog noch erfahren, daß die Fürsten, deren Contingente einen Bestandtheil seines Heeres ausmachten, einer nach dem andern sich auf eigene Faust mit dem französischen Hofe zu versöhnen suchten. Der Herzog von Braunschweig blieb nicht der einzige, der einen Abgesandten an Richelieu abschickte. Auf dem Marsche nach Bremervörde empfing Cumberland vielmehr eine Depesche des Kriegsraths von Hardenberg, hannoverschen Gesandten beim Landgrafen von Hessen, der ihm mittheilte, daß auch dieser sich mit einem ähnlichen Gesuche an den Marschall gewendet habe.*)

In dieser Lage erschien dem Herzoge ein dänischer Courier, der ihm, als er am Ende des dritten Marschtages, den 2. September, von der Garde du Corps escortiert, in das kleine Haidedorf Selsingen einzog, ein Schreiben des Ministers Bernstorff überbrachte, fast wie ein Bote des Himmels. Er brachte ihm die Gewißheit, daß der Hof von Kopenhagen direct einen Waffenstillstand zwischen ihm und Richelieu vermitteln wollte. Bernstorff schrieb, der Geheime Conferenzrath und Statthalter in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, Graf von Lynar, sei zu dieser Commission ausersehen und würde durch denselben Courier Befehl erhalten, sich sofort zum Herzog in's Lager zu begeben, falls dieser die Botschaft nicht ausdrücklich zurückhielte.**)

Daran dachte derselbe aber durchaus nicht. Er setzte sich vielmehr in der dumpfen, rauchgeschwärzten, mit summenden Fliegen gefüllten Bauernstube sofort hin, um selbst an Lynar zu schreiben. Er sei wahrhaft entzückt, so lautete der Brief, daß die Depesche ihm das Vergnügen verschaffe, den Grafen bald in seinem Hauptquartier zu begrüßen. Von ganzem Herzen danke er ihm im voraus für seine guten Dienste und hoffe, daß sich Gelegenheit bieten würde, sich noch über andere

*) Hardenberg's Berichte, d. d. Hamburg, 30. und 31. August, befinden sich in den Acten des königlichen Archivs zu Hannover. Die Nachricht, welche sie enthielten, war nur zu begründet. Am 29. August hatte der Landgraf von Hessen den Kammerherrn von Lindau an den Marschall abgeschickt mit dem Anerbieten, seine Truppen von der Observations-Armee zurückzuziehen, wenn man Hessen mit ferneren Contributionen verschonen wolle. Der Abgesandte ward am 31. August von Richelieu empfangen, gerade als dieser sich von dem Lager bei Walle in Marsch setzen wollte. Er erhielt aber den Bescheid, daß der Landgraf sich mit seinem Gesuch direct an den König Ludwig wenden müsse. (Huschberg-Wuttke, S. 352.)

**) Schreiben des Ministers von Bernstorff an den Herzog von Cumberland, d. d. Kopenhagen, 29. August 1757.

Dinge mit ihm zu unterhalten, in denen er sich dem König, seinem Vater, nützlich erweisen könnte.*)

Mit dieser inhaltschweren Botschaft eilte der Courier nach Oldenburg weiter. Der Herzog aber zog am nächsten Tage, den 3. September, mit der neuerwachten Hoffnung auf einen Waffenstillstand, wenn nicht auf einen Separatfrieden, in seine letzte Stellung ein. Nicht der feste Entschluß, hier nöthigenfalls einen Verzweiflungskampf zu wagen, sondern die trügerische Aussicht auf eine Convention füllte seine Seele — und das führte ihn in's Verderben.

Und doch war die neue Position ganz außerordentlich stark. Das Städtchen Bremervörde an der Oste, wie eine Insel rings von Mooren und Sümpfen umgeben, bildete ihre Mitte. Die natürliche Festigkeit dieses Punktes hatte man schon früh erkannt.**) Jetzt aber hatte man den Ort durch Anlagen von Schanzen und Anstauung der zahlreichen Wasserläufe fast unangreifbar gemacht. Hier stand das Gros der Hannoveraner. Den linken Flügel der Vertheidigungslinie dagegen schützte eine sumpfige Niederung, die sich von Bremervörde bis nach Stade hin erstreckt. In ihrem untern Theile wird sie von der vielfach gewundenen Schwinge durchflossen, und die Schleusen innerhalb der Festung hatten die breite Wiesenfläche in einen weiten See verwandelt. Weiter oben, da, wo man in neuerer Zeit die Anlage eines schiffbaren Kanals zwischen Schwinge und Oste projectierte, gehen die Wiesen allmählich in schwarze, öde Hochmoore über. Auf der ganzen 3½ Meilen langen Strecke aber gab es nur zwei schmale Knüppeldämme, die durch diese morastigen Gründe hindurchführten, und am nördlichen Ausgange derselben lagerten die hessischen und braunschweigischen Bataillone in der Gegend von Hagenah und Essenschwinge.

Stade selbst war ohne Belagerungsgeschütze nicht zu bezwingen, und General la Vallière, Chef der französischen Artillerie, verlangte sechs Wochen, um dergleichen heranzuschaffen.***) Und selbst dann bot eine solche Unter-

*) S. diesen Brief, d. d. Selsingen, 2. September, in Anlage 21. — Aus der Correspondenz, sowie aus den Verhandlungen, die sich unmittelbar daran knüpften, ergiebt sich, daß das Gefecht bei Selsingen am 4. September, welches das „Théâtre de la guerre présente" I, S. 142, und die „Camps topographiques" erzählen, gar nicht stattgefunden haben kann.

) Bereits Lothar von Supplingenburg, der Sachsenherzog, erbaute hier, einige Jahre bevor er zum Kaiser gewählt ward, das Schloß Vörde (1122). Nachher befand sich daselbst eine feste Residenz der Erzbischöfe von Bremen, welche die Schweden im Jahre 1682 abbrachen. (Vergl. **Büsching IX, S. 110.)

***) Mémoires de **Richelieu** IX, S. 179.

nehmung große Schwierigkeiten; denn um auf dem sogenannten „schwarzen Berge“, dessen Besitz über die Festung entscheidet, Batterien zu errichten, mußte man erst den Fluß überschreiten und die Stadt auf beiden Ufern cernieren. Seit Wochen aber waren Tausende von Arbeitern beschäftigt, den Ort in Vertheidigungsstand zu setzen. Die Bäume auf den Wällen wurden gefällt, die Häuser auf den Glacis erbarmungslos abgebrochen, die Fruchtbäume und Hecken in den Gärten niedergelegt. Vierzig neuangekommene schwere Geschütze endlich vervollständigten die artilleristische Ausrüstung. Ein Garnison-Regiment von 1000 Mann unter dem General von Freudemann bildete die Besatzung.

Wie es aber selbst dem überlegensten Gegner möglich gewesen sein sollte, zwischen hier und Bremervörde durchzudringen, wo 30,000 tapfere Soldaten zur Vertheidigung bereit standen, vermag ich nicht einzusehen. Eine Ueberschreitung der Schwinge unterhalb Stade innerhalb der Marschen des Alten Landes war ganz unthunlich, und auf alle Fälle mußten Wochen vergehen, ehe man nur einen ernstlichen Angriff genügend vorbereitet haben konnte.*)

Schwerer ist es, über den anderen Theil der Vertheidigungslinie sich ein richtiges Urtheil zu bilden. Es ist das ein Landstrich, wie er vielleicht nicht ein zweites Mal wieder in Europa zu finden ist. Von Bremervörde bis dahin, wo durch den Zusammenfluß der Wümme und Hamme der Lesumfluß entsteht, erstreckt sich ein ununterbrochenes, über sechs Meilen langes Hochmoor. Nirgends ist seine Breite geringer, als eine Meile, oft aber beträgt sie fast zwei. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts sind in diesen Einöden zahlreiche Ansiedelungen entstanden, und stundenlang ziehen sich längs schnurgerader Kanäle und mit Birken eingefaßter Wege die Gehöfte der Colonisten hin. Diese Anbauer haben den Charakter der Gegend einigermaßen verändert. Sie machen zuerst die oberste Moorschicht durch Abbrennen für Buchweizenbau brauchbar; dann graben sie die dicke Torfdecke ab und schaffen auf leichten Kähnen das werth-

*) Rénouard (I, S. 271 ff. 281 ff.) urtheilt über diese Stellung, offenbar ohne sie zu kennen. Daß aber von Sichart (III, S. 279) gleichfalls meint, sie sei durch die Einnahme von Harburg in der Flanke umgangen, daß er annimmt, dem Herzoge habe, trotz des unerschöpflichen Viehreichthums der Marschen, trotz der nicht unterbrochenen Verbindung mit der Elbe, Mangel an Lebensmitteln gedroht, ist mir nicht begreiflich. — In Wirklichkeit war diese Aufstellung kaum zu bewältigen, selbst wenn sie in Bremervörde endigte. Denn wer westlich an diesem Ort vorbeidrang stieß auf den, von anderen Mooren eingefaßten untern Lauf der Oste, und ein Brückenschlag zur Einschließung der Stadt ward noch durch den Umstand erschwert, daß Ebbe und Fluth bis hier hinauf sich sehr bemerkbar machen.

volle Brennmaterial hinab nach Bremen; unten, auf dem guten Boden, aber legen sie Wiesen und Fruchtgärten an, die ihrem kärglichen Hausbedarf genügen. So haben sich jetzt um den Weiherberg, jene feste Haidhöhe, die sich, weithin sichtbar, mitten aus der unendlichen schwarzen Ebene erhebt, eine Menge wohlhabender Ortschaften gruppiert, und auf seiner höchsten Kuppe erinnert ein einfaches Denkmal an Findorf, den Mann, der zuerst diese Wüstenei der Kultur erschloß. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber erhob sich kaum ein Strauch oder eine verkrüppelte Erle aus der einförmigen Fläche. Die armselige Hütte eines Torfbauern, von weißstämmigen Birken umgeben, einzelne schwarze Torfhaufen bildeten die einzige Unterbrechung in der menschenleeren Wüste. Noch heute wird der, welcher von dem Flecken Osterholz die Straße nach Bremervörde dahinwanderte, den melancholischen Eindruck nicht vergessen, den der Anblick dieser Einöde auf das Gemüth macht. Nichts ist zu sehen, als ein ödes, schwarzbraunes Land von unheimlichem, verbranntem Ansehen, am fernen Horizonte begrenzt von den Baumgruppen des gegenüberliegenden Ufers.

Mit der Passierbarkeit dieser Moore ist es eine eigenthümliche Sache. Nur der Jäger, der, das Birkhuhn oder eine Becassine suchend, mühsam von einem Büschel Rietgras zum andern sprang, um doch bei jedem Fehltritt bis an den Leib in zähem, schwarzem Schlamm zu versinken, kann sich einen richtigen Begriff davon machen. Einen Fluß kann man überbrücken, gewandte Kletterer kommen über den unwegsamsten Gebirgspaß hinüber; aber beim Passieren eines Moores nützen Gewandtheit und geübte Pontonniere zu Nichts. Nun mag allerdings die ungewöhnliche Hitze des Sommers 1757 diese Landstriche mehr als sonst ausgetrocknet haben; es mag sein, daß die Bauern der umliegenden Dörfer mit ihren leichten, mit Kühen bespannten Wagen weiter als sonst sich in die Torflager hineinwagen durften; aber für die Passage von großen Heeresmassen war damit wenig gewonnen. Außerdem war der September schon angebrochen, und die Octoberregen machten bald jeden Verkehr unmöglich. Pferde aber können auf diesem ewigwankenden und zitternden Boden seitwärts der Wege nur gehen, wenn man ihnen große Holzplatten unter die Füße bindet, und auf der ganzen Strecke von Bremervörde bis Burgdamm führt nur ein einziger fahrbarer Weg, der damals kaum bekannt gewesen zu sein scheint, quer über das Moor hinüber, die Straße von Beverstädt über Gnarrenburg nach Zeven. Dazu kommt, daß jede Colonne, die sich dem jenseitigen Rande bei Tage nähert, weithin sichtbar ist. Bei Nacht oder im Nebel aber wagt sich nicht einmal der Landeseinwohner in das

Moor hinein, aus Furcht, in einen der sogenannten „Dobben“*) zu versinken. Endlich durchfließt noch die Hamme, der viele andere kleinere Flüsse ihr kaffeefarbiges, brackiges Moorwasser zuführen, der ganzen Länge nach die Niederung. Nur ganz wenige baufällige Brücken sind vorhanden, welche die Dörfer auf dem festen Lande mit dem ihnen gehörigen Moortheil verbinden. Fuhrten giebt es nicht. Schwere Pontonwagen aber bis an's Flußufer zu schaffen, bot unübersteigliche Schwierigkeiten. Weiter unten verzweigt sich der Fluß in eine Menge von Armen, und zahlreiche stagnierende, tiefe Wasser, von Schilf umgeben, blinken zwischen den sumpfigen Wiesen. Das ist eine Gegend, die noch ganz den Stempel des Unfertigen, Werdenden trägt. Noch hat sich das feste Land nicht von dem Flüssigen geschieden. Ueber eine Stunde lang und eine Viertelstunde breit, bei einer Dicke von 15 bis 20 Fuß, zieht sich hier eine schwimmende Wiese am südlichen Ufer der Hamme hin. Sie schwimmt mit allem, was sie trägt, Eichen, Tannen, Erlen und Birken, mit Aeckern und Gärten, trocken auf den Fluthen. Bei hohem Wasserstande reißen sich mächtige Stücke, ganze Wiesentheile los und treiben den Fluß hinunter. Nur die Häuser schwimmen nicht; sie sind auf festen Sandworthen erbaut.**)

Noch weiter stromab, da wo sich Hamme und Wümme zu der für Seeschiffe fahrbaren Lesum vereinigt haben, breitet sich vom linken Ufer bis vor die Thore von Bremen eine unabsehbare niedrige Wiesenfläche aus, von zahllosen breiten Gräben und „Fleethen“ durchschnitten, das „St. Jürgens-Land“. Während acht Monaten des Jahres ist sie fast immer überschwemmt, und die kleine weiße St. Jürgens-Capelle ragt einsam auf ihrem Worth aus der weiten Wasserwüste hervor. Ein einziger,

*) Hier und da finden sich in den Mooren höchst seltsame, vielleicht durch starke Quellen entstandene Wasserbecken. Meistens sind dieselben sehr tief und gefüllt mit klarem, braunem, eiskaltem Wasser oder auch mit einem dünnen, schwarzen Schlamme. Ihre Ufer sind mit Gräsern bewachsen, die nach und nach die Oberfläche des Kolks mit einem fußdicken engverfilzten Wurzelgewebe überziehen. Zuerst ringförmig und in der Mitte eine Oeffnung lassend, verwandelt sich schließlich die ganze Oberfläche des Wassers in eine runde schwimmende Wiese, die nun ein „Dobben“ heißt. Oft sind sie einige Morgen groß, und so zähe und fest, daß sie mit Pferden und Wagen befahren werden können, wenn auch der Boden zittert und sich einbiegt. Allein gefährlich ist's, wenn der Dobben noch nicht zugewachsen. Das Thier oder der unvorsichtige Wanderer, der hinüberschreiten will, versinkt plötzlich spurlos. Er ist ohne Rettung verloren, wenn man nicht sofort mit Stricken und Stangen zu Hülfe eilen kann. (S. Allmers, Marschenbuch, S. 94.)

**) Eine sehr anziehende Beschreibung dieser Moore findet sich in Allmers, Marschenbuch, 2. Aufl., S. 89 ff., die ich zum Theil benutzt habe.

ganz schmaler Strich festen Sandbodens zieht sich von Bremen bis zur Lesum durch sie hindurch, ihm folgt die Chaussee nach Bremerhafen und dicht daneben die Eisenbahn.

Das rechte Ufer des Flusses dagegen ist fest und angebaut. Auf jenen Hügeln, die jetzt bis zu dem freundlichen Städtchen Vegesack hin mit den Landhäusern und Parks reicher Bremer Kaufherren bedeckt sind, stand damals in der Gegend der Kirchdörfer St. Magnus und Lesum der General von Oberg mit 5000 Mann. Er übersah die ganze Ebene bis zu den Wällen und Thürmen der Hansastadt und den mit Schiffen bedeckten Weserstrom. Von der Burgschanze aus bestrichen seine zwölf schweren Geschütze über die Lesum hinweg weithin die Bremer Landstraße, den einzigen Zugang zu seiner Stellung. Keine menschliche Macht war, wie die Franzosen selbst zugeben*), im Stande, ihn von hier zu vertreiben.

Der Herzog von Cumberland dagegen hatte keine Zeit und keine Neigung, sich von der Stärke und den Nachtheilen seiner neuen Vertheidigungslinie**) persönlich zu überzeugen. Er war dazu von Mistrauen gegen alles erfüllt, was die Geheimräthe angeordnet und vorbereitet hatten. In der Entfernung von fast sieben Meilen, die ihn von seinem detachierten Corps trennte, sah er eine besonders große Gefahr. Auch sonst flößte ihm die Stellung durchaus kein großes Vertrauen ein.

Er war daher sehr erfreut, als bereits am 4. September der Graf von Lynar in seinem Lager bei Bremervörde eintraf. Dieser Mann galt für einen besonders gewandten und erfahrenen Diplomaten. Seit jenen Tagen jedoch, wo er am Hofe von St. Petersburg der Regentin Anna seine Verehrung widmete, waren lange Jahre vergangen. Und nun hatte er das Alter erreicht, wo der Mensch in den milden Lehren des Evangeliums Trost und Sühne für die Verirrungen seiner Jugend zu suchen pflegt. Er studierte mit brünstigem Eifer die heilige Schrift, versäumte keinen Gottesdienst; er war mit einem Worte ein außerordentlich

---

*) S. Luynes, Mém. XVI, S. 183.

**) Ueber den Werth oder Unwerth dieser Vertheidigungslinie ist viel gestritten worden. Vor vierzig Jahren ward sie abermals einer genauen Recognoscierung unterzogen und es entstand ein weitläuftiger Defensionsplan des Landes mit projectierten Befestigungen, zahlreichen Batterien und sogar Kanonenbooten, der in den geheimsten Schubfächern der hannoverschen General-Adjutantur aufbewahrt ward. Seine Ausführung verbot sich von selbst durch die Kosten, die die Stände nie bewilligt haben würden. — Auch in dem verhängnisvollen Sommer des Jahres 1866 hatte man eine kurze Zeit die Absicht, sich in die Linie Stade-Bremervörde zurückzuziehen, und wer weiß, ob es ein Glück gewesen ist, daß man auf den Rath ganz uncompetenter Persönlichkeiten sich plötzlich entschloß, mit der unmobilen Armee nach Süddeutschland durchzubrechen.

frommer Mann. Ihm erschien daher der Auftrag, Frieden zu stiften, wie eine heilige Mission, und mit Freuden war er bereit, seine Kräfte einem so gottgefälligen Werke zu widmen.

Richelieu war durch Ogier von der bevorstehenden Ankunft Lynar's avertiert worden; nun sah er sich seinem Ziele nahe. Auf das Ersuchen Cumberland's, eine Escorte nach Bremervörde zu schicken, ging er daher bereitwillig ein, und am 5. September Morgens fuhr der Unterhändler, von 100 französischen Reitern begleitet, durch die Haide nach dem etwa drei Stunden entfernten Flecken Zeven hinüber.

Der Marschall empfing den Abgesandten mit einer Miene, die wenig Gutes versprach. Er wollte zuerst von keinem Waffenstillstand Etwas hören und drohte, seine Operationen bis zum Aeußersten fortzusetzen. Erst auf vieles Zureden gab er nach, verlangte aber, daß die Hilfstruppen sofort nach Hause geschickt, die gesammte hannoversche Armee über die Elbe geschafft und die Festung Stade an eine dänische Besatzung ausgeliefert würde.*)

Mit dieser niederschlagenden Antwort kehrte Lynar nach Bremervörde zurück. In seiner Noth berief der Herzog von Cumberland noch denselben Abend (den 5.) einen Kriegsrath, an dem die angesehensten Generale theilnahmen. Auch die Geheimen Räthe von Steinberg und von Schwichelt wurden zugezogen. Es war eine traurige, verhängnißvolle Berathung. Der Herzog stellte der Versammlung die Situation als eine ganz verzweifelte dar. Er meinte, bei dem jetzigen Zustande der Truppen, bei der ungewöhnlichen Trockenheit der Moore liefe er Gefahr, mit der ganzen Armee bei Bremervörde eingeschlossen und von Stade abgeschnitten zu werden — und sämmtliche Generale stimmten bei. Sie klagten, man habe sie in eine Sackgasse, eine Mausefalle geführt, aus der ein Waffenstillstand fast unter jeder Bedingung der einzige Ausweg sei. Die Minister versuchten einige schwache Einwendungen zu machen. Zwar von den Kriegsoperationen verständen sie nichts, sagten sie, aber doch hätten sie Bedenken gegen ein solch folgenschweres Abkommen, so lange man nicht wenigstens von dem Fortgang der Verhandlungen in Wien Nachricht hätte. Da brauste der Herzog auf. Er zeigte seine Ordres, seine Vollmachten, seine Instructionen; er erklärte, es sei ihm auf die Seele gebunden, vor Allem die Armee zu retten; er solle nichts riskieren, dem Feinde ausweichen, keine Schlacht annehmen. Noch die letzte Instruction vom 16. August ermächtigte ihn ausdrücklich, einen vor-

*) Schreiben Lynar's, d. d. Zeven, 5. September, im hannoverschen Archiv.

läufigen Tractat einzugehen, und nur den „Schluß der Hauptsache" so lange hinauszuziehen, bis der Gesandte von Steinberg über die Aufnahme seines Antrages berichtet habe. Unter dieser „Hauptsache" könnte man nach Lage der Dinge nichts anderes verstehen, als den Particular-Frieden selbst, zu dessen Abschluß Richelieu wahrscheinlich Vollmacht habe. Ja er, der Herzog, wisse, daß der König im Nothfalle damit einverstanden sei, die alliierte Armee aufzulösen und die Hannoveraner nach Hause zu schicken.

Den Geheimräthen fehlte die Autorität und der staatsmännische Blick des Kammerpräsidenten von Münchhausen, den ein böses Verhängnis gerade jetzt in Hannover festhielt. Sie wagten keinen weiteren Widerspruch. Einige Zweifel an der Vollmacht Richelieu's für eine derartige entscheidende Verhandlung wurden zwar geäußert, aber leicht beschwichtigt, und man beschloß, trotz der ganz unannehmbaren Propositionen Lynar abermals zu Richelieu zu senden, und schmeichelte sich der Hoffnung, ihn milder zu stimmen.*)

Am 6. September, ganz in der Frühe, fuhr der Graf hinüber. Das Schreiben des Herzogs, das er überbrachte, proponierte den Abschluß eines Waffenstillstandes für die Dauer der eingeleiteten Friedensunterhandlungen, mit zweimal 24stündiger Kündigungsfrist. Für die Franzosen sollte die Aller, für die Alliierten die Wümme die Demarcationslinie bilden. Doch war der Unterhändler ermächtigt, allenfalls den letzteren Fluß als gemeinschaftliche Grenze zu acceptieren. Die Festsetzung der weiteren Bedingungen war demselben mit vollem Vertrauen überlassen.

Richelieu erkannte sofort, wie die Sachen standen. Er trat noch gebietender und hochfahrender auf, als vorher. Nicht einen Fuß breit von dem, was seine Armeen bereits im Besitz hätten, wollte er aufgeben, sagte er. Eben habe er noch die Nachricht erhalten, daß ein Dragoner-Detachement unter dem Major Grandmaison sich des festen Schlosses von Harburg bemächtigt hätte.**) Von der Wümme oder gar der Aller

*) Die Erzählung dieser verhängnisvollen Berathung ist nach dem Berichte des hannoverschen Ministeriums, enthalten in der Verfügung an den Gesandten von Steinberg, d. d. Stade, 2. November 1757 (Anlage 29), nach dem kgl. Rescript an die Geheimräthe, d. d. 20. September 1757 (Anlage 25), und nach deren Entschuldigungsschreiben, d. d. 2. October 1757, in den Acten des kgl. Archivs zu Hannover. Vgl. damit **von Westphalen** I, S. 282 ff.

**) Vierzig freiwillige Dragoner, welche der Herzog von Chevreuse unter dem Major Grandmaison von Soltau aus entsendet hatte, waren in der Frühe des 5. September vor der kleinen Festung Harburg erschienen. Dieselbe liegt zwischen der Stadt

als Grenzlinie könne daher nicht entfernt die Rede sein. Lynar ließ jedoch mit seinen Bemühungen nicht nach, bis endlich der Marschall so weit nachgab, daß er die Oste im Bremenschen und die Elbe gegen das Lauenburgische als Demarcationslinie zugestand. Die übrigen Bedingungen aber waren so hart, daß der Unterhändler zum dritten Mal persönlich nach Bremervörde zurückkehrte, um den Herzog zu ihrer Annahme zu überreden. Dennoch wollte sich dieser durchaus nicht dazu verstehen.

Als aber der Graf mit Morgengrauen, am Donnerstag den 8. September, unverrichteter Sache wieder in Zeven eintraf, sah er, wie sich eben die französischen Colonnen zum Angriff gegen die Stellungen der Alliierten in Marsch setzten. Es seien 15,000 Mann, die die Vorhut bilden sollten, so hörte er von den Officieren, andere gewaltige Heeresmassen folgten. Lynar war außer sich vor Schrecken. Es galt einen Verzweiflungskampf, ein furchtbares, unverantwortliches Blutvergießen zu hindern.*) Er schrieb nochmals an den Herzog. Er beschwor ihn, jede Hoffnung auf bessere Bedingungen aufzugeben; er stellte ihm vor, er müsse zufrieden sein, wenn er die hannoversche Armee und die Festung Stade rette — und der Herzog ließ sich überreden. Am Nachmittag war die Vollmacht zum Abschluß in Lynar's Händen. Damit eilte er zu Mallebois, dem General-Quartiermeister, der mit ihm zusammen in dem bescheidenen Gasthause wohnte, wo noch heute die Posten umzuspannen pflegen. Gegenüber an demselben freien Platze, in dem jetzigen Schulgebäude, lag der Marschall Richelieu, den die Beiden aus seinem Mittagsschläfchen weckten, und unter der großen Linde**), vor dem Quartier des commandierenden Generals, ward sodann die Schlußfassung

---

und der Elbe und enthält innerhalb ihrer fünfeckigen Umwallung das Schloß, die Commandantenwohnung, das Zeughaus und eine Kaserne. Neunhundert uneingekleidete Milizen bildeten die Besatzung. Geschütze waren nicht vorhanden. Die französischen Dragoner kletterten über den Wall und erbrachen das Thor. Die Milizen, vom Schreck ergriffen, flohen in das Schloß; aber nach einigen wirkungslosen Schüssen streckten sie die Waffen. (Luynes XVI, S. 184.)

*) Lynar schreibt, d. d. Zeven, 8. September: „Je suis arrivé dans un moment bien critique. 15,000 hommes sont en marche pour former l'avantgarde, et le reste est prêt à suivre. Il m'a paru, qu'il était nécessaire, d'éviter un coup de désespoir“ etc.

**) Die Linde ist vor längerer Zeit durch einen Blitzstrahl zerstört; doch hat man genau an derselben Stelle eine andere gepflanzt. Das Bett, in dem Richelieu geschlafen, und die Feder, mit der er die Convention unterzeichnet haben soll, wurden noch vor mehreren Jahren in Zeven gezeigt.

jenes verhängnisvollen Documents redigiert, das unter dem Namen der Convention von Kloster Zeven berüchtigt geworden ist.

Daß man es eine Convention und nicht eine Capitulation nannte, war fast die einzige Concession, welche der französische Feldherr machte. Es enthielt außer gewissen einleitenden Phrasen nur vier Artikel. Der erste setzte fest, daß die Feindseligkeiten so bald wie thunlich, möglichst binnen 24 Stunden, aufhören sollten. Der zweite bestimmte die Rücksendung der hessischen, braunschweigischen, sachsen-gothaischen und lippeschen Truppen in ihre Heimath. Im dritten verpflichtete sich der Herzog von Cumberland, die hannoversche Armee über die Elbe in's Lauenburgische zu führen, mit Ausnahme eines Corps von 4--6000 Mann, welches in Stade als Garnison verbleiben sollte. Gemäß des vierten Artikels erhielten sämmtliche detachierte Abtheilungen des alliierten Heeres den Befehl, sich binnen zweimal 24 Stunden nach Stade zurückziehen. Bevollmächtigte von beiden Armeen endlich sollten am 10. in Bremervörde zusammenkommen, um die Details zu regeln.*)

Der Marschall und Lynar fügten diesem saubern Document ihre Unterschrift bei; dann ward ein Eilbote damit zum Herzog von Cumberland entsendet. Es wird nirgends berichtet, welche Qualen dieser ausstand, als er es am Freitag den 9. September Morgens gleichfalls unterzeichnete**); aber das Schicksal der Armee war damit besiegelt. Dem Inhalte nach unterschied sich das Uebereinkommen kaum von einer Capitulation. Von einer Kündigungsfrist des Waffenstillstandes war nicht einmal die Rede, weil die übrigen Bestimmungen eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten unmöglich machten. Der Herzog und der Marschall glaubten beide, daß der hannoversche Krieg definitiv zu Ende sei. Lynar aber, der Unterhändler, pries den heiligen Geist, der ihm die Kraft verliehen habe, die französische Armee aufzuhalten, wie Josua einst die Sonne aufhielt.***)

Unter diesen Verhältnissen erledigten die Commissare ihre Aufgabe ohne besondere Schwierigkeiten. Von hannoverscher Seite wurde der Generallieutenant von Spörcken mit der Führung der Unterhandlungen

*) Der Text der Convention ist vielfach (Koch, Recueil des traités; Luynes, Mém. XVI. &c.) abgedruckt worden, daher habe ich ihn nicht von neuem beigefügt.

**) Die Erzählung der letzten Vorgänge bis zur Unterzeichnung ist im Wesentlichen nach den zwei Briefen Lynar's an den Herzog, d. d. Zeven, 8. September, von denen der eine vor, der andere nach der Uebersendung der Vollmacht geschrieben ist. Vgl. damit Rénouard I, S. 280 ff.; v. Sichart III, S. 280 ff.

***) S. Archenholz I, S. 125.

beauftragt. Französischerseits erschien am 10. September Nachmittags der General Graf Villemur mit einigen anderen Officieren in Bremervörde. Man einigte sich zunächst über eine Demarcationslinie, welche am Ostefluß eine halbe Meile unterhalb Bremervörde begann, von da in südöstlicher Richtung gegen den Mulsumer-Damm lief, und längs des Weges nach Horneburg bis zur dortigen Brücke über die Lühe sich fortsetzte. Eine Viertelstunde weiter südlich sollte parallel damit die französische Grenzlinie laufen.

Ferner ward bestimmt, daß das Jägercorps, 15 hannoversche Bataillone und 6 Schwadronen in's Lauenburgische abzurücken, 10 Bataillone und 28 Schwadronen aber in Stade und innerhalb der festgesetzten Rayons zu verbleiben hätten.

Sodann räumten am 11. September die Hannoveraner das wichtige Bremervörde den Franzosen ein und vereinigten sich bei Hagenah mit den Hessen. General von Oberg, der von der Burgschanze zurückbeordert war, traf nach drei Marschtagen im dortigen Lager ein. Der Herzog von Cumberland verlegte sein Hauptquartier nach Stade. Einige Tage vergingen noch mit der Feststellung der Etappen für den Rückmarsch der Hessen in ihre Heimath und der Hannoveraner über die Elbe. Währenddem wurden die Grenadier-Bataillone aufgelöst. Am Dienstag den 20. September endlich setzte sich das erste hannoversche Echellon unter Oberg in Bewegung. An demselben Tage brach auch die erste hessische Division, von dem General Wutginau geführt, aus dem Lager auf. Alles schien vorbei zu sein.

Schwer und dunkel lag die Zukunft vor dem unglücklichen Kurfürstenthum; denn es ward von Tage zu Tage klarer, daß die Convention, welche die Armee vernichtete, nicht einmal die geringste Garantie dafür bot, daß den Leiden des Landes ein Ziel gesetzt würde. Zwar forderten die Geheimräthe den Gesandten von Steinberg, dem sie schon am 10. September eine Abschrift des Vertrages übersandten, auf, er möge von neuem die Verwendung des Staatskanzlers Kaunitz anrufen. Er sollte ihm vorstellen, wie durch das Abkommen bereits alles das erfüllt sei, was der König für einen Particularfrieden habe zugestehen wollen. Nun möge er seinerseits veranlassen, daß auch die Gegenleistung, die Räumung, noch vor dem Winter erfolge. Durch Abordnung eines französischen und eines kaiserlichen Bevollmächtigten würde sich, wie sie meinten, die Angelegenheit am leichtesten erledigen lassen.

Und doch war die ganze Depesche wohl kaum mehr, als der Nothschrei eines Ertrinkenden, der nach dem Strohhalm greift. Daß ihre

Vorstellungen bei dem Wiener Hofe oder gar bei Frankreich Erfolg haben würden, daran glaubten die Minister selbst kaum noch. Denn sie wußten jetzt nicht allein, eine wie ungünstige Aufnahme die ersten Friedensvorschläge bei Kaunitz gefunden hatten; auch von Kopenhagen aus erfuhren sie, daß der Versuch, zu vermitteln, vom französischen Hofe schnöde abgewiesen war. Graf Wedel-Frys, der dänische Gesandte in Versailles, berichtete, wenn man etwas erreichen wolle, so werde es nöthig sein, das zuzugestehen, was ein siegreicher Feind, der schon Alles besitze und wenig mehr fürchte, verlangen könne.*)

Ebensowenig täuschte sich Steinberg über die wahre Meinung des österreichischen Kabinets. Zwar versicherte ihn Kaunitz in einer neuen Conferenz am 21. September, er verspräche sich die beste Wirkung von der dänischen Intervention, er wünsche sehnlichst, das Geschäft vor dem Winter zu Ende zu bringen; aber der Gesandte wußte nur zu wohl, daß der französische sich durchweg in einem ganz entgegengesetzten Sinne geäußert hatte.**) Stainville machte kein Hehl daraus, daß sein Herr sich in keinem Falle zu einem Particularfrieden verstehen würde. Ja, er hatte den österreichischen Staatskanzler eigens ermächtigt, Steinberg zu erklären, daß für jedes französische Dorf, das die 15,000 Engländer anzündeten, welche, wie man glaubte, nächstens an der Küste der Bretagne landen wollten, eine Stadt in Hannover in Flammen aufgehen würde.***) Es scheint nicht, als wenn sich Kaunitz dieses Auftrages entledigt hätte. Aber der hannoversche Gesandte war ohne dies nicht in Zweifel darüber, daß eine Räumung des Kurfüstenthums nur dann erzielt werden könnte, wenn der König Georg II. sich bereit erklärte, auch für Großbritannien Frieden zu schließen.

Endlich bewiesen die entwürdigenden Bedingungen, unter denen der König von Frankreich sich endlich bereit erklärt hatte, den Herzog von Braunschweig wieder zu Gnaden anzunehmen, dem Bevollmächtigten, wie sehr der französische Einfluß dominierte. Trotz der dringenden Fürbitten des Wiener Hofes war es unmöglich gewesen, den Zorn zu besänftigen, den der Herzog durch die Annahme englischer Subsidien schon während des Friedens auf sich gezogen hatte.†) Jetzt ward dem braunschwei-

*) Ministerial-Rescript, d. d. Stade, 10. September mit beigefügtem Schreiben des Ministers von Bernstorff an den Geheimrath von Schwichelt, d. d. Kopenhagen, 6. Sept.

**) Depeschen Steinberg's, d. d. 21. September 1757.

***) Stainville an Bernis, d. d. 8. September 1757; bei Schäfer I, S. 649, Anlage II, 75.

†) S. Stuhr's Forschungen I, S. 124.

gischen Geschäftsträger von Moll am 20. September von dem Marquis Stainville ein ergänzender Vertrag zu der Convention von Kloster Zeven vorgelegt, wonach sich sein Herr verpflichten sollte, die festen Plätze Braunschweig und Wolfenbüttel mit allem Kriegsmaterial bis auf Weiteres der französischen Heeresverwaltung zu überliefern. Ferner sollten die herzoglichen Truppen sofort von der alliierten Armee zurückgezogen und, in der Heimath angekommen, ihre Waffen im Arsenal abliefern und entlassen werden. Die Officiere sollten sich verpflichten, während der Kriegsdauer nicht gegen Frankreich und seine Alliierten zu kämpfen. Dagegen ward dem Herzog gestattet, für seine Person eine Leibgarde von einem Bataillon und zwei Schwadronen beizubehalten. Wenn der unglückliche Fürst sich außerdem verbindlich machte, sein Truppen-Contingent zur Reichsarmee zu stellen und am Reichstage zu Regensburg den kaiserlichen Vorschlägen zuzustimmen, so wollte der König von Frankreich ihm und den Mitgliedern seines Hauses wieder seine Gnade zuwenden. Weder an sein Privat-Vermögen, noch an die Civil-Verwaltung seines Landes sollte gerührt, keine Contribution in Geld erhoben werden; man würde sich vielmehr auf die Naturalleistung von Winterquartieren beschränken.

Moll sah vielleicht die „Vortheile" nicht ein, die nach französischer Meinung diese Bedingungen für den Herzog hatten; aber ihn erschreckten die Folgen, mit denen man im Fall der Ablehnung drohte. Er unterschrieb. Auch Kaunitz fügte im Namen der Kaiserin seine Unterschrift bei, und am 6. October ratificierte der Herzog den Vertrag.*)

Steinberg war im Stande, eine Abschrift dieses Documents bereits seiner Depesche vom 21. September beizufügen und die Minister waren nun im Klaren darüber, weshalb man es nicht für erforderlich gehalten hatte, auch über den Rückmarsch der Braunschweiger Special-Bestimmungen festzusetzen.

Gleichzeitig setzte auch der Landgraf von Hessen seine Bemühungen zur Versöhnung mit dem französischen Hofe fort. Am 3. September

---

*) Das merkwürdige Actenstück ist mehrfach abgedruckt worden, u. a. in Lynar. Staatsschriften II, S. 280 ff.; Kriegs-Kanzlei II, S. 119 ff. Es trägt die Ueberschrift: Conditions, d'après lesquelles le Roi consent à traiter avec le duc de Brunsvic, und seine Annahme ward mit dem Schlußpassus empfohlen: „Tels sont les avantages, que retirera le duc de Brunsvic en se soumettant aux conditions proposées. Il est inutile de lui présenter les risques, que son pays courrerait en s'y refusant." (Depesche des Gesandten von Steinberg, d. d. Wien 21. September, im hannoverschen Archiv.)

schon hatte er durch den Pfalz-Zweibrückischen Gesandten von Pachelbel in Versailles das Anerbieten, seine Truppen zurückzuziehen, wiederholen lassen, wenn man ihm billige Bedingungen gewähren wollte. Damals war er an die Gnade des Kaiserhofes verwiesen worden. Jetzt, nach Abschluß der Convention, war die Angelegenheit in ein neues Stadium eingetreten. Jetzt schien es ihm doppelt wichtig, seine aufrichtige Neigung zur Versöhnung zu zeigen. Er beauftragte daher den General v. Fürstenberg, die nöthigen Vereinbarungen wegen des sofortigen Rückmarsches zu treffen. Derselbe stieß jedoch bei der Regelung der Angelegenheit auf unerwartete Schwierigkeiten. Weder der General Villemur, noch der Marschall Richelieu selber wollten ihn über die Cantonierungen der Truppen nach der Rückkehr in's Land Aufklärungen geben. Sie behaupteten, das sei eine Angelegenheit, die nur von den beiderseitigen Höfen reguliert werden könne. Dennoch drang der Landgraf auf schleunigste Trennung des hessischen Corps von der alliierten Armee, und er selbst war es, der den Herzog von Cumberland durch seine Vorstellungen endlich bewog, den Befehl zum Abmarsch zu ertheilen.*)

Wahrlich, dem französischen Gesandten Stainville ist es nicht zu verargen, wenn er im ersten Taumel des glänzenden Erfolges seinem Hofe schrieb: „Jetzt giebt es in Deutschland keinen Feind der gemeinsamen Sache mehr, als den König von Preußen.“ **) Auch mit dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin wurden nun neue Allianz-Verhandlungen angeknüpft, die bereits im Frühjahr eingeleitet waren. Man suchte ihn durch die Aussicht auf den Gewinn von Lauenburg zu veranlassen, die Feste Dömitz den Franzosen zu überliefern. Schweden endlich wurden neue bedeutende Subsidien zugesichert.

Und um den außerdeutschen Gegner zur Unterwerfung zu bringen, sollte nun das unglückliche Kurfürstenthum die ganze Schwere des Krieges empfinden. Nach der Convention wurden die Bedrückungen ärger als je. In den officiellen Erlassen ward das Land eine eroberte Provinz genannt und demgemäß behandelt. Alle öffentlichen Kassen wurden weggenommen, sämmtliche Einkünfte im voraus mit Beschlag belegt. Zu den ungeheuren Einquartierungslasten kamen noch andere unerschwingliche Forderungen. In jeder kleinen Stadt war ein Hospital eingerichtet, zu dem die Communen dort sämmtliches Inventar — bis zu den Offiziers-Oberhemden — liefern mußten. Außerdem forderte man „Neben-

*) Vgl. Schäfer I, S. 382; Rénouard I, S. 291 ff.

**) Stainville an Bernis, d. d. Wien, 20. September 1757, bei Schäfer I, Beilage II, Nr. 8, S. 653.

Prästationen“ an Holz und Licht, sowie sogenannte „traitements pour bien vivre“ für die Stäbe der Garnisonen. Endlich verlangte man noch die Zahlung von Geld-Contributionen zur Unterhaltung der „Kaiserlichen Hilfstruppen“ während des nächsten Winters. Allein das Fürstenthum Calenberg nebst Göttingen und Hameln sollte bis zum 20. December 550,000 Thlr. bezahlen, und der Erheber dieser exorbitanten Summe, ein Sieur de la Porte, erhielt Vollmacht, dieselbe auf alle mögliche Weise und mit jeder möglichen Art von Gewalt einzutreiben.*)

Dazu hatte die Zuchtlosigkeit in der französischen Armee jetzt eine nie vorher dagewesene Höhe erreicht. Die Officiere, mit wenig ehrenvollen Ausnahmen, gingen den Soldaten mit bösem Beispiel voran. Bei dem Raubgeist, der damals im Heere Richelieu's herrschte, hielt kein Commis der Intendantur- und Verwaltungsbureaus sich für zu gering, mit einem „air de maitre“ dem Hannoveraner sein Geld abzunehmen und es ungestört zu behalten. Die Soldaten begingen nach dem eigenen Zeugnis des General-Quartiermeisters Mallebois alle erdenklichen Schandthaten; sie beraubten die Kirchen, und Marodeurzüge hatten weit mehr Interesse für sie, als militairische Operationen. Den Hannoveranern aber, die in ihrer langen Glückseligkeit nur den Frieden kannten, die wenigstens seit hundert Jahren keinen Feind bei sich gesehen hatten und dazu unter der legalen Regierung ihrer Fürsten weit mehr als andere Völker an Mäßigung und Ordnung gewöhnt waren, kam dieser Zustand doppelt unerträglich vor.**)

Der Kammerpräsident von Münchhausen war beim Anblick der Leiden seiner theuren Heimath der Verzweiflung nahe. „Unser jetzt empfundenes Elend“, so schreibt er am 18. September an den Gesandten von Steinberg, „ist größer, als ich es ausdrücken kann. Die Forderungen, Exactionen und alle nur erdenklichen Plagen und Devastationen vermehren sich täglich, und es ist damit so weit und auf's äußerste ge-

*) Diese Details sind dem Ministerialschreiben des Kammerpräsidenten von Münchhausen an den Gesandten von Steinberg, d. d. Hannover, 21. September 1757, entnommen. Dabei befindet sich eine Vollmacht des französischen General-Intendanten Pinaud für den Sieur de la Porte, d. d. 14. September, worin, „faute d'executer ponctuellement le contenu“, erklärt wird, „que les états du dit pays y seront contraints, ainsi que tous les habitants nobles, bourgeois et autres en leurs personnes et biens; et nous autorisons en effet le dit Sieur de la Porte et ses commis, d'en poursuivre le paiement aux termes des echéances sus-dites par toutes sortes de voies et **contraintes** qu'il trouvera convenir“ etc.

**) S. v. Westphalen I, S. 310.

kommen, daß außer der unvermeidlichen Hungersnoth nichts als Krankheit und wohl gar die Pest zu erwarten steht. Bei diesen übergroßen Leiden und bei dem totalen Ruin des Landes, den es in einem Säculo nicht verwindet, will man doch die Schuld auf uns geben. Der König ist nun ohne Truppen, ohne Land, ohne Unterthanen und ohne Geld. Haben wir dieses Schreckliche verdient? Und kann dieses den Urhebern dieses Unglücks Segen bringen? Das Blut und die Thränen vieler unschuldig Leidenden schreiet zu Gott. Mich dünket, der König von Preußen empfindet das dem armen, unschuldigen Sachsen zugefügte Unglück in großem Maße. Gott ist und bleibt der alleinige gerechte und allwissende Richter, und erkennet, was wahr und falsch ist."

Zehntes Capitel.

Georg II. hatte dem Könige von Preußen von seiner Absicht, einen Separatfrieden zu schließen, sofort Kenntnis gegeben. Am 16. August schrieb er ihm, wie er mit Schmerz den schlechten Stand der Angelegenheiten erfahren habe. Auf preußische Hülfe dürfe er sich jetzt offenbar keine Rechnung mehr machen und könne auch keine mehr leisten. Er sei ein Opfer seines guten Glaubens und der Treue gegen seine Verpflichtungen. Nun aber böte sich ihm kein anderes Mittel der Rettung, als der Versuch, wenigstens seine Alliierten und seine unglücklichen Unterthanen von der schrecklichen Sclaverei und der französischen Bedrückung zu befreien.*)

Dieselbe Mittheilung machten die Geheimräthe bereits am 20. August dem Minister Podewils. Derselbe empfing sie mit der äußersten Bestürzung. Er antwortete in einem sehr erregten Tone, diese Entschließung liefe den feierlichsten Verträgen schnurstracks zuwider, sie könne dem Ruhme Sr. Großbritannischen Majestät nur höchst nachtheilig sein. Sein Herr hätte sich nimmermehr versehen, daß man ihn so „abandonnieren" und der ganzen französischen Macht überlassen würde. Ja, der König von Preußen sei weltbekanntermaßen vornehmlich wegen der hannoverschen Lande in diesen Krieg hineingezogen worden.**)

Ebenso und noch schärfer urtheilte der gute ehrliche Mitchell. Als ein echter Engländer glaubte er, daß Hannover noch mehr als jeder andere Staat es sich zur besonderen Ehre schätzen müsse, unter allen Umständen für britische Interessen zu fechten. Deshalb stand er mit den hannoverschen Ministern längst auf einem schlechten Fuße. Für continentale Politik hatte er nicht viel Verständnis. Als er daher am 27. August in Dresden das königliche Schreiben zur Ueberlieferung zu-

*) Vergl. den eigenhändigen Brief Georgs II., d. d. Kensington, 16. August 1757, in Anlage 22.

**) Briefe Podewils an das hannoversche Ministerium, d. d. 27. August und 3. September.

gefertigt erhielt und eine begleitende Notiz ihn von dem Inhalt in Kenntnis setzte, war er ganz außer sich. „Ich kann nicht beschreiben, was ich bei dieser Gelegenheit ausstand", schreibt er in seinem Journal. „Es lag so viel Perfidie in dieser Maßregel an sich, und sie wird mit so gemeinen und niedrigen Künsten eingeleitet, um sie vor dem König von Preußen zu verbergen, daß ich auf die ganze Sache mit Verachtung und Abscheu blicke."*)

Und doch war Mitchell der Dupierte. Er ahnte nicht, daß Friedrich schon seit Wochen genau denselben Versuch gemacht hatte, mit Frankreich einen Separatfrieden zu schließen, jedoch ohne seinen Allierten in Kenntnis zu setzen, daß noch jetzt Balby, der preußische Bevollmächtigte, in Neuwied die Ankunft des französischen Unterhändlers erwartete. Die Persönlichkeit und die anscheinende Aufrichtigkeit des Königs hatten ihn so eingenommen, daß er voll Entrüstung dem Staatssecretair Holdernesse klagte: „Warum wurde der König von Preußen nicht vorher befragt? Ich kann mit meinem Kopfe dafür einstehen, daß er jedem vernünftigen Vorschlage für das Kurfürstenthum beigepflichtet haben würde. Was wird die Nachwelt von einer Regierung sagen, die zur Sicherung Hannovers den Vertrag von Westminster abschloß, und duldet, daß die hannoverschen Minister offen sagen, sie hätten keinen Vertrag mit dem preußischen Monarchen? Mit Unterhandlungen ist es für uns vorbei; nach solchen Vorgängen wird uns Niemand trauen. Ich weiß nicht, wie ich dem Könige von Preußen in's Gesicht sehen soll."**)

Umsomehr war der Gesandte erstaunt, als der König seine Mittheilungen vergleichsweise ruhig hinnahm. Derselbe empfing ihn am 30. August in Dresden auf's freundlichste und besprach mit ihm, was nun zu thun sein. Friedrich durchschaute den wahren Sachverhalt mit klarem Auge. Die Versicherungen Mitchell's, daß keiner der englischen Minister den Sonderverhandlungen zugestimmt habe, beruhigten ihn. Mit Dank nahm er nun das wiederholte Anerbieten von Subsidien an, verlangte aber für das nächste Jahr vier Millionen Thaler, ein Betrag, der dem Gesandten trotz aller Freundschafts-Versicherungen doch sehr hoch vorkam.***) Seine Kenntnis der Strömungen am Versailler Hofe belehrte ihn ferner, daß man dort allenfalls auf einen Separatvertrag mit

---

*) Schäfer I, S. 378, nach den Mitchell's Papers I, 364 ff. (Journal vom 30. August.)

**) Mitchell an Holdernesse, d. d. 28. August 1757; s. Schäfer I, S. 379, und Beiträge II, S. 440.

***) S. Schäfer I, S. 379.

ihm, nie aber auf eine hannoversche Neutralität eingehen konnte. Der politische Hauptzweck Frankreichs war die Niederwerfung Englands. Verband sich also England, an seiner Seite noch länger in dem Kampfe auszuhalten, so war nicht zu erwarten, daß Frankreich das Zwangsmittel der hannoverschen Occupation freiwillig wieder aus den Händen geben würde. Friedrich konnte also der weiteren Entwickelung dieser Dinge ziemlich getrost entgegensehen.

Endlich war es auch nicht wahrscheinlich, daß Georg II. dem Widerspruche seiner englischen Minister gegenüber seine Absichten wirklich durchführen, noch weniger, daß man in Wien und Paris auf die Vorschläge eingehen würde. Und dann stand dem Könige noch ein anderes, oft erprobtes Mittel zu Gebote, den britischen Monarchen wieder in die alten Bahnen zurückzulenken, das der persönlichen Ueberredung. Er schrieb ihm abermals einen eigenhändigen Brief, den er dem englischen Gesandten nach der Tafel vorlas. Mit wahrem Kummer, so lautete das Schreiben, habe er die Ereignisse erfahren, die sich in dem Kurfürstenthum seit einem Monate zugetragen hätten. „Ew. Majestät", so fährt er dann fort, „beklagen das Schicksal des Landgrafen von Hessen und des Herzogs von Braunschweig, und haben ohne Zweifel Recht. Aber würden dieselben vergessen, daß wenn ich die Herzogthümer Cleve und Mark, die Fürstenthümer Minden und Ostfriesland und die Grafschaft Ravensberg verloren habe, es nur in Folge des Tractates ist, den wir gemacht haben? Wenn meine Hilfe nicht so wirksam gewesen ist, wie es meine Absicht war, sie zu leisten, würden Ew. Majestät vergessen, daß daran die Moskowiter schuld sind und daß ich beständig und unveränderlich erklärt habe, daß wenn man mir nicht das Königreich Preußen gegen die Invasion dieses Volkes garantieren könne, ich keine beträchtliche Hilfe leisten könnte? Ich habe seitdem Unglücksfälle erlitten; ich bin weit entfernt, sie für verzweifelt zu halten; aber ich werde mich nie überzeugen, daß, weil ein Alliierter unglücklich ist, es ein Grund sei, ihn zu verlassen. Ich bin niemals dem Frieden entgegen gewesen, ich habe ihn immer gewünscht, aber ehrenvoll und dauerhaft. Ew. Majestät wissen besser, als irgend Jemand, was Ihnen zukommt zu thun; ich erwarte in Ruhe und ohne Bewegung die Entwickelung dieses Ereignisses."*)

Diese Vorwürfe brachten in Georg II. den Entschluß zur Reise, den der Widerwillen und der offene Widerspruch der britischen Minister gegen die hannoverschen Sonderverhandlungen bereits angebahnt hatten.

*) S. diesen Brief, d. d. au camp de Dresden. 30. August, in Anlage 23.

Noch in den ersten Tagen des September schrieb der Geheimrath von Münchhausen ganz verzweiflungsvoll, der König sei so niedergeschlagen, daß man es ohne Kummer nicht ansehen könne. Das englische Ministerium wolle die Hoffnung, daß der König von Preußen sich behaupten würde, noch immer nicht aufgeben, könne aber trotzdem kein anderes Rettungsmittel für die alliierte Armee, als die Bewilligung von Subsidien angeben.*) Am 13. September dagegen erließ Georg II. plötzlich eine Verfügung an seinen Sohn, die einen neuen, frischen Muth athmet und woraus die Absicht, wieder in eine andere Bahn einzulenken, klar hervorleuchtet. Er nimmt seine frühere ausgedehnte Vollmacht wieder zurück und verbietet auf's bestimmteste den Abschluß von Verhandlungen ohne eingeholte königliche Autorisation. Namentlich sollte der Herzog dem Gesandten von Steinberg keine Mittheilung zugehen lassen, ohne vorher die Allerhöchste Entschließung einzuholen.

Wenig Tage nachher hat der neue Plan schon eine sehr greifbare Gestalt gewonnen. Am 16. ergeht an die hannoverschen Geheimräthe und an den Herzog von Cumberland der Befehl, unverzüglich zu berichten, wie stark und in welchem Zustande die Armee sich befindet, ob eine Desarmierung derselben in ihrer jetzigen Stellung zu befürchten, und endlich, ob es thunlich und möglich sei, dieselbe in's Magdeburgische und Halberstädtische zu führen, da der König von Preußen und das englische Ministerium es so sehr wünschten. Zugleich theilt der Monarch mit, daß er gewillt sei, die unter Vermittelung des dänischen Hofes angeknüpften Verhandlungen wieder abzubrechen. Er hofft sogar, der Wiener und Versailler Hof möchten ihm durch Ablehnung der gestellten Bedingungen dazu einen schicklichen Vorwand geben.

Eine ähnliche Eröffnung geht den britischen Ministern zu. Sie werden aufgefordert zu erklären, ob sie dem Könige seine deutschen Staaten auf alle Fälle garantieren und ob sie den Unterhalt der Truppen bis zum Friedensschluß übernehmen wollen. Endlich wird dem preußischen Gesandten Michell ein Document zugestellt und darin die feste Zusicherung wiederholt, daß Großbritannien den König von Preußen auf alle Fälle mit Festigkeit und Kraft unterstützen würde, möge es kommen wie es wolle.**) Es fehlte nur noch das Eintreffen der erwarteten

*) Briefe des Geheimraths von Münchhausen an seinen Bruder, d. d. London, 19. August und 7. September.

**) S. die königliche Verfügung an die Geheimräthe, d. d. Kensington, 16. September 1757, nebst zwei Beilagen, in Anlage 24.

Depeschen aus Wien, und die Phase der Particular-Friedensverhandlungen war vorüber.

Statt dessen kam drei Tage später (am 19. September) die Nachricht von dem Abschluß der Zevener Convention nach England. Sie rief einen unerhörten Sturm der Entrüstung hervor. Die ganze englische Nation gerieth in einen Zustand der Aufregung, der jeder Beschreibung spottet. Groß und Klein wetteiferten nun in Ausdrücken der Wuth und Erbitterung über die Armee, die man nicht hatte rechtzeitig unterstützen wollen. Namentlich auf den unglücklichen Feldherrn ergoß sich eine Fluth von Schmähungen und Verwünschungen. Der Herzog war nie populär gewesen; jetzt aber, als er den Feldzug gegen den übermächtigen Gegner mit nichts Besserem, als mit einer schmachvollen Capitulation zu enden wußte, war jede Erinnerung an seine früheren Verdienste verschwunden.

Der König selber war in seinem innersten Gefühle verwundet. Nie hatte er sich gedacht, daß seine allgemeine Autorisation, zu verhandeln, so rasch und in solch verhängnisvoller Ausdehnung gebraucht werden würde. Was ihm am theuersten auf der Welt war, weit theurer, als sein großes Königreich, theurer selbst, als seine Familie und seine Geliebte, das Kurfürstenthum, war rettungslos in die Hände der Franzosen gegeben. Die unerschütterliche Liebe zu dem Stammland seiner Väter war Georgs II. beste und menschlich liebenswürdigste Eigenschaft. Für Hannover hatte er alles gern geopfert, sein Vermögen*), die Achtung und Zuneigung seiner britischen Unterthanen, ja sogar fast den englischen Thron. Die hannoversche Armee war sein Stolz und seine Freude, und nun sollte sie, ohne auf dem Kampfplatz überwunden zu sein, wehrlos gemacht, die alliierten Truppen schimpflich ihres Bündnisses entlassen werden! Das war zu viel. Sein Kummer und sein Zorn waren furchtbar. Alle die langen Jahre, während deren der Herzog von Cumberland seinem Herzen am nächsten gestanden, waren vergessen. Vergessen war die unerschütterliche Loyalität dieses Sohnes, sein schweigender Gehorsam gegen alle Befehle des königlichen Vaters, vergessen, daß er einst den wankenden Thron mit seiner Tapferkeit und seiner Feldherrnkunst aus dringender Gefahr gerettet hatte. Vorbei war mit einem Male das frühere Zutrauen und die frühere Gunst. In dem Kampfe zwischen der Zuneigung

*) Der König hatte bis zum Jahre 1758 aus seinem eigenen Privatvermögen 2,500,000 Pfd. St., die Ersparnisse von 30 Jahren, zu dem Kriege beigesteuert. Außerdem hatte er noch 200,000 Pfd. in England und eben so viel in Deutschland zu demselben Zwecke geliehen. (Walpole, Memoirs II, S. 487.)

zu dem Kinde und zu dem Kurfürstenthum schwankte Georg II. nicht einen Augenblick. Ja, es scheint, als wenn selbst das Gedächtnis des alten 73jährigen Herrn unter diesen Erschütterungen gelitten hätte. Er wollte keine Entschuldigung gelten lassen. In seiner Aufregung wollte er nichts davon hören, daß seine eigenen Instructionen den verhängnisvollen Irrthum vielleicht mit veranlaßt haben mochten. Selbst Pitt, der alte Gegner des Herzogs, der jetzt edeldenkend genug war, warm für denselben einzutreten, ward abgewiesen. Er wagte es, dem Monarchen, der ihm versicherte, er habe keine Befehle für einen solchen Vertrag ertheilt, zu entgegnen: „Nein, Sire, aber die ausgedehnteste Vollmacht." Doch der königliche Zorn war nicht zu besänftigen. Unverzüglich erging Befehl an den Herzog von Cumberland, das Commando der alliierten Armee niederzulegen und nach England zurückzukehren.*)

Zugleich ward an die unglücklichen Geheimräthe, die zu der verhängnisvollen Convention ihre Zustimmung gegeben hatten, eine königliche Verfügung, voll von Ausdrücken des härtesten Tadels, erlassen. „Niemals ist Uns so zu Sinne gewesen", so beginnt das merkwürdige Actenstück, „als da Uns die am 9. hujus mit dem Marschall Duc de Richelieu wegen eines „so nennenden" Waffenstillstandes geschlossene Convention zu Händen gekommen, und Wir aus Eurer unterthänigsten Relation vom 10. ejusdem zu ersehen gehabt, daß die Sachen in Eurer Gegenwart in Erwägung gezogen und Ihr zu deren Annehmung gerathen habt." Weiter schreibt der König, es sei ihm ganz unbegreiflich, wie die Minister einem solchen Vertrage hätten beistimmen können, obgleich ihnen die Bedingungen hätten bekannt sein müssen, unter denen er allenfalls die Zurückziehung der hannoverschen Truppen und die Auflösung der Armee hätte bewilligen wollen. „Urtheilt Ihr aber selbst", so fährt das Rescript fort, „ob unsere Anweisungen und Befehle befolget, und wie wenig unsere mitleidentlichen landesväterlichen Absichten durch die geschlossene Convention erreicht worden. Nunmehr steht es blos in der französischen Willkür und Gewalt, unsere Lande so lange in Händen zu behalten und zu ruinieren, als sie wollen. Uns aber bleibt wenig oder gar keine Hoffnung übrig, selbige daraus zu retten. Bliebe die Armee auf eine oder die andere Weise zusammen, oder man hätte Miene

*) Die Privatbriefe des Geheimraths von Münchhausen an seinen Bruder, d. d. London, 20., 21., 24. September und 5. October, geben über den Gemüthszustand des Königs und die Stimmung des englischen Volkes zu der Zeit höchst werthvolle Aufschlüsse. Insbesondere klagt er, daß das „Andenken" des Monarchen sich täglich mindere. Sie liegen dieser Darstellung zum Grunde. Vgl. damit Walpole, Memoirs II. S. 248 ff.

gemacht, das Aeußerste abwarten zu wollen, die Franzosen würden aller Vermuthung nach andere Seiten aufgespannt haben. Wenigstens würde es alsdann, wenn die Armee verloren gegangen und in die Pfanne gehauen, nicht nöthig gewesen sein, eine so schimpfliche und landesverderbliche Convention zu schließen." *)

Selbst die Gräfin Yarmouth, die sich mit richtigem Takte sonst allen politischen Dingen fern hielt, konnte bei dieser Gelegenheit ihren Unmuth nicht bemeistern. „Que peut-on faire Mylord", sagte sie zu dem Lord Hertford, „le ministère Anglais ne nous a voulu donner que quelques tonneaux de farine." Ihrem Schwager aber, dem alten schwachen Großvoigt von Steinberg, mußte der Geheimrath von Münchhausen auf ihr expresses Verlangen ihre besondere Unzufriedenheit ausdrücken, daß auch er der „fatalen Convention" nicht widersprochen hätte.**) Endlich erhielten der Kammerpräsident von Münchhausen und der Geheimrath von dem Bussche Befehl, sich sofort von Hannover nach Stade zu verfügen, um einer Wiederholung ähnlicher staatsmännischer Irrungen vorzubeugen.

Indessen diese Maßregel konnte aller Wahrscheinlichkeit nach kaum noch von Nutzen sein. Man mußte vielmehr annehmen, daß den Bestimmungen der Convention gemäß die Auflösung der Armee bereits ausgeführt war. In dieser jammervollen Situation schien dem Könige in der That nichts Anderes übrig zu bleiben, als der erneute Versuch, durch Vermittlung des Wiener Hofes wenigstens die Räumung Hannovers als Gegenleistung für die Zugeständnisse des Herzogs von Cumberland zu erlangen, eine Verhandlung, die die hannoverschen Minister bereits eingeleitet hatten. Erst in diesen ersten Tagen hoffnungsloser Verzweiflung ward daher auch dem Gesandten von Steinberg förmliche Vollmacht ertheilt, einen Particularfrieden abzuschließen — eine Vollmacht, die nach menschlichem Ermessen keinen Erfolg mehr haben konnte.***)

Gleichzeitig gab Georg II. dem König Friedrich von dem unglücklichen Ereignis in einem neuen eigenhändigen Briefe Kenntnis. Er schrieb, nicht weil er keinen Antheil an dem Schicksal eines unglücklichen Alliierten nähme, habe er die Partie ergriffen, zu der er sich nun gezwungen sehe; aber seine unvermeidliche Abwesenheit von seinen Erb-

*) S. das Königl. Rescript an die Geheimräthe von Schwichelt und von Steinberg, d. d. Kensington, 20. September 1757, in Anlage 25.

**) Brief des Geheimraths von Münchhausen an seinen Bruder, d. d. St. James, 24. September 1757. (Vgl. Walpole, Memoirs II, S. 246.)

***) S. diese Vollmacht, d. d. Kensington, 20. September 1757, in Anlage 26.

landen in einer so kritischen Zeit hätten tausend unangenehme Widerwärtigkeiten verursacht, und nun habe ein letzter Zwischenfall ihn ebenso sehr indigniert wie überrascht und seinen Kummer auf den höchsten Punkt gebracht. Dadurch sähe er sich vollständig außer Stand gesetzt, dem Könige als Kurfürst noch ferner seinen Beistand zu leihen. Dagegen dürfe er sich versichert halten, daß englischerseits alles was menschenmöglich sei, geschehen würde, um ihn zu unterstützen.*)

Während man so in England die hannoversche Angelegenheit für vollständig verloren hielt, hatten die Dinge dort wieder eine etwas hoffnungsvollere Gestalt gewonnen. Am 13. September, wenig Tage nach dem Abschluß der Convention, erschien plötzlich ein Courier des Prinzen von Soubise im Hauptquartier des Herzogs von Richelieu, das bereits wieder nach Verden zurückverlegt war, und überbrachte die Nachricht, daß der König von Preußen die Saale passiert habe und nur noch 10 Meilen von ihm entfernt sei.**)

Soubise's Armee zählte 30 Bataillone und 22 Schwadronen, zusammen 24,000 Mann. Sie hatte sich in den letzten Tagen des August in Erfurt mit der Reichs-Executionsarmee unter dem Prinzen Johann Friedrich von Sachsen-Hildburghausen vereinigt, der als des heiligen römischen Reichs General-Feldmarschall den gemeinsamen Oberbefehl führen sollte. Das Reichsheer zählte etwa 30,000 Mann. Es war eine aus den Contingenten von über hundert reichsunmittelbaren Ständen zusammengesetzte buntscheckige Menge, die sich seit dem Ende Juni, in Folge des Unglückstages von Colin, bei Fürth gesammelt hatte. Schlecht gekleidet und genährt, zum Theil mit unbrauchbaren Gewehren versehen, befehligt von unwissenden Officieren, bildeten diese ungeregelten Haufen eine undisciplinierte, für den Krieg fast unbrauchbare Masse. Nur die hessen-darmstädtischen Truppen und die würzburgischen Regimenter machten eine anerkennenswerthe Ausnahme.

Unter diesen Verhältnissen ist es Soubise nicht zu verdenken, wenn er kein Verlangen trug, sich mit dem königlichen Feldherrn zu messen, der nun von Sachsen her heranrückte, so sehr auch Hildburghausen dazu drängte, wenigstens die Saale zu halten. Während sich also auf seine Vorstellungen die gesammte vereinigte Heeresmacht in eine unangreifbare Stellung bei Eisenach zurückzog, schickte er an den Marschall Richelieu das dringende Gesuch um Hilfe.

*) S. den eigenhändigen Brief Georgs II., d. d. Kensington, 20. September 1757, in Anlage 27.

**) S. Luynes, Mém. XVI, S. 236.

Richelieu, der seine Aufgabe in Hannover definitiv beendigt wähnte, kam dem Gesuch sofort nach. Am 14. September schon setzte er seine gesammte Armee aus den Lagern bei Bremen, Verden, Rethem und Schneverdingen in sechs Colonnen gegen Braunschweig in Bewegung. Der Zweck dieser Operation war, durch das Halberstädtische gegen die untere Saale vorzudringen, um den König von Preußen durch Bedrohung seiner Rückzugslinie zur Räumung Sachsens zu nöthigen. In unverzeihlichem Leichtsinn that der Marschall jedoch nichts, um die Ausführung der Zevener Convention sicher zu stellen. Die Bürgschaft des dänischen Bevollmächtigten und die Unterschrift des Herzogs von Cumberland schienen ihm genügende Garantien zu bieten. In Hannover blieben im Ganzen etwa 8—10,000 Mann zurück, die in einer Menge von Ortschaften vertheilt waren. Nur die Hauptstadt erhielt eine einigermaßen bedeutende Garnison unter dem Herzoge von Randan. Derselbe nahm sein Hauptquartier in dem prachtvollen Hause an der Leinstraße, welches der verschwenderische Geheimrath Clamor August von dem Bussche nach seiner Abberufung von dem Wiener Gesandtschaftsposten im Jahre 1752 mit einem Aufwand von 120,000 Thalern für sich hatte erbauen und einrichten lassen.*) Außerdem bekam das ziemlich werthlose Fort von Harburg eine Besatzung von 1000 Mann. In den wichtigen Schanzen von Rotenburg, Ottersberg und Burgdamm dagegen standen nur ganz kleine Abtheilungen. Bremervörde war sogar nur von 45 Dragonern occupiert.

Am 19. September war der Herzog von Richelieu in Braunschweig. Hier überraschte ihn die unangenehme Kunde, daß ein preußisches Corps bereits vor ihm im Halberstädtischen erschienen sei und Tags zuvor das französische Cavallerieregiment Lusignan in Egeln an der Straße von Aschersleben nach Magdeburg überfallen und zersprengt habe. Dieses Regiment gehörte zu der Abtheilung des Marquis Voyer d'Argenson, welche von Wolfenbüttel bis in die Gegend von Osterwiek vorgeschoben war und das Avantcorps der Operations-Armee bilden sollte. Die

*) Das ist dasselbe Gebäude, welches später der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, der Vater der Königin Luise von Preußen und der Königin Friederike von Hannover, miethweise bewohnte, als er Gouverneur von Hannover war. Von den Erben des Erbauers gelangte es zunächst durch Verkauf in die Hände des Herzogs von York, nachher aber in Privatbesitz. Dann kaufte es die Landesherrschaft von neuem und unter dem Namen „das Palais" ward es schließlich die Lieblingsresidenz des Königs Ernst August, der seine Gemahlin nach den Spielplätzen ihrer Kinderjahre zurückführte. Wegen der historischen Erinnerungen, die sich daran knüpfen, ist es noch jetzt gemeinsamer Besitz der Kronen Hannover und Preußen.

Preußen dagegen standen unter dem Oberbefehl des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, welchen der König Friedrich am 13. September mit etwa 4000 Mann nordwärts detachiert hatte, um mit der Garnison von Magdeburg vereint das Magdeburgische und Halberstädtische Gebiet zu decken.

Das war jedoch nicht der einzige Weg, den der bedrängte Monarch einschlug, um sich vor der drohenden Vernichtung zu retten. Noch immer hatte er die Hoffnung nicht aufgegeben, sich durch ein Separat-Abkommen mit Frankreich wenigstens diesen einen Gegner vom Halse zu schaffen. Ihm war durch seine Schwester, die Markgräfin von Bayreuth, der Rath Voltaire's übermittelt worden, mit dem Marschall von Richelieu in Unterhandlung zu treten, und als er auf dem Marsche nach Thüringen die niederschlagende Kunde von dem Siege der Russen bei Großjägerndorf erhalten hatte, beschloß er, von diesem Rathe Gebrauch zu machen. Von Rötha bei Leipzig aus richtete er an den Marschall einen höchst schmeichelhaften Brief. Er schrieb, der Neffe des großen Cardinals von Richelieu sei nicht weniger dazu geeignet, Tractate zu unterzeichnen, als Schlachten zu gewinnen. Der Mann, der in Genua sich ein Denkmal erworben, der Minorca trotz unendlicher Schwierigkeiten erobert habe, der auf dem Punkte stehe, Niedersachsen zu unterjochen, könne nichts Ruhmvolleres thun, als den Frieden wieder herzustellen. Von allen seinen Lorbeeren würde das der schönste sein."*)

Der frühere Geschäftsträger am landgräflichen Hofe zu Kassel, Legationsrath von Eickstedt, ward mit der Ueberbringung dieses Schreibens beauftragt. Er erhielt einen Paß unter dem Namen „von Thüringshofen" und wurde am 20. September Morgens in Braunschweig von dem Marschall empfangen. Derselbe war bereits durch Voltaire auf den Besuch vorbereitet; jedoch wollte er sich auf directe Unterhandlungen von solcher Bedeutung nicht einlassen. Da er indessen zu wissen behauptete, daß der König sich bereits auf einem anderen Wege an seinen Hof um Frieden gewandt habe, so erklärte er sich bereit, unverzüglich einen Courier nach Versailles zu entsenden und Instructionen zu erbitten. Abends empfing Eickstedt die in sehr höflichem Ton gehaltene Antwort Richelieu's an den König von Preußen und zugleich die Benachrichtigung, daß die Rückkehr des Couriers zwischen dem 6. und 10. October zu erwarten sei. Uebrigens ließ der Marschall die Versicherung wiederholen, daß der

*) Dieser Brief, d. d. Rötha, 6. September 1757, ist mehrfach abgedruckt worden, u. a. in den Mémoires du Duc de Richelieu IX, S. 178 ff. Die Antwort, d. d. Braunschweig, 20. September, das. S. 179 ff.

König Ludwig eine Verständigung lebhaft wünsche; denn der Minister Bernis, der um diese Zeit von den Bemühungen des Prinzen Neuwied unterrichtet gewesen sein müsse, habe ihm geschrieben: „Ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie den Frieden schließen werden.“ Richelieu war wirklich fest überzeugt, daß sein Monarch nunmehr eingesehen habe, wie er durch seine Minister in eine ganz falsche Bahn gebracht sei, als sie seine gereizte Stimmung benutzten, um ihn zum Kriege gegen Preußen zu drängen.*)

Um so mehr glaubte er durch die Zevener Convention den Hauptzweck des Feldzuges erreicht zu haben, und mit der Vernichtung der alliierten Armee gedachte er nun denselben definitiv zu Ende zu bringen. An dem nämlichen Morgen, wo Richelieu den geheimen preußischen Abgesandten empfing, wagte der Landrath von Donop, Gesandter des Landgrafen am Braunschweigischen Hofe, ihn zu befragen, wie es mit den hessischen Truppen bis zur vorbehaltenen Uebereinkunft der Höfe gehalten werden sollte? Die Antwort, welche derselbe erhielt, war im höchsten Grade niederschlagend. Sie sollten sich in ihre Heimathsorte zerstreuen und daselbst sicher und unbelästigt wohnen, nachdem sie ihre Waffen abgegeben hätten, erklärte der Marschall. Der verblüffte Gesandte versuchte, Vorstellungen zu machen. Er meinte, die Convention setzte eigens fest, die Rückkehrenden dürften nicht als Kriegsgefangene behandelt werden. „Glauben Sie denn selbst“, erwiderte Richelieu mit einem Lächeln, das vielleicht schmeicheln sollte, „daß man es wagen dürfte, Truppen von solcher Qualität, wenn wir gut genug wären, sie unter uns aufzunehmen, den Dolch in die Hände zu geben?“**)

Donop gab unverzüglich seinem Herrn von diesem Vorfall Kenntnis, und der Landgraf, auf's höchste aufgebracht, machte dem Herzoge von Cumberland Mittheilung von der drohenden Gefahr. Diesem waren mittlerweile über die Tragweite der eingegangenen Verpflichtungen auch schon schwere Bedenken gekommen. Die Gesandtschaftsberichte aus Wien, die neuesten Instructionen aus London vermehrten die Befürchtung, daß er sich bös übereilt habe. Als daher der Kriegsrath von Hardenberg am

*) Die Erzählung dieser geheimen Verhandlungen ist nach Schäfer I, S. 418 ff. und den Anlagen Nr. 82 A. und B. daselbst, S. 653 ff. In dem Passus „Le roi a vu le faux pas que son ministère lui a fait faire quand il était piqué contre le roi de Prusse, qui „à la paix en place de s'entendre“ en a fait de guerre avec le roi“ etc., ist offenbar nur die Wortstellung falsch dechiffriert. Es muß heißen: „à la place de s'entendre en paix“ etc.

**) S. v. Westphalen I, S. 289.

23. September Morgens mit einer Abschrift der inhaltsschweren Depesche Donop's in Stade eintraf, und ein Schreiben Richelieu's deren Inhalt bestätigte, entschloß sich der Herzog sofort, der Gefahr vorzubeugen. Noch war es Zeit; die erste Abtheilung der zurückmarschierenden Hessen hatte eben die Gegend von Verden*), die zweite Zeven erreicht, die Quartiermacher Nienburg. Die vorderste hannoversche Colonne war in Winsen an der Luhe, die zweite in Harburg angekommen. Da erhielten sie sämmtlich am 24. September Morgens den Befehl, bis auf Weiteres zu halten. Gleichzeitig schickte der Herzog einen Eilboten an den Grafen Lynar mit der Aufforderung, sich schleunigst zum Marschall Richelieu, dem er bereits von seinem Entschluß Kenntnis gegeben hatte, zu begeben, um Aufklärungen zu fordern.

Die Nachricht von diesen Ereignissen kam am 5. October Morgens in London an. Sie brachte dem Könige die freudige Gewißheit, daß die Observations-Armee noch existierte. Nun konnte noch alles gut werden. Bei der gesammten englischen Nation stand der Glaube an Friedrichs Stern unerschütterlich fest. Die Zuversicht, daß er sich schließlich gegen seine Feinde behaupten werde, wuchs noch, als man erfuhr, daß die Russen ganz unerwartet Preußen eiligst geräumt und sich wieder in ihre Heimath zurückgezogen hatten. Außerdem wollte man von einer neuen Staatsumwälzung in Schweden wissen, in Folge deren im Senate nur noch zwei Mitglieder geblieben wären, die zur französischen Partei gehörten.**) Bei dieser Wendung zum Bessern, in der man den Fingerzeig einer gütigen Vorsehung zu erkennen glaubte, hatte sich der allgemeine Unwille gegen die Zevener Convention und ihren unglückseligen Urheber von Tage zu Tage vermehrt. Der König war außer sich bei dem Gedanken, daß ihm gerade in einem solchen Augenblicke jedes Mittel genommen war, die ungebetenen Gäste binnen Jahr und Tag wieder aus seinen Erblanden zu vertreiben. Deshalb genügte ihm die neueste Maßregel seines Sohnes durchaus nicht; er war von neuem entrüstet, daß derselbe nicht von der beabsichtigten Entwaffnung der Hessen Gebrauch gemacht hatte, um den eingegangenen Vertrag für hinfällig zu erklären. Nur in kräftigen Maßregeln und in einer engen Verbindung mit dem König von Preußen sah er jetzt Rettung. Noch an demselben Tage,

*) Sie lagerte bei Daudsen, jenem kleinen Dorfe, das als Geburtsort des berüchtigten Seeräubers Götje Michaelis, der 1402 in Hamburg hingerichtet wurde, eine gewisse Berühmtheit erlangt hat.

**) Privatschreiben des Geheimraths von Münchhausen an seinen Bruder, d. d. St. James, 4. und 5. October 1757.

an dem er die Kunde erhielt (den 5. October), erging daher an die Geheimräthe ein chiffriertes Rescript, wodurch ihnen aufgegeben ward, einzeln auf Eid und Gewissen ihre Meinung darüber abzugeben, ob es ohne Verletzung von Treue und Glauben thunlich sei, die Convention zu brechen. Ferner sollten sie berichten, ob sie den jetzigen Moment für geeignet hielten, um unverzüglich loszubrechen, oder ob sie für gerathener hielten, über die im Lande zerstreuten Franzosen erst dann herzufallen, wenn der König von Preußen die Soubise'sche Armee geschlagen habe. Auf alle Fälle ertheilte dieser geheime Befehl jedoch dem interimistischen Befehlshaber, General von Zastrow, Vollmacht, ohne Weiteres anzugreifen, wenn ihm der Zeitpunkt günstig zu sein schiene. Ja es war sogar angedeutet, daß, wenn Zastrow Bedenken trüge, einen solchen energischen Entschluß zu fassen, der General von Spörcken dies ausführen möge.*)

Unter diesen Verhältnissen war der Empfang, den der Herzog von Cumberland fand, als er in der nächsten Woche nach England zurückkehrte, ein überaus trauriger und schmachvoller. Am 3. October bereits hatte er sich in Stade auf einer britischen Fregatte eingeschifft. In einem anerkennenden Tagesbefehl nahm er am 5. von der Armee Abschied, nachdem er den Ministern seine Vollmachten für die weiteren Unterhandlungen übergeben hatte. Widrige Winde verhinderten jedoch bis zum 8. die Ausfahrt aus der Elbe, und erst Dienstag den 11. Octbr.**) traf er in London ein. Eigenthümliche Gedanken mögen seinen Geist durchzogen haben, als er Abends nach sechsmonatlicher Abwesenheit seine Gemächer in Kensington wieder betrat. Aeußerlich jedoch zeigte er eine unbewegte ruhige Miene. Fox, seinem treuesten Anhänger, und den Dienern, die ihn mit besorgten

---

*) In dem königlichen Rescript an die hannoverschen Minister, d. d. Kensington, 5. October, findet sich der merkwürdige Passus: „Wir wünschen nun, daß Unseres Sohnes Liebden dabei möchten stehen geblieben sein, diese Uns ohnehin so misfällige Convention für gebrochen und annulliert zu achten und zu erklären, ohne dieserhalb noch durch den deshalb abgesandten Grafen Lynar Vorstellung thun zu lassen. Ja Wir wünschten an dessen Statt, daß man mit den sämmtlichen Truppen denen Franzosen in ihren jetzigen Garnisonen auf den Hals gefallen und gesucht hätte, selbige zu delogieren und aus Unseren Landen zu vertreiben rc."

**) Geheimrath von Münchhausen schreibt d. d. St. James, 11. October, an seinen Bruder: soeben sei der Herzog angekommen. Die Angabe H. Walpole's und anderer Schriftsteller, die die Ankunft auf den 12. verlegt, erscheint demnach irrthümlich. Eine handschriftliche Notiz in den Acten des hannoverschen Archivs giebt für die Abfahrt das Datum des 8. October an. Auch existiert ein Brief des Herzogs von Cumberland an den Grafen von Lynar, am Bord des Schiffes den 6. October geschrieben.

Mienen empfingen, sagte er: „Sie sehen mich wieder, vollkommen wohl an Körper und Geist, ich habe geschriebene Befehle in der Tasche für alles, was ich gethan habe.“

Um neun Uhr, wo, wie er wußte, der König seine gewohnte Partie Whist zu spielen pflegte, ging er sodann in die Zimmer der Prinzessin Emilie hinüber. Sein Vater that, als wenn er ihn gar nicht bemerkte. Nicht ein einziges Wort des Willkommens hatte er für den Lieblingssohn der vergangenen Jahre. Nur als dieser sich dem Spieltisch näherte, sagte er so laut, daß alle Umstehenden es hörten: „Hier ist mein Sohn, der mich ruiniert hat und sich selbst geschändet.“ Volle zwei Stunden dauerte diese peinliche Scene. Endlich um 11 Uhr war die Spielpartie zu Ende, und der König zog sich in seine Gemächer zurück. Dann ging der Herzog zu der Gräfin Yarmouth hinunter und bat sie, dem Monarchen die Eröffnung zu machen, daß er beschlossen habe, alle seine militairischen Würden und Ehrenämter niederzulegen. Die Gräfin war erschrocken. Vergeblich versuchte sie, ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen. Er blieb fest und erklärte, er habe diesen Weg der Mittheilung nur eingeschlagen, um sie seinem Vater so wenig unangenehm als möglich zu machen. Dennoch berührte dieser unerwartete Schritt Georg II. auf das Empfindlichste. Am nächsten Morgen mußten auf seinen Befehl sämmtliche Minister dem Herzoge ihre Aufwartung machen, der Herzog von Devonshire ward im Geheimen zu ihm geschickt; aber er blieb unerbittlich gegen alle Vorstellungen. Nie würde er unter seinem Vater wieder ein Commando annehmen, sagte er zu Fox. Das Einzige, wozu er sich verstand, war, daß er sich verpflichtete, wie gewöhnlich am Hofe zu erscheinen, und versprach, auch in Zukunft dem Könige mit allen Zeichen schuldiger Hochachtung und Verehrung zu begegnen.

Dann ließ er den Geheimrath von Münchhausen zu sich kommen. Diesem war beim Empfang der Aufforderung gar nicht wohl zu Muthe.*) Er war sich bewußt, daß er in der Besorgnis, der Herzog möchte die Schuld seiner Mißerfolge auf die ungenügenden Kriegsvorbereitungen der kurfürstlichen Minister schieben, den König veranlaßt hatte, die hannoverschen Generale zu Richtern über ihren Feldherrn zu setzen. Denselben war nämlich aufgegeben worden, auf Eid und Pflicht ihre Meinung darüber abzugeben, ob sich während des ganzen Feldzuges

*) Am 20. September 1757 schreibt er an seinen Bruder: „Obwohl ich mich wegen Allem genügsam excusieren kann, so komme ich doch mit dem Herzog in contradiction, welche concurrence cum potentiori mich zittern macht ꝛc.“

keine Gelegenheit geboten habe, den Feind mit Vortheil anzugreifen, ob man die Posten von Bremervörde und Burgschanze nicht länger habe behaupten können, und ob endlich, wenn dies nicht möglich gewesen sei, man sich nicht hätte bei Stade aufstellen und den Feind verhindern können, die Armee und Festung während des Winters anzugreifen?

Es ist nach den Vorgängen in dem entscheidenden Kriegsrath zu Bremervörde nicht anzunehmen, daß die Generale ein Verdammungsurtheil über den Herzog ausgesprochen haben. Trotzdem bangte Münchhausen davor, für seinen Schritt Rechenschaft abzulegen. Indessen die Sache lief besser ab, als er geglaubt. Der Herzog hatte, um sein Verfahren zu rechtfertigen, von den hessischen und braunschweigischen Truppenführern ähnliche Gutachten eingefordert, und vorzüglich um diese Documente dem König vorlegen zu lassen, hatte er den Geheimrath zu sich bestellt. Er verlangte außerdem, daß dieselben später neben denen der hannoverschen Generale den Archiven einverleibt würden. Die Ansichten, welche sie enthielten, lauteten fast übereinstimmend, aber so sehr sie auch den Herzog zu rechtfertigen schienen, in Wahrheit spiegelten sie doch nur die hoffnungslose, verzweifelte Stimmung ab, welche damals in der Armee herrschte. Beide Generale, Wutginau und Imhoff, erklärten, wenn man auch im Anfange des Feldzuges vielleicht auf Münster hätte vorrücken können, so sei eine solche Offensiv-Operation dennoch wegen mangelnder Fuhrwerke und Magazine ganz unthunlich gewesen. Nach dem Brandenburgischen aber habe man sich nachher aus politischen Gründen nicht zurückziehen können, während Bremervörde wegen der Passierbarkeit der Moore nicht haltbar gewesen wäre. Ebensowenig habe man daran denken dürfen, sich in Stade zu vertheidigen.*)

Dem Wunsche des Herzogs kam Münchhausen bereitwillig nach, und schon am nächsten Tage stellte er ihm die Papiere zurück. Aber als er zugleich die königliche Botschaft ausrichten wollte, daß Se. Majestät nunmehr besser von seinem Sohne dächten, und als er versuchte, dessen Gewand zu küssen, ward er mit harten Worten abgewiesen. „Mein Herr Geheimrath", sagte der entrüstete Fürst, „bleiben Sie bei dem, was Ihres Amtes ist. Nehmen Sie sich in Acht, was Sie sagen, selbst wenn die Worte, die Sie überbringen, die des Königs sind. Ich

*) Die beiden Gutachten des braunschweigischen Generals von Imhoff, d. d. Lager bei Stade, 1. October, und des hessischen Generals von Wutginau, d. d. Lager bei Verden, 2. October, habe ich in den Acten des königlichen Archivs zu Hannover gefunden. Meine Nachforschungen nach denen der hannoverschen Generale sind jedoch vergeblich gewesen.

habe alle mögliche Achtung vor ihm, aber ich werde jeden Andern zu bestrafen wissen, der es wagt, unpassend von mir zu sprechen."

Der Herzog hielt Wort. Am 15. October legte er alle seine Aemter und Würden nieder und zog sich in's Privatleben zurück. Nie wieder nahm er an öffentlichen Angelegenheiten Theil; nur einige wenige Male ward er in späteren Jahren von seinem Neffen, dem jungen Könige Georg III, in politischen Dingen zu Rathe gezogen. Im Jahre 1765 starb er, erst 44 Jahre alt, nach langen Jahren schweren, körperlichen Leidens. Die große Menge hatte ihn inmitten der Triumphe und der Aufregungen des großen Krieges fast vergessen; aber die, die ihm nahe standen, betrauerten den Heimgang eines zwar unglücklichen, aber charakterfesten, königstreuen und zuverlässigen Mannes.*)

Bevor das königliche Rescript vom 5. October in die Hände der hannoverschen Minister gelangte, hatte sich dort Folgendes zugetragen. Graf Lynar, der an der Aufrechthaltung der Convention, „der Tochter seines Gehirns"**), das lebhafteste Interesse nahm, kam der erhaltenen Aufforderung sofort nach. Zuerst versuchte er den Herzog von Cumberland zu überreden, daß er die verbündeten Truppen den neuen erniedrigenden Bedingungen unterwürfe. Jedoch er sah bald das Vergebliche seiner Bemühungen ein und machte sich auf den Weg zum Marschall Richelieu. Als er aber am 27. September Wolfenbüttel erreichte, war derselbe bereits abgereist. Er folgte ihm also nach Halberstadt, wo er am 28. um 1 Uhr Mittags eintraf.

Unter den Mauern dieser Stadt vereinigte sich am nächsten Tage die gesammte französische Armee.***) Der Herzog Ferdinand war nach einigen leichten Gefechten auf Magdeburg zurückgewichen, und nahm bei Groß-Wanzleben Stellung. Französische Vorposten-Detachements besetzten die wichtigsten Uebergänge über die Bode, Quedlinburg, Gröningen und Oschersleben; kleine Streifparteien durchschwärmten die Altmark, ja einzelne setzten unterhalb Magdeburg über die Elbe und fielen in die

*) Ueber die Rückkehr des Herzogs von Cumberland und seinen Empfang vgl. Walpole, Memoirs II, S. 249 ff. Außerdem geben die Privatbriefe des Geheimraths von Münchhausen an seinen Bruder aus dieser Zeit höchst werthvolle Aufschlüsse.

**) S. v. Westphalen I, S. 291.

***) Der Herzog von Richelieu verlegte bereits am 26. September sein Hauptquartier von Wolfenbüttel nach dem Lager bei Hornburg, am 28. nach Halberstadt. (Luynes XVI, S. 237 ff.)

Priegnitz ein. Zu weiteren Unternehmungen erklärte sich der Marschall wegen der Zustände im Heere jedoch unfähig. Nichts fürchtete er mehr, als eine Schlacht mit dem Könige von Preußen. Auch wollte er vielleicht erst die Antwort seines Kabinets auf die Friedensvorschläge desselben abwarten, ehe er sich zu etwas entschloß. Dem Prinzen Soubise schrieb er am 3. October: „Das Uebermaß des Elends und die Zuchtlosigkeit in der Armee rufen Reden und einen Ton hervor, der mich erzittern macht. Ich sage davon dem Hofe nicht den zehnten Theil, weil ich nach angestelltem Versuche und näherer Prüfung gesehen habe, daß es unnütz ist."*) Aehnliches berichtet er wenig Tage später an den Gesandten Stainville in Wien. Auch an baarem Gelde scheint empfindlicher Mangel geherrscht zu haben; denn er ließ sämmtliche Juden in Halberstadt einsperren, um Vorschüsse von ihnen zu erpressen.**)

Ueber die Meinung seines Souverains in Bezug auf die Zevener Convention war Richelieu indeß bei der Ankunft Lynar's bereits unterrichtet. Er wußte, daß man in Versailles auf keinen Fall die Sache Hannovers von der Englands trennen wollte, daß man dort durchaus nicht die Absicht hatte, „den Feind im Todeskampfe zu schonen, während er durch starke Rüstungen die französischen Besitzungen in Europa und Indien bedrohte."***) Deshalb hatte er anfänglich mit einiger Besorgnis der Ankunft neuer Depeschen entgegengesehen, welche ihn darüber aufklären sollten, wie die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstande dort aufgenommen war. Das Schreiben Bernis' vom 20. September beruhigte ihn jedoch in dieser Beziehung. Es enthielt die größten Lobeserhebungen darüber, daß es ihm gelungen sei, ohne Blutvergießen eine ganze Armee zu entwaffnen. „Empfangen Sie mein Compliment", so schrieb der Minister, „über ein Ereignis, daß ebenso ruhmvoll für die Waffen des Königs, als freudig für die ganze Nation ist." Indessen es ward dem Marschall dennoch ganz bestimmt aufgegeben, in künftigen Fällen keinen neuen Vertrag zu unterzeichnen, ohne vorher die königlichen Instructionen und Befehle einzuholen.†)

*) S. Stuhr, Forschungen I, S. 342.

**) Schreiben Richelieu's an Stainville, d. d. Halberstadt, 8. October, bei Schäfer I, Anlage II, 91, S. 657.

***) Vgl. die Schreiben Bernis' an Stainville, d. d. 10. September, und Bernis' an Richelieu, d. d. 12. September 1757, bei Schäfer I, Anlage II, Nr. 77 und 78, S. 650 ff.

†) In Stuhr's Forschungen I, S. 129 ff., findet sich diese Depesche auszüglich mitgetheilt; vgl. damit Richelieu, Mémoires IX, S. 180.

Unter diesen Verhältnissen waren die Störungen, die der Ausführung der Convention zu drohen schienen, für ihn eine höchst unangenehme Ueberraschung.*) Es mußte ihm Alles daran liegen, eine Angelegenheit, die man in Frankreich für abgemacht ansah, auch in der That schleunigst zum Schluß zu bringen. Dazu war Lynar gerade der richtige Mann. Diesem erschien die Conservierung eines Vertrages, den er mit so vieler Mühe zu Stande gebracht hatte, wie eine heilige Gewissenssache. Er glaubte darin die Vortheile und Nachtheile für beide Parteien ganz genau abgewogen zu haben, deshalb war er eifriger als je, um den unerhörten Frevel eines erneuten Blutvergießens abzuwenden. So brachte er bald ein erklärendes Supplement in der Form von Zusätzen und Erläuterungen zu Stande. Darin ward zunächst festgesetzt, daß der Waffenstillstand während des ganzen gegenwärtigen Krieges dauern sollte. Sodann ward hinsichtlich der Hessen erklärt, es solle der Entscheidung Sr. Allerchristlichsten Majestät überlassen werden, ihnen dieselben Bedingungen zu gewähren, wie den Braunschweigern, oder zu gestatten, daß sie unter dänischer Garantie im Holsteinischen Cantonierungs-Quartiere bezögen. Nach seinen jüngsten Instructionen hielt sich Richelieu jedoch nicht mehr für befugt, diese neue Convention definitiv zu unterzeichnen. Er schickte sie also seinem Hofe zur Entscheidung ein. Lynar aber übersandte sie zu demselben Zwecke nach Kopenhagen und reiste dann nach Stade zurück, um die hannoverschen Minister zu ihrer Annahme zu bewegen.

Hier hatte sich aber mittlerweile die Situation gänzlich verändert. Am 29. September erfuhren die Geheimräthe durch das königliche Rescript vom 16. zuerst, daß der Monarch die lebhafteste Neigung fühlte, die eingeleiteten Friedensverhandlungen rückgängig zu machen. Mit gerechter Besorgnis sahen sie daher der Rückkehr des Couriers entgegen, welcher die Nachricht von dem Abschluß der Convention nach England überbracht hatte. Am 30. traf derselbe wieder in Stade ein, und nun erkannten sie „mit einer Wehmuth und Betrübnis, die ihres Gleichen nicht hat“**), daß sie die königlichen Intentionen gänzlich misverstanden hatten. Aber was sollte jetzt geschehen? Der bisherige unglückliche Gang des Kriegs

*) Darauf bezieht es sich ohne Zweifel, wenn er am 29. September an du Verney in Paris schreibt: „— doutes, que très mal-à-propos on a voulu elever sur la capitulation du duc de Cumberland, que l'on a voulu métamorphoser en traité politique, plein de ruses et dessous les cartes etc. Vgl. Schäfer I, S. 474 ff.

**) Ministerial-Vorstellung an den König Georg II., d. d. Stade, 30. Sept. 1757.

hatte die Minister gänzlich muthlos gemacht. Auch der Umstand, daß durch einen glücklichen Zufall die gänzliche Auflösung der Armee verhindert worden war, flößte ihnen kein neues Vertrauen ein; vielmehr schien ihnen die Vernichtung des Königs von Preußen noch gewisser, als zuvor. Durch eine Kündigung der Convention aber konnte sich, ihrer Meinung nach, die Lage nur verschlimmern; denn sie zog, ohne Aussicht auf Rettung, die französischen Heeresmassen von neuem in's Land, das während ihrer Abwesenheit ein klein wenig aufzuathmen begann. Deshalb beschlossen die Geheimräthe, auf die Lynar'schen Vorschläge zunächst Nichts zu erwidern, und ihn mit dem Vorwande, sie müßten dieselbe erst nach London einschicken, hinzuhalten. Zugleich übersandten sie dem Gesandten von Steinberg erneut die Instruction, er möge nunmehr als äußerstes Mittel die Bestechung versuchen, um den Wiener Hof zur Verwendung für das Kurfürstenthum zu vermögen.*)

So vergingen etwa 12 Tage, während deren Alles in der Schwebe blieb. Lynar begab sich nach Halberstadt zurück und wartete in peinlichster Ungewißheit auf einen Abgeordneten, der ihm weitere Aufklärungen bringen sollte. Indessen gelangte ein königlicher Befehl nach dem andern nach Hannover an den Kammerpräsidenten, der demselben aufgab, sich mit dem Geheimrath von dem Bussche unverzüglich nach Stade zu begeben. Münchhausen fühlte jedoch durchaus keinen Beruf, den Knoten, den seine Collegen dort geschürzt hatten, zu entwirren. Deshalb versuchte er zuerst Einwendungen zu machen; er stellte dem Monarchen vor, wie es von großem Nachtheil für das Land sein würde, wenn er nicht mehr von der Residenz aus die Verwaltung leiten und durch seine Vermittelung bei den französischen Befehlshabern die Lasten des Landes erleichtern könne; aber alles war vergeblich. Der König blieb der Meinung, daß das Ministerium sich unter seinem Vorsitz schleunigst in Stade wieder vereinigen solle. Als daher noch das inhaltsschwere königliche Rescript vom 5. October in die Hände des Kammerpräsidenten gelangte, in welchem sogar die Absicht ausgesprochen war, ihn und den General

*) Ministerial-Verfügung an den Gesandten von Steinberg, d. d. 30. September. Steinberg versuchte in Folge dessen den Geheimrath Toussaint, der das Factotum des Kaisers war, zu sondieren. Aber er erfuhr bald, daß derselbe sich auf Nichts einlassen wollte. Auch dieser war überzeugt, daß jeder Versuch, die französische Allianz zu sprengen, vergeblich sein würde (Steinberg's Depesche vom 22. October). Damit waren die Bemühungen, einen Separatfrieden zu erhalten, definitiv zu Ende, und das Ministerial-Rescript, d. d. 22. November, gab dem Gesandten schließlich officiell auf, diese Sache überall nicht mehr zu erwähnen.

Spörcken eventuell nach England kommen zu laſſen*), ſah er ein, daß er gehorchen mußte. Jedoch trotz aller Bemühungen wollte ſich der Herzog von Randan, der in Hannover commandierte, nicht dazu verſtehen, die nöthigen Päſſe zu ertheilen. Es galt aber, ohne Verzug wenigſtens das einverlangte Gutachten über die politiſche und militairiſche Lage nach London zu befördern.

Deshalb arrangierte man eine gemeinſchaftliche Conferenz der getrennten Miniſter-Collegien in dem kleinen Städtchen Burgdorf bei Celle. Hier kamen am 17. October Mittags von Stade her der Geheimrath von Schwichelt und von Hannover der Geheimrath von dem Busſche zu einer geheimen Berathung zuſammen. Beide waren zwar einſtimmig der Anſicht, daß der König Georg rechtlich durchaus nicht verbunden ſei, die Zevener Convention zu halten; aber über die Frage, ob es rathſam ſei, ſie auch zu kündigen, theilten ſie durchaus nicht die ſanguiniſchen Hoffnungen des Monarchen. Die traurigen Ereigniſſe der letzten Monate laſteten zu ſchwer auf ihren Gemüthern; ſie waren zu nahe Zeugen der Auflöſung in der Armee, der rettungsloſen Verzweiflung der Bevölkerung geweſen, als daß ſie noch an einen Umſchwung glaubten. Daher riethen ſie dringend ab, ſich in neue Kriegsunternehmungen einzulaſſen, es ſei denn, daß der König von Preußen die Franzoſen geſchlagen hätte. Selbſt Münchhauſen, der noch nicht Alles verloren gab, wollte auch ohne vorherige genaue Feſtſtellung eines gemeinſchaftlichen Operationsplanes ſich auf Nichts einlaſſen, glaubte aber, ein ſolcher würde nicht zu beſchaffen ſein; denn Friedrich ſei rettungslos verloren. Mit dieſen troſtloſen Meinungsäußerungen kehrte der Courier noch denſelben Tag (den 17.) nach England zurück.**)

Und anſcheinend hatten die hannoverſchen Miniſter nur zu ſehr Recht. Genau in denſelben Tagen mußte Friedrich erkennen, daß jede Hoffnung auf eine Separat-Einigung mit Frankreich vergeblich war. Sein Geſandter Eickſtedt ward am 13. October frühmorgens zum zweiten Male von dem Marſchall Richelieu empfangen, der nunmehr die Inſtructionen ſeines Hofes empfangen hatte. Mittlerweile war aber die ganze Angelegenheit

*) Ich vermuthe, daß aus einem Misverſtändnis dieſes Planes die Meinung einiger Hiſtoriker entſtanden iſt, der Geheimrath von Münchhauſen ſei aus London nach Stade geſchickt worden. S. Schäfer I, S. 477; v. Sichart III, S. 282 rc.

**) Die betreffenden Promemoires, d. d. Burgdorf, 17. October, befinden ſich in den Acten des königlichen Archivs zu Hannover, ſowie auch die Berichte des Kammer-Präſidenten von Münchhauſen, d. d. 7. und 14. October, betreffend die Ueberſiedelung nach Stade.

am Wiener Hofe ruchbar geworden. Auch in Paris hatte man in Kreisen, die dem Marschall feindlich waren, davon geredet. Der österreichische Gesandte erhob Reclamationen und der geheime Abgeordnete des Fürsten von Neuwied ward in die Bastille geworfen. Die Entscheidung der französischen Regierung auf die Richelieu'schen Anträge lautete daher so ablehnend wie möglich. „Der König von Frankreich könne sich nur im Verein mit seinen Verbündeten auf das Friedenswerk einlassen", erklärte der Marschall, „und das Geschäft erforderte so reichliche Ueberlegungen und Erörterungen, daß nicht der Feldherr, sondern nur die Minister der Krone und die Kaiserin-Königin darüber entscheiden könnten."*)

Auch die Verhandlungen über die Neutralität des Fürstenthums Halberstadt, die zu der Zeit dem Abschluß nahe waren, zerschlugen sich nun. Bereits im Anfange des Monats October hatte der Herzog Ferdinand von Braunschweig durch einen französischen Kriegscommissar, der unerschwingliche Lieferungen ausschrieb, erfahren, sein General sei vielleicht geneigt, den größten Theil der Armee zurückzuziehen, wenn man ihm einen Waffenstillstand bis zum 1. Mai gewährte. Friedrich war über den Antrag höchst erfreut, den ihm, specieller formuliert, am 10. October ein besonderer Abgesandter des Marschalls wiederholte. Er beauftragte daher den Herzog Ferdinand, die Sache in's Reine zu bringen und dieser, den es drängte, von Magdeburg fortzukommen, um bei der Deckung Berlins gegen die Oesterreicher mitwirken zu können, unterschrieb am 18. October die Convention, obgleich sie nicht alles gewährte, was der König verlangte. Trotzdem war sie für diesen außerordentlich vortheilhaft; denn sie bestimmte, daß bis zum 15. April Waffenruhe eintreten sollte mit der Bode als gemeinschaftlichen Grenze für beide Parteien. Außerdem verpflichtete sich der französische Marschall, das Fürstenthum Halberstadt von sämmtlichen Truppen, mit Ausnahme des Fischer'schen Freicorps, räumen zu lassen; auch sollte dasselbe nur das Geld für den Unterhalt von 7 Bataillonen und 2 Schwadronen zahlen und gegen Erstattung des Marktpreises gewisse Naturallieferungen leisten. Man sucht vergeblich nach einer militairischen oder politischen Ursache, die Richelieu zu solchen exorbitanten Zugeständnissen veranlaßt haben kann, die ihn zwang, ohne weiteres einen Landstrich wieder zu räumen, der seinen Soldaten nach den Entbehrungen der letzten Wochen wie das gelobte Land vorkam.**) Man wird deshalb kaum fehl gehen, wenn man vermuthet, daß klingende Gründe ihn dazu bewogen haben. Auch raunte

*) S. Schäfer I, S. 420.

**) S. Luynes XVI, S. 238.

man sich damals in eingeweihten Kreisen zu, es seien nicht weniger als 100,000 Thlr. in seine Tasche geflossen. Vielleicht stehen die geheimen Verhandlungen, welche sich durch Balby, Friedrichs Unterhändler in Neuwied, noch einige Zeit fortspannen, ebenfalls damit im Zusammenhang. Für jetzt kam aber die Angelegenheit zu des Königs großer Enttäuschung dennoch nicht zum Abschluß. Richelieu benachrichtigte ihn vielmehr am 21. October, er müsse zur Unterzeichnung des Vertrages erst die Genehmigung seines Hofes einholen.*) Indessen er that doch Alles, um sich ihm gefällig zu zeigen, und die allgemeine Erschöpfung seiner Armee gab ihm einen genügenden Vorwand, um sie in den nächsten Tagen in weitläuftige Winterquartiere hinter der Ocker, im Hessischen, Braunschweigischen und Göttingenschen abrücken zu lassen.**)

Eins war aber nun für Friedrich zweifellos. Mit dem französischen Hofe war offenbar keine Verständigung möglich. Um sich diesen gefährlichen Gegner vom Halse zu halten, gab es kein anderes Mittel, als den Versuch, die alliierte Armee abermals unter die Waffen zu bringen, und die neuesten Nachrichten aus England ließen ihn hoffen, daß dies gelingen würde.

Er schrieb also dem Könige Georg, er bedauere außerordentlich, daß seine Generale ihn in der abgeschlossenen Convention so schlecht bedient hätten. Indessen es gäbe ein vortheilhafteres und ruhmvolleres Mittel, die Franzosen aus Hannover und über die Weser zurückzutreiben. Der Marschall Lehwaldt sei im Begriff, die Schweden aus Pommern zu verjagen. Wenn er darauf rechnen könnte, daß die Hannoveraner sich mit ihm vereinigten, so wäre nichts einfacher, als die Elbe zu passieren und die Franzosen in ihren zerstreuten Quartieren zu überfallen. Da dieselben die Convention bereits gebrochen hätten, indem sie die Hessen entwaffnen wollten und sich mitten im Waffenstillstande gewaltsam eines Forts im Harz***) bemächtigten, so wäre die Rechtmäßigkeit einer solchen Maßregel außer allem Zweifel. Den Erfolg eines Winterfeldzuges wollte der König garantieren; es bedürfe nur des Muthes und der Entschlossenheit, um ihn zu unternehmen.†)

*) Ueber diese Verhandlungen vergl. Schäfer I, S. 435 ff.; Rénouard I, S. 307 ff.

**) S. Luynes XVI, S. 242 ff.

***) Das Schloß Scharzfels zwischen Herzberg und Lauterberg, das als Gefangenanstalt diente und in dem sich eine Besatzung von 20 Invaliden unter dem Hauptmann von Jungken befand, war durch ein französisches Detachement mit Hilfe von Sturmleitern in Besitz genommen worden.

†) Eigenhändiger Brief des Königs Friedrich an Georg II., d. d. Leipzig, 16. October 1757, in Anlage 28.

Vorläufig waren indeß Friedrichs Aussichten durchaus nicht so rosenfarbiger Natur. Die combinierte französische und die Reichsarmee hatten sich bereits in den letzten Tagen des September von Eisenach wieder in Bewegung gesetzt und waren bis nach Gotha vorgerückt. Der Prinz von Hildburghausen besetzte Erfurt, Soubise zog auf jener, allen Hannoveranern besonders wohlbekannten Straße von Gotha nach Langensalza. Jetzt endlich sah sich auch der Marschall Richelieu, in Folge bestimmter königlicher Befehle, genöthigt, seinen dringenden Bitten um directe Unterstützung nachzugeben, und am 8. October setzte er eine Abtheilung von 20 Bataillonen und 18 Schwadronen unter dem Herzog von Broglio über Nordhausen gegen Mühlhausen in Bewegung. Zu derselben Zeit war ganz Schlesien bereits von einer übermächtigen österreichischen Armee überschwemmt. Der Herzog von Braunschweig-Bevern behauptete sich zwar noch bei Breslau; aber die wichtige Festung Schweidnitz war von allen Seiten cerniert. Außerdem sollte der General Haddick mit einem auserlesenen Corps in den nächsten Tagen aus der Lausitz gegen Berlin vordringen.

Endlich aber hatte man am Reichstag zu Regensburg noch den ganz alten, schwerfälligen Apparat eines Aechtungsverfahrens wieder hervorgeholt. Nichts kann die Schwäche und die allgemeine Verachtung, der das heilige römische Reich deutscher Nation damals anheimgefallen war, besser illustrieren, als der Vergleich mit einem ganz ähnlichen Ereignis des Mittelalters. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts war das Reich des Welfenherzogs Heinrich des Löwen größer und mächtiger, als das Friedrichs des Großen. Er beherrschte die weiten Länderstrecken von dem Rhein bis zur Oder; er war Herzog von Bayern; er war der größte und gewaltigste Fürst seines ganzen Geschlechts, und selbst in jenen eisernen Tagen ragte er durch Muth und Seelenstärke unter seinen Zeitgenossen hervor. Der König von England war sein Schwiegervater, der Beherrscher von Dänemark sein Freund und Verbündeter. Im Vertrauen auf seine Macht weigerte er sich, vor dem Kaiser und auf dem Reichstage zu erscheinen, um sich zu verantworten. Er ward geächtet, und wenngleich er im ersten Feldzuge siegreich nach Thüringen vordrang, vor dem versammelten Reichsheere, das der Kaiser Friedrich Barbarossa im nächsten Jahre selbst heranführte, mußte er bis zur Mündung der Elbe zurückweichen. Dann bat er kniefällig um Gnade; sie ward ihm gewährt, aber unter so harten Bedingungen, daß die Macht seines Hauses für immer vernichtet schien.

Auch Friedrich ward durch eine feierliche Citation vom 22. August 1757 nunmehr „von Römisch-Kaiserlicher Macht, auch Gerichts- und

Rechtswegen" vorgeladen, binnen zwei Monaten entweder persönlich oder durch einen bevollmächtigten Anwalt an dem kaiserlichen Hofe zu erscheinen, „um zu sehen und zu hören, daß Er, Kurfürst von Brandenburg, ob „erzelter" Ursachen wegen in Unsere und des Reiches Acht, mit Verlustigung aller von Uns und dem Reich habenden Lehen erklärt werde".*) Auch Friedrich war im ersten Feldzuge glücklich gewesen; auch ihm drohte im zweiten der Untergang. Oesterreicher, Franzosen, Schweden und Russen brachen von allen Seiten über seine Grenzen; — aber den kaiserlichen Notarius Aprill, der ihm am 14. October 1757 diese Acht-Erklärung des deutschen Kaisers und die Androhung der Reichs-Execution insinuieren wollte, warf Plotho, der preußische Gesandte in Regensburg, die Treppe hinunter — und ganz Deutschland jubelte der Gewaltthat zu.**)

Indessen wartete Lynar in Halberstadt auf die Entscheidung des französischen Hofes über seine Zusätze zu der Convention. Er hielt sich nach wie vor persönlich verpflichtet, für die Aufrechthaltung des Tractats das Unmögliche zu thun. Den wahren Sachverhalt jedoch durchschaute er keineswegs; er glaubte, die Hauptschwierigkeiten seien in Versailles zu überwinden. Als daher von dort die Entscheidung zurückkam, daß man unter keiner Bedingung von der Entwaffnung der Hessen absehen könne und daß man von der dänischen Vermittelung und den Garantien keinen Gebrauch machen könne***), hatte er nichts Eiligeres zu thun, als die hannoverschen Minister mit Bitten zu bestürmen, sie möchten die Bedingungen annehmen. Nach Stade schrieb er, der Herzog von Richelieu sei ein „ganz guter" Mann, mit dem noch auszukommen wäre; aber er habe den Fehler begangen, daß er nicht seinem und Maillebois' Rath gefolgt wäre. Hätte er die ganze Sache mit ihm abgethan, statt erst bei seinem Hofe anzufragen, so würde kein Hahn

---

*) Mit den Worten: „Danach weiß Er, Kurfürst, sich zu richten", schließt das seltsame Actenstück. Die amtliche Ausgabe desselben trägt den Titel: Citatio ad videndum et audiendum, se declarari in bannum Imperii et privari omnibus feudis, juribus, gratiis, privilegiis et expectativis in Sachen des gewaltsamen Königlich Preußischen, Kurfürstlich Brandenburgischen Einfalls in die Königlich Polnischen Kursächsischen Lande, auch weiteren Anzug in die Reichslande betreffend, in specie fiscalis imperialis aulicus contra den König in Preußen als Kurfürsten zu Brandenburg. Wien, 22. August 1757. (S. Schäfer I, S. 445, Note, der auch den Text auszugsweise bringt.)

**) Näheres über diese Gewaltthat bei Schäfer I, S. 447 ff.

***) Bernis an Richelieu, d. d. 6. October 1757, in Richelieu, Mémoires IX, S. 183. Bernis an Stainville, d. d. 19. October, bei Schäfer I, Beilage II, 96, S. 660.

danach gekräht haben und Alles wäre in Ordnung. Er wunderte sich höchlich, daß man in England so böse über die Convention sei, und meinte, er würde nun auch wohl bald die Ehre haben, auf einem satyrisch-symbolischen Kupferblatt zu erscheinen, auf einem Ochsen oder Esel reitend.*) Aber er konnte von den Ministern keine definitive Meinungsäußerung erhalten.

Der Landgraf von Hessen dagegen war sehr entrüstet, als er erfuhr, daß das Ansinnen der Entwaffnung von neuem an ihn gestellt werden sollte; ja der Minister von Donop erklärte in Lynar's Gegenwart dem Marschall sofort, sein Herr würde lieber den letzten Blutstropfen daran setzen, als seine Truppen so entehrender Behandlung unterwerfen. Vergeblich stellte Richelieu dem Gesandten einige Tage später die Alternative, er möge entweder in die Entwaffnung willigen oder sein Contingent in französischen Dienst übertreten lassen. Der Landgraf lehnte ab.**)

Demgemäß berichtete der Marschall seinem Hofe zurück, und rieth dringend zum Einlenken. In Versailles hatte sich mittlerweile schon das dunkle Gerücht verbreitet, der König von England beabsichtige, die Convention umzustoßen. Einzelne wollten gar wissen, der preußische Monarch habe bereits Ende September einen Operationsplan nach London übersandt und versprochen, 20,000 Mann zur Observations-Armee stoßen zu lassen, wenn diese die Franzosen angriffe.***) Daher schien es auch Bernis nunmehr gerathen, mildere Saiten aufzuziehen, um wenn irgend thunlich, dennoch die Auflösung des alliierten Heeres zu bewirken.

In Folge neuer Instructionen begab sich also Richelieu am 1. November, von Lynar begleitet, persönlich zum Legationsrath von Donop, den eine Unpäßlichkeit an seine Wohnung fesselte. Er eröffnete ihm, die hessischen Truppen könnten jetzt ohne Aufschub in ihr Land zurückkehren; denn er verpflichte sich, schriftlich und mündlich sein feierliches Ehrenwort zu geben, daß sie nicht entwaffnet werden sollten†), und Donop versprach, seinem Herrn von den gethanen Propositionen Kenntnis zu geben.

Aber für deren Annahme war es nun zu spät. Die wiederholten Befehle des Königs Georg hatten endlich auch die Minister in Stade

*) Lynar an das hannoversche Ministerium, d. d. Halberstadt, 17. October.

**) Vgl. Huschberg-Wuttke, S. 364 ff.

***) Depesche des Gesandten von Steinberg, d. d. Wien, 7. December 1757.

†) Die Depesche Bernis' an Richelieu, d. d. 24. October 1757, findet sich in den Mémoires de Richelieu IX, S. 186; das Uebrige ist nach Schäfer I, S. 482; Huschberg-Wuttke, S. 366 ff.

aus ihrer Lethargie aufgerüttelt. Sie fühlten, daß sie Etwas thun müßten, um wenigstens die Armee in die Verfassung zum Losschlagen zu setzen. Der erste Schritt dazu war der Beschluß, die Hessen, die seit dem 20. September bei Verden standen, wieder näher an das Gros heranzuziehen; der General von Zastrow aber erhielt Auftrag, von dieser Maßregel dem französischen Befehlshaber Kenntnis zu geben. Dreimal entwarf der alte zaghafte Herr ein Schreiben an den Commandierenden in Harburg, General Marquis Perreuse; zweimal schrieb er, er möge „keinen Anstoß" daran nehmen, daß man die hessischen Abtheilungen bis nach Zeven zurückmarschieren ließe, man beabsichtige trotzdem, sich streng an die Convention zu halten. Endlich das dritte Mal entschloß er sich, den Brief ohne diese entschuldigende Clausel fortzuschicken, und sich einfach auf eine alte Zusicherung Richelieu's zu berufen, daß die Truppen ohne weitere Erlaubnis in den Cantonnements hin- und herrücken dürften.*)

Einige Tage später (28. October) trafen der Kammerpräsident von Münchhausen und der Geheimrath von dem Bussche in Stade ein. Durch Vermittlung Lynar's war es ihnen glücklich gelungen, am 23. Abends vom Marschall Richelieu selber Pässe zu erhalten, und am folgenden Mittag schon reisten sie ab. Unaufschiebbare Geschäfte, die sie vorschützten, hatten den Marschall zu dieser Nachgiebigkeit bewogen und ihn veranlaßt, ihnen eine zehntägige Abwesenheit von Hannover zu gestatten.

Mit der Ankunft Münchhausen's begann ein frischerer Geist, die Regierungsmaschine zu beleben. Er fand neue Instructionen aus London vor, die über den festen Entschluß des Königs, die Convention unter allen Umständen zu brechen, keinen Zweifel mehr zurückließen. Sie war bereits vor Rückkehr des Herzogs von Cumberland erlassen worden, und ohne daß man die verlangten gutachtlichen Aeußerungen der Geheimräthe abgewartet hatte. Offenbar war der Einfluß des englischen Ministeriums auf den Monarchen jetzt unbeschränkt und ein Schreiben des Herzogs von Newcastle belehrte Münchhausen, was man beabsichtigte. Dasselbe enthielt die bestimmte Ankündigung, daß nur in dem Falle die Observations-Armee ferner noch auf Bezahlung von England zu rechnen hätte, wenn sie unverzüglich wieder in Thätigkeit gesetzt würde. „Ich kann Ihnen nicht stark genug", so endet der merkwürdige Brief, „ein wirkliches Einvernehmen ohne jegliche Reserve mit Sr. Preußischen Majestät empfehlen. Es ist die einzige Macht in Europa, die uns von

*) Die drei Concepte zu Zastrow's Schreiben, d. d. Stade, 25. October, befinden sich in den Acten des königlichen Archivs zu Hannover.

Nutzen sein kann, und die geneigt ist, mit uns im Einverständnis zu handeln." *)

Aehnliches enthielten die officiellen königlichen Befehle, welche derselbe Courier überbrachte, und der pflichtgetreue Münchhausen stand nicht an, dieselben unverzüglich in Ausführung zu bringen, obgleich er die schlimmsten Folgen voraussah. Er fürchtete, der Zeitpunkt zum Losschlagen sei unglücklich gewählt. Wenigstens, so glaubte er, lägen die Chancen jetzt lange nicht so günstig, als im September, wo Richelieu eben zur Unterstützung Soubise's abmarschiert war. Auch ohne die Gerüchte geheimer Verhandlungen zwischen dem König von Preußen und Frankreich, die ihm zu Ohren gekommen waren, besorgte er, es möchte diesem an guten Willen fehlen, um zu helfen. Eine bloße Versicherung aber genüge nicht, man müsse vielmehr die Gewißheit haben, daß er auch ausführen könne, was er wolle.**)

Endlich erweckte ihm noch die Convention zwischen Braunschweig und Frankreich einige Bedenken; aber er zögerte nicht, dem Landgrafen von Hessen unverzüglich zu eröffnen, der König Georg sähe die Zevener Convention für ungültig an. Er fügte die Drohung hinzu, daß England seine Truppen nicht mehr bezahlen würde, wenn sie sich von der Armee trennten, und diese Erklärung war es, welche den Landgrafen zu dem festen Entschluß bestimmte, sie auf jede Gefahr zu lassen, wo sie waren.

Außerdem beauftragten die Geheimräthe den General Grafen von Schulenburg, sich zu dem König von Preußen zu begeben, um einen gemeinschaftlichen Operationsplan zu verabreden, und am 1. Nov. reiste derselbe in der Verkleidung eines Jägers von Stade ab. Den nächsten Tag erging sodann eine neue Instruction an den Gesandten von Steinberg, aus der sich die Absicht, die Convention zu brechen, unschwer erkennen ließ.***) Auch Zastrow schrieb abermals an den General Perreuse und theilte ihm mit, daß, da die französischen Truppen drohende Bewegungen machten, er auch einige Regimenter vorrücken ließe. Zu gleicher Zeit hatten die englischen Minister dem Gesandten Mitchell die Instruction ertheilt, den König Friedrich zu ersuchen, er möge einen der Prinzen des Hauses

*) Der Herzog von Newcastle an den Kammerpräsidenten von Münchhausen, d. d. 10. October 1757.

**) Münchhausen an den Herzog von Newcastle, d. d. 6. November 1757.

***) S. dieselbe im Auszuge unter Anlage 29. Sie enthält zugleich eine authentische Darstellung der unglücklichen Capitulation von Kloster Zeven.

Braunschweig in seinen Diensten vorschlagen, der ihm geeignet schiene, um das Commando der Observations-Armee zu übernehmen.*)

In Leipzig traf Schulenburg mit dem britischen Bevollmächtigten zusammen; aber den König fand er nicht mehr. Und doch hätte er in keinem günstigeren Moment ankommen können. Friedrich hatte, als der General Haddick gegen Berlin heranzog, zunächst den Prinzen Moritz von Anhalt dahin dirigiert. Er selbst folgte am 18. October mit der Hauptmacht bis Torgau, erfuhr daselbst jedoch, daß die Oesterreicher die Hauptstadt bereits verlassen hätten und nach der Lausitz zurückmarschiert wären. Jetzt beschloß er, sich gegen Schlesien zu wenden und das bedrohte Schweidnitz zu entsetzen. Am 23. October aber erhielt er unterwegs von dem Feldmarschall Keith, der mit 7 Bataillonen und 6 Schwadronen an der Saale zurückgeblieben war, die Nachricht, daß die Reichsarmee und die Franzosen von neuem vordrängen. Worauf er seit Monaten vergeblich gehofft hatte, schien nun dennoch möglich. Unverzüglich entschloß er sich, umzukehren, denn er rechnete mit Gewißheit darauf, daß er „diese Leute“ durch eine Schlacht von sich abschütteln könnte. Dem Herzog Ferdinand von Braunschweig und dem Prinzen von Anhalt aber gab er Befehl, sich mit ihm zu vereinigen und am 27. October hatte er 31 Bataillone und 41 Schwadronen, gegen 27,000 Mann, bei Leipzig versammelt. Die Reichsarmee deren Vortruppen bereits nahe an die Stadt, bis Connewitz, vorgedrungen waren, wich nun schleunigst wieder hinter die Saale gegen Weißenfels zurück. Soubise war währenddem von Mühlhausen über Erfurt auf Merseburg gezogen. Am 31. setzte sich der König in drei Abtheilungen gegen die Uebergänge der Saale in Marsch. Am 3. November Abends vereinigte er sein kleines Heer bei Braunsdorf an der Straße von Weißenfels nach Merseburg. Kaum eine Meile nordwestlich von ihm bei Mücheln lagerte die combinierte Armee.

Aber es schien Friedrich dennoch zu bedenklich, dieselbe in ihrer starken Stellung anzugreifen, und nach einer genauen Recognoscierung zog er am nächsten Tage seine Truppen in ein neues Lager zwischen Roßbach und Bedra zurück. Seine anscheinende Unentschlossenheit, sein Zurückweichen, ohne den Kampf zu wagen, erfüllten die alliierten Generale

*) S. die Instruction des Lord Holdernesse an Mitchell, d. d. 10. October 1757, in Anlage 30. Daraus ergiebt sich, daß v. Westphalen (I, S. 312), und nach ihm Schäfer (I, S. 478) und Andere im Irrthum sind, wenn sie angeben, der König Georg habe speciell den Herzog Ferdinand direct vorgeschlagen. Ebenso wenig scheint die Angabe Friedrichs (Oeuvres IV, 177) begründet, daß Pitt auf diese Wahl Einfluß gehabt habe.

mit hoher Zuversicht. Sie beschlossen, namentlich auf Hildburghausen's Zureden, selbst zum Angriff überzugehen, und ihre gewaltige numerische Ueberlegenheit — sie zählten über 50,000 Mann — schien den Sieg zu verbürgen. So kam es am nächsten Tage, Sonntag den 5. November, zu der berühmten Schlacht bei Roßbach. Gegen 11 Uhr Morgens rückten die Alliierten in zwei langen Colonnen, ohne Vorsichtsmaßregeln in weitem Bogen heran, um das preußische Lager in der linken Flanke zu umgehen. Plötzlich wurden sie von den Reitergeschwadern Seidlitzens, die sich hinter der Kuppe des Janus-Hügels ungesehen entwickelt hatten, angegriffen. Die französische Cavallerie an der Tête jagte in namenlosem Schrecken davon. Vergeblich versuchte das Fußvolk, sich seitwärts herauszuziehen und bataillonsweise aufzumarschieren, denn auch die preußische Infanterie stieg nun den Janus-Hügel hinab und umfaßte es von beiden Seiten, während die Geschütze einen vernichtenden Kartätschenhagel in die unentwirrbaren Massen schleuderten. Dann brach Seidlitz von neuem hervor. Nun hörte jegliche Ordnung auf, und die wild durcheinander gedrängten Haufen wurden, wo sie sich auch wieder zu setzen versuchten, stets von neuem gesprengt. Endlich löste sich alles in regellose Flucht auf. Eine solche Niederlage war noch gar nicht dagewesen. Fünftausend Gefangene, darunter acht Generale und zweihundert Officiere niederer Grade, fielen in die Hände der Sieger; 62 Kanonen, 7 Fahnen, 15 Standarten und zahlloses Armee-Material wurden erbeutet.

Der König verfolgte die Geschlagenen zwei Tage lang in der Richtung auf Erfurt. Erst hatten sie sich bei Freiburg an der Unstrut setzen wollen; aber da war kein Halten. In aufgelösten Schaaren flohen die Franzosen durch Thüringen westwärts bis hinter das Eichsfeld, ja bis Hessen zurück. Bei Duderstadt erst gelang es Soubise, seine Armee einigermaßen wieder zu sammeln. Die Reichsarmee schlug die Richtung nach Arnheim ein. Der unglücklichen Königin von Polen, die von diesem Heere fest die Befreiung Sachsens erhofft hatte, brach dieser Schlag das Herz; in der Nacht zum 17. November machte ein Stickfluß ihrem Leben ein Ende.

Es war keine unangenehme Ueberraschung für Friedrich, als ihm am 7. November auf dem Marsche nach Freiburg a. d. Unstrut der englische Major Grand, der sein Hauptquartier begleitete, die Ankunft des Grafen Schulenburg meldete. Die Gewißheit, daß der König Georg, ohne seinen letzten Brief abzuwarten, beschlossen hatte, die alliierte Armee wieder in Thätigkeit zu setzen, war eine unschätzbare Zugabe zu dem gewonnenen Siege. Um sich erkenntlich zu zeigen, schickte er noch an

demselben Abend den Ueberbringer der Botschaft mit einem eigenhändigen Bericht von der Schlacht an den britischen Monarchen*); den hannoverschen Abgesandten aber, der ihm ein Schreiben der Geheimräthe überreichte, empfing er außerordentlich gnädig. Zu seiner Ueberraschung machte er ihm nicht einmal Vorwürfe über das Geschehene, befahl dagegen, daß er ihm am nächsten Tage in Verkleidung nach Merseburg folgen sollte. Schulenburg glaubte in der Audienz, die über eine Stunde dauerte, zu bemerken, daß der König, wie viele hohe Herren, „lieber spräche als hörte". Deshalb arbeitete er ein schriftliches Memoire über den Zustand der Observations-Armee und die Unmöglichkeit, dieselbe noch länger in dem beengten Rayon zusammenzuhalten, aus, und legte dasselbe in einer zweiten Conferenz am 9. November zu Merseburg dem Monarchen vor. Auch Mitchell war zu dieser Berathung von Leipzig her beordert worden.

Friedrich erklärte, nachdem er die Denkschrift gelesen hatte, er hielte es für am besten „de lever le masque et d'agir drapeaux déployés". Er meinte, man brauche dazu kaum mehr Truppen, als Hannover allein hätte. Nach dem Vorfall von Roßbach sei es genügend, dem Rest der Franzosen einen Tritt in den H . . . . . . zu geben, um für den nächsten Sommer Nichts mehr von ihnen zu hören. Dann ward er ruhiger und gab Schulenburg auf, einen Operationsplan zu entwerfen, den er nach seinen Ideen ergänzen und verbessern wollte. Nachher kam er auf die inneren Verhältnisse der alliierten Armee zu sprechen. Zwar bezweifelte er nicht deren guten Willen; auch fand er sie stärker, als er gedacht, aber gegen die Capacität der höheren Führer äußerte er schweres Mistrauen. Auf diesen kitzlichen Punkt war der Gesandte längst vorbereitet. Er wußte aus Mitchell's Instructionen, daß der König Georg II. selbst der Ansicht war, unter seinen Generalen befinde sich Niemand, der geeignet wäre, das schwierige Commando über eine aus verschiedenen Contingenten zusammengesetzte Armee zu übernehmen. Er wußte ferner, daß Mitchell bereits bei einer früheren Conferenz den Namen des Prinzen Ferdinand von Braunschweig genannt hatte, als den alleinigen Fürsten des Welfenhauses, auf den sich der Blick möglicherweise richten konnte, seitdem der Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern bereits Ende August die schwierige Aufgabe übernommen hatte, mit einem selbstständigen Heere von 40,000 Mann die Lausitz und Schlesien zu vertheidigen. Daher antwortete er offen und freimüthig, die Uebelstände der alliierten Armee entsprängen aus dem langen Frieden und dem hohen

*) S. denselben in Anlage 31.

Alter der Generale. Der König aber könne denselben leicht abhelfen, wenn er derselben einen fürstlichen General aus seiner eigenen Armee zum Oberbefehlshaber überließe, und er glaube, daß seinem Herrn der Herzog Ferdinand der angenehmste sein würde.

Diesem waren bereits vor zwei Tagen in Freiburg durch Friedrich die ersten Eröffnungen von dem Plane gemacht worden. Er hatte ihn Abends nach seinem Quartier kommen lassen und ihm dringend zugeredet, den Auftrag unverzüglich anzunehmen. Im Vollgefühl des gewonnenen Sieges schien dem Könige das Uebrige nur eine Kleinigkeit. „Sie müssen sofort nach Stade abgehen", sagte er, „was etwa noch zu thun übrig ist, ist nicht der Rede werth." Der Herzog aber ließ sich nicht so leicht bereden; er durchschaute den weiten Contrast zwischen der königlichen Aeußerung und der kritischen Lage Hannovers. Deshalb bat er sich Bedenkzeit aus, obgleich Friedrich ihn wegen dieser „Affectation" verspottete. Indessen bei reiflicher Ueberlegung siegte doch der Trieb seines Herzens, für sein bedrängtes Vaterland zu fechten, über alle Bedenklichkeiten, und schon am nächsten Morgen erklärte er sich bereit, das Commando zu übernehmen, wenn man ihm unbeschränkte Vollmacht gäbe und freie Hand, nach den Umständen zu handeln. So war die Angelegenheit eigentlich schon entschieden, als Schulenburg seine zweite Audienz hatte. Der preußische Monarch theilte aber dem Herzoge noch einmal in des Grafen Gegenwart seine Commission mit, worauf derselbe erwiederte, er nähme sie an, „wenn der König, sein Herr, es befähle".

Nun versuchte Schulenburg, den neuen Befehlshaber zu überreden, daß er auf der Stelle mit ihm incognito nach Stade gehen möchte; allein dazu wollte sich dieser unter keinen Umständen verstehen, — und mit Recht. Denn nicht allein der Feind würde dadurch von dem Vorhaben frühzeitig Wind bekommen haben, sondern er selbst hätte Gefahr gelaufen, sich schwer zu compromittieren. Er wisse ja noch gar nicht einmal, sagte er, ob das hannoversche Ministerium genügend autorisiert sei, dem General von Zastrow das Commando abzunehmen; auch vom König Georg sei er mit keinem Schreiben beehrt worden.

Der Herzog und Schulenburg folgten also zunächst dem Könige Friedrich nach Leipzig, um den verlangten Operationsplan für die alliierte Armee zu entwerfen. Des Grafen Idee ging darauf hinaus, ehebaldigst die zerstreuten französischen Truppen in Hannover, die er im Ganzen auf höchstens 8000 Mann schätzte, zu überfallen und zu zersprengen. Er glaubte, es sei möglich, an drei Orten zugleich den feindlichen Cordon zu durchbrechen, und das Heer dennoch so rechtzeitig zu vereinigen, daß man es

der Hauptmacht des Marschalls Richelieu über die Aller entgegenführen könnte. Der König, der ein rasches, entschlossenes Verfahren liebte, war damit einverstanden. Er erklärte, er wolle 15 Schwadronen und einige Bataillone unter dem General Keith in der Leipziger Gegend zurücklassen, welche demnächst eine Diversion in's Halberstädtische zur Unterstützung des Angriffs machen könnten; auch versprach er, der Marschall Lewald solle, sobald er die Schweden völlig zurückgetrieben habe, weitere Hilfe senden.

Schulenburg, obgleich er sich geschmeichelt und verwundert stellte, daß der König sich von seinem Einfall so viel zu versprechen schien, sah nunmehr, daß er sich gerade damit die Aussicht auf ein wirkliches gemeinsames Concert beider Heere vernichtet hatte. Gerade deshalb, weil der Plan ohne preußische Cooperation ausführbar war, gefiel er Friedrich besonders. Derselbe war nun fester als je entschlossen, nach Schlesien zu eilen, obgleich Mitchell, der Herzog und viele Generale in ihn drangen, da zu bleiben und die Franzosen erst gänzlich aus dem Reiche zu vertreiben. Schulenburg, der noch weitere Vorstellungen wagte, ward ganz entschieden abgewiesen. Er könne nicht mehr versprechen, als er gethan, sagte der König; er hätte zu viele Länder und müsse sie gegen zu viele Feinde vertheidigen. „Und dann", so schloß er, und seine großen Augen schossen Blitze, „haben Sie mir durch Ihre Retraiten und Ihre Convention geschadet; Sie denken stets nur an Ihre „terre sainte" und nicht an die meinige." Es war offenbar nichts weiter zu machen; aber der König gab wenigstens die feste Zusicherung, daß er künftig ohne Vorwissen seines Alliierten, indem er die Person des britischen Monarchen nicht mehr von der des hannoverschen Kurfürsten trennte, keinen Frieden schließen würde. Am 13. November brach er sodann mit seinem Heere von Leipzig auf. Der Herzog Ferdinand ging, wie verabredet war, nach Magdeburg, um das Weitere abzuwarten. Am 16. November traf er dort ein.*)

So erhielt die alliierte Armee durch ein Zusammentreffen merkwürdiger Umstände zum Oberfeldherrn den Mann, der vielleicht allein in der ganzen Welt im Stande war, sie aus ihrer bedrängten Lage zu erlösen. Ein glücklicher Instinct, die Vorliebe des Königs Georg für

*) Für die Erzählung der Ereignisse, welche die Ernennung des Herzogs Ferdinand zum Oberfeldherrn herbeiführten, hat vorzüglich auch der Original-Bericht des Grafen Schulenburg an die hannoverschen Minister, d. d. Leipzig, 11. November 1757, aus den Acten des hannoverschen Archivs zu Grunde gelegen. Außerdem giebt v. Westphalen I, S. 317 ff., 339 ff. ꝛc. werthvolle Aufschlüsse.

sein Blut, der Glaube, daß in der preußischen Armee es der Schüler dem Meister gleich thun könne, hatte die Wahl auf diesen Prinzen gelenkt. Denn damals besaß er, wie Westphalen sagt*), nur noch einen mit vielen preußischen Generalen ganz gemeinen Ruhm. Er hatte wohl kleine abgesonderte Avantgarden und Expeditionen mit Geschick befehligt; aber in der Führung großer Heerestheile mangelte bis dahin ihm jegliche Erfahrung. Wer mochte im voraus sagen, ob der Versuch nicht ebenso kläglich ablaufen würde, wie der des preußischen Prinzen August Wilhelm in Böhmen oder des Herzogs von Bevern in Schlesien? Die Schwierigkeiten, die sich vor ihm aufthürmten, waren weit größer. Er sollte nicht einen einheitlichen Armeekörper, sondern ein schwerfälliges, vielköpfiges Heer führen, mit dem der erfahrene Herzog von Cumberland nichts hatte ausrichten können. Und dennoch zeigte sich bald, daß er allen Erfordernissen seiner dornenvollen Situation gewachsen war, daß er alle die Eigenschaften besaß, die ihn nächst dem Könige unbezweifelt zu dem genialsten Feldherrn des siebenjährigen Krieges machten.

Die äußere Persönlichkeit des neuen 37jährigen Oberbefehlshabers**) war indeß keineswegs sehr ansprechend. Der Herzog Ferdinand war nicht groß von Statur, etwas stark und nicht schön; aber ihn zeichneten Unerschrockenheit, persönliche Tapferkeit und ein ungemeiner Scharfblick in hohem Grade aus. Wer mit ihm in nähere Berührung kam, erkannte leicht, daß er einen Mann von ganz ungewöhnlichen Talenten und von selten klarem Urtheil in politischen und militairischen Dingen vor sich hatte. Er besaß viel Selbstgefühl; doch war er humandenkend gegen Andere, pünktlich und gerecht für seine Untergebenen. In späteren Jahren, wo er sich stark der Freimaurerei ergab, ward diese Menschenfreundlichkeit und sein Wohlwollen von Heuchlern und Schwindlern sogar vielfach

*) S. Westphalen I, S. 34 ff. 312 ff.

**) Prinz, nach der damaligen Bezeichnungsart Herzog, Ferdinand von Braunschweig war geboren im Jahre 1721. Er war der vierte Sohn (das fünfte Kind) des Herzogs Ferdinand Albert II. von Braunschweig-Bevern († 1735). Sein ältester Bruder war der regierende Herzog Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel; der zweite, Anton Ulrich, nahm an der russischen Tragödie des unglücklichen Czaren Iwan den bekannten traurigen Antheil; der dritte, Ludwig Ernst, stand als Feldmarschall in holländischen Diensten. Seine ältere Schwester Elisabeth Christina war die Gemahlin Friedrichs des Großen. Von seinen zwei jüngeren Brüdern fiel der eine (Albrecht) 1745 als österreichischer Officier in der Schlacht bei Soor, der andere, Friedrich Franz, wurde als preußischer Oberst 1758 bei dem Ueberfall von Hochkirch erschossen. Eine jüngere Schwester, Louise Amalie, war mit dem Prinzen August Wilhelm von Preußen vermählt und wurde die Mutter des Königs Friedrich Wilhelm II. Die jüngste endlich, Juliane Marie, heirathete den König Friedrich V. von Dänemark.

misbraucht. Umsichtig und Antheil nehmend an allem, was die Soldaten betraf, erwarb er sich bald deren unbegrenztes Vertrauen, obgleich er mit äußerster Strenge die Disciplin aufrecht erhielt. Durch ausgesuchte Höflichkeit gegen die Officiere gewann er deren schwärmerische Anhänglichkeit. Seine Gewohnheiten waren mäßig. Um 1 Uhr nahm er sein einfaches Mittagsessen ein; um 3 Uhr promenierte er mit den Officieren seiner Umgebung und besprach die laufenden Geschäfte; um 6 Uhr legte er sich schlafen; um Mitternacht stand er auf, visitierte die Vorposten und ritt zum Recognoscieren umher; um 6 Uhr Morgens kam er zurück, frühstückte, nahm Meldungen entgegen und ertheilte seine Befehle. Aber was ihm nicht gut stand, war, daß er zu sehr den galant homme affectierte. Vielleicht beförderte seine große Vorliebe für die französischen Umgangsformen, für französische Bildung und Sprache seine Neigung für das weibliche Geschlecht. Auch war er in seinen Gunstbezeugungen keineswegs wählerisch, so daß es bisweilen schwierig war, diese Beziehungen vor der Armee zu verheimlichen.*)

Während die wichtige Entscheidung über des Herzogs Ernennung schwebte, erhielt der Marschall Richelieu die Nachricht, daß sein Hof die Halberstädter Convention aus politischen Gründen nicht genehmigen könne. Die Kunde von seinen geheimen Verhandlungen hatten am Wiener Hofe zu großen Argwohn und Erbitterung hervorgerufen, als daß man den Vertrag ohne Weiteres sanctionieren durfte. Um sich jedoch über die wirklichen Zustände in der französischen Armee zu instruieren, schickte der Kriegsminister Paulmy den General Crémille in das Hauptquartier Richelieu's, wo derselbe am 4. Nov. eintraf. Dem Marschall gelang es indeß leicht, dem Abgesandten die Kriegsunkunde des Hof-Rathgebers fühlbar zu machen. Er überzeugte ihn bald von der Nothwendigkeit gesicherter Winterquartiere und von dem großen Vortheil, den der Abschluß einer Waffenruhe für die Armee haben würde. Crémille erklärte sich sogar auf Grund seiner Vollmachten bereit, die Convention dennoch zu unterzeichnen. Außerdem beschloß man, den größeren Theil des Heeres in das Braunschweigische und Hannoversche zu verlegen, den Rest über die Weser zurückzuführen. Indeß die Verhandlungen über den Vertrag konnten trotzdem nicht zu Ende geführt werden. Das von dem Herzog Ferdinand bereits vollzogene Exemplar war, als es der Marschall am

*) Für diese Charakterschilderung haben Rénouard (I, S. 329) und Schäfer (I, S. 478), insbesondere aber die handschriftlichen Aufzeichnungen des Geheimraths von Hake zum Grunde gelegen, die mir der Baron C. von Hake auf Diedersen mit großer Bereitwilligkeit einzusehen gestattet hat.

5. November zurückverlangte, um es nun gleichfalls zu unterschreiben, nicht mehr zu erlangen. Der Kammerpräsident Dietrichs, dem dasselbe zur Aufbewahrung übergeben war, hatte es mittlerweile dem Herzog Ferdinand zurückschicken müssen. Richelieu aber, der nicht im Geringsten daran gezweifelt hatte, daß die Erledigung der Angelegenheit allein von seinem guten Willen abhinge, gerieth nun in die furchtbarste Aufregung, und als Dietrichs gar noch erklärte, dem Könige sei jetzt mit der Uebereinkunft überall nichts mehr gedient, brach er am 6. November, ohne eine weitere Antwort abzuwarten, mit seinem Hauptquartier nach Braunschweig auf.*)

Hier erhielt er die Nachricht von der schmachvollen Niederlage des Prinzen von Soubise. Zugleich machte der Brief des Generals von Zastrow, den ihm der Marquis von Perreuse von Harburg aus übermittelte, die Vermuthung, daß die Hannoveraner die Convention zu brechen beabsichtigten, fast zur Gewißheit. Wenn der König von Preußen sich nun den Geschlagenen an die Fersen heftete, so war des Marschalls Lage eine äußerst gefahrvolle. Von zwei Seiten bedroht, blieb ihm kaum etwas Anderes übrig, als der schleunigste Rückzug gegen den Rhein. Von dieser dringendsten Besorgnis befreite ihn nach einigen Tagen jedoch die Nachricht, daß Friedrich von der Soubise'schen Armee abgelassen und sich gegen Schlesien gewendet habe. Außerdem gewann er die tröstliche Gewißheit, daß ein zweites Detachement von 10 Bataillonen und 20 Schwadronen, welches er noch am 1. November von Quedlinburg abgeschickt hatte, nicht mehr zu der Armee Soubise's gelangt und der Niederlage glücklich entgangen war.**)

Richelieu konnte nun also seine ganze Streitmacht von neuem gegen die alliierte Armee wenden, und mit kaum weniger Aussicht auf Erfolg, als drei Monate vorher. Zuvor machte er jedoch noch einen letzten Versuch, um wenigstens die Hessen auf seine Seite herüberzuziehen. Er schrieb am 9. November dem Landgrafen persönlich, und theilte ihm unter den schmeichelhaftesten Aeußerungen über seine bewundernswerthe Seelengröße mit, der Ausführung der Convention stehe nun Nichts mehr im Wege. Auch wiederholte er sein feierliches Versprechen, daß die Truppen bei der Rückkehr in's Land entwaffnet werden sollten.

An demselben Tage übersandte er dem General von Zastrow ein langes Antwortschreiben und gab ihm von dieser Zusicherung Kenntnis.

*) Vergl. v. Westphalen I, S. 327 ff.; Schäfer I, S. 435 ff.

**) Diese Abtheilung sollte am 4. November in Wollstädt, halben Weges zwischen Quedlinburg und Merseburg, eintreffen. (Luynes XVI. S. 244.)

Zugleich aber glaubte er, ihn daran erinnern zu sollen, daß die Ehre alle Gesetze des Krieges bestimmte, und daß selbst die uncivilisiertesten Nationen militairische Capitulationen als eine geheiligte Sache betrachteten. Er selbst versicherte vor Gott und den Menschen, er habe die Bedingungen der Zevener Convention auf das Scrupulöseste erfüllt. Auch wollte er bis auf Weiteres nicht annehmen, daß den verschiedenen Truppenbewegungen, von denen er erfahren habe, etwas Anderes zu Grunde läge, als Vorsichtsmaßregeln und Misverständnisse; denn derartige Kunstgriffe wären für die „Generale so großer Fürsten" nicht würdig. Endlich erbat er sich eine Mittheilung über den Zeitpunkt, wann die Truppen, den Bestimmungen gemäß, wieder in Bewegung gesetzt werden sollten.*)

Der Marschall hat sich auf diese Anfrage, die von nicht miszuverstehenden Drohungen begleitet war, wohl kaum mehr eine befriedigende Antwort versprochen. Er war sich nun vollkommen klar darüber, daß er das Werk, welches er längst für vollkommen abgemacht gehalten hatte, im Winter ganz von vorn beginnen mußte. Zwei Tage nachher schon kam er, dem Grafen Lynar gegenüber, mit seiner wahren Herzensmeinung heraus. Seine Wuth und seine Enttäuschung machten sich in den furchtbarsten Ankündigungen Luft. Er erklärte, wenn die Vollziehung der Convention nicht gleich erfolge, so werde er zunächst die Häuser der hannoverschen Minister verbrennen und dem Erdboden gleich machen. Nachher sollte mit den königlichen Palästen auf die nämliche Weise verfahren werden. Gleichzeitig kündigte der Gouverneur von Kassel, Herzog von Ayen, den hessischen Staatsministern an, wenn ihr Herr sich nicht füge, so würde man gerade so, wie es ehedem in der Rheinpfalz geschehen sei, das fürstliche Residenzschloß in die Luft sprengen, die Stadt Kassel anzünden und das Land mit Feuer und Schwert so verwüsten, daß es sich in Jahrhunderten nicht wieder erholen könne.**)

Diese Drohungen machten jedoch keinen Eindruck mehr. Die freudige Nachricht von dem Siege bei Roßbach war nunmehr in Stade angekommen und füllte Aller Herzen mit neuer Zuversicht. General von Zastrow antwortete am 14. November kühl und förmlich, es seien noch mehrere Unregelmäßigkeiten hinsichtlich der Convention vorgekommen. Den Braunschweigern drohe, wie er erfahren habe, dieselbe schmähliche

*) S. den Brief des Marschalls Richelieu an den General von Zastrow, d. d. Braunschweig, 9. November, in Anlage 32. Auch Huschberg-Wuttke scheint dessen Inhalt bereits zu kennen. (Vergl. daselbst S. 371.)

**) S. Huschberg-Wuttke, S. 373.

Behandlung, wie die, welcher die Hessen sich nicht unterwerfen wollten. Außerdem sei das Schloß Scharzfels mitten im Waffenstillstand gewaltsam weggenommen und die Franzosen hätten sich ohne Weiteres mehrerer hannoverscher Magazine bemächtigt. Dennoch beabsichtigte er nicht, wie es sein Recht sei, die Feindseligkeiten ohne Weiteres zu eröffnen; jedoch er sähe sich genöthigt, das Vorgefallene seinem Herrn zu berichten.*)

Damit war die Correspondenz zu Ende. Am 15. November übersandte der General de Villemur eine letzte Sommation nach Stade, die hannoverschen Truppen nach Lauenburg, die hessischen in ihr Land abgehen zu lassen. Dabei wiederholte er nochmals das Versprechen, daß sie nicht entwaffnet werden sollten. General von Spörcken gab eine ausweichende Antwort, und von neuem sollte das Schwert entscheiden.

Abermals mußten die französischen Truppen die eben bezogenen Winterquartiere verlassen, um den gestellten Forderungen Nachdruck zu geben. Und während sie mismuthig und widerstrebend den angewiesenen Concentrierungspunkten zueilten, erhielt am 18. November der Marschall neue Instructionen von seinem Hofe. Sie waren unter dem Eindruck der Nachricht von der Roßbacher Niederlage ausgefertigt worden. Aus den gleichzeitig eingegangenen Berichten Richelieu's vom 6. November aber hatte der Minister Bernis zu seiner Bestürzung ersehen, daß die hannoversche „Hydra" im Begriff war, sich mit mehr Häuptern aus der Asche wieder zu erheben, als sie bisher gehabt hatte. Nun erkannte er, daß die unbedingte Vollmacht zum Abschluß der Conventionsverhandlungen, die er erst vor wenig Tagen dem Oberbefehlshaber geschickt hatte**), nicht mehr genügte. „Vergeblich würde man", so schrieb er voll Wuth und Enttäuschung, „auf die Ausführung der Convention bauen können, selbst wenn der Kurfürst sie bestätigt hätte. Die bekannte Treulosigkeit der Hannoveraner und das Beispiel der im Jahre 1741 verletzten Neutralität gäben hinreichend Belehrung darüber, was man zu erwarten habe, wenn man ihnen nicht Gewalt zeigte."

Dagegen gab sich der Minister hinsichtlich der Hessen und Braunschweiger noch jetzt den merkwürdigsten Illusionen hin. Wahrscheinlich weil der Landgraf noch am 18. October durch den zweibrückischen Minister von Pachelbel Vorschläge zu einem Subsidien-Vertrage überreicht und auch der Herzog von Braunschweig neuerdings ähnliche Propositionen

---

*) Jastrow an den Herzog von Richelieu, d. d. Stade, 14. November 1757.

**) Bernis an Richelieu, d. d. 7. November, in Mémoires de Richelieu IX, S. 186.

gemacht hatte*), glaubte er, diese beiden Fürsten noch von dem englisch-hannoverschen Bündnis trennen und 20,000 Mann für die „gute Sache" gewinnen zu können.

Demgemäß erhielt der Marschall Richelieu Vollmacht, alle möglichen Anstrengungen zu machen, um die hessischen und braunschweigischen Truppen in ein französisches Soldverhältnis hinüberzuführen. Er sollte ihnen dieselben Subsidien-Beträge zusichern, die sie selber bei früheren Gelegenheiten beansprucht hatten. Auch ward ihm empfohlen, die Unterhandlung vorzugsweise mit dem Herzoge von Braunschweig zu beginnen; denn dieser meine es offenbar am aufrichtigsten mit dem Wunsche nach Versöhnung. Da er ferner das Versprechen zur Entwaffnung seiner Truppen gegeben habe, so werde sich die Sache leichter mit ihm abmachen lassen.**)

Jedoch nur in dieser einen Beziehung entsprach die Instruction noch den wirklichen Verhältnissen. Der Herzog Karl ertheilte in der That die bestimmtesten Zusicherungen, daß er sein gegebenes Wort nicht brechen werde. Lieber wolle er das Aeußerste abwarten, erklärte er, als mit den unter den Befehlen des Generals von Zastrow stehenden Truppen gemeinschaftliche Sache machen.***)

Der Landgraf dagegen setzte in einem Schreiben vom 16. November den Marschall in Kenntnis, das britische Staatsministerium habe erklärt, die ohne dessen Zuthun abgeschlossene Convention könne seine Verbindlichkeiten gegen die englische Krone nicht ändern. Es bleibe ihm daher nur übrig, seinen Verpflichtungen gegen dieselbe nachzukommen.†)

Indessen waren die verschiedenen Abtheilungen der französischen Armee allenthalben in Marsch. Durch die wüsten Einöden der Lüne-

*) Vgl. Mémoires de Richelien IX, S. 187; Stuhr, Forschungen I, S. 149. Der braunschweigische Subsidien-Entwurf ward am 28. October durch den Minister von Schliestädt dem Marschall Richelieu übergeben.

**) Vgl. die „Instructions pour M. le maréchal Duc de Richelieu, Commandant général des armées du Roi en Allemagne", d. d. 13. November 1757, die Stuhr (I, S. 150 ff. 343 ff.) auszüglich mittheilt. Der Herzog von Braunschweig sollte dieselben Subsidien erhalten, die ihm nach dem Vertrage von 1750 bewilligt waren. Wenn er 6000 Mann stellte, so würde er jährlich 450,000 Thaler bekommen haben. Der Landgraf von Hessen hatte im Jahre 1752 für die Stellung von 4200 Mann zu Fuß und 1200 Mann zu Roß in Kriegszeiten 600,000 Thaler jährlich verlangt; jetzt wurde ihm für ein Corps von 12,000 Mann 1,200,000 Thaler jährlich versprochen.

***) S. Stuhr I, S. 163, nach einem Schreiben des braunschweigischen Ministers v. Cramm, d. d. 21. November 1757.

†) S. Huschberg-Wuttke, S. 372 ff.

burger Haide bewegten sich ihre Colonnen nordwärts gegen die Elbe. Denn der Besitz der festen Posten von Burgschanze, Ottersberg und Rotenburg sicherte den Marschall, wie er meinte, gegen einen Durchbruchsversuch der Hannoveraner in der Richtung der Wümme, und er hoffte, es bedürfe nur einer geringen Anstrengung, vielleicht nicht mehr als einer ernsten Drohung, um sie auf der Seite von Harburg wieder in den Conventionsbezirk zurückzudrängen. Sechs Brigaden Infanterie und ebensoviel an Cavallerie (30 Bataillone und 30 Schwadronen) überschritten bei Celle und Gifhorn die Aller; er selbst verlegte am 20. November sein Hauptquartier nach Uelzen. Um den ganzen Ernst seiner Maßregeln zu zeigen, rückte er am nächsten Tage die Ilmenau weiter hinunter gegen Lüneburg. Der Marquis von Voyer befehligte den Vortrab, das Gros des Heeres folgte in mehreren Divisionen. Am 23. November war der französische Feldherr selber in Lüneburg. Hier erhielt er von dem General von Zastrow die Anzeige, daß er sich wegen der Subsistenz und Sicherheit seines Heeres genöthigt gesehen habe, dessen Stellungen zu verändern, und daß die hessischen Truppen, „ohne daß ein Unglück dabei geschehen sei", die Thore von Bremervörde geöffnet hätten. Darauf erfolgte die kategorische Anfrage Richelieu's, ob man nach solchen Vorgängen hannoverscherseits noch die Convention halten wolle oder nicht. Zugleich rückten vorgeschobene Detachements nach Winsen an der Luhe und besetzten die Hooperschanze beim Einfluß der Ilmenau in die Elbe.

Statt nun energisch weiter vorzudringen, wenigstens so weit, daß er sich eine Verbindung mit dem Marquis von Perreuse in Harburg eröffnete, blieb der Marschall unschlüssig stehen. Er gab sogar dem Grafen Lynar auf, sich nochmals in's Mittel zu legen, um das Aeußerste zu verhüten. So versäumte er, was damals noch ein Leichtes gewesen wäre, die beiden ursprünglich nach dem Lauenburgischen bestimmten hannoverschen Marsch-Detachements, welche sich bei seinem Herannahen hinter der Seve vereinigt hatten, zum Rückzug innerhalb der Demarcationslinie zu nöthigen. Vielleicht glaubte er, die Gefahr von ferne gesehen, würde größer erscheinen und auf die bestürzten Gegner gewaltiger wirken, als in der Nähe, und er hätte es gewiß nicht ungern gesehen, wenn man ihm beim Herannahen des unvermeidlichen Verderbens neue Vorschläge gemacht hätte. Vielleicht meinte er auch, ein Aufschub von wenig Tagen, der wegen der Verpflegungsmaßregeln wünschenswerth schien, wäre überall von keiner Bedeutung. Er hatte sich schwer verrechnet.

In der Nacht vom 15. zum 16. November hatte ein Courier des Grafen von Schulenburg den hannoverschen Ministern die freudige Nach-

richt überbracht, daß der Herzog Ferdinand sich bereit erklärt habe, das Commando der alliierten Armee anzunehmen. Unverzüglich übersandten sie ihm ein höchst schmeichelhaftes Schreiben, mit der Versicherung, daß auch der König Georg, wie sie bestimmt wüßten, entzückt sein würde, ihn an der Spitze des Heeres zu wissen. Auch versprachen sie, ihr Möglichstes zu thun, um seinen Absichten entgegenzukommen und das zu fördern, was er für das Heil der Unterthanen des Königs unternehmen würde.*)

Und die Geheimräthe warteten nicht bis zu seiner Ankunft, um ihren Ernst und ihren guten Willen zu zeigen. Sie arbeiteten, so weit es in ihrer Macht und Einsicht stand, und soweit es die Kürze der Zeit gestattete, um die Armee wieder operationsfähig zu machen. Was bis dahin, um nicht den Argwohn des Feindes zu wecken, nicht hatte geschehen dürfen, nahm man nun mit größter Energie in Angriff. Die Bespannung der Artillerie, der Munitionswagen, des Commissariatstrains ward durch Requisition von 7—800 Bauernpferden aus den Marschen completiert. Leiterwagen wurden zu Brodwagen umgeschaffen, eine große Feldbäckerei eingerichtet und eine Brücken-Equipage von 18 Pontons vollständig ausgerüstet.**)

Dann galt es, sich der alliierten Truppen fest zu versichern. An den hessischen General von Wutginau und den braunschweigischen General von Imhoff erging nunmehr von Seiten des Ministeriums die bestimmte Anfrage, ob sie sich mit ihren Truppen den Befehlen des zu erwartenden neuen Oberfeldherrn fügen wollten?***) Beide behielten sich vor, Instructionen einzuholen. Von Seiten des Landgrafen trafen dieselben bald genug ein, und lauteten dahin, daß die Hessen dem Prinzen Ferdinand Treue und Gehorsam leisten würden. Imhoff dagegen erklärte am 18. November, er habe noch von Blankenburg keine Nachricht erhalten.

Mittlerweile ward es in Stade bekannt, daß der Marschall Richelieu mit seiner Armee zum Angriff heranrückte. Die Ausführung des Schulenburg'schen Operationsplans wurde damit zur Unmöglichkeit. Man konnte also vorläufig nichts Besseres thun, als sich zu einer hartnäckigen Vertheidigung vorzubereiten. Dafür war aber der Wiedergewinn von

*) Schreiben des Ministerii an den Herzog Ferdinand, d. d. Stade, 16. November, in Anlage 33.

**) S. v. Westphalen I, S. 365.

***) Wahrscheinlich ist diese Anfrage am 16. November und nicht am 14., wie Schäfer (I, S. 486), angiebt, gestellt worden, da erst an diesem Tage die Ernennung des Herzogs Ferdinand in Stade bekannt wurde.

Bremervörde von entscheidender Wichtigkeit. Am 20. November Morgens erschienen deshalb von Zeven her die hessischen Divisionen vor dem Ort und verlangten durchzumarschieren. Der französische Commandant, ein Hauptmann, verweigerte das und schloß die Thore. Indeß mit seinen 45 Dragonern konnte er nicht wohl daran denken, Widerstand zu leisten. Die Hessen eröffneten sich mit leichter Mühe einen Zugang, und der Franzose, dem man merkwürdigerweise freistellte, in dem Platze zu bleiben, zog es vor, zu seinem Heere abzumarschieren. Am 21. November erhielt ferner die hannoversche Abtheilung des Generals von Oberg bei Winsen den Befehl, sich auf die des Generals von Hardenberg bei Harburg zurückzuziehen. So konnte man den kommenden Ereignissen mit einiger Ruhe entgegensehen, wenn nicht im letzten Augenblick noch wegen der Braunschweiger ganz unerwartete Schwierigkeiten entstanden wären.

Dem General von Imhoff nämlich war inzwischen der bestimmte Befehl seines Hofes zugegangen, mit oder ohne Einwilligung des hannoverschen Ministeriums aus dem Lager abzumarschieren. Dem General mangelte es nicht an persönlichem Muth und Scharfsinn, aber er war im höchsten Grade unentschlossen und wankelmüthig; deshalb hatte er den günstigsten Moment, wo es ihm ein Leichtes gewesen sein würde, Bremervörde zu erreichen, bereits versäumt. Aber er stand dennoch nicht an, den erhaltenen Befehl auszuführen. Jetzt blieb ihm nichts übrig, als der Versuch, die Ostebrücke bei Heßlingen zu gewinnen, um von da den nächsten französischen Posten in Rotenburg zu erreichen.

Am 21. November, Abends um 8 Uhr, wurden die hannoverschen Minister und der General von Zastrow in Stade benachrichtigt, daß die braunschweigischen Truppen damit umgingen, sich noch in derselben Nacht heimlich davon zu machen. Unverzüglich ward beschlossen, den Abmarsch mit allen möglichen Mitteln zu verhindern. Der Ingenieur-Capitain Duplat erhielt Befehl, die Brücke über die Schwinge bei Essenschwinge, welche sie nothwendigerweise passieren mußten, sofort abzubrechen. Dem Prinzen von Anhalt aber, der die hessischen Truppen in jener Gegend befehligte, ward aufgegeben, auf die Bewegungen der Braunschweiger ein wachsames Auge zu haben.

Freitag, den 22. November, früh 4 Uhr, traf in der That eine Meldung ein, welche die schlimmsten Befürchtungen bestätigte. Der Prinz von Anhalt berichtete, daß die Braunschweiger bereits vor einer Stunde im Begriff gewesen wären, aufzubrechen. Nun war keine Zeit zu verlieren. Das Alarmsignal ertönte durch die dunkeln winkligen Gassen von Stade und rief die drei hannoverschen Bataillone, welche in der

Festung lagen, aus ihren warmen Quartieren hinaus in den nebeligen, frostigen Wintermorgen. Der General von Wangenheim übernahm ihr Commando und führte sie zum Schifferthore hinaus gegen Essenschwinge. Er war befehligt, sich für seine Person voraus zu dem Prinzen von Anhalt zu verfügen und mit ihm zu verabreden, was zu thun sei. Aber die Hannoveraner kamen bereits zu spät. Dem General von Zastrow, welcher selbst mit Tagesanbruch nach Essenschwinge vorritt, überbrachte unterwegs ein hessischer Officier die Meldung, daß die braunschweigischen Truppen den Mulsumer Damm schon passiert hätten. Dagegen sei es wenigstens eben noch rechtzeitig gelungen, ihre sämmtliche Bagage sowie die 200 Mann starke Bedeckung festzuhalten. Zastrow eilte nun mit der hessischen Cavallerie, die sich gerade sammelte, so rasch es ging, weiter, und bald traf er den Prinzen von Anhalt selber, welcher mit dem braunschweigischen General von Behr in lebhaftem Wortwechsel wegen der angehaltenen Wagen begriffen war. Auch Zastrow machte diesem die bittersten Vorwürfe über das unerhörte Verfahren der Braunschweiger. Er müsse sich sehr wundern, sagte er, daß rechtschaffene Leute, die seinem allergnädigsten Herrn Treue geschworen und dessen Brod und Geld genossen, sich auf eine solch' unerlaubte Art aus dem Staube machen wollten. Wenn er nur den General von Imhoff selber sprechen könnte, so wollte er ihm schon seine Meinung zu erkennen geben. Der General von Behr erbot sich, denselben zu holen; Wangenheim war schon zu demselben Zwecke vorausgeritten in der Hoffnung, ihn noch vielleicht im Marsche aufhalten zu können.

Währenddem war die Colonne der Braunschweiger bereits so weit gelangt, daß sie kaum mehr einzuholen war. Aber die Meldung, daß seine Arriere-Garde von der hessischen Cavallerie umringt sei, brachte Imhoff in Verlegenheit. Zugleich sah er in seiner linken Flanke ein Detachement Reiterei erscheinen. Es waren zwar nur 150 Luckner'sche Husaren, welche bei Fredenbeck unterhalb Mulsum über die Schwinge gegangen waren; aber er hielt sie für die Avantgarde eines stärkern Corps, das ihm den zweiten Damm über die Niederung der Bever, den er noch zu passieren hatte, abschneiden sollte. Als daher der General von Wangenheim bei ihm erschien und ihn ermahnte, wohl zu bedenken, was er thäte, ward er erst unschlüssig. Indessen bald kam sein point d'honneur wieder zum Durchbruch. Vergeblich setzte Wangenheim ihm auseinander, alle Wege und Dämme seien besetzt, er habe keine Hoffnung mehr durchzukommen, und die Schmach der wahnsinnigen Unternehmung würde nicht auf seinen Auftraggeber, sondern auf ihn selber fallen. Imhoff erklärte, er setze seine Ehre

darein, seine Befehle auszuführen; für den Erfolg habe er nicht zu stehen. Dann gab er der Avantgarde einige confuse Befehle und die Colonne setzte sich wieder in Marsch. In diesem entscheidenden Augenblick kam ein Adjutant des Generals von Zastrow herangesprengt und ersuchte ihn, sich zu einer kurzen Besprechung mit demselben nach der Schwingebrücke zu begeben. In seiner natürlichen Unschlüssigkeit folgte er dieser Aufforderung. Als er nach dem bestimmten Rendezvous zurückritt, sah er den General von Behr auf sich zukommen, und es schien ihm, als wenn der hannoversche General, ihn erwartend, in der Haide hin und her ritte. Er setzte also, um denselben geschwinder zu erreichen, sein Pferd in eine raschere Gangart. Plötzlich bemerkt er, daß der, dem er sich nähern will, sich immer mehr entfernt. Gleichzeitig erscheint eine Abtheilung Reiter in seiner Flanke. Nun kehrt er um und sucht in vollem Jagen sein Corps wieder zu erreichen. Aber auch die hessischen Schwadronen setzen sich in Galopp und ehe er sich es versieht, ist er von seinen Truppen abgeschnitten, umringt und gefangen.

Inzwischen hatte man auf den General von Behr nicht Acht gegeben, und jetzt bemerkte der Generaladjutant von Reden zu seiner Bestürzung, daß derselbe den günstigen Moment benutzt hatte und in vollem Galopp seinem Corps zueilte. Schleunigst sandte er ihm zwei Husaren mit flinken Pferden nach, die ihn auch bald wieder einholten. Den ersten, der sich ihm näherte, versuchte der General mit der Pistole abzuwehren, die jedoch zum Glück versagte; dem anderen, der schon ausholte, um ihn über den Kopf zu hauen, ergab er sich zum Gefangenen.

Die Wolfenbüttel'schen Truppen waren rathlos, als man ihnen eröffnete, ihre beiden Generale seien als Staatsgefangene nach der Festung Stade gebracht, und sie aufforderte, ihrem geschworenen Eide gemäß, in's Lager zurückzukehren. Der älteste der Officiere, Oberst von Zastrow, versuchte zuerst, Befehle von dem General von Imhoff einzuholen, dessen Instructionen er nicht kannte. Als man ihn aber bedeutete, daß dieser nicht mehr befugt wäre, Ordres zu ertheilen, da entschloß er sich endlich zur Umkehr, gegen das Versprechen, daß die Truppen nicht desarmiert und mit allen Ehren aufgenommen werden sollten. — Die Soldaten dagegen wetterten und fluchten. Sie hatten sich gefreut, bald in gute, warme Quartiere zu kommen, und nun mußten sie wieder unter ihre luftigen Zelte zurück. Jedoch sie gehorchten; aber die Einen zogen mit finsteren, mismüthigen Mienen und unheilverrathenden Blicken dahin, die Andern brachen in laute Verwünschungen aus. Man ließ sie deshalb nicht ihr

altes Lager beziehen, sondern legte sie, von den anderen Truppen umgeben, ganz nahe bei Stade auf den sogenannten „Hohen Wedel".*)

Damit war die traurige Affaire jedoch keineswegs zu Ende. Der neue Oberbefehlshaber fand bei seiner Ankunft die größten Schwierigkeiten, die Führer der Braunschweiger zur einstweiligen Unterwerfung unter seine Befehle zu überreden. Der regierende Herzog aber, der sich verletzt fühlte, weil man ihn britischerseits weder von dem Abschluß, noch von der Kündigung der Convention Kenntnis gegeben hatte, gerieth, trotzdem er selbst lange vorher schon in offenen Verhandlungen mit den Franzosen stand, als er die neuesten Vorfälle erfuhr, in die furchtbarste Wuth. Er erließ an den interimistischen Commandierenden, den Oberst von Zastrow, wiederholte und immer mehr geschärfte Ordres. Noch am 4. December, als die Armee bereits im vollen Vormarsch gegen die Aller begriffen war, überbrachte ein Courier demselben den Befehl, er solle bei Verlust der Ehre und Reputation stehen bleiben, wo er sich befände, und unter keiner Bedingung gegen die Franzosen fechten.**) Es entspann sich eine Correspondenz zwischen dem Herzoge Karl und seinem Bruder, in der heftige Worte gewechselt wurden. Erst der persönlichen Intervention des Königs Friedrich und den Bitten der Königin gelang es endlich, den Zorn ihres Bruders einigermaßen zu beschwichtigen und die günstige Wendung des Krieges im nächsten Frühjahr that das Uebrige, die leidige Angelegenheit in's Gleiche zu bringen.

Der Herzog Ferdinand empfing das Schreiben der hannoverschen Minister zu Magdeburg in der Frühe des 19. November. Sofort antwortete er, er werde bereits am nächsten Tage nach Stade abreisen und den Weg einschlagen, den der Courier mit dem Briefe gewählt habe. Er habe sich entschlossen, weder die förmliche Vollmacht des Königs von England, noch die Nachricht von der Rückkehr des Grafen von Schulen-

*) Die Erzählung dieser bedauernswerthen Ereignisse ist nach der officiellen Relation des Generals von Zastrow in dem königlichen Archive zu Hannover und v. Westphalen I, S. 321 ff. Der Letztere und nach ihm Schäfer und von Sichart verlegen das Datum auf den 19. November, aber anscheinend mit Unrecht; denn nach der eigenen Angabe Westphalen's war damals Bremervörde bereits wieder im Besitz der Alliierten.

**) Bericht des Herzogs Ferdinand von Braunschweig an den König Georg, d. d. Ebstorff, 7. December 1757, im hannoverschen Archiv. Der Briefwechsel zwischen den beiden Brüdern findet sich bei Stuhr I, S. 350 ff. und v. Westphalen II, S. 151 ff. Das Schreiben des Königs Friedrich an den Herzog Karl giebt Schäfer Beilage II, S. 109, I, S. 666; die Correspondenz der Königin mit ihrem Bruder daselbst Beilage II, S. 104 und 105, I, S. 664.

burg abzuwarten; denn in einer solchen Krisis, wie die jetzige, dürfe ein Ehrenmann erst ganz zuletzt an sich selber denken.*)

Am 20. November spät Abends reiste der Herzog, nur von seinem Geheimsecretair und zwei Adjutanten begleitet, von Magdeburg ab. Der Festungscommandant erhielt Befehl, die Thore 24 Stunden geschlossen zu halten, damit sich die Nachricht nicht nach außen verbreiten könnte. Die Straße führte am rechten Ufer der Elbe abwärts in der Richtung auf Wittenberge. Die Wege waren grundlos und der Extrapost-Dienst schlecht geregelt; jedoch fuhr die kleine Gesellschaft, ohne anzuhalten, Nacht und Tag weiter und erreichte glücklich das Lauenburgische, wo keine weitere Gefahr zu besorgen war.

Und doch waren sie nur mit knapper Noth der Gefangennahme entgangen. Der schlaue Marschall Richelieu hatte sogleich, als er die Ankunft des Herzogs in Magdeburg erfuhr, Argwohn geschöpft, daß etwas Ungewöhnliches im Werke sei. Zwar stellte er sich, als wenn er der Meinung derer Glauben schenkte, die ihn zu überzeugen suchten, es sei vielleicht auf einen Kriegszug gegen die Schweden abgesehen. Scherzend äußerte er, der Herzog wolle vielleicht in seinem alten Gouvernement seinen Kohl pflanzen. Im Stillen aber hoffte er, das eben wiederhergestellte Einvernehmen zwischen Preußen und Hannover „mit einem Meisterstrich“ zu durchkreuzen. Er entsendete zu dem Zweck von Uelzen aus den Parteigänger Grandmaison mit einem Trupp leichter Reiter in die Altmark und gab ihm den Auftrag, die Straßen nach Stade auf beiden Seiten der Elbe wohl zu beobachten. Grandmaison setzte in der That mit einer Streifpartei über den Strom, aber als er das kleine Städtchen Lenzen erreichte, hatte der Herzog bereits vor einigen Stunden dasselbe glücklich passiert.

In Bergedorf begegnete der Erbprinz von Braunschweig seinem Onkel. Er erzählte ihm die traurigen Ereignisse der letzten Tage und daß er selbst von seinem Vater den Befehl erhalten habe, die Armee zu verlassen und sich nach Holland zu dem Prinzen Ludwig zu begeben. Es gelang jedoch dem Herzog, seinen Neffen zunächst zur Umkehr nach dem nahen Hamburg zu bewegen, wo die Beiden am 23. November Morgens eintrafen. Hier fanden sie den Landgrafen von Hessen, trotzdem, daß man ihm nicht verhehlte, daß auf preußische Hilfe nicht zu rechnen sei, fest entschlossen, bei seinen alten Alliierten zu stehen und sich auf keinen Fall mit den Franzosen zu vergleichen. Unter diesen Umständen

*) S. diesen Brief, d. d. Magdeburg, 19. October, in Anlage 33.

machten die Vorstellungen des Herzogs auf den jungen kampf- und ruhmgierigen Erbprinzen doppelten Eindruck. Es gelang ihm bald, das Gefühl der Beleidigung zu beschwichtigen, welches derselbe in Folge Behandlung der braunschweigischen Truppen empfand. Und als er ihm noch die Sache von einem höheren Gesichtspunkte darstellte und ihm auseinandersetzte, wie die Pflicht gegen das Vaterland ihm gebiete, die eigene Empfindlichkeit hintanzusetzen, da entschloß sich derselbe endlich zur Rückkehr nach Stade.

Gegen Mittag bestiegen die Beiden sodann eine Blankeneser, mit acht Ruderern bemannte Barke. Sie führte, wie einst Cäsar, den neuen Feldherrn und sein Glück. Die Fluth ging zuerst hoch und entgegen, aber bald sprang ein günstiger Wind auf und mit geschwellten Segeln ging es nun rasch den gewaltigen Strom hinunter. Nach etwa vier Stunden landete man glücklich an der Mündung der Schwinge, und am Dienstag den 23. November Nachmittags um 5 Uhr traf der Herzog in Stade ein, von Allen mit Freude und Hoffnung empfangen.*)

Fast zu gleicher Zeit kam der Graf Lynar dort an. Ihn hatte der Wunsch der hannoverschen Minister und die eigene, nie versiegende Zuversicht, daß er trotz allem die Convention noch aufrecht erhalten könne, hergeführt. Nun sah er voll Enttäuschung das Rad der gewaltsamen Lösung bereits im Rollen und war gezwungen, ein unfreiwilliger Zeuge der kriegerischen Entwickelung zu sein, welche die nächsten Tage brachten.

Die nächste Aufgabe des Herzogs Ferdinand war, sich mit der ihm unterstellten Armee, mit deren Führern und mit der hannoverschen Regierungsmaschine näher bekannt zu machen. Allenthalben fand er das bereitwilligste Entgegenkommen. Die Geheimräthe stellten ihm sofort, wie es bereits Schulenburg anempfohlen hatte, die Equipagen und die ganze Hofhaltung des Herzogs von Cumberland zur Verfügung. Georg II. aber bezeugte dem Könige Friedrich in einem neuen eigenhändigen Briefe seine große Dankbarkeit über die Ernennung des Herzogs, die durch die freudige Nachricht des Sieges von Roßbach noch vermehrt ward. Er zweifelte nun nicht im geringsten mehr, daß es durch Ausführung des Operationsplanes vom 18. October mit leichter Mühe gelingen würde, die Franzosen über die Weser zurückzutreiben.**)

Zugleich gab er den Geheimräthen auf, den Truppen Gehorsam und Treue gegen die Befehle des Herzogs anzubefehlen. Eine letzte

*) Ueber die Reise des Herzogs vergl. v. Westphalen I, S. 345 ff.

**) S. diesen Brief, d. d. Kensington, 26. November 1757, in Anlage 34.

leise Anwandlung des Argwohns, daß derselbe als preußischer General sich parteiisch und vorgreifend gegen die Hannoveraner beweisen möchte, ward von den Ministern mit leichter Mühe beschwichtigt.*)

Aber schwieriger war es, eine andere kitzliche Frage, die des Gehalts zu erledigen. Der Herzog erklärte, er habe die gemessene Ordre vom Könige von Preußen, keine festen Geldbezüge anzunehmen. Umsonst erinnerten Graf von Schulenburg und der Großvoigt von Steinberg daran, wie der König ja selbst in Mitchell's Gegenwart geäußert habe: „Le prince n'est pas riche, je crois même, qu'il a ses petites dettes.“ Er weigerte sich bestimmt, auch nur feste Tafelgelder zu acceptieren. Er wünsche die Selbstsorge für seine Tafel und Equipage nicht wieder zu übernehmen, sagte er, um so weniger, da er Alles vor seiner Uebersiedelung nach Stade verkauft habe. Er blieb daher bei dem Modus, daß die Kosten seiner Hofhaltung aus kurfürstlichen Mitteln bestritten wurden. So entstand ein ganz eigenthümliches Doppelverhältnis. Der König von England stellte dem Prinzen unterm 28. November eine vollständige Bestallung als Höchst-Commandierender der alliierten Armee aus, und er verpflichtete sich am 20. December schriftlich, Alles, was von ihm erwartet und verlangt würde, nach bestem Vermögen zu erfüllen. Zugleich aber bezog er als Königlicher Preußischer Generallieutenant außer seinen Emolumenten als Inhaber eines Regimentes und Gouverneur von Magdeburg von dem Könige Friedrich einen Gehalt von 12,000 Thlr. jährlich.**)

Uebrigens wartete der Herzog nicht bis zur Erledigung aller dieser Formalitäten, ehe er die Operationen begann. Bereits am 25. November erhielten die rückwärtigen Abtheilungen Befehl, so aufzubrechen, daß am 28. die gesammte Armee bei Harburg concentriert sein könnte. In Stade blieb eine Besatzung von zwei Bataillonen zurück; eine Abtheilung von 600 Mann ward gegen die Weser entsendet, um sich des rechten Flügels der Vertheidigungslinie, namentlich aber der wichtigen Burgschanze, wieder zu bemächtigen.

Am 26. November erließen die Geheimräthe sodann eine „vorläufige Anzeige der Ursachen, welche Ihre Königliche Majestät von Großbritannien, Kurfürst zu Braunschweig, Lüneburg ꝛc. zur Wiederergreifung der Waffen gegen die auf's neue im Anzug begriffene

*) Königliches Rescript, d. d. Kensington, 25. November 1757, und Antwort der Minister, d. d. 10. December, im königlichen Archiv zu Hannover.

**) Handschriftliche Nachrichten aus den Acten des königlichen Archivs in Hannover.

französische Armee bewegen". An demselben Tage verlegte der Herzog sein Hauptquartier nach Burtehude. Am 28. übersandte er durch den Brigademajor von Estorff dem Marschall Richelieu eine schriftliche Aufkündigung des Waffenstillstandes*) und am 30. eröffnete er die Operationen.

Nun beginnt ein ganz neuer Act des großen Kriegsdrama's. In einem kurzen Winterfeldzuge werden die Franzosen bis über die Aller zurückgedrängt; Harburg wird ihnen am 27. December entrissen. Zu gleicher Zeit gewinnt Friedrich der Große durch den glorreichen Sieg von Leuthen ganz Schlesien zurück und am Ende des ereignisvollen Jahres 1757 steht er eben so siegreich da wie im Anfang.

Vorbei war endlich der unglückselige Zwiespalt zwischen englischer und hannoverscher Politik. Die Noth hatte den König Georg und seine Minister gelehrt, daß es in großen europäischen Krisen unmöglich sei, die Interessen des Kurfürstenthums von denen Großbritanniens zu trennen, nachdem sie einmal unter einem gemeinsamen Scepter verbunden waren. Wohl oder übel folgten nun die hannoverschen Soldaten der englischen Fahne. Den ersten Feldzug hatte das Kurfürstenthum aus seinen eigenen und des Königs Privatmitteln bestritten; von nun an trat England, wie es auch den Interessen, für die gekämpft wurde, entsprach, wenigstens pecuniär als Hauptpartei auf der Kriegsbühne auf.**)

Aber trotzdem hatte es noch große Schwierigkeiten, ein inniges Einvernehmen zwischen England und Preußen herzustellen, die bis dahin nur durch den Whitehaller Neutralitäts-Vertrag an einander gebunden waren. Beide Parteien wetteiferten förmlich in der Weigerung, die alliierte Armee zu verstärken. Die eine suchte der anderen eine Verpflichtung zuzuschieben, die beide als nothwendig erkannten. Durch den ganzen Winter zogen sich die Verhandlungen hin. Friedrich glaubte nach seinen schlesischen Erfolgen der Geld-Subsidien fast gar nicht mehr zu bedürfen. Desto dringender verlangte er die Unterstützung des verbündeten Heeres, dem er selber erklärte nur 15 Schwadronen schicken zu können. Pitt dagegen hielt eine solche Maßregel für gänzlich unvereinbar mit den Principien des Ministeriums. Auch auf die Entsendung einer Flotte in die Ostsee, um die Friedrich gebeten hatte, wollte er nicht eingehen. Im Parlament erklärte er am 14. December offen, er sei nie ein Gegner zweckmäßiger, continentaler Maßregeln gewesen, aber er werde keinen

*) S. dieselbe in Anlage 35.

**) S. v. Westphalen I, S. 110.

Tropfen englischen Blutes an die Elbe schicken. Immer gereizter wurde die Discussion. Mitchell setzte auf Andringen des Königs von Preußen der britischen Regierung nochmals auseinander, es sei unbedingt erforderlich, den Herzog Ferdinand mit 4—6000 Mann englischer Truppen, besonders Reiterei, zu verstärken, und zog sich damit den höchsten Unwillen Pitt's zu. Ihm ward nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß er sich ganz von Friedrichs Meinung beherrschen ließe, ja, daß er mit der hannoverschen Regierung im Geheimen einverstanden sei. Man wollte ihn sogar abberufen und durch einen zuverlässigeren Mann ersetzen.

Friedrich dagegen war über seinen eigenen Geschäftsträger Michell in London ebenso erbost. „Ihre Berichte sind wie von einem Secretair des Herrn Pitt und nicht wie von einem Gesandten des Königs von Preußen", schrieb er ihm; „ich bin über die Maßen mit Ihnen unzufrieden." „Ich habe mich geweigert, mich von Königen regieren zu lassen und lasse mich nicht von Herrn Pitt regieren", sagte er in seiner Erregung zu dem britischen Gesandten.

Aber alle Bemühungen, die englische Regierung zu einer Sinnesänderung zu bewegen, waren vergeblich, so sehr auch Friedrich nach dem erneuten Einfall der Russen der bewaffneten Hilfe bedurfte. Pitt drohte mit seinem Zurücktritt, wenn er darauf bestände. Ja der König Georg selbst und der Kammerpräsident von Münchhausen sahen sich schließlich genöthigt, dem preußischen Monarchen dringend zu rathen, das Verlangen nach einer Unterstützung Hannovers aufzugeben. Kniphausen, der frühere Gesandte Friedrichs vom Versailler Hofe, erhielt dann Befehl, sich als außerordentlicher Bevollmächtigter nach London zu begeben, um die Sache in's Reine zu bringen, und so kam endlich am 11. April 1758 glücklich das förmliche Bündnis zwischen Preußen und England zu Stande. Das Allianz-Document enthält nur vier Artikel. Der erste setzte die bereits vereinbarte Subsidien-Zahlung von jährlich vier Millionen Thalern oder 680,000 £ an Preußen fest; der zweite verpflichtete den König, dieselben zur Vermehrung und Unterhaltung der Streitkräfte, welche zum Besten der gemeinen Sache dienen sollten, zu verwenden; im dritten versprechen beide Theile, keinen Friedens-, Waffenstillstands- oder Neutralitäts-Vertrag anders, als gemeinschaftlich oder nach gegenseitigem Einvernehmen abzuschließen; der vierte endlich schrieb die Ratification innerhalb sechs Wochen vor.

Jetzt erklärte sich Pitt auch bereit, ein Bataillon von 8—900 Mann nach Emden zu schicken. Der König von England aber gab die Declaration, daß die alliierte Armee in der Stärke von 50,000 Mann auf

Kosten der britischen Krone unterhalten werden solle, und er dieselbe in seiner Eigenschaft als Kurfürst noch um 5000 Mann verstärken werde. Schließlich blieb noch Mitchell in Folge der dringenden Vorstellungen Friedrichs auf seinem alten Posten, und damit war die Angelegenheit definitiv erledigt.*)

Es ist nicht meine Aufgabe, den nun beginnenden Heldenkampf zu beschreiben, in dem Hannover allein mit seinen Bundesgenossen Hessen und Braunschweig fünf Jahre hindurch die gewaltigen Heere Frankreichs von den preußischen Grenzen abhielt. Während fünf langer Jahre focht die alliierte Armee fast immer siegreich für die Erhaltung der britischen Colonien und für die Existenz der preußischen Monarchie. Noch mehrmals drohte dem Könige Friedrich im Laufe des wechselvollen Krieges die Vernichtung; aber ein französisches Heer hat er nie wieder zu bekämpfen gehabt. Schon das nächste Frühjahr befreite Hannover und Braunschweig auf immer von der fremden Occupation und Richelieu's zersprengte Bataillone wichen unaufhaltsam bis über den Rhein zurück.

Aus der Observations-Armee war nun eine Operations-Armee geworden, deren Unterhalt England bezahlte. Hessen und Braunschweig hielten sich mit der Stellung ihrer conventionsmäßigen Truppenzahl im Wesentlichen ihrer Verpflichtungen entbunden; aber die Opfer, welche das Kurfürstenthum selbstständig darüber hinaus für die gemeine Sache brachte, waren sehr bedeutend. Nicht allein die Kosten für die Ausrüstung und Besoldung jener 5000 Mann, um welche das Heer sofort verstärkt wurde, hatte es zu tragen, ihm fiel auch der Unterhalt der zahlreichen Land- und Garnison-Truppen, sowie der neuangeworbenen Freicorps zur Last. Um die Anstrengungen, welche das kleine Land in diesem Kriege machte, zu würdigen, genüge die Bemerkung, daß es im Jahre 1762, ohne die Trains, nicht weniger als 49,650 Soldaten auf den Beinen hatte, das Maximum, was die hannoversche Armee je erreicht hat.**)

Frägt man aber nach dem Lohn, den Hannover für die namenlosen Leiden, die es um fremder politischen Interessen willen erduldete, oder für die unerhörten Opfer, die es dem allgemeinen Wohle Deutschlands brachte, zu Theil wurde, so ist es schwer, eine Antwort zu geben.

*) Ueber diese Verhandlungen vergl. Schäfer I, S. 546 ff.

**) Die Feldtruppen betrugen . . . . 37,283 Köpfe
Land- und Garnisontruppen . . . . 8841 „
Depots . . . . 3526 „
Summa . . 49,650 Köpfe.

Vergleiche von Sichart III, S. 26.

Preußen behauptete Schlesien; England gewann einen reichen Zuwachs seines außereuropäischen Gebiets; aber von einer Vergrößerung des Kurfürstenthums war keine Rede mehr. Eins ging jedoch als Siegespreis aus dem Kampfe hervor: die innige Waffenbrüderschaft von Hannover und Preußen, die, kurze Irrungen und Verstimmungen abgerechnet, über hundert Jahre lang ununterbrochen andauerte. Freilich kam im Anfange des 19. Jahrhunderts jene traurige Zeit, wo es um die Existenz Hannovers ging, wo es, von England verlassen, vergeblich in Berlin um Hilfe gegen denselben Gegner flehte, gegen den es einst die preußische Monarchie geschützt hatte, wo Frankreich gar das Kurfürstenthum der preußischen Regierung als Preis für ihre Neutralität anbieten durfte. Indeß diese unglückliche Periode tiefster Erniedrigung des deutschen Volkes und der deutschen Fürsten ging bald vorüber, und auf den Schlachtfeldern Blücher's und Wellington's kämpften Preußen und Hannoveraner abermals Schulter an Schulter gegen denselben alten Feind.

Es ist ein langer Weg voll gemeinsamer Mühen, voll gemeinsamer Gefahren und gemeinsamen Ruhmes, auf den Preußen und Hannoveraner mit gleichem Stolze zurückblicken können, ein Weg, beschattet von gemeinsamen blutigen Lorbeeren, eingefaßt von den Denkmälern gemeinsamer Heldenthaten; aber er führt über Minden und Waterloo nach — Langensalza.

Anlagen.

Verzeichnis der Anlagen.

26) Vollmacht zu einem Particularfrieden für den Gesandten von Steinberg, d. d. 20. September 1757.
27) Brief Georgs II., d. d. 20. September 1757.
28) Antwort Friedrichs II., d. d. 16. October 1757.
29) Auszug aus der Instruction an den Gesandten von Steinberg, d. d. 2. Novbr. 1757.
30) Instruction des Lord Holdernesse an den Gesandten Mitchell, d. d. 10. Octbr. 1757.
31) Brief Friedrichs II., d. d. 7. November 1757.
32) Brief Richelieu's an den General von Zastrow, d. d. 7. November 1757.
33) Schreiben der hannoverschen Minister an den Herzog Ferdinand von Braunschweig, d. d. 16. November 1757, und dessen Antwort, d. d. 19. November 1757.
34) Schreiben Georgs II., d. d. 26. November 1757.
35) Kündigung des Waffenstillstandes, d. d. 28. November 1757.

1.

Au Roi de Grande Bretagne.

A Sedlitz, le 7me Nov. 1756.

Mr. mon frère.

J'ai toujours été d'opinion qu'en qualité d'allié on devait avoir sincèrement au coeur l'intérêt des princes avec lesquels on se trouve lié. Cette considération m'a fait envisager les intérêts de V. M. comme les miens, j'ai examiné attentivement dans ce sens la situation présente de l'Europe, et je crois qu'il y aurait des choses avantageuses à faire pour les intérêts de V. M. en Allemagne. Je ne m'en suis ouvert à personne et je n'ai voulu faire aucune démarche ultérieure sans savoir préalablement si V. M. trouve à propos que je m'en explique au Sieur Mitchel, si Elle aime mieux que ce soit a quelqu'un de ses sujets d'Hannover ou si Elle aime mieux que je Lui en fasse les ouvertures par écrit. J'attends sa reponse avant de m'expliquer ultérieurement, l'assurant de la considération infinie avec laquelle je suis

Mr. mon frère etc. etc.
Frédéric.

2.

Mémoire raisonné sur l'état présent de l'Europe et sur le parti qu'il conviendrait aux alliés de prendre pour gagner la supériorité sur leurs ennemis la campagne prochaine.

En entrant dans l'examen impartial de ce qu'ont fait cette année les ennemis de l'Angleterre et de la Prusse, l'on conviendra sans peine que les Français ont remporté de grands avantages sur les Anglais, tant en Amérique qu'en Europe. Ces avantages consistent dans la prise de Minorque, dans le transport des troupes qui se fait en Corse, qui empêche les Anglais de s'emparer de cette isle, dont la possession leur aurait pu faire oublier la perte de Port-Mahon. En Amérique la prise du fort Oswego les met, en ce que disent ceux qui ont connaissance des colonies Anglaises en Amérique, en état de tout entreprendre.

En Allemagne la guerre s'est faite de la part des alliés d'Angleterre avec quelque avantage; mais jusqu'à présent il n'y a rien de décidé entre les deux parties et les dés sont encore, selon le proverbe, sur la table. Le duumvirat se propose à ce que l'on apprend de faire l'année prochaine les plus grands efforts. Voici en quoi consiste leur projet selon les nouvelles qu'on a.

Premièrement la France veut envoyer de grands secours en Canada pour pousser de ce côté ses conquêtes avec vigueur contre l'Angleterre. — En second lieu elle se propose, d'envoyer une flotte avec des troupes de débarquement à Pondichery pour chasser les Anglais de Madras. — En troisième elle compte de continuer ses ostentations dans la Manche pour contenir la flotte et les troupes Anglaises sur la defense. — En quatrième lieu elle parait résolue d'envoyer une armée de 50 m hommes au delà du Rhin pour prendre Wesel et pénétrer de là dans le pays d'Hanovre.

La reine d'Hongrie de sa côté travaille à exciter tous les membres de l'empire contre la Prusse. Elle rassemble toutes ses forces en Bohême où elle compte de former une armée de 130 m hommes pour accabler le roi de Prusse. Elle intrigue d'ailleurs en Russie et de tous côtés pour susciter des ennemis à ce prince.

Voilà précisement la situation actuelle de l'Europe. Avant d'entrer dans les détails des partis convenables à prendre pour s'opposer à des projets aussi pernicieux, il n'est pas hors de saison d'examiner en peu de mots ce qui a le plus contribué aux progrès des Français. Il est sur que ni le nombre ni la bonté de leur marine n'approche de celle des Anglais. Il est constant que quant aux ressources les deux royaumes jusqu'à présent n'en manquent pas. Mais si un bon allié qui pense en vrai citoyen se croit permis de parler avec une franchise républicaine, il hazardera ses conjectures sur les raisons qui ont donné lieu aux progrès des Français.

Il lui semble, selon qu'il est instruit, que l'Angleterre a négligé deux choses, dont l'une est de n'avoir pas prévu à temps le danger de Minorque et de ses colonies en Amérique, la seconde d'avoir pris le change sur les démonstrations des Français le long des côtes de la Manche. Quant au premier il est d'un homme valeureux et expérimenté de prévoir le danger quand même il n'est pas présent; car aux accidents que l'on prévoit trop tard il n'y a plus de remède. Quant au second c'est une règle sure de la guerre, qu'on risque moins d'agir offensivement que de se tenir sur la défensive. Si donc les Anglais

avaient formé et exécuté quelque entreprise avantageuse contre leurs ennemis, il est sur, qu'un gain d'un côté aurait contre-balancé une perte de l'autre, sans compter que celui qui a des projets offensifs ne perd rien, mais gagne presque toujours.

A présent qu'il est temps de pourvoir à l'avenir, que toute l'Europe, surtout l'Angleterre et l'Allemagne, se trouve dans une position très critique, dont les alliés ne peuvent se tirer qu'en prenant de bonnes mesures pour être en état l'année qui vient, d'agir avec la plus grande vigueur, l'on ne peut apprendre, sans être touché d'une véritable affliction des mouvements intérieurs qui s'élèvent en Angleterre et de l'esprit de division qui y regne. Est-ce à présent le temps de discuter des bagatelles, lorsqu'il est question de savoir si l'Europe restera libre? Si l'Angleterre conservera ses possessions qui jusqu'à présent l'ont enrichie? Si l'Allemagne et la cause protestante se soutiendront? Si enfin le roi d'Angleterre conservera son électorat, ses alliés leurs états et le genre humain la liberté de penser? Se peut-il que quelqu'un ose prendre le nom de citoyen et contribuer à la perte d'aussi grands intérêts en entretenant les dissensions qui mettent l'Angleterre dans l'inactivité et donnent à ses ennemis gain de cause.

Une nation aussi généreuse préfera-t-elle des intérêts passagers à ceux de tous les temps, au bien de sa patrie et à l'indépendance des autres nations, ses alliés, pour lesquels elle a autrefois si généreusement sacrifié ses biens et la vie de tant de braves gens? Par quel malheureux esprit de vertige deviendrait-elle à présent plus ennemie à sa patrie que ne le sont les Français mêmes? Oui! on ose le dire avec assurance; tout Anglais qui dans le moment critique, où l'Europe se trouve à présent, empêche le gouvernement de travailler sans perte de temps au soutien de la cause commune, ne peut être regardé que comme l'ennemi de sa patrie, à cause qu'il empêche l'Angleterre de faire usage à temps de sa force et de sa puissance. Mais comme il n'est pas apparent, qu'une nation aussi sensée se livre longtemps à la fougue qui la fait agir contre ses intérêts, l'on est persuadé, que le calme reviendra après l'orage, et c'est pour ce temps de calme, que l'on s'ingère de faire quelques propositions, que l'on soumet au jugement des personnes éclairées qui liront ce mémoire.

Le gouvernement anglais ne croirait-il pas qu'il serait à propos de former de nouvelles alliances pour contre-balancer le duumvirat, qui conspire la perte des alliés? En examinant les puissances de l'Europe,

il parait que l'intérêt de la Hollande l'invite à cette alliance: selon le système de probalité le Danemarc pourrait y entrer de même.

Les intérêts de la Hollande sont d'être unie avec les puissances protestantes, d'avoir une barrière qui lui serve de défense contre les entreprises qu'un esprit d'ambition pourrait susciter à la France et de maintenir son commerce; comment donc est-ce que la Hollande verra de sang froid le duché de Cléves envahir par les Français, l'électorat d'Hanovre abimé et les deux colonnes du protestantisme ecrasées par des ennemis, qui l'entourent de tous côtés et qui n'attendent pour la subjuguer que d'avoir terrassé ces deux rois. Il est bien sur, que ces objets sont trop frappants pour ne point être aperçus par des personnes sensées; mais, comme dans les républiques il se trouve beaucoup de membres qui préfèrent leur bien personnel. L'on croit qu'il ne serait pas impossible de flatter la république en ayant quelque indulgence pour la contrebande des particuliers en faveur des grands services que l'on tirerait de ses secours. L'on croit même qu'il ne serait pas hors de propos de stipuler dans le traité, que l'on pourrait faire avec elle une nouvelle barrière qui consisterait dans les villes d'Ostende, Bruges, Anvers et Malines dont le Dender ferait la frontière ce qui communiquerait avec Mastricht.

En considerant les sommes qui sont dues à la république par la maison d'Autriche et le subside que selon le traité de la barrière elle est obligée de payer, l'on trouvera que cette nouvelle lisière ne la dédommage pas entièrement des sommes qui lui sont dues. Le moment présent parait aussi tout favorable pour se lier avec le Danemarc. L'on sait sans doute les démêlés que cette cour a à présent pour la coadjuterie de Lubeck; et l'on croit qu'il serait possible d'en profiter.

Quant à la terre ferme, on ajoint à ce mémoire un projet de campagne pour l'armée alliée en Westphalie, mais l'on observe en même temps, que, si l'on ne veut pas se trouver dans le cas de Minorque, qu'il ne faut pas perdre un moment pour prendre tous les arrangements nécessaires pour l'assemblée de cette armée, surtout pour la formation des magazins. On ajoute à ce que l'on a dit dans ce projet, qu'il est de la plus grande conséquence de prendre sur ce sujet des resolutions promptes et décisives; que si la ville de Wesel est emportée, l'électorat d'Hannovre courra grand risque; et que si une fois les Français s'en rendent maitres, l'on ne voit pas le moyen de les en chasser alors. Pour la Prusse, elle prend des mesures dès ce moment même pour s'opposer à ses ennemis, dont le nombre cependant grossit

de jour en jour. Elle se trouve encore dans l'incertitude sur ce qu'elle doit attendre des Russes. Quoique l'on ait quelque faible lueur d'espérance de ce côté là, ce n'est pas cependant pas suffisant pour determiner jusqu'à présent l'usage qu'on pourra faire pour la campagne prochaine de l'armée de Prusse.

L'on conclut cet exposé par prier le gouvernement Anglais de faire de sérieuses réflexions sur la position présente de la Grande Brétagne et de ses alliés, à sacrifier de petits objets aux intérêts des nations entières, à tacher de faire une alliance avec les Hollandais, à maintenir la Russie dans l'inaction, à captiver le Danemarc et à conclure incessament des traités de subsides avec les princes mercenaires d'Allemagne, qui veulent fournir des troupes, autant que l'on peut faire, des projets offensifs à transporter la guerre chez ses ennemis pour l'éloigner de ses frontières. En un mot: quoi qu'il arrive, tout sera bon, pourvu qu'on prenne un parti quelquonque et qu'on évite l'inaction et lenteur, qui sans cela rendra l'ennemi plus fort qu'il ne l'est par sa puissance, par ses ressources et par le nombre de ses troupes.

3.

Projet de campagne pour l'armée des alliés.

Selon les dernières nouvelles que l'on a de Paris, les Français se proposent d'entrer en campagne dès le mois de Mars, et commencer leurs operations par le siège de Wesel, pour entrer en suite en Westphalie et envahir l'électorat de Hanovre. On sait qu'ils se glorifient de ce que le roi de Prusse ne pénetre point leur dessein sur Wesel et qu'il ne prend aucunes mesures pour mettre cette place d'insulte. C'est sur ces connaissances que l'on croit devoir asseoir le projet de campagne qu'il convient de former pour l'année prochaine. L'on soumet le tout aux lumières supérieures de S. M. Britannique, qui par une longue expérience et par la connaissance des lieux est capable plus que personne, de rédiger le projet qu'on lui envoie selon son bon plaisir.

Comme selon toutes les notions que l'on a jusqu'à présent des ennemis, il parait que la France a destiné 50/m hommes à la conquête des pays de Cleves et d'Hanovre, il est premièrement à propos de calculer les forces qu'on peut lui opposer. Le roi d'Angleterre en faisant repasser les Hannovriens et les Hessois, pourrait rassembler de ces deux corps une armée de 35/m hommes. Le duc de Brunswic peut en

fournir 5/m, le duc de Gotha 4/m assurement. Si l'on veut s'y prendre dès à présent et conclure avec eux le marché sans perte de temps, on aurait avec eux 44/m hommes. Si les Français ne marchent pas en Bohème, et que surtout les Russes n'entrent point en jeu, le roi de Prusse peut joindre 8—10/m hommes de ses troupes à ce corps, ce qui ferait ensemble une armée de 54/m hommes, nombre suffisant pour resister aux Français.

Voici pour la formation de l'armée; quant à ses opérations, il est nécessaire, d'entrer dans quelques détails préalables.

Il faut premièrement examiner ce que les Français peuvent faire pour mettre leur dessein en exécution. Selon toutes les apparences leur armée s'assemblera dans les trois echevés, ou bien du côté de Viset.

S'ils s'assemblent à Metz, ils ont 40 milles d'Allemagne de là à Wesel, qu'ils ne peuvent faire qu'en 13 jours de marche. S'ils s'assemblent à Viset, ils ont à peu près 30 milles d'Allemagne à faire, ce qui l'affaire de 13 ou 14 jours. Dès qu'ils auront resolu cette expédition, ils n'ont que 3 endroits propres pour former leurs magazins: Ruremonde, Kayserswerth ou Neuss. Il est à croire, qu'ils se détermineront plutôt pour les deux premiers tant pour leur situation, que parceque ces villes sont entourées de quelques ouvrages fortifiés et que par le moyen de la Meuse et du Rhin ils peuvent transporter leurs munitions jusqu'auprès de Wesel. Wesel est bien fortifié, mais les ouvrages sont à proportion de la ville comme un large et vaste habit sur le corps d'un homme fluet et décharné. La ville est petite, elle ne peut contenir que les six bataillons qui lui servent de garnison et qui ne font que 4200 hommes. Les ouvrages ne sont point minés et quoiqu'elle ne manque ni de munition de guerre ni de canons pour la défense, elle ne soutiendrait pas longtemps un siège de la façon qu'on les fait aujourd'hui, surtout depuis que ce ne sont plus les ouvrages, mais les mines qui défendent les places.

Si donc les Français arrivaient vers le 15. ou le 20. de Mars à Wesel, il faudrait s'attendre à la prise de la ville vers la fin du mois.

La conquête de cette place serait très avantageuse aux Français, parce qu'elle assurerait leurs derrières, qu'elle leur fournissait un passage sur le Rhin, un magazin pour leur armée et un entrepôt sur, qui assurerait toutes les opérations qu'ils pourraient entreprendre sur la Westphalie et sur le pays d'Hannovre. Examinons à présent ce qu'il convient de faire pour s'opposer aux projets que les Français forment. Comme les Français croyent que l'on ignore leurs desseins sur Wesel il

semble qu'il soit le jeu des alliés d'affecter la plus grande ignorance sur cette expédition et de colorer toutes les démarches, qu'il convient de prendre pour s'y opposer sous différents prétextes plausibles et capables de leur faire croire que l'on ignore leurs desseins.

Il semble que l'endroit le plus convenable pour l'assemblée de l'armée alliée serait à Hameln. On pourrait faire courir le bruit facilement, que c'est à intuition de couvrir la Weser et la faire cantonner de ces côtés. De là elle aurait environ 24 milles d'Allemagne à faire pour gagner les bords du Rhin. Mais avant de la faire marcher, ce serait préalable d'établir des magazins de farine et de fourages vers les lieux où elle doit séjourner. L'on croit que les endroits les plus convenables seraient Wesel pour le fourage et la farine, à Dortmund et à Hameln pour des simples dépots de farine. Les mesures doivent être prises dès le moment présent, ou il n'en sera plus temps et en payant même le double en argent, il sera difficile de rassembler la quantité de vivres dont on aura besoin si l'on ne s'y prend pas de bonne heure.

Quant à la véritable opération de l'armée, l'on croit que dès que l'on saura l'endroit que les Français ont déterminé pour l'assemblée de leur armée et le jour fixé pour leur départ, que sur ces avis le général, qui commandera l'armée des alliés, pourra se mettre en marche pour gagner les bords du Rhin avant l'armée française. Il pourra continuer à cantonner jusqu'à Lipstadt, où il parait à propos qu'il campe en rang de bandière. De là il doit diriger sa marche sur celle des Français, à savoir, s'ils viennent de Metz, il doit se porter à Angerort dans le pays de Cologne, où il lui convient de choisir un camp d'une assisté forte. Si au contraire les Français partent de Viset, l'armée alliée fera mieux de se camper entre Dinslacken et Rheinberge de ce côté ici du Rhin.

Les deux camps peuvent avec la même commodité tirer leurs vivres de Wesel sur le Rhin. L'on ne se propose point de passer ce fleuve à cause que se serait trop risquer, à moins que les Hollandais ne se déclarassent, auquel cas il y aurait d'autres projets à faire; mais tant que l'on n'est pas assuré de leur secours, il parait que ce serait trop hasarder que de passer le Rhin d'autant plus que les frontières françaises en sont encore très-éloignées.

La position de l'armée que l'on propose, couvre certainement la ville de Wesel: et supposé que les Français passassent le Rhin à Dusseldorf ou ailleurs, il n'est pas apparent qu'ils passassent le flanc de l'armée alliée pour s'enfoncer en Westphalie. Il faudrait en ce cas

que l'armée alliée se campât la droite à Wesel, la Lippe devant elle. Si les Français se trouveraient assez mal avisés que de vouloir pénétrer en Westphalie, on les prendrait à dos et certainement pas un n'en ressortirerait.

Cette guerre ne doit être que défensive de la part des alliés. Ce serait trop risquer que de hazarder une bataille. Si elle était perdue, les possessions du roi d'Angleterre et de Prusse courreraient un trop grand risque, et par la défensive que l'on propose on recule les projets de nos ennemis, on leur rend leur campagne inutile et l'on gagne du temps ce qui est tout dire. Si nous finissions bien cette campagne, il y a tout à esperer, que les provinces unies se declareront et alors le cas de la question sera bien changé, ainsi tant que les alliés ne sont pas surs de son secours, il parait qu'il n'y a rien de mieux à faire que ce qu'on vient de proposer.

4.

Au Roi de Prusse.

St. James, 7. Decbr. 1756.

Mr. mon frère.

La situation critique d'à présent m'a fait uniquement penser à la tranquilleté et la préservation de mes états, ne sachant pas jusqu'où V. M. porterait ses bonnes intentions pour moy. Mais puisqu'Elle veut bien s'ouvrir envers moy des avantages qu'on pourrait retirer de cette guerre, si elle tourne avantageusement, je souhaite que V. M. m'en fasse part à moy-même et pour fanner du temps à cause de l'éloignement et des hazards des vents contraires en faire part par un de ses ministres à mon président des finances de Munchhausen que j'instruis là-dessus. Elle acquerrera par là un allié qui Lui pourra être plus utile et qui pourra Lui marquer davantage sa reconnaissance, étant très sincèrement etc. etc. George R.

5.

Au Roi de Grande Bretagne.

A Dresden, le 25me Dec. 1756.

Monsieur mon frère.

V. M. voulant que je m'explique envers Elle de ce que je crois, qui pourrait être avantageux aux intérêts de Ses états dans les circonstances présentes, je m'en acquitte avec tout le plaisir imaginable ayant chargé en même temps le comte Podewils de faire les mêmes ouvertures au baron de Munchhausen. Quoique la situation présente où se trouvent

les affaires de V. M. et les miennes ne paraissent pas favorables au premier coup d'oeuil, il est cependant certain qu'en les bien examinant il n'y a rien de désesperé jusqu'ici. Nous avons beaucoup d'ennemis, mais ils ne tirent pas à la même corde et leurs intérets sont si opposés qu'il est bien difficile, pour ne pas dire impossible, qu'il resulte quelque chose de bien important de leurs liaisons, à moins que nous nous laissions prévenir par eux et que nous prenions de si fausses mesures qu'ils puissent en profiter. Comme donc je ne désespère en aucune façon de voir prospérer les armes de V. M. et les miennes, je crois que comme beaucoup des princes voisins de l'electorat de Hanovre Lui temoignent de la mauvaise volonté, nommement l'Electeur de Mayence et celui de Cologne que les princes arment et vont incessamment se joindre à nos ennemis, je crois que V. M. seroit en droit à la paix d'en tirer raison tant pour son avantage que pour intimider ces princes à l'avenir et les empêcher de se meler si legèrement des affaires qui ne les regardent et qui n'ont du rapport avec l'empire qu'autant que la cour de Vienne trouve à propos de le leur persuader. Si donc nous avions des avantages durant le cours de la guerre, il me paroit qu'il n'auroit rien de plus juste que d'exiger un dédommagement des frais où la guerre auroit constitué V. M., et je crois qu'Elle pourroit demander sans que personne y put trouver à redire la cessation de l'alternative de l'évêché d'Osnabruk de sorte qu'il fût héréditaire dans sa maison de même que la sécularisation de l'évêché de Paderborn. Je crois que pendant les troubles présents le dessein doit être caché avec tout le secret imaginable, pour moy de mon côté et autant que le permettent nos moyens je m'offre d'y concourrir avec tout le zèle imaginable, persuadé qu'un prince doit regarder l'intérêt de son allié que le sien propre et n'ayant rien plus à coeur que de convaincre V. M. de la haute considération et du parfait attachement avec lequel je suis etc.

Frédéric.

6.

Königliches Rescript, d. d. 7. Januar 1757, an den Geheimen Rath und Kammer=Präsidenten von Münchhausen und den Geheimen Rath und Groß=Voigt von Steinberg.

Georg der Andere, König von Großbritannien ꝛc. ꝛc.

Mittelst des copeylichen Anschlusses geben wir Euch den Inhalt des Schreibens, welches der König von Preußen an Euch, den Kammer=

präsidenten unterm 25. m. p. addressiert hat, zu vernehmen und lassen unsere darauf ertheilende Antwort gleichfalls in Abschrift, dann auch das Original davon hieneben zugehen.

Wir haben solche unsere Antwort, wovon Ihr, der Kammerpräsident, das original dem Grafen von Podewils zu weiterer Beförderung zuschicken werdet, mit gutem Bedacht in generalen terminis abgefasset, mögen Euch jedoch nicht verhalten, daß wenn die Zeitläuffte so günstig werden sollten, daß man dergleichen idem zum effect bringen kann, als des Königs von Preußen Schreiben zum Vorwurf hat, wir nicht das Paderbornsche, sondern das Hildesheimsche und das Eichsfeld zum Vorwurf nehmen werden, umsomehr, da wir an letztgenannte Lande bekanntermaßen begründete Ansprüche haben, welche, wenn die Zeiten und Umstände darnach beschaffen sind, sich werden geltend machen lassen. In welchem Maße obiges gegen den Grafen Podewils zu äußern sey, solches verstellen wir zu Eurer prudentz und zu Eurem Diensteifer, nur noch hinzufügend, daß wir es Euch gnädigst wohlnehmen werden, wenn Ihr uns ohne Zurückhaltung unterthänigst anzeiget, was Eures Ermessens bei unserm dermahligen Schreiben oder sonstens bei der Sache zu erinnern sein werde.

Anlage.

St. James, le 7. Janvier 1757.

Monsieur mon frère.

J'ai appris avec beaucoup de reconnaissance les dispositions favorables, que V. M. me témoigne, et je reconnais en même temps, combien il est important que ce soit un secret impénétrable. C'est pourquoi je la prie que toute cette correspondance aussi bien que tout ce qui regarde les affaires d'Allemagne soit traité entre le comte de Podewils, qu'Elle en a chargé, et le président de Munchhausen, que j'instruirai là dessus. V. M. peut comter, que de mon coté je contribuerai selon mon pouvoir aux intérêts de V. M. et que si la guerre tourne favorablement et que nous soyons en état de nous soutenir, nous n'ayons plus à craindre nos ennemis à l'avenir. Je suis etc. etc. George R.

7.

a Dresden le 7 fevrier 1757.

Monsieur mon frère.

En conformité des Desirs de Votre Majesté j'ai instruit le conte de poudevels de pousser la Negotiation quil a entamée avec le baron de Munichhausen et Elle peut Comtér qu'Ame qui Vive n'en sera instruite, et que le Segret en sera reservé au perssones uniques Au-

quels Votre Majesté trouvera apropos de La faire Communiquér. Quoi que les Aparances a l'ouverture de la Campagne nous présentent beaucoup d'Enemis Considerables, Conjuréz à notre perte je suis très persuadé que Les evenemens tourneront a L'avantage de Votre Majesté et de Ses Alliéz, comme j'ai remarque L'Année passée que Nos Enemis par des fauses nouvelle quils sement dans le public esayent d'Intimidér ceux qui ne sont pas au fait des affaires, je me suis proposer d'envoyer à Votre Majesté les projets de Campagne de mes Armées pour Qu'Elle soit au fait de nos Operations et en état de jugér des Nouvelle Qu'Elle resevera, je n'atends pour le faire que de reservoir de Vienne le dernieres Instructions que la Cour donnera au Pr: Charles de Lorraine, pour ne rien Marquér que de positif. Votre Majesté voudra bien agréer en meme tems que je luy écris dans l'ocasion avec une entière franchisse de Cœur les Choses que je Croirai Lui etres avantageusses dans les Conjectures qui se presentront, Elle restent toujours La Maitresse de prendre Le parti Qu'Elle jugera le plus Convenable.

je fais Mile Vœux pour la prospérité des Armes de Votre Majesté et pour tout Ce qui peut Contribuer a Sa satisfaction, La pryant d'ajoutir foy aux Sentiments de la Haute estime et de la Considération avec lesquels je Suis Monsieur Mon frere

De Votre Majesté Le bon frere

Fédéric.

St. James, le 1. Mars 1757.

Monsieur mon frère.

Je suis très-obligé à V. M. de vouloir bien entretenir notre negociation de la manière secrète qu'elle est à présent. Nous nous trouvons environnés d'ennemis puissans et qui employeront toutes leurs forces combinées pour nous détruire. Il faudra que le courage supplée à la supériorité qu'ils auront. Je serais fort reconnaisant de ce que V. M. me veut faire part de Ses projets pour la campagne à venir et de me communiquer avec franchise Ses sentiments d'après les conjonctures. J'en ferai usage autant que les circonstances le permetteront et je La prie d'être persuadé qu'on ne peut souhaiter plus vivement du succès à Ses opérations n'y avoir plus d'estime pour Sa personne que

Monsieur mon frère

de Votre Majesté le bon frère

George R.

8.

Podewils an Münchhausen.

ꝛc. ꝛc. Berlin, den 22. Febr. 1757.

Höchstgedachte K. M. haben mir darauf allergnädigst befohlen, Ew. Exc. von Ihretwegen im Vertrauen fernerhin zu erkennen zu geben, daß, gleichwie Deroselben reineste Absichten hierunter lediglich, ohne Sich den geringsten Vortheil dabei zu procuriren, auf das Interesse S. K. M. von Großbritannien und die Vergrößerung und den Zuwachs Höchstderselben Churhauses gerichtet sind, man bei denen jetzigen Zeitläufften, so verworren als solche auch nebst denen bisherigen critiquen Aspecten zu seyn scheinen, von der sich sonst vielleicht nicht in einem Saeculo einfindenden bequemen Gelegenheit, um dazu zu gelangen, zu profitiren suchen müsse, und daß, wenn S. K. M. von Großbritannien nur die Einrückung einer frantzösischen Armee in Westphalen und in die Nachbarschaft der Churlande mit den Ihr von Gott verliehenen Kräfften und andern Hilfsmitteln, wenn man nur bei Zeiten sich solcher zu versichern suchet, zu verhindern trachtet, das Uebrige zur Reussirung dieses großen Projects sich leicht von selbst facilitiren lassen würde, da ohnedem die in der Nachbarschaft geäußerten und fast feindlichen Dispositionen wohl verdienen, sich gewisser nahe gelegener Bischoffthümer als Osnabrück, Hildesheim und Paderborn eventualiter zur Deckung der Churbraunschweigischen Lande gegen einen durch dieselben eindringen wollenden offenbaren Feind, um so vielmehr zu versichern als ꝛc.

Sind dieselben in Besitz genommen, so würde sich das Uebrige successu temporis bald von selbst finden ꝛc. ꝛc.

9.

A Dresden, le 22. de Février*) 1757.

Monsieur mon frère.

La lettre de V. M. m'a d'autant plus réjoui que j'y vois la continuation de Ses sentiments nobles et magnanimes, sur lesquels j'ai toujours fermement conté. Elle peut être persuadée, que j'y repondrai toujours avec la plus grande fidelité et franchise.

Je ne manquerai pas d'envoyer à V. M. en peu de jours les projets des ennemis et la manière dont j'espère de les faire avortir. Je n'attends pour cela que la confirmation d'une nouvelle, dont je serai in-

*) Dieser Brief trägt im Originale das Datum des 22. März; ich glaube aber aus dem Zusammenhange, insbesondere aus dem Briefe Friedrichs II. vom 11. März (Anlage 10) schließen zu müssen, daß dies auf einem Schreibfehler beruht.

struit vers ce temps là et Elle verra par les choses, que je me propose de faire face à tous mes ennemis, mais encore de couvrir le païs de Hanovre au cas que les Français detachassent 30/m ou 40/m pour passer par l'Eichsfeldt et tourner Ses états. Que V. M. me pardonne ma franchise, je ne Lui parle pas ce moment comme à un roi mais comme à un ami, qu'Elle daigne mettre à la tête de Son armée le duc de Cumberland. Voici mes raisons: 1) ce prince a commandé des armées, 2) il connait les Français contre lesquels il a à faire, 3) sa naissance et son caractère lui donneront cet empire qu'un chef d'armée doit avoir nécessairement sur des troupes reunies de differents princes et qu'aucun particulier excepté Milord Malbourough n'a pu gagner sur eux. Avec cela je prévois que par raport à la droite de ma position, je serai obligé à des mouvements pour seconder l'armée de Westphalie et toutes ces opérations différentes s'exécuteront avec plus de concert et d'unité, si un prince du mérite du duc de Cumberland et attaché aux intérêts de V. M. comme luy se trouve avoir le commandement de Ses troupes. Puisque je suis en train de Lui parler à coeur ouvert, Elle voudra bien que je Lui fasse remarquer, que voici le moment favorable pour acheminer en partie le sujet de la negociation du comte de Podewils. L'Electeur de Cologne lève des troupes et il est sur le point de se déclarer pour les Français, ne pourait-on pas s'avancer dans le Paderborn, le prévenir, désarmer ses troupes et en même tems vivre au dépens de ses évechés. Il n'y a plus rien à ménager, ainsi pourquoi lui donner le tems de joindre ses forces à celles de notre ennemi commun? Je Lui demande pardon de Lui parler si franchement, je ne m'ingère point à donner des conseils à V. M. Elle en usera comme Elle jugera à propos, mais je me ferais une conscience dans des moments critiques de Lui faire la moindre idée que je juge avantageuse à la cause commune, et tant qu'Elle le voudra bien, j'en userai de même, priant V. M. d'ajouter foy aux sentimens de la plus haute considération et estime avec lesquels je suis Mr. mon frère

De V. M. le bon frère
Frédéric.

10.

le 11. Mars 1757.

Monsieur mon frère. La communication que Votre Majesté a eu La bonté de me faire des Indignes propositions que lui ont faits Les Autrichiens et français m'a causé la plus Vive reconnaissance,

j'ai été étonné de L'Effronterie de nos Enemis de Croir pouvoir separér les Interets de L'Electorat de Hanovér de celui de l'Angletterre et d'Imaginer que Leur bonne foy epargnerait L'Electorat d'hanover après qu'ils m'auraient ecrassé pour me servir de leur expression favorite. Il est bien Certain que l'Intention des français seraient sil venoient abont de me subjuguér de retombér ensuite sur les possessions allemands de Votre Majesté selon leur premier plan pour forcér par la L'Angletterre a une paix qui Leur fut avantageuse; ce piège était trop grossier pour n'être pas decouvert dabord Sans Comptér quil ne serait pas permis en politique de se fiér à un Enemy ireconsiliable.

La Grande Confience que j'ai en votre Majesté moblige de ne Luy point deguisser Les Nouvelles que le general de Smetau me marque d'hanover. Il assure qu'il y passe des Couriers autrichiens et que Le bruit de La Neutralité se renouvelle que les gens Instruits pretendent meme savoir qu'on ne trainc les preparatifs de la guerre que pour avoir un pretexte a se dire forcé a La Neutralité et que le Ministere ne Cherche qu'une excusse pour autorisér cette demarche je Luis avais demandé s'il etait vray comme je l'avais vu par les Gazettes (et dont je luy marquais mon Contentement) que le Duc de Cumberland Aurait le Commandement de L'Armée des Alliés, il m'a repondû que le General Zastrow etait nommé; je ne dois point Dissimuler a Votre Majesté qu'en Combinant tous ces fais j'aurais lieu d'entrér Dans les plus grandes Defiences, mais ce qui me rassure c'est le Caractere de Votre Majesté, Elle sait que je ne suis engagé dans Cette Guerre que pour la Sureté de Ses Etats et je suis sur que biên Loin de M'abandonner dans la Crisse présente Elle remplira Ses Engagements avec La bonne foy dont Elle a donné tant de Marques eclatantes pendent Son regne Glorieux, c'est avec cette ferme Confience que je suis avec le plus haut estime etc. etc.

Fédéric.

11.

St. James, le 30. Mars 1757.

Monsieur mon frère.

La propositon de neutralité insolente, qui m'avait été faite et que j'ai d'abord fait communiquer à V. M., doit Lui prouver que tout ce qui regarde nos intérêts communs sera toujours mis devant Elle, et mes ministres ont des ordres positifs de Lui en faire part. Je n'ai jamais

appris que des couriers Autrichiens ayent passé à Hanovre et je crois que le général Schmettau est sujet à prendre souvent l'alarme mal à propos. Comme mon fils n'est pas encore en état de partir, j'ai chargé le général Zastrow du commandement de l'armée durant Son absence ne la pouvant laisser sans commandement. Au reste V. M. peut être persuadée, que de mon côté j'observerai mes traités rigoureusement. Comme l'armée française sera supérieure à la mienne et qu'il y a même apparence qu'elle en formera deux, je me flate que V. M. aura un corps suffisant pour m'assister et s'opposer à leurs desseins. Je suis avec beaucoup d'estime etc. etc. George R.

12.

St. James, 12. Avril 1757.

Monsieur mon frère.

J'attends avec impatience le projet de la campagne dont V. M. m'a fait espérer de me faire part. Mon fils est parti et je le crois arrivé, avec lequel Elle voudra bien concerter ce qu'il y a à faire. Je me fie à Sa promesse d'opposer une armée à celle de la France en cas qu'elle se sépare en deux ou d'envoyer des renforts suffisants à mon fils en cas que leur armée fût trop supérieure à la sienne. Elle peut compter sur l'exactitude que j'aurai, à soutenir mes engagements en même temps que je compte sur Ses promesses étant sincèrement etc. etc.

George R.

13.

Dresden, le 10. Avril 1757.

Monsieur mon frère.

J'ai promis à V. M. de la mettre au fait des projets de mes ennemis et des mesures que j'ai prises pour les déranger. A présent que je suis au fait et sur de ce que j'avais besoin d'aprofondir je puis le faire (avec) certitude.

La reine d'Hongrie conte beaucoup sur le secours des Français et des Russes, elle veut selon sa coutume, que les alliés s'exposent pour recueillir le fruit de leurs travaux sans rien hazarder; en suivant ce principe elle a ordonné à Mr. de Browne, de se tenir sur la défensive en Bohème et d'attendre l'arrivée de 50/m Français, qui doivent se rendre à Erfort, et de 50/m Russes, qui doivent faire une diversion en Silésie, assurée que je serais obligé de détacher du côté de ces armées, qui m'affaiblissant d'un côté ou d'autre donnerait le moyen à Browne, de tomber avec sa force sur la partie la moins garnie

de mes troupes. Pour exécuter ce projet Browne a partagé son armée en 4 parties: 30/m hommes vers la ville d'Eger, destinés pour se joindre aux Français qui doivent marcher sur Erfort par le Bamberg pour marcher sur Erfort et tenter de là une diversion dans le pays de Magdebourg: 50/m hommes à Budin dans son vieux camp au confluant de l'Eger dans l'Elbe, 30/m hommes sur les frontières de la Lusace pour nous empêcher l'entrée de la Bohème de ce côté là et 30/m hommes pour occuper le camp de Königgraetz. Je n'entre point dans l'examen du projet des ennemis, mais il me semble qu'il est très vicieux en ce qu'il marque une grande méfiance dans ses propres forces et qu'il semble qu'il n'espère de m'accabler que par le nombre. Or voici ce que j'ai crû devoir faire contre lui: prime, la raison de guerre comme la raison de politique m'obligent à prévenir mon ennemi pour déranger ses desseins et pour frapper un grand coup, qui encourage mes amis, qui étonne mes ennemis, qui rassure les tièdes en ma faveur; quoique la saison soit peu avancée, quoique avec de nombreuses armées l'article des subsistances soit très difficile, il se trouve, que l'ennemi y a pourvu, et que la reine d'Hongrie a épuisé l'Hongrie pour me fournir des vivres. Mon projet est fondé sur les magazins qu'ônt construits les ennemis; ils ont des dépôts de vivres depuis la Silésie jusqu'à Eger, qui sont avanturés dans des endroits ouverts et sans défense. Leurs magazins principaux sont à Jungbunzlau, à Leutmeritz, à Brix, à Budin, à Schlan, à Königgrätz. Sur ces connaissances j'ai résolu de faire entrer le maréchal Schwerin en Bohème, qui doit diriger sa marche sur Jungbunzlau. Ce mouvement obligera les 30/m Autrichiens qui sont vers la Lusace de se retirer. Le prince de Bevern avancera alors sur eux, leur donnera la chasse et se joindra au maréchal de Schwerin. J'entrerai en même temps en Bohème et me porterai sur Aussig, où l'ennemi a un petit magazin, tandis que le prince Maurice d'Anhalt marchera par Comotau sur Brix pour s'emparer de ce magazin. Nous nous joindrons à Linay (Laun?) après quoi Schwerin avancera sur Leitmeritz et moi sur l'Eger, que je passerai pour m'emparer du magazin de Schlan. Browne sera dans la dernière confusion, quand il entendra, que nous entrons en Bohème de tous les côtés. Pour se rejoindre il se verra dans le cas de perdre tous ses magazins, ce qui le forcera de combattre hors de son poste. Ses troupes seront déjà découragées par leur fuite de sorte que j'ai tout lieu d'espérer un heureux succès de cette entreprise. Nous entrerons en Bohème entre 15 et le 18 et j'espère, si tout succède heureusement, d'avoir replié toute cette formidable armée au

delà de la Beraunka vers le mi-May, ce qui me mettera en état de faire alors des détachements contre les Russes et Français et de secourir mes alliés où cela sera nécessaire. J'espère de pouvoir dans peu informer V. M. de cette difficile entreprise etc. Frédéric.

St. James, le 28. Avril 1757.

Mr. mon frère.

C'est avec beaucoup de satisfaction que j'ai reçu le plan de campagne dont V. M. a bien voulu me faire part. Il est digne d'Elle et Elle peut croire, avec combien d'impatience j'en attends le succès. Comme l'armée française se renforce journellement et qu'elle passera les cent mille hommes, j'espère que V. M. voudra renforcer la mienne qui ne peut en passer 50,000 et particulièrement en cavalerie. L'intérêt de la cause commune le demande sans quoi il sera difficile de se soutenir ce qui serait suivi de l'invasion de mes états et puis après de Halberstadt et de Magdebourg. J'espère que V. M. communiquera toutes choses à mon fils, qui de son côté fera son possible pour fair avortir les desseins des ennemis. Je suis avec etc. etc.

George R.

14.

Précis d'une convention de neutralité entre l'impératrice reine de Hongrie et de Bohème et Sa Majesté Britannique en qualité d'Electeur et prince de l'Empire.

Art. 1, 2, 3 und 4 enthalten die gewöhnlichen Einleitungs-Formeln und nichts Wesentliches.

Art. 5.

Son Altesse Electorale s'engage de donner aux troupes de l'impératrice le transitus innoxius au travers de ses états, qui sont à la gauche de la rivière d'Aller (la ville de Hanovre exceptée), et de faire fournir aux dites troupes les vivres, chariots et fourages nécessaires pendant leur passage et séjour à condition de payer sur le même pied et de la même manière qu'il en sera usé avec d'autres princes de l'empire, par les pays desquels les dites troupes auront à passer; de la même façon il sera fourni des emplacements pour les hopitaux, de même pour les magazins de vivres, fourages et munitions de guerre.

Art. 6.

Comme la ville de Hameln est nécessaire pour la communication de l'armée de l'impératrice et de ses alliés, et pour y mettre des

magazins, la dite ville sera mise en dépôt entre les mains de l'impératrice ou des puissances garantes de la présente convention ou de quelque prince allié de l'impératrice, bien entendu que les dites dépositaires laisseront aux troupes de l'impératrice et de ses alliés la liberté de passer par la dite ville, d'y séjourner, d'y établir les magazins nécessaires pour la subsistance et le service de dites troupes. Il est convenu en outre, que la dite ville de Hameln sera rendue à l'Electeur à la fin de la présente guerre dans le même état où elle aura été reçue.

Art. 7.

L'Electeur ne fera rompre aucun des ponts sur les rivières et grands chemins; qui conduisent depuis le Weser jusqu'à l'Elbe, et Son Altesse Eléctorale voudra bien donner ses ordres pour qu'ils soient entretenus en bon état. S'il était question de construire de nouveaux ponts, les dits ouvrages seraient faits aux dépens de l'impératrice ou de ses alliés. Il sera seulement fourni par les états de l'Electeur des pionniers qui seront payés à raison de quinze Kreutzer par jour.

Art. 8

enthält Bestimmungen über die Aufrechterhaltung der Disciplin bei der durchmarschierenden Armee.

Art. 9.

Si les états de l'Electeur seront attaqués en haine de la présente convention l'impératrice et ses alliés les défendront et procureront à Son Altesse Electorale aux dépens de l'agresseur tous les dédommagements des pertes et dégats que Son Altesse a soufferts.

Art. 10.

L'Electeur ne fera aucune augmentation dans ses troupes et pourra seulement les entretenir sur le pied actuel et complet. On conviendra des quartiers et garnisons, où ses troupes seront reparties, soit à la rive droite de l'Aller soit dans la ville d'Hanovre, de façon à ne pouvoir causer ni inquiétude ni obstacle aux passages des troupes de l'impératrice et de ses alliés, et l'emplacement des dites troupes une fois convenu, ne pourra être changé que de concert.

Art. 11

enthält die Bestimmung, daß die Kaiserin von Rußland und der König von Dänemark um Garantie des Vertrages ersucht werden sollen.

Art. 12

setzt fest, daß er während des Krieges in Deutschland und während des französisch-englischen Krieges Gültigkeit haben soll.

15.

Au camp de Prague, le 6. May 1757.

Mr. mon frère.

Le projet que j'ai envoyé à V. M. a été exécuté avec tant de précision, que nous avons enlevé les plus considérables magazins de l'armée autrichienne, que l'armée des ennemis fuyant devant nous de tous les côtés est venu se refugier à Prague. Le maréchal Schwerin a passé l'Elbe à Brandeis, j'ai passé hier la Moldau à Rostock et après m'être joint avec le maréchal nous avons marché sur l'ennemi. Notre gauche a tourné sa droite; après un terrible combat d'infanterie nous sommes venus à bout de séparer son armée; nous avons chassé une partie au delà de la Satzawa et l'autre s'est refugiée à Prague. J'ai perdu le maréchal de Schwerin, un des plus grands généraux de ce siècle, monsieur de Browne est blessé dangereusement; je suis encore hors d'état de rendre compte des détails de cette action; tout ce que je peux assurer V. M. c'est qu'elle est aussi décisive que possible etc.

Frédéric.

Kensington, le 27. May 1757.

Monsieur mon frère.

Quoique j'eusse déjà appris la bonne nouvelle de la grande victoire que V. M. vient de remporter à Prague, j'en ai attendu le détail que m'en a fait l'officier qu'Elle a eu l'attention de m'envoyer, avec beaucoup de plaisir. V. M. ne saurait croire combien un projet si bien digéré et après exécuté avec tant d'activité et de courage a ajouté à l'opinion qu'on avait déjà de Sa capacité. Je ne puis m'empêcher de feliciter V. M. sur ce qu'Elle a échappé à tous ces dangers qu'Elle a couru et en même temps plaindre le sort du maréchal Schwerin, que je connaissais et que j'estimais infiniment. Je souhaite que les suites de cette action soient aussi heureuses et favorables que les commencements en ont été heureux et qu'Elle soit bientôt en état de renforcer l'armée de mon fils, qui sans cela sera très embarrassé de défendre un aussi grand terrain que depuis l'embouchure du Weser jusqu'au pays de Hesse etc. etc. George R.

16.

Au camp de Prague, le 16. Juin 1757.

J'ai reçu la lettre de V. M. avec la plus grande satisfaction, j'espère que monsieur Grand aura rendu la mienne à V. M. avec le

détail de l'action du 6. Depuis ce temps nous avons étroitement enfermé les Autrichiens dans Prague, dont les débris de l'armée montent à 30/m combattants et à 10/m blessés et malades. En même temps qu'on les a resserrés de tous les côtés, le prince de Bevern a été détaché avec 20 bat. et 90 escadrons, avec lesquels il a poussé le maréchal Taun (Daun) qui était à Böhmisch-Brod, premièrement à Colin, ensuite à Czaslau et à présent à Teutsch-Brod. J'envoye encore 10 bat. et 30 bat. de renfort au prince de Bevern; comme ces troupes viennent de Silésie, elles ne pourront le joindre que vers le 20. Alors ce prince poussera les Autrichiens sur les frontières de l'Autriche et leur enlèvera les deux magazins qui leur restent encore: de Teutsch-Brod et de Iglau. Leopold Taun n'est fort jusqu'à présent que de 30/m hommes. Il a déjà abandonné 3 magazins en se retirant, ainsi il y a apparance, qu'il en fera de même pour ceux qui lui restent. Cette expédition terminée le prince de Bevern se rabattera sur Prague avec une partie de ses troupes, ce qui me mettera à portée de faire un détachement de 30/m en Allemagne. La garnison de Prague n'a que pour 3 semaines de vivres; si nous la prenons avant que le prince de Bevern ait achevé son expédition, ce n'en sera que mieux et le détachement partira plus tôt. V. M. peut être très persuadée, que je vois avec beaucoup de chagrin mes possessions du Rhin entre les mains et à la merci des Français, et que s'il y avait moyen, il y aurait longtemps, que j'aurais tâché de les délivrer de cette oppression; mais si je prends l'armée de Prague, comme il y a toute apparence, ce coup décide de la guerre et me met en état de pousser avec la plus grande vivacité mes opérations contre les Français. L'on me mande de Prusse, que l'on s'attend à tout moment à l'invasion des Russes, que leurs vaisseaux de guerre croisaient déjà devant les ports de ce royaume. Si cela devient serieux, je serai obligé peut-être d'envoyer quelque secours au maréchal Lehwaldt, qui commande là-bas, ce qui m'affaiblira d'un autre côté. Enfin je suis plein d'espérance et je ne doute point, que nous ne nous tirions d'affaire malgré la haine, l'animosité et l'ingratitude de nos ennemis, mais il faut perdre du temps à propos et régagner ensuite ce temps en d'autres occasions par la vigilance et l'activité.

Je suis etc. etc.

Frédéric.

Kensington, le 28. Juin 1757.

Monsieur mon frère.

J'ai vu par la lettre de V. M. du 10. Juin l'état où se trouve Prague et la résolution qu'elle a prise en renforçant le corps du prince de Bevern d'aller chercher les débris de l'armée de Leopold Daun, pour la dissiper. J'admire en toutes occasions les desseins et l'activité de V. M.; si l'armée de Daun est détruite, je me flatte, que Prague et sa garnison tombe bientôt entre Ses mains et qu'alors V. M. se trouvera en état d'assister Son bon allié. La grande supériorité des Français a forcé mon fils, à mettre le Weser entre lui et eux, et comme une armée inférieure et sur la défensive ne peut faire face à tout, je crains, que du moins une partie ne perce quelque part. On a fait la déclaration que V. M. a souhaitée à la Russie et il ne tiendra pas à moi de donner à V. M. toute assistance dans mon pouvoir, étant très parfaitement etc. etc.

George R.

17.

le 20. Juin 1757.

Monsieur mon frère.

Pour me conformer aux désirs de V. M., j'ai cherché les moyens qui pouvaient me mettre en état de détacher vers le duc de Cumberland et vers le landgrave de Hessen; je n'en ai pas trouvé de plus convenable que celui, d'attaquer l'armée de Daun, campée dans les environs de Colin. J'y suis marché le 18; après l'avoir attaqué à 2 heures l'après-midi et lui avoir emporté deux batteries et deux villages garnis d'infanterie, nous avons été repoussés à notre gauche et obligés de nous retirer ici à Niembourg. Les suites de cette bataille ont été, que je me suis vu obligé de lever le blocus de Prague et que pour le commencement cela me met hors d'état, de faire des détachements. Je travaille incessament à réparer mes pertes et à me mettre en état de réparer cet échec. J'écris à V. M. les choses dans la plus grande vérité, sans augmenter mes avantages ni diminuer mes pertes. J'espère dans quelque temps de pouvoir lui mander des nouvelles plus agréables; il n'y a rien de désespéré. Après 8 batailles que nous avons gagné consécutivement, voilà la première de perdue et cela parceque l'ennemi avait trois postes garnis les uns après les autres. Après en avoir emporté deux, les bataillons d'attaque et ceux qu'on y avait envoyé les soutenir avait si fort soufferts qu'ils se trouvaient reduits à rien et que le combat finit faute de combattants. Nous avous repoussé l'ennemi

deux fois à notre droite et il n'a pas eu le coeur de nous suivre ou de nous inquiéter en aucune manière. Je ne désespère de rien et je puis assurer V. M., qu'Elle verra les effets. Il ne me faut que quelque temps pour remettre les troupes, après quoi j'espère de trouver des moyens pour reparer notre échec. etc. etc. Frédéric.

Kensington, le 9. Juillet 1757.

Monsieur mon frère.

V. M. peut croire aisement, combien j'ai été sensible à la perte qu'elle vient de faire et combien je souhaite d'apprendre le rétablissement de Son armée. Sa belle retraite et les dispositions qu'Elle a faites me font espérer, que tout se remettra en peu de temps. Mon fils jusqu'à présent a empêché le passage du Weser aux Français. J'espère qu'il sera en état de le faire encore quelque temps et jusqu'à ce que les dispositions de V. M. soient faites. Une armée de 40,000 hommes se prépare pour aller en Bohème, une autre moins forte à pénétrer dans le pays de Hesse. Il faudra tâcher de faire face à tout. Je me fie à l'habileté de V. M. et je tâcherai de favoriser et soutenir Ses desseins avec tout le zèle d'un bon allié etc. etc. George R.

18.

En marche de Pirna, le 27. Juillet 1757.

Monsieur mon frère.

Je suis extrêmement sensible à la part que V. M. prend aux évènements qui me sont arrivés; j'avais espéré de pouvoir lui donner de meilleures nouvelles; mais je crois lui devoir la vérité et je lui écris sans déguisement. Après la levée du siège de Prague je formai deux armées, dont celle que je commandais était destinée pour agir contre toutes les armées françaises et les troupes de l'empire dont on me ménage; l'autre, commandée par mon frère devait couvrir la Lusace et la Silésie. Je me trouvais avoir un magazin considérable à Leutomitz qu'il fallait couvrir. Il est bon de dire une fois pour tout, que les villes bohémiennes sont presque toutes situées dans des fonds et commandées par des hauteurs et avec cela entourées de mauvaises murailles, tombées en ruines, ce qui oblige d'occuper les hauteurs ce qui employe beaucoup de troupes pour leur défense. Mon frère se trouvait à Böhmisch-Leipa, d'où il couvrait la Lusace et Zittau, où se trouvait son magazin. Mon intention était de fourager si bien les deux rives

de l'Elbe, que l'ennemi n'aurait pas été en état de me suivre avec de gros corps et d'occuper les gorges de la Saxe plus faciles à défendre avec peu de troupes le moment que j'aurais été obligé à détacher; mais voici ce qui a dérangé mes mésures. Mr. de Daun a fait une marche à Nimes ce qui l'approchait d'un poste que mon frère avait à Gabel. Mon frère aurait du marcher incessamment pour soutenir ce poste important, qui assurait sa marche vers Zittau et ses vivres; il resta dans son camp de Leipa; Gabel fut pris et il se vit obligé de marcher par le mauvais passage de Rumburg pour gagner Zittau. Cette marche faite avec trop de lenteur a donné à l'ennemi le temps de gagner Zittau avant lui; il y est àrrivé aussi, mais les Autrichiens, maîtres d'une hauteur qui commandait la ville, l'ont bombardée et reduite entièrement en cendres. Nous avons sauvé tout ce qu'il a été possible du magazin; la garnison ne pouvant plus tenir dans la ville à cause des flammes et des rues étroites a joint l'armée de mon frère. Il est à présent à Löbau; je me suis détaché de l'armée de Bohème pour passer ici l'Elbe, joindre l'autre camp et redresser les affaires à tout prix. Ceci m'oblige à quitter la Bohème et à me tourner aux gorges de la Saxe. Quoique tous ces contre-temps soyent très-facheux, il faut réparer le passé; mais je ne saurais nier à V. M., que cela me dérange beaucoup. Dans un mois d'ici je dois faire face à une armée suédoise en Poméranie, à une armée française dans le duché de Magdebourg, à une armée composée de Français et d'Allemands qui doit marcher par Eger, et j'ai actuellement à combattre les Autrichiens et les Russes en Prusse. Si j'en excepte l'Espagne, le Danemarc, la Hollande et le roi de Sardaigne, j'ai toute l'Europe contre moi. Avec cela je ne crains pas pour les lieux, où je pourrai opposer des armées, mais pour ceux où celui qui viendra ne trouvera personne vis-à-vis de lui.

V. M. voit par ce que je viens de Lui écrire le tableau fidèle et non flatté de ma situation. L'Autriche, la France et la Russie agissent avec une animosité égale, ce qui me fait soupçonner qu'ils sont résolus entre eux, de bouleverser entièrement le système de l'Europe. S'ils y réussissent, toutes les puissances tièdes, qu'une prudence outrée fait les spectateurs de cette scène, s'en répentiront, mais trop tard, et lorsqu'ils seront forcés de se plier au joug que les puissances ennemies de la liberté de l'Europe leur préparent. etc. etc.

Frédéric.

19.

George le Second, par la grace de Dieu roi de la Grande Bretagne, de France et d'Irlande, Défenseur de la Foi, Duc de Brunswic et Luneburg, Archi-Trésorier et Electeur du St. Empire Romain etc. etc. etc.

Tous ceux qui ces présentes lettres verront, Salut.

Comme nous avons fort à coeur de contribuer, qu'il est en nous à mettre fin aux maux de la guerre dans nos états d'Allemagne, y compris la comté de Bentheim, laquelle nous possédons à présent en vertu du contract conclu avec le comte de ce nom; et dans les états de nos chers cousins, les ducs de Brunswic-Wolfenbuttel, de Saxe-Gotha et le Landgrave de Hesse-Cassel, comme aussi dans la comté de Lippe-Schaumbourg, nous confiant entièrement en la capacité, expérience et zèle de Notre très-cher fils Guillaume Auguste, duc de Cumberland, duc de Brunswic-Lunebourg etc. etc., Notre capitaine général; pour ces causes Nous avons commis et par ces présentes signées de Notre main, commettons le dit Notre très-cher fils et lui avons donné et donnons plein pouvoir, commission et mandement special pour de Notre part en qualité d'Electeur avec le général en chef de l'armée de Sa Majesté trèschrétienne arrêter, conclure et signer Lui-même ou par telles ou telles personnes qu'il y autorisera, tel traité, articles ou convention que le dit, Notre très-cher fils avisera bon être: promettant en qualité d'Electeur d'avoir agréable, tenir ferme et stable à toujours, accomplir et exécuter ponctuellement tout ce que le dit Notre très-cher fils aura stipulé, promis et signé en vertu du présent pouvoir, sans jamais y contrevenir ni permettre qu'il y soit contrevenu pour quelque cause ou pour quelque prétexte que ce puisse être; comme aussi d'en faire expédier Nos lettres de ratification en bonne forme, pour être echangées dans le temps dont il sera convenu. Du temoin de quoi Nous avons fait mettre Notre scel à ces présentes.

Donné à Notre palais à Kensington le 11 d'Août l'an de grace mil Sept-cent cinquante-sept et de Notre règne le trente-unième.

(L. S.) George R.

P. A. de Munchhausen.

20.

Chiffrirte Ministerial-Verfügung,
d. d. London, (wahrscheinlich 9.) August.

Se. Kgl. Majestät haben für jetzo und bei allen Gelegenheiten declariret, aus was für höchst dringenden Ursachen Höchstdieselben den Ihr geschehenen Neutralitäts-Anträgen haben ausweichen müssen, obgleich Höchstdieselben an der zwischen der Kaiserl. Königl. Majestät und des Königs von Preußen Majestät ausgebrochenen Fehde und andern Folgen keinen Theil genommen haben, auch niemals gesonnen gewesen, Theil daran zu nehmen. — Um indessen von Sr. Kgl. Majestät Teutschen Landen und von denen Landen Ihrer, an obgedachter Fehde gleichfalls keinen Theil habenden, Freunde mehr Unglück und Calamität abzuwenden, sind Se. Kgl. Majestät nicht abgeneigt, einen Particular-Frieden einzugehen, wenn solcher auf andere billige Bedingungen und vornehmlich dahin geschlossen werden kann, daß Se. Kgl. Majestät sich anheischig machten, nicht nur die bei der Observations-Armee befindlichen fremden Trouppen, sobald es mit ihrer Sicherheit geschehen kann, nach ihrer Heimath und die eigenen Trouppen nach ihren Quartieren, mithin die Observations-Armee auseinander gehen zu lassen, sondern auch, so lange die dermaligen Troubles in Teutschland dauern, als Churfürst Niemand, wer es auch sey, durch Dero Trouppen oder auf einige sonstige Weise directe oder per indirectum Vorschub geben zu wollen. Daß aber dagegen sämmtliche Teutsche Lande, Gerechtsame, Possessiones und Hypotheken, wo sie auch belegen, in Sicherheit gesetzet, auch des Herrn Hertzoges von Braunschweig und des Herrn Landgrafen von Hessen-Cassel Durchlaucht, gleichwie die Fürstlich Sächsischen Häuser Ernestinischer Linie und der Herr Graf von Schaumburg-Lippe in sothanen particulier-Frieden dergestalt mit eingeschlossen werden, daß bündiger Maße versprochen werde, Sr. Kgl. Majestät und den obgedachten Alliirten nicht zuzumuthen, an dem Kriege wider des Königs von Preußen Majestät einigen Theil zu nehmen, und dazu mit Völkern oder mit Gelde zu concourriren, sondern daß Sr. Kgl. Majestät und jener Alliirten Länder von ihren beschwerlichen Gästen und von denen damit verknüpften Bürden wieder befreyet werden, und von den jetzigen unglücklichen Troublen weiter keine Belästigungen von Durchzügen, Lieferungen und Fuhren und dgl. haben sollen. Ich gestehe gern, daß ich mir die Vermuthung mache, der Kais. Königin Majestät können alles Dessen, was Se. Kgl. Majestät unser allergnädigster Herr für hochgedachte Ihre K. K. Majestät, Dero Haus und Dero Gemahl gethan haben, unmöglich sich so wenig erinnern, daß Dieselben sich nicht sollten geneigt finden lassen, zu einem solchen Vertrage und accomodement die Hand zu bieten. Ich

habe denn auf gnädigsten Befehl nicht nur Ew. :c. Obiges zu eröffnen, sondern auch hinzuzufügen, daß Ew. :c. bei den wohlgesinnten dortigen Ministris, insonderheit auch bei dem Reichs-Vice-Kanzler Grafen von Colloredo, ohne dennoch zur Zeit einen bestimmten Antrag zu thun, desfalls ins Haus hören, und umständlich einberichten mögen, was gegen Sie geäußert worden oder Dieselben sonst in Erfahrung bringen. Uebrigens ist mir Ew. :c. Geehrtes vom 20. p. t. wohl zu Händen gekommen, auch Sr. Kgl. Majestät geziemend vorgelegt worden. Höchstdieselben, Se. Kgl. Majestät sehen sehr wohl ein, wie viel Unangenehmes Ew. :c. dortiger Aufenthalt mit sich geführet habe, und daß vielleicht noch ein mehreres bevorstehe. Indeß erkennen Ew. :c. ohneschwer von selbst, daß es unter bewandten Umständen noch nöthig sei und Sr. Kgl. Majestät Diensten sehr zuträglich seyn könnte, daß Sie in Wien verbleiben, es sey denn, daß Ihnen der Hof verbothen oder angedeutet würde, sich von dort wegzubegeben :c. :c.

P. A. von Münchhausen.

21.

Der Herzog von Cumberland an den Grafen von Lynar.

Selsingen, le 2. Septbr. 1757.

Monsieur le comte de Lynar.

Je viens d'apprendre qu'un courrier danois est arrivé ici faisant route à Oldenbourg avec des dépêches pour vous, pour que vous veniez à mon quartier général. Je suis véritablement charmé, que ces dépêches me procureront le plaisir d'une entrevue avec vous, où je pourrais vous remercier de tout mon coeur de tous les bons offices, que vous vous êtes empressé de rendre, et en même temps je saisirai l'occasion de m'entretenir avec vous, Monsieur, sur d'autres services que je suis bien persuadé, que vous voudriez bien rendre encore avec le même zèle à ce qui peut regarder les intérêts de S. M. le roi, mon père et de Ses états etc. etc.

22.

Kensington, le 16. Aout 1757.

Monsieur mon frère.

J'ai vu avec douleur par la lettre de V. M. du 27. Juillet le mauvais état de ses affaires depuis la dernière action; les miennes se trouvent (aussi) dans une triste situation. Les ennemis sont maîtres de la plus grande partie de mes états et de ceux de mes amis. Je n'ai

aucun secours à espérer de V. M. et je me trouve hors d'état de lui en fournir. Je suis la victime de ma bonne foi et de ma fidélité à mes engagements. V. M. jugera elle-même que je n'ai d'autre ressource que de tâcher, s'il est encore temps, de délivrer mes fidèles alliés et mes pauvres sujets de l'horrible esclavage où ils se trouvent par l'injuste rage de la France, toujours ennemie de ma maison et l'indigne ingratitude de la maison d'Autriche. En même temps je rechercherai en toutes occasions à lui marquer la sincère amitié et la veritable estime avec lesquels etc. George R.

23.

Au camp de Dresden, le 30. Aout 1757.

Monsieur mon frère.

J'ai appris avec une veritable douleur tous les évènements qui depuis un mois sont arrivés dans l'électorat de Hanovre. V. M. plaint le sort du landgrave de Hesse et du duc de Brunswic et sans doute Elle a raison; mais oublierait-Elle, que si j'ai perdu les duchés de Cleve, de la Marche, les principautés de Minden et d'Ostfrise et le comté de Ravensberg, que ce n'est qu'en haine du traité que nous avons fait? V. M. oublierait-Elle, que si mes secours n'ont pas été aussi efficaces qu'était mon intention de les Lui fournir, qu'on doit s'en prendre aux Moscovites? que j'ai déclaré constantement et sans varier, que si l'on ne pouvait garantir le royaume de Prusse de l'invasion de ce peuple, je ne saurais donner des secours considérables? J'ai éprouvé depuis des malheurs, je suis fort éloigné de les croire désespérés, mais je ne me persuaderai jamais, que parcequ'un allié est malheureux, ce soit une raison pour l'abandonner. Je n'ai jamais été contraire à la paix, je l'ai toujours souhaitée, mais honorable et durable. V. M. saura mieux que personne ce qui Lui convient de faire; j'attends dans le silence et sans émotion le dénouement de cet évènement, assurant V. M. de tous les sentiments etc. Frédéric.

24.

Georg der Andere 2c. 2c.

Wie eines Theils der König von Preußen in seinen jüngsten Briefen sehr darüber doliret ist, daß Wir Uns in denen Umständen hatten, wegen Unserer Teutschen Lande mit denen Höfen zu Wien und Versailles ein particulier-accomodement eingehen zu müssen, also lieget Uns anderntheils Unser

sämmtliches Englisches Ministerium täglich an, daß Wir die deßhalb unter des Königs von Dänemark mediation angestellte negociation wieder abrumpiren lassen mögen. Dieses können Wir nun, wie Wir auch zu erkennen gegeben, ohne gültige Ursachen nicht thun, sondern Wir haben gebundene Hände, wenn die Höfe zu Wien und Versailles die Bedingungen zugestehen, wozu Wir Uns erklähret haben.

Da es jedoch seyn kann, daß besagte Höfe ihrer Orts solche Forderungen machen, welche Uns eine scheinbahre Gelegenheit geben, das Geschäfte fallen zu lassen, wenn sonsten die Umstände danach beschaffen sind; und Wir wegen der, aus dem Copeylichen Anschluß erhellenden Punkte, auf Unserer hiesigen Crohne Beystand und Hilfe rechnen können, Also haben Wir auch aus solcher Ursache unter'm 13. hujus von Unseres Sohnes, des Herzogs von Cumberland Liebden verlanget, daß, wenn Unser Abgesandter von Steinberg berichtet, wie der Antrag in Wien aufgenommen worden, welchen er daselbst wegen Unserer Neigung zu einem particular-accomodement oder Frieden thun sollen, Sie weder selbst, noch durch Euch Etwas darauf erwidern oder schließen möge, ohne Uns zuvor des von Steinberg Depeche anhero gesandt und Unsere Antwort und Entschließung vernommen zu haben. Um inzwischen Unseren Entschluß über obiges Problema mit desto mehr Zuverlässigkeit fassen und feststellen zu können, finden Wir unumgänglich nöthig, aufs gewissseste und genaueste benachrichtigt zu sein:

1) Ob und welchergestalt unsere Armée dergestalt gerettet und conserviret werden könne, daß sie weder desarmiret werden, noch auch dem Feinde in die Hände gerathe?

2) Wie und welchergestalt besagte Armee diesen Winter mit Sicherheit untergebracht und mit denen sonstigen Nothwendigkeiten versehen werden könne?

3) Wie der effective Stand der Trouppen beschaffen?

4) Wie viel Trouppen in dem bevorstehenden Winter recrutiret und in den vollzähligen Stand gesetzt werden können?

Und da

5) der König von Preußen sehr urgiret, und Unser Englisches Ministerium den Antrag unterstützet, daß Wir Unsere Armee zu der, welche der König von Preußen im Magdeburgischen und Halberstädtischen stehen hat, stoßen lassen mögen; ob und welchergestalt Unseres Sohnes Liebden solches für thunlich und möglich halten? Wir schreiben Sr. Liebden heute desfalls umständlich, thun jedoch auch davon zu Eurer direction und zu dem Ende gleichfalls Eröffnung, damit Ihr, soviel von Euch geschehen kann und von Euch desideriret werden wird, dazu beytragen möget, daß Unseres Sohnes Liebden im Stande sein mögen, Uns obige informationes einzuschicken.

Wir communiciren auch im Uebrigen, was inzwischen dem hiesigen Kgl. Preußischen Minister von Unserm Englischen Ministerium vor eine Antwort und Erklehrung gegeben worden. Wir verbleiben :c. :c.

Kensington, den 16. September 1757. George R.

An die jetzo zu Stade befindlichen Geheimen Rähte sammt und sonders.

Copie. Anlage A.

Mémoire.

Le roi, ayant une fois fait entamer sous la médiation de Sa Majesté Danoise une négociation avec les cours de Vienne et de Versailles pour un accommodement raisonnable par rapport à Ses états d'Allemagne et de ceux de ces amis, il n'est pas possible, que sans des raisons légitimes ou apparentes cette négociation puisse être rompue du côté de Sa Majesté. Mais comme en revanche il est fort probable, que les conditions qui seront demandées pourront laisser lieu à les laisser tomber, il est aussi naturel que juste, que le roi sache par avance, à quoi il doit s'attendre de la part de la Grande-Bretagne, si en faveur de Ses royaumes Sa Majesté sacrifie le salut et la délivrance de Son électorat, en saisissant la première occassion que les cours de Vienne et de Versailles lui fourniront à rompre la négociation en question.

Savoir

1) Si l'Angleterre s'engage de faire rendre au roi à la pacification générale tous les états de même que toutes les hypothèques, droits et possessions que Sa Majesté aura perdus pendant la présente guerre.

2) Si l'Angleterre voudra se charger de l'entretien des troupes allemandes du roi, non seulement pendant que la présente occupation de l'électorat dure, mais jusqu'après la rétablissement de la paix les états du roi en Allemagne se retrouvent en état de payer les contributions et autres taxes qui servent de fond pour l'entretien des dites troupes.

3) Les revenus des domaines du roi étant saisis de sorte que l'état civil ne saurait être payé non plus, et

4) La ruine des habitants des pays du roi allant tous les jours augmentant et devant accroître à un tel dégré, que la paix faite il faudra des sommes considérables pour les aider à pouvoir se remettre, il s'agit des secours ou d'une satisfaction satisfaisante sur lesquels le roi aura à conter à cet égard de la part de la Grande-Bretagne.

Il est indispensablement nécessaire, que le roi soit informé le plus tôt qu'il s'en peut, comment Son ministère Anglais pense sur tous ces points, aussi doit le soussigné prier très instamment, que le dit ministère veuille bien s'expliquer là-dessus avec autant d'ingénuité que précision.

Londres, le 16. Septembre 1757.

P. A. de Munchhausen.

Au Ministère Britannique.

Copie. **Anlage B.**

Le roi, s'étant fait rendre compte des répresentations du sieur Michell au sujet de certaines ouvertures, faites par les ministres électoraux de Sa Majesté concernant Ses états en Allemagne, Elle ordonne, qu'on dise en reponse au ministre du roi de Prusse, que ce n'a jamais été l'intention de Sa Majesté, que les sus-dites ouvertures faites sans la participation du consul britannique eussent la moindre influence sur la conduite de Sa Majesté comme roi. Elle voit du même oeil que par le passé les effets pernicieux de l'union entre les cours de Vienne et de Versailles qui menace de bouleversement tout système de liberté publique et l'indépendance de toutes les puissances d'Europe, et considère comme une suite funeste d'une liaison aussi dangereuse que la cour de Vienne a déjà livré les ports des Pays-Bas entre les mains de la France contre la foi des traités les plus solemnels.

Dans une situation aussi critique quel qu'ait été le succès des armes, Sa Majesté est déterminée à un concert suivi avec le roi de Prusse sur les moyens les plus efficaces de frustrer les desseins injustes et aggressifs de leurs ennemis communs, et le roi de Prusse peut s'assurer, que la couronne Britannique continuera à remplir scrupuleusement ses engagements avec Sa Majesté Prussienne et la soutenir avec fermeté et vigueur.

25.

Georg der Andere 2c.

Niemals ist uns so zu Muthe gewesen, als da Uns die am 9. hujus mit dem Marschall Duc de Richelieu wegen eines so nennenden Waffenstillstandes geschlossene convention zu Händen gekommen, und Wir aus Eurer unterthänigsten Relation vom 10. ejusdem zu ersehen gehabt, daß die Sache in Eurer Gegenwart in Erwegung gezogen worden, und Ihr zu deren Annehmung gerathen habt. Wie dieses Letztere von Euch habe geschehen können, ist uns gantz und gar ohnbegreiflich: die Unseres Sohnes, des Hertzogs

von Cumberland Liebden zur entamirung eines particular-Friedens ertheilte und auf die mit beygefügten Ausfertigungen an Unseren Abgesandten von Steinberg in Wien und an den Königlich Dänischen Geheimen Rath Freiherrn von Bernstorff sich gründenden instructiones und Anweisungen ergeben durchgängig, daß Wir zwar zur Zurückziehung Unserer Truppen in ihre Standquartiere und zu Zurücksendung der Braunschweigischen, Hessischen, Sachsen-Gothaischen und Lippe-Schaumburgischen Trouppen in ihre Lande, sobald es mit Sicherheit geschehen könne, Uns erklähret haben, jedoch anders nicht, als unter denen Bedingungen: 1) daß man Kaiserlicher und Königlicher, auch Frantzösischer Seits keine Forderungen wegen einiger Hilfs-Leistungen wider den König von Preußen an Uns und Unsere Alliirten machete, 2) auch Unsere und Unserer Alliirten Lande, Possessiones und Gerechtigkeiten in Sicherheit setzete, und 3) daß Unsere und Unserer Alliirten Lande aufs förderſamste von denen feindlichen Trouppen geräumt würden und von allen weiteren Exactionen durch Märsche &c. befreyet bleiben. Selbst in dem Unseres Sohnes Liebden mittelst dritten Postscripti vom 11. Augusti gethanen Auftrag und Bevollmächtigung, sobald und so gut als möglich mit der frantzösischen Generalitaet für Uns als Kurfürsten und für Unsere Alliirten und Freunde, nämlich den Landgrafen von Hessen, den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, den Herzog von Sachsen-Gotha und den Grafen von Schaumburg-Lippe einen particular-Frieden oder auch eine Neutralität oder auch ein praeliminar-Accomodement zu behandeln, haben Wir obige Ansichten nicht verhohlen, sondern ausdrücklich Unsern Zweck beigefüget, nämlich, damit die allerseitigen Lande soulagiret und die Trouppen erhalten werden mögten. So haben Wir auch mittelst Unseres Privat-Schreibens, welches den 16. besagten Monaths Augusti datiret und eodem bei dem Messenger Bosworth abgegangen ist, auch dem Groß-Voigt durch Unseren Geheimrath von Münchhausen aufgeben lassen, Unseres Sohnes, des Hertzogs Liebden, von Unseretwegen zu bezeugen, wie es zwar dabei bliebe, daß Unseres Sohnes Liebden sich mit der Frantzösischen Generalität in Tractaten einzulassen hätten, und mit derselben wegen Beobachtung guter Mannszucht und Disciplin, mithin wegen möglichster Menagirung Unserer und Unserer Alliirten Lande und Leute einen interims-Vergleich oder Vertrag eingehen könnten, daß aber der Schluß in der Hauptsache so lange hinzuhalten wäre, bis Unser Gesandter von Steinberg einberichtet, was für eine Aufnahme derjenige Auftrag gefunden, welchen er angewiesen worden, wegen Unserer Neigung zu einem particular-Frieden bei dem Wienerischen Hofe zu thun. Urtheylet Ihr aber selbst, ob Unsere Anweisungen und Befehle befolget, und wie wenig Unsere mitleydentliche, landesväterliche Absichten durch die geschlossene Convention

erreichet worden. In dieser ist nicht das mindeste en faveur Unserer und Unserer Alliirten Lande verabredet, sondern vielmehr dem Feinde der Besitz derer eingenommenen Posten und Länder im 4. Articul mit ausdrücklichen Worten zugestanden. Sowohl die hessischen Trouppen, welche doch lediglich von Unserer Crohne, in deren Sold sie stehen, dependiren, auch die Braunschweigischen, Gothaischen und Lippe-Schaumburgischen Trouppen haben dergestalt congedirt werden sollen, daß die Crohne Frankreich wegen deren Placirung, dispersirung mit denen Herrn, welchen die Trouppen gehören, nach eigener convenientz zu conveniren hat, mithin so gute und von Uns bezahlte Trouppen Gefahr laufen, Recruten der frantzösischen Armée zu werden. Unseren eigenen Trouppen sind respective in und um Stade und im Hertzogthum Lauenburg solche enge und unzulängliche Quartiere übrig gelassen, daß sie, wenn schon nicht dem Namen nach, dennoch gleich Kriegs-Gefangenen, außer aller activitaet werden gesetzet seyn. Die 10 bats. und 28 escadr., welchen die Stadt Stade und eine halbe, oder nach Gelegenheit eine Meile im Umkreiß zu ihren Standquartieren angewiesen ist, sollen weder sich recrutiren, noch sich remontiren können. Der 4. Articul der Convention und der 2. Separat-Articul sind nicht nur dunkel, sondern auch so gefasset, daß der Marschall Duc de Richelieu sich kann beygehen lassen, sich auch sogar derjenigen Bremischen Districte zu bemeystern, welche bei Schließung der Convention von Unserer Armee bedecket gewesen. Geschiehet aber Das, und erwehnte 28 escadrons behalten nicht die Freiheit, sich in die Bremischen Marschen zu vertheilen, so können sie ja vollends unmöglich subsistiren, und wie werden denn Unsere Trouppen conserviret? Wie werden Unsere Lande, denen der Feind auf dem Halse bleibet, soulagiret? Ein solcher Waffenstillstand, nach dessen Schließung der Feind noch einen scheinbahren praetext nehmen kann, weitere occupationes und progressen zu machen, das ist etwas Unerhörtes. Unsere Unzufriedenheit bekommt dadurch ihr volles Maß, daß die convention dergestalt geschlossen worden, daß selbige, ohne vorher Unsere ratification und Genehmigung abzuwarten, hat vollstrecket und unter Anderem auch die Burg-Schantze in 24 Stunden geräumet und das Lager bei Bremervörde verlassen werden sollen.

Nunmehr steht es bloß in der Frantzosen Willkühr und Gewalt, Unsere Lande so lange in Händen zu behalten und zu ruiniren, als sie wollen; Uns aber bleibet wenig oder keine Hoffnung übrig, selbige daraus zu retten. Bliebe die Armee auf eine oder andere Weise zusammen, oder man hätte mine gemacht, das äußerste abwarten zu wollen; die Frantzosen würden aller Vermuthung nach andere Seiten aufgespannt haben, wenigstens würde es alsdann, wenn die Armee wäre verlohren gegangen und in die Pfanne gehauen ge-

wesen, nicht nöthig gewesen sein, eine so schimpfliche und landverderbliche Convention zu schließen. Wie Ihr dennoch dazu beyräthig sein können, obgleich am 8. hujus aus Unseres Abgesandten von Steinberg Depechen vom 1. ejusdem schon bekannt geworden, daß des Kaiserlichen Hofes Erklehrung auf den, wegen Unserer Neigung zu einem particulier-Frieden gethanen Antrag nicht sehr favorable ausgefallen, darüber habt Ihr Euch allerdings zu rechtfertigen, gestalten wir denn auch Eure Verantwortung desfalls unfehlbar erwarten.

Wäre auf die convention an sich selbst Nichts zu sagen; so hätten Wir weder bey dem rescripto, mittelst dessen selbige Unserm Abgesandten nebst einer Anweisung mitgetheilt worden, noch auch bey der Unseren Alliirten geschehenen Eröffnung etwas zu erinnern.

Uebrigens dienet Uns das von Euch mittelst unterthänigen Postcripti vom 10. hujus copeylich eingeschickte und in das particular-Friedenswerk einschlagende Schreiben des Geheimen Raths von Bernstorff und der Gebrauch, welchen Ihr davon mittelst eines an Unseren Abgesandten von Steinberg erlassenen Postcripti gemachet habet, zur Nachricht und Wir verbleiben 2c. 2c. George R.

Kensington, den 20. September 1757.

An die Geheimen Räthe von Schwichelt
und von Steinberg.

26.

Georg der Andere, von Gottes Gnaden König von Großbritannien und Irland, Beschützer des Glaubens, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, des Heiligen Römischen Reiches Schatzmeister und Churfürst 2c.

Unsern geneigten gnädigsten Willen zuvor; Edler Vester Rath und lieber Getreuer!

Mit Euren unterthänigsten Berichten vom 1. hujus ist der Courier Fortmann am 17. ejusdem zu London angekommen.

Gleichwie Uns von Unsern zu Bremervörde befindlich gewesenen Geheimten Rähten ist angezeiget worden, was sie Euch auf Euer das particulier-Friedenswerk betreffendes Postscriptum unterm 8. besagten Monats bereits zurückbezeuget haben, also fügen Wir auch nur noch hinzu, daß Uns ihr euch nicht wohlgefälliger machen könnt, als wenn Ihr fortfahret, Euch äußerst angelegen sein zu lassen, den dortigen Hof zu bewegen, daß er sich kräftigst

dahin anwende, daß Unsere und Unserer, an der Fehde mit dem König von Preußen keinen Theil habenden, Freunde Lande von denen fremden Trouppen vor dem Winter wieder befreiet werden. Ihr werdet zu dem Ende nicht nur den Nothstand, worin solche Lande durch ganz enorme Erpressungen schon gesetzet sind und bei längerer continuation vollends auf Kind und Kindes-Kinder werden zu Grunde gerichtet werden, gehörig vorstellen, sondern auch dem Grafen Kaunitz zu behufigem Vertrag zu erkennen geben:

Uns wäre die durch ihn Euch bezeugte Gesinnung der Kaiserin-Königin so angenehm, als sehr sie Uns zu aller möglichen Danck-Erkäntlichkeit verbünde; die Kaiserin-Königin könnten Uns aber davon, daß es mit denen geschehenen Aeußerungen ein wahrer Ernst sey, keine Uns mehr überzeugende und mehr empfindliche Probe geben, als wenn Sie die Wieder-Befreyung besagter Länder auf vorerwehnte Weise effectuirten.

Die Stellung des Reichs-Contingents und ein Beytrag zur Operations-Casse wird hoffentlich nicht urgiret werden, da Eines theils Uns solches schon bloß deswegen nicht möglich fällt, weil die Frantzösische Generalität von Unsern und des Landes Einkünften sich empariret und das Land so ruiniret hat, daß in vielen Jahren Nichts daraus erfolgen kann, und weyl anderntheils der Kayser das Exempel anderer, bei welchen deßhalb keine Anregung geschicht, Uns werden zu Statten kommen lassen.

Daß der dort subsistirende Königlich Dähnische Ministre von Backhoff, wie Ihr anrühmet, vorhin und auch bei dem dermaligen Geschäfte sich angelegen seyn lassen, seinen Eyfer für Unser Interesse darzuthun, das wissen Wir ihm umsomehr Dank, da Wir nicht zweifeln, er werde mit Genehmigung seines Hofes darin fortfahren.

Wir bleiben Euch mit geneigtem und gnädigstem Willen beygethan.

Kensington, den 20. September 1757. George R.

27.

Kensington, le 20. Septembre 1757.

Monsieur mon frère.

Ce n'est pas faute de m'intéresser à la situation d'un allié malheureux que j'ai pris la partie où je me suis trouvé forcé. Mon absence indispensable et dans une occasion aussi critique de mes états a causé par la mauvaise conduite et le manque de jugement mille contre-temps, auxquels par cette raison je n'ai pu rémedier et un dernier incident qui m'a autant indigné que surpris a mis le comble à mes chagrins et à mon impuissance de prêter comme Electeur d'assistance à V. M.,

mon entière destruction ne Lui pouvant être d'aucune utilité. En revanche V. M. peut être assurée que du côté de l'Angleterre on fera tout ce qui est humainement possible pour La soutenir et l'assister. Je souhaite toute sorte de bonheur et de prospérité à V. M. et la prie de me croire etc. George R.

28.

A Leipsic, le 16. d'Octobre 1757.

Monsieur mon frère.

Je plains V. M. qu'Elle a été si mal servie dans la convention que ses généraux ont faite à Stade avec les Français, mais cet acte n'est pas ratifié, et les Français mêmes y ont fait infraction en voulant désarmer les troupes hessoises et en s'emparant d'un fort dans le Hartz. Je crois qu'il n'y aurait un moyen plus avantageux et plus convenable et en même temps plus digne de la gloire de V. M. que d'expatrier les Français tout-à-fait du pays de Hanovre et de les rechasser au delà du Weser. Les Russes ont quitté la Prusse, le maréchal Lehwaldt est en plaine marche de la Prusse pour entrer en Poméranie, en chasser les Suédois et ravager tous les environs de Stralsund. De là, si j'étais sur, que les Hanovriens se joignissent à lui, il n'y aurait qu'à passer l'Elbe, tomber dans les quartiers des Français pour les replier bien loin en arrière. J'attends sur ceci la reponse de V. M.; c'est l'affaire d'une expédition d'hiver dont je garantirais le succès et où il ne faut que du courage et de la vigueur pour l'entreprendre. C'est de cette façon que Mr. de Turenne a chassé les ennemis de l'Alsace et c'est par ces mêmes ressources que les grands états se sont plus d'une fois sauvés de leur ruine. Pour moi je me mets incessamment en marche et après avoir fait fuir l'armée française de l'empire jusqu'à Eisenach, j'accours au corps de Maréchal en Lusace et de là je compte dégager la Silésie.

V. M. sera instruite de tout ce qui se passe etc. etc.

Frédéric.

29.

Ministerial-Rescript,

d. d. Stade, 2. November 1757.

(**Auszüglich.**)

Es ist jederzeit festgesetzet, daß für den Fall der Retirade es nach dem Bremen'schen und der Festung Stade gehen solle, um den Rücken frei zu haben.

Richelieu hat alle Waffenstillstands-Vorschläge „mit hauteur und Verachtung verworffen", daher ist der Marsch nach Rotenburg fortgesetzet. Der Feind hat sich mit einem Theil gegen die Stadt Bremen, mit einem andern gegen Haarburg durch das Lüneburg'sche, mit dem Haupttheil gegen die Armee gewendet. Daher ist der Herzog von Cumberland nach Bremervörde marschirt, um nicht von Stade coupirt zu werden. Indessen die bedeutende Ausdehnung der Stellung bot große Schwierigkeiten. Der Cordon bis Burgschantze war 9 Meilen lang. In der letzteren standen 5000 Mann, die Armee war 30,000 Mann stark und die feindliche Armee kaum 2 Meilen entfernt. Burtehude und Horneburg waren von den Frantzosen besetzt.

In dieser Situation langte der von dem Königlich Dänischen Hofe verwandte Mediations-Minister von Lynar bei Sr. Kgl. Hoheit in Bremervörde an und wurde zum Herzog von Richelieu, zwei Stunden von da, geschickt.

Richelieu wollte erst von einem Waffenstillstande Nichts hören; Lynar aber läßt sich dennoch durch dieses nicht „rebutiren", sondern hat es endlich dahin gebracht, eine Waffenstillstands-Unterhandlung zwischen beiden Armeen zu unternehmen. Dann kehrt er nach Bremervörde zurück, um des Hertzoges von Cumberland „Conditiones" zu vernehmen.

„Nachdem nun Höchstdieselben mit der Generalität und im Beiseyn der beiden Geheimten Räthe von Steinberg und von Schwicheldt die Sache reiflich überleget und der Ersteren sentiments erfordert, ob sie dem Feinde in dem Posten von Bremervörde Widerstand thun und verhindern können, daß sie von Stade coupiret und die hiesige Armee umringet zu werden keine Gefahr liesse, so gingen solche sentiments dahinaus, daß nach der Lage und den Umständen, worin sich die diesseitige Armee befände, Niemand solches zu versichern über sich nehmen würde, vielmehr, wenn man dieselbe durch einen Waffenstillstand retten könnte, dazu rahten wollten, wogegen denn auch die gegenwärtigen Minister, als zu einer Kriegs-Operationen betreffenden Sache, Nichts sagen konnten.

Se. Kgl. Hoheit haben, nachdem sie diese wichtige Sache nochmals in reifliche Erwehgung gezogen, und solche gegen die nach und nach erhaltenen und in Händen habenden Ordres gehalten, in welchen Höchstderoselben aufgelegt worden, „„nichts zu risquiren, dem Feind auszuweichen, nichts zu wagen, sondern äußerst zu suchen die Armee zu conserviren,"" den Schluß zu fassen und über sich zu nehmen geglaubet, daß Sie einen Waffenstillstand unter der Bedingung eingehen könnten, daß vors Erste und bis zu einer weiteren Unterhandlung zu einem Vergleich und particulier-Accommodement geschritten, die Aller zur limiten gesetzet und der hiesigen Armee dasjenige, was diesseits solchen Flusses gelegen, gelassen werden müsse."

Graf Lynar ist demnach aufgegeben, die Unterhandlung anzufangen und zum Duc de Richelieu zurück gereiset; er meldet aber sogleich, daß dieser nur die Oste im Bremenschen und die Elbe gegen das Lauenburgsche als limite anerkennen wollte. Da nicht mehr zu erlangen, und da die Armee und die Festung Stade gerettet, so hat der Hertzog die Convention vollzogen.

„Höchstdemselben ist es also gelungen, die Armee zu retten, und hat sie in besserem Stande, als sie in die Campagne gegangen, in diese Gegenden gebracht. Man kann sie also nach Gutfinden zum Dienst jeder Zeit wieder gebrauchen. Auch gestattet der Waffenstillstand bei den Umständen, worin der Marschall ihn selbst gesetzet, „durch verschiedene contraventiones, als da ist die Desarmirung der hessischen Trouppen, wenn sie wieder in ihr Land kommen, Einnehmung des Schlosses Scharzfels und andere mehr“, daß er von selbst cessiret.“ Steinberg.

30.

Whitehall, October 10th 1757.

Sir.

I have the kings commands to acquaint you in confidence with a difficulty of no small moment that will arise, in case His Mayesty's servants in Germany shall advise active measures. It is to find a proper general to be at the head of the Kings forces, for though His Majesty has many excellent officers in his service, there are none who by their superior quality or high rank in the army are equal to such a command; and the army being composed of troops, belonging to different princes, there is wanting a commander of high rank at their head, who might by authority preserve that union and discipline so essential in the service. You will therefore mention this point to the king of Prussia, and try, if he will not of himself propose one of the princes of the house of Brunswick, now in Prussian service, to be placed at the head of this army, the good conduct of which is in the moment of as much consequence to the king of Prussia as to His Majesty himself.

I am with great truth and regard

Sir

Your most obedient humble servant

Holdernesse.

31.

A Fribourg, le 7me de Novembre.

Monsieur mon frère.

Comme j'étais en pleine marche pour la Silésie, j'appris que l'armée française et celle de l'empire s'avançaient du côté de Leipzic, ce qui m'obligea de revenir sur mes pas, pour défendre mes magazins et couvrir le pays de ces environs. Le 3. de ce mois je tombais dans leurs cantonnements et je les obligeais à se replier au delà de la Saale et je leur enlèvais le poste de Weissenfels, après quoi nous avons voulu les tourner le 5.; ils sortirent de leur poste et ils ont été battus. Ils ont perdu 8 généraux, 206 officiers, 4500 hommes, 62 canons, 15 étentards, deux paires de timbales et 7 drapeaux. Leur déroute a été si considérable, que trois quarts des troupes a jeté les armes; je reviens de la poursuite et je ne les ai quittés qu'auprès d'Erfurt. J'ai cru peut-être, que cette nouvelle pourrait ne point être désagréable à V. M. Le duc de Richelieu avait renforcé cette armée de 20 bats. et de 16 escadrons; elle était forte en tout de 62/m hommes. A la nouvelle de cette bataille les Français se sont rétirés avec précipitation du pays de Halberstadt et je laisse à juger à V. M. des suites que cela pouvait avoir, si l'on saisissait le moment pour en profiter.

Les Autrichiens ont mis le siège devant Schweidnitz, j'y marche incontinent pour y apporter du secours et pour nettoyer en passant la Lusace.

Le maréchal Lehwaldt arrivera dans 8 jours à Stettin et je ne doute pas, qu'il n'expulse pas en peu le pays de Suédois qui l'ont infuté.

Mr. Mitchell m'a dit, que V. M. souhaitait, que le prince de Brunswic se mit à la tête de Son armée. Je le fais partir incontinent très-persuadé, que si l'on agit d'abord, dans la circonstance présente on en rétirera le plus grand avantage. Je fais des voeux pour la prospérité de V. M. étant avec la plus haute estime etc. etc. Frédéric.

32.

Brunswic, le 9. Novembre 1757.

A Mr. le baron de Zastrow.

L'honneur dirigeant toutes les lois de guerre, les nations les moins civilisées ont observé dans tous les temps les capitulations militaires comme une chose sacrée. Il n'y en a jamais eu de plus solemnelle que les articles que j'ai signés le 8me et 10me Septembre avec Son Altesse Mr. le duc de Cumberland.

S. M. Danoise ayant offert de la garantie, le roi, mon maître, a cru, qu'avant de signer l'acte d'acceptation de cette garantie, il convenait, d'éclaircir des obscurités qui pourraient faire naître des difficultés dans l'exécution qui a été suspendue sur des paroles d'honneur réciproques de ne rien altérer au fond et de l'exécuter toujours, quand on serait entendu de part et d'autre sur les doutes qui s'étaient élevés. Mr. le comte de Lynar, dépositaire de toutes ces paroles et continuant ses bons offices, a tout éclairci de façon qu'il a du écrire à Votre Excellence. Il y a plusieurs jours que rien ne devait plus différer l'éxécution de ces articles.

Je vois cependant que non seulement V. E. n'y repond pas, mais que contre les termes exprès de ces articles une partie des troupes qui devaient se tenir renfermées scrupuleusement dans les limites qui avaient été marquées par les commissaires réciproques viennent d'en sortir pour aller joindre celles qui s'étaient arrêtées dans leur chemin du duché de Lauenbourg, où elles doivent se rétirer par les dits articles.

Les Hessois qui étaient de même restés du côté de Verden et qui avaient donné leur parole d'honneur entre les mains de Mr. de Lynar, de n'en pas sortir jusqu'à l'éclaircissement définitif dont je viens de parler, se sont cependant brusquement rétirés sans mon consentement et S. A. S. Mr. le landgrave vient de me marquer, que c'était aussi sans le sien et sur les ordres de V. E.

J'ai executé avec la dernière exactitude jusqu'ici la convention qui a été faite pour les pays de Hanovre, de Hesse et de Brunswic et je suis prêt de même d'exécuter celle du 8. et 10. Septembre et j'ai donné parole à Mr. le landgrave, que ses troupes ne seront point désarmées, ce qui paraissait un des articles qui exigeait le plus d'éclaircissement et le seul de votre côté qui paraissait vous arrêter; je suis content du moins de tous ceux qui ont été donnés de façon que je déclare à V. E., que rien ne doit arrêter l'exécution de tout ce qui a été écrit et des paroles d'honneur qui ont été données réciproquement.

Si le refus de V. E. de cette exécution entrainerait la rupture de tous les accords qui ont été faits de toutes parts et par conséquence les suites funestes d'une guerre commencée dessous de si cruels aspectes, je crois qu'après ce que j'ai l'honneur de marquer à V. E. serait à me justifier devant Dieu et devant les hommes; mais j'ai lieu de penser par la dernière lettre que V. E a écrite à Mr. de Perreuse à Harbourg, que tous les divers mouvements de ses troupes et de celles de Hesse

n'ont été que des précautions et des malentendus peut-être de part et d'autre; les artifices ne sont pas faits pour les généraux d'aussi grands princes.

J'espère donc que V. E. me voudra bien indiquer le jour qu'elle fera continuer la route, où les troupes respectives doivent suivant les articles signés le 8. et 10. Sept. se rendre. Tous les différents articles je suis prêt d'observer de mon côté avec la plus grande fidélité et de donner à V. E. les preuves des sentiments de la haute considération avec laquelle etc. etc. **Richelieu.**

33.

Stade, le 16. Novbr. 1757.

Monseigneur.

Le comte de Schulemburg vient de nous mander par un courrier arrivé cette nuit, que V. A. S. du gré et consentement de S. M. Prussienne veut gracieusement se charger du commandement de l'armée de S. M. notre auguste maître.

Instruits des sentiments du roi pour V. A. S., nous savons combien S. M. sera charmée de voir à la tête de Son armée un prince de Son sang dont Elle connait et chérit les éminentes qualités.

Notre premier soin a donc du être, de remercier V. A. S. avec la soumission la plus respectueuse de la resolution qu'Elle a daigné prendre, en l'assurant que nous nous efforcerons autant qu'il dépendra de nous, de concourir aux desseins qu'Elle entreprendra pour le salut des sujets du roi. etc.

Magdebourg, le 19. Novbr.

J'ai reçu entre 7 et 8 heures de ce matin la lettre que Vos Excellences m'ont fait l'honneur de m'écrire en date du 16. du courant. Animé du désir le plus vif de servir les deux rois et la patrie, je partirai d'ici dès demain pour me rendre à ma destination, je souhaitais même y pouvoir voler. Vous sentirez non moins Messieurs vous-mêmes, qu'il ne serait que convenable, que j'attendisse l'arrivée du pouvoir de S. M. B. ou du moins des nouvelles de l'arrivée de Mr. le comte de Schulembourg à Stade. Mais je passe par ces difficultés et bien d'autres dans une crise, où un honnête homme pense en dernier lieu à soi-même. Ainsi je ne consulte que l'amour de la patrie et toutes mes démarches ne tendront qu'à mériter la confiance que S. M. B. daigne mettre en moi. Comme à un départ aussi subit je ne puis prendre avec moi mes équipages, j'espère d'en trouver à Stade avec les aisances nécessaires

remerciant en attendant V. E. de l'attention qu'Elles veulent bien m'assurer y avoir déjà eue.

Je suivrai dans mon voyage d'ici à Stade la route que votre courrier depêché ici avec votre lettre a tenue, de quoi j'avertis V. E. pour qu'Elles sachent où me faire rencontrer en chemin, en cas qu'Elles jugeassent à propos de dépêcher quelque courrier à ma rencontre. Au reste les intérêts de la cause commune faisant le seul but de mes actions je donnerai toute mon attention aux deux points que Vous m'avez recommandés dans Votre lettre, ayant même déjà écrit en conformité de l'un d'eux au duc regnant mon frère. J'ai l'honneur etc.

Ferdinand.

34.

St. James, le 26. Novbr. 1757.

Monsieur mon frère.

La victoire complète que V. M. vient de gagner sur nos ennemis communs a ajouté un nouveau lustre à Sa gloire et a reparé ce que la conduite malle et pusillanime de la dernière campagne et la convention pernicieuse et honteuse avait gâté. Elle a précipité le plan d'opération dont V. M. m'avait fait part dans la lettre du 16. Octobre. Je ne saurais assez marquer à V. M. ma reconnaissance de ce qu'Elle a bien voulu m'accorder le prince Ferdinand de Brunswic pour commander mon armée. Elle est actuellement de plus de 40,000 combattants effectifs, remplis de zèle, d'ardeur et de bonne volonté, à qui il ne manquait qu'un général capable et instruit par V. M. pour la conduire. Je ne doute nullement qu'avec l'assistance divine elle ne soit en état de faire repasser le Weser à nos ennemis, mais encore de délivrer les états de leur oppression, de prendre des quartiers d'hiver en Westphalie, d'empêcher par là les secours que la France voudrait envoyer, de retirer peut-être la république de sa léthargie. Comme je me tiens entièrement assuré de Sa constante amitié, je suis persuadé, qu'on pourra mettre un frein à l'insolence et ingratitude de la cour de Vienne et à l'ambition démésurée de la France, sauver la réligion protestante, maintenir la liberté germanique et obtenir une paix avantageuse stable et honorable. Elle peut conter à ce de mon côté, je tâcherai de tout mon pouvoir à y contribuer comme roi et comme electeur et Lui montrer jusqu'à quel point va l'estime etc.

George R.

35.

Stade, le 28. Novbr. 1757.

Monsieur.

Ayant l'honneur d'être appelé par Sa Majesté Britannique pour commander l'armée composée de Ses troupes et de celle de Ses alliés, je vous en fais part Monsieur, pour vous dire en même temps que mes instructions portent de remettre cette armée en activité. Il serait superflu de faire ici l'énumération des raisons qui obligent Sa Majesté, à faire faire une pareille démarche, puisque après les différentes plaintes faites vous ne sauriez plus les ignorer. C'est pourquoi je passe ici sur tout détail, me remettant uniquement à l'information au public dans laquelle le Ministère Electoral de S. M. expose aux yeux de tout le monde ses griefs avec les motifs, qui engagent à ne regarder plus comme subsistante la trève conclue à Zeven. Si une façon noble de faire la guerre exige de ne pas manquer à vous faire cette déclaration, je saisis en même temps l'occasion qu'elle me fournit de vous réitérer les assurances personnelles de le haute considération avec laquelle je suis etc.

Ferdinand.

Erklärung des Schlachtplanes von Hastenbeck.

I. Stellung der Alliierten und Franzosen.

AA Stellung der Alliierten.
B Große Batterie von 18 Geschützen.
C Batterie von 4 Geschützen.
D Batterie von 6 Geschützen.
EE 4 Compagnien Jäger unter Major Freitag.
F 2 Bataillone als Reserve.
G 2 Bataillone und 4 Schwadronen zur Deckung des Ueberganges über die Hamel.
H 3 Schwadronen desgleichen.
II 3 Bataillone und 6 Schwadronen unter Breitenbach und Dachenhausen.
KK Stellung der Franzosen. *I, II, III, IV* französische Batterien.

II. Gang der Schlacht.

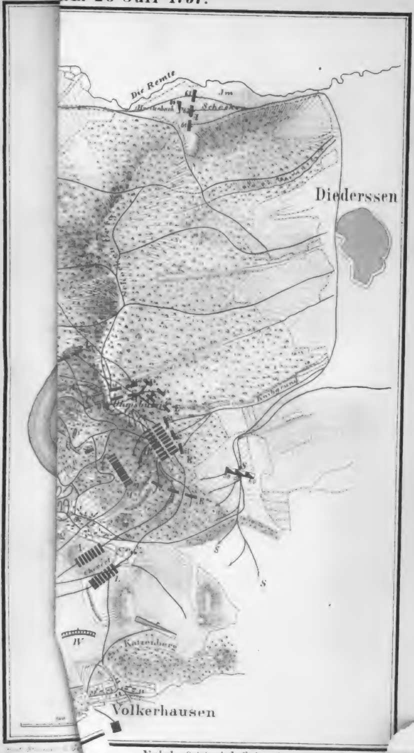
LL Anmarsch und Angriff der 4 Brigaden unter Chevert gegen die Ohmsburg.
MM 2 Colonnen unter Armentières gehen zum Angriff gegen den linken Flügel vor.
M'M' Die linke Colonne formiert sich im Witten-Grunde.
NN Vormarsch des Centrums unter Contades und Placierung einer Batterie in V.
OO Angriff des französischen linken Flügels gegen Hastenbeck.
PP Abmarsch von 3 Bataillonen zur Unterstützung der Jäger auf der Ohmsburg.
QQ Die Brigade Champagne erobert die große Batterie.
RR Angriff des Oberst Breitenbach gegen die Brigaden unter Chevert a. d. Ohmsburg.
R'R' Die Brigaden Cheverts werden zurückgeschlagen.
SS General-Major von Dachenhausen verfolgt mit der Cavallerie die fliehenden Franzosen bis jenseits Vorenberg.
T Eroberung der großen Batterie durch den Erbprinzen von Braunschweig.

Namen der Regimenter.

	Schw.	Bat.		Schw.	Bat.
1) Braunschweigische Grenadiere	—	1	34) Fabrice	—	1
2) Hessische Grenadiere	—	1	35) Ledebour	—	1
3) Hannoversche Grenadiere	—	1	36) Leibregiment	2	—
4) Braunschweigische Grenadiere		1	37) Dachenhausen Drag.	2	—
5) Hessische Grenadiere	—	1	38) Gartes	—	2
6) Hannoversche Grenadiere	—	1	39) Oberg	—	1
7) „ „	—	1	40) Kielmannsegge	—	1
8) Block	—	1	41) Leibdragoner *h*	4	—
9) Brüneck	—	1	42) Pr. Wilhelm *h*	2	—
10) Imhof *b*	—	2	43) vac. Isenburg *h*	2	—
11) Zastrow	—	1	44) Miltitz *h*	1	—
12) Leibregiment *b*	—	2	45) Leibregiment *h*	2	—
13) Behr *b*	—	2	46) Hodenberg	—	1
14) Grenadier	—	1	47) Wangenheim	—	1
15) Erbprinz	—	1	48) Gitten	2	—
16) Mansfelt	—	1	49) Reden	2	—
17) Isenburg	—	1	50) Stöln	2	—
18) Handring	—	1	51) Hammerstein	2	—
19) Hanau *h*	—	1	52) Garde du Corps	2	—
20) Canitz	—	1	53) Dachenhausen Drag.	2	—
21) Fürstenberg	—	1	54) Grenadiers à cheval	1	—
22) Pr. Anhalt	—	1	55) Breidenbach	2	—
23) Pr. Carl	—	1	56) Busch	4	—
24) Leibregim.	—	1	57) Bock	4	—
25) Diepenbrock	—	1	58) vac. Schlüter	2	—
26) Zastrow	—	1	59) Dachenhausen Cav.	2	—
27) Post	—	1	60) Breidenbach	2	—
28) Stolzenberg		1	61) Spörken	—	1
29) Sax Gotha	—	1	62) Zandré	—	1
30) Bückeburg	—	1	63) Hardenberg	—	1
31) Scheiter	—	1	64) Les chasseurs à pied	—	1
32) Knesebeck	—	1	65) Les chasseurs à cheval	2	—
33) Druchleben		1			

b Braunschweigische Truppen. *h* Hessische Truppen.

Ham am 26 Juli 1757.



Nach der Original Aufnahme des Kgl. Hann. Generalstab